Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/samtlichewerke0004ebne

Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Band 4

Thomas J. Bata Library
TRENT UNIVERSITY
PETERBOROUGH, ONTARIO

Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Vierter Band
1.–20. Tausend

Verlegt bei Gebr. Paetel
Dr. Georg Paetel in Berlin und
der Verlagsanstalt Herm. Klemm A.G.
in Berlin-Grunewald

Marie von Ebner-Eschenbach

Unsühnbar / Glaubenslos?! /
Das Schädliche - Die Totenwacht /
Alte Schule / Gedichte / Meine
Erinnerungen an Grillparzer /
Aus einem zeitlosen
Tagebuch

Verlegt bei Gebr. Paetel
Dr. Georg Paetel in Berlin und
der Verlagsanstalt Herm. Klemm A.G.
in Berlin-Grunewald

PT 1953 . A1 1920 Bd. 4

Dieses Werk wurde gedruckt in der Offizin G. Kreysing in Leipzig.
Einbandzeichnung und Innentitel sind entworfen von Bernhard Lorenz.
Den Einband fertigte H. Fikentscher in Leipzig.

Inhalt des vierten Bandes

Seite

Unsühnbar 1

Glaubenslos? 215

Das Schädliche — Die Totenwacht

Das Schädliche 363

Die Totenwacht 433

Alte Schule

Ein Verbot. Kulturbild 457

Der Fink 474

Eine Vision 481

Schattenleben 490

Verschollen. Eine Künstlergeschichte 493

Novellenstoffe. Ein Gespräch 531

Gedichte

Ein kleines Lied 557

Boule d'or 557

Sommermorgen 558

Der Halbpoet 559

Vanitas 560

Das Schiff 561

Lebenszweck 561

Grabschrift 561

Sankt Peter und der Blaustrumpf 562

Liebeserklärung 563

So ist es 566

Einschlafen 568

Spruchverse 570

Seite

Gänsezug 572
Die Erdbeerfrau 572

Meine Erinnerungen an Grillparzer . . . 577

Aus einem zeitlosen Tagebuch 619

Abgeschrieben kann das Leben 636
Alles Egoismus 673
Als der kleine Herzog 676
Alte Tagebücher — Sündenregister 656
Am 4. April 1878 659
An den Tod 679
An einem schönen Sommerabend 644
An Louise Schönfeld-Neumann 637
Arzneimittel der Seele 666
Auch nicht geschriebene Briefe 637
Auf dem Heimwege 638
Auf der Erdenwelt 643
Baron Münch-Bellinghausen 675
Beethoven ging in Baden 668
Beherzt im Leiden 679
Beim Vorlesen einer meiner Arbeiten 636
Boccaccios Novellen 642
Briefe von geliebten Menschen 673
Da kommt ein Besucher 647
Dank! Dank! sagte 644
Das ist heute ein merkwürdiger 671
Das Jahr 1804 634
Das sind bedrohliche Menschen 654
Das Talent hat dem Kunstgesetz 648
Das Wort „unbeschreiblich" 664
Daß alles vergeht 636
Daß du gestorben bist 678

Seite

Daß sie nicht zu besitzen brauchen 674
Der alte Direktor 642
Der alte Meister 635
Der Ärmste bettelt 647
Der erste Glückliche 644
Der heilige Anarchist 671
Der Himmel ist geöffnet 678
Der Kunst täte not 655
Der Propfen springt 667
Der Roman „Phädra" 642
Der rote Haß 671
Der still beherzt 634
Der von einem ausgezeichneten Lehrer 651
Der vortreffliche Mérimée 660
Die Bauern in der Umgebung 649
Die Entfernungen der Sterne 678
Die geniale Frau Amalie Haizinger 650
Die Hoffnung auf den Sperling 647
Die Jugend ist außerordentlich 648
Die Kinder gingen 658
Die Klugen sind nicht treu 648
Die Kunst des Sokrates 672
Die Kunst soll sein 644
Die Leute können sich 652
Die Linden 631
Die Reue, nicht aus Furcht 653
Die Sonne ging glorreich 655
Die Störungen gehen vorbei 647
Die Vergnügungssucht 646
Die vielen toten Gegenstände 647
Dilettanten haben nicht einmal 648
Du bist erbärmlich 633

Seite

Durch wie viel Kompliziertheit 646
Du staunst, weil 669
Eheliche Treue 668
Ehrlich und herzlich 669
Eigensinn, Rückgrat des Schwachen 635
Eine Anekdote, die mein Vater 653
Eine etwas ältliche Verliebtheit 644
Eine Heldin 630
Eine junge Literatur 672
Einem Patienten des Doktors N. 653
Einen Gedanken möcht ich erbeuten 653
Eines der schönsten, reichsten Bücher 666
Eine wohlgenährt aussehende Frau 658
Ein feiner, wohlerzogener 664
Ein Grammatiker war gestorben 635
Ein guter Mensch zertrat 674
Ein Leid, das die Menschen 642
Ein nackter Affe 660
Ein Sprüchlein 645
Ein vortreffliches Buch 672
Entlasse dein Talent 670
Erlaubt ist, was gefällt 653
Es geschieht zu jeder Zeit 668
Es gibt etwas, wofür 656
Es hat einer eine Dummheit 665
Es ist der Kunst zu enge 670
Es ist für unsere Seelenruhe 637
Es kann eine leidenschaftliche 657
E. Zickendraht, „Beiträge" 663
Für den Ballabend der „Concordia" 649
Gedanken 680
Gedichte von 675

Seite

Gesegnet mein Wille zum Leiden 676
Gewissensfreiheit, ja, ja 656
Glücklich, der nach seinem 659
Glückliche Frauen 674
Gorki sagt: „Ich liebe Turgenjew" 652
Hast du ein feines, leishörendes Ohr 635
Heilige, stille Einsamkeit 652
Heimat 626
Heutzutage werden Bücher 675
Ich bin die Mächtigste 666
Ich bin ein Kind meiner Zeit 650
Ich bin im Leben 673
Ich habe gegen das Büchlein 645
Ich habe kleine Wahrzeichen 633
Ich habe mein Leben 651
Ich kenne jemand, der 656
Ich lese mit Bewunderung 667
Ich liebe viele Menschen 647
Ich, mein lieber Meister 676
Ich war ein junges Mädchen 648
Ich war längst nicht mehr jung 654
Ich wär verschlossen 660
Ich warte 677
J. F. „So" 634
Im Jahre 1841 hat 655
Im hohen Alter 672
In einem modernen Gedicht 655
In seiner schönen Studie 676
In seinem Werke 669
In St. Gallen landete 654
Ist deine Kraft gestählt 666
Je älter wir werden 666

Seite

Jedes treue Rückgedenken 680
Kein anderes Leiden 647
Komteß Muschi 661
Lesen ist ein großes Wunder 670
Lou-Andreas Salomé 657
Man bleibt ein Tor 652
Man darf eine noch nicht 654
Man hat seine Langweiligen 652
Man kann unterscheiden 669
Mein Bruder Victor 661
Meine liebe Freundin 653
Mein Freund Albrecht Wickenburg 672
Mein leitender Gedanke 657
Mein Neffe, sechs Jahre alt 664
Mit der Schnsucht 678
Mit Dornen ist zum Quell 677
Mit einem Buche 643
Mitrennen aus Angst 637
Mit schlimmsten Namen 656
Modern, ihr Kinderchen 662
Morgengrauen 651
Nach einer Aufführung 658
Napoleon war ein großer Erzieher 672
Nervenaufreibend ist der 654
Nichts ist ansteckender 650
Ohne unbewußte Voraussicht 650
Ohne Talent zur Liebenswürdigkeit 673
O ja, es gibt ein Mittel 637
Prinzessin von Banalien 661
Rom 621
Schillertag 675
Schutzengel. Von Sladek 646

Seite

Scribe sagt 660
Seine Leidenschaften überwunden haben 641
Sich glücklich fühlen können 634
Sich verbeißen in seine Arbeit 637
So manches papierne Denkmal 666
So wenig ohne Fehl 659
St. Gilgen 635
Talent ist Glück 633
Theaterdirektor und Dichter 661
Unserer Zunahme an Verstand 657
Unser Harzer 662
Verwöhnender als der 672
Viel getan haben 648
Vom Arzte und vom Lehrer. 644
Von den Engländern 668
Von Euklid ist der Satz 672
Von so manchem Buche 636
Wachsen sollst du 661
Was du sagen willst 636
Was ist das für ein armes Leben 645
Was ist der Ruhm 643
Was man noch tun kann 667
Wenn die Leidenschaft räsoniert 642
Wenn du einer Familie 674
Wenn ich ein Brechmittel brauche 666
Wenn ich nicht schlafen kann 635
Wenn ihr es doch glauben wolltet. 650
Wenn Scarron sich in Geldnot befand 675
Werde ich das Ziel 645
Wer klug ist und stark 670
Wie schwer erträgt derjenige 647
Wie so manche Schriftstellerin 660

Seite

Wie vieles wurde nur aufgeschrieben 648
Wir Alten sind die Milden 673
Wir dürfen das Wort 652
Wir erhalten den Umgang 643
Wir erheben uns nie höher 633
Wir können es nicht lassen 674
Wir suchen gern unsere Abneigung 674
Wozu? Immer zu etwas 669
Zuhören können 645
Zur sechsten Auflage der „Božena" 659
Zu viel Talent 642

Unsühnbar

Erzählung

I.

Die Vorstellung des „Fidelio" war zu Ende; das Publikum strömte aus dem Opernhause und zerstreute sich rasch nach allen Richtungen. Seit vierundzwanzig Stunden fiel Schnee, emsig, unablässig, in großen Flocken; er lag schwer auf den Dächern, verschleierte die Lichter in den Lampen, machte die Mühe der Wege ausschaufelnden Arbeiter fast vergeblich. Geräuschlos rollten die Equipagen vor; in Pelze gehüllte Männer und Frauen stiegen in weich gepolsterte Wagen. Ein paar Ladendiener hoben ihre sommerlich gekleideten Schönen in einen Komfortabel mit zerbrochenen Fenstern. Wie der Wind sauste ein Fiaker nach dem andern davon. Den Hut auf dem Ohr, den Schnurrbart gewichst, saßen die Eigentümer des „feschen Zeugels" etwas vorgebeugt auf ihrem Bock, in jeder Hand einen Zügel; und die Pferde griffen aus und gaben her an Lebenskraft, was sie geben konnten, um grüne Majoratsherrchen, hochgeborene Reiteroffiziere und Sportsleute so geschwind als möglich zum Spiel in den Jockeiklub zu bringen. An den Rand der Straße gedrängt, rumpelten dicht besetzte Gesellschaftswagen, von abgejagten Mähren geschleppt, von schlaftrunkenen Kutschern regiert, den Vororten zu. Solide Bürgersfamilien gingen wohlverwahrt, mit geschärftem Appetit — man wird so hungrig im Theater — nach Hause, wo ein kräftiges Abendessen sie erwartete, oder begaben sich in ein Restaurant.

Gemächlich, trotz des bösen Wetters, schlenderten einige Infanterieoffiziere dem nächsten Kaffeehause zu. Ein kleines

Fähnlein, aber tatendurstig und eroberungssicher. Sie sprachen von den eleganten Damen in den Logen und von den Tänzerinnen und den Pferden anderer. Ein „Einjährig-Freiwilliger," der Sohn eines geadelten Bankiers, der sich ihnen angeschlossen hatte, sagte mit Vorliebe: „Wir Kavaliere" und „Wir vom Turf." Daß sein Sessel im väterlichen Kontor das einzige Rößlein war, auf dessen Rücken er es je zu einem Gefühl der Sicherheit gebracht, verschwieg er.

Die Herren wurden von einer jungen Lehrerin überholt, die eiligen Schrittes die Wanderung nach ihrer Wohnung angetreten hatte. Ihr Mantel war fadenscheinig, aber sie fror nicht; ihr Weg war weit und einsam, doch ihr bangte nicht. Sie schwelgte im Nachgenuß der Wonne, die ihrem kunstverständigen Sinn eben geboten worden. Es gab doch auch in ihrem schweren, harten Dasein Stunden der herrlichsten Ergebung. Die Kraft, die sie aus ihnen geschöpft, sollte lange vorhalten. Wer das Manna für die Seele auf Kosten des täglichen Brotes erwerben muß, kann sich dieser holden Labung nicht oft erfreuen.

In der Operngasse war eine Arbeiterabteilung mit dem Aufrichten einer Schneepyramide beschäftigt, als ein Brougham, mit Rassepferden bespannt, im feierlichen Trabe vorbeikam. Die Flammen eines Gaskandelabers erleuchteten einen Augenblick das Innere des Wagens. Zwei Damen saßen darin, die eine alt und von kränklichem Aussehen, in dunklem Capuchon und Überwurfe, die andere sehr jung, sehr schön, barhäuptig, mit klassischem Profil, ihre Gefährtin um Kopfeshöhe überragend.

„Ho!" rief der dicke Pferdelenker in lässig warnendem Tone den Straßenkehrern zu, und alle zogen sich zurück — nur einer nicht. Der sprang vor, sah mit spöttischer Vertraulichkeit zu dem Kutscher hinauf und zwang ihn auszuweichen, was dieser tat, ohne den Kopf zu wenden, während der Diener neben ihm murmelte:

„Wieder zurück aus Amerika und — Gassenkehrer? Gibt's denn dort keine solche Anstellung?"

„Gibt's gewiß," lautete die Antwort, „damit is ihm aber nit gedient. Will uns hier aufpassen und Skandal machen, der Lump." —

Diese Bemerkung galt einem schlank- und hochgewachsenen Burschen mit blassem Gesicht, eingefallenen Wangen und großen, dunkelbraunen Augen. Er trug zerlumpte Kleider; ein kleiner, durchlöcherter Hut, den er ins Genick zurückgeschoben hatte, ließ die Stirn und die, trotz der Verkommenheit, die sie ausdrückten, noch hübschen Züge frei. Mit frechem Behagen pflanzte er sich im Lampenschein auf, und die junge Dame, die den Kopf ans Wagenfenster neigte, unverschämt anstarrend, präsentierte er vor ihr den Besen wie ein Gewehr.

Die Equipage fuhr davon, die Arbeiter lachten: „Schaut's den Wolfi an!" Und Wolfi, den Zornigen spielend, rief: „Dumme Bagage, was lacht's? — Was hab ich getan? ... Militärische Ehren erwiesen Wem? — der Gräfin Maria Wolfsberg, meiner — meiner lieben Verwandten."

Die so Bezeichnete hatte bei der Gebärde des Tagelöhners keine Miene verzogen, doch verfärbte sie sich ein wenig und sagte mit beklommener Stimme zu ihrer Begleiterin: „Tante Dolph, hast du den Menschen gesehen? Im zerrissenen Sommerrock, mit geplatzten Schuhen bei dieser Kälte ..."

„O, meine Liebe, der hat seinen Schnaps im Leibe, dem ist wärmer als mir," erwiderte die Tante fröstelnd.

„Hast du auch gesehen, was er getan hat?"

„Ja, ja, — ein Spaßvogel."

„Das ist kein Spaßvogel — das ist ein Feind, der uns haßt."

Die Gräfin unterbrach sie: „Hör auf. Du bist nervös. Dazu hat man in deinem Alter noch kein Recht. Ein Betrunkener erlaubt sich einen Scherz — was weiter. Man sieht es, wenn es

einen unterhält, sieht es nicht, wenn es einen verdrießt — darüber nachdenken ist krankhaft."

Maria schwieg. Sie ließ sich nicht gern in einen Streit mit der Tante ein, weil sie regelmäßig den kürzeren zog. Die Tante war klug und schlagfertig; ihr Bruder, Graf Wolfsberg, nannte sie sogar weise und verehrte in der um viele Jahre älteren Schwester seine Vertraute, Ratgeberin und Freundin. Sie hingegen liebte auf Erden nichts als ihn. Kränklich von Jugend an und sehr unabhängigen Sinnes, hatte sie niemals einen Beruf zur Ehe in sich verspürt und die zahlreichen Bewerber um ihre unscheinbare Persönlichkeit und um ihr glänzendes Vermögen einen nach dem andern ohne Seelenkampf abgewiesen. Gräfin Adolphine oder Dolph, wie sie in der Familie genannt wurde, lebte lange Zeit auf ihrem Gute der Pflege ihrer Rheumatismen und des Vermögens, das sie, bedeutend vermehrt, ihrem Bruder zu hinterlassen gedachte. Als dieser Witwer wurde, brachte sie ihm, seiner Bitte nachgebend, ein großes Opfer. Sie verzichtete auf ihre Selbständigkeit im eigenen Haushalte und machte sich zur Leiterin des seinen. Da die Zeit kam, Maria in die Welt zu führen, tat sie noch mehr: sie entsagte der ihr notwendigen Bequemlichkeit und Ruhe und durchwachte manche Nacht auf dem Balle, den schmerzenden Kopf mit Diamanten bedeckt und so unvorteilhaft aussehend im großen Staat, daß nicht einmal ihre Kammerfrau es wagte, sie zu bewundern. Dabei langweilte sie sich grausam, langweilte sich sogar, wenn sie die andern durch ihren scharfen und sprudelnden Witz vortrefflich unterhielt. „Glücklicher Bertrand de Born," sagte sie, „dem nur die Hälfte seines Geistes nötig war. Ich wäre froh, wenn ich bloß für ein Zehntel des meinen Abnehmer fände!"

Zu Hause angelangt, zog sich die Gräfin in ihre Gemächer zurück, während Maria in den Salon ihrer Wohnung trat. Jeden Abend erwartete sie hier einen verehrten Gast — ihren Vater. Es geschah fast nie umsonst. So wenig Zeit das hohe Staats-

amt, das er bekleidete, und die Genußsucht, der nachzugeben er selbstverständlich fand, ihm übrig ließen: die Stunde, mit der Maria ihren Tag beschloß, wußte er für sie frei zu halten.

Sie ließ sich jetzt den Theatermantel von ihrer Kammerzofe abnehmen und begann sogleich den Tee zu bereiten, zu dem alle Anstalten auf einem Tischchen neben dem Etablissement getroffen waren.

Maria widmete ihrer Beschäftigung die größte Sorgfalt. Mit dem Vorsetzen einer Tasse Tees hatte sie alle kindlichen Pflichten erfüllt, die ihr Vater ihr auferlegte. Es wäre ihr heißer Wunsch gewesen, etwas für ihn zu tun, ihm etwas sein zu können; aber sie fühlte wohl, daß die Ahnung eines solchen Ehrgeizes im Herzen seiner Tochter ihn lachen gemacht hätte. Er wollte sie heiter und glücklich sehen, und wenn sie seine Fragen: „Hast du dich unterhalten? — Freut dich dies? — Freut dich eines?“ mit ja beantwortet hatte, dann wich der strenge Ernst, der gewöhnlich auf seinem Antlitz lag. Dank seiner Großmut hatte sie ihre Wohnung in ein kleines Museum verwandeln können; fiel es ihr aber ein, bei der Betrachtung eines Bildes, einer Bronze etwas von ihren neu erworbenen Kenntnissen in der Kunstgeschichte durchblicken zu lassen, dann wurde seine Miene so spöttisch, daß Maria verwirrt schwieg und sich beschämend albern vorkam. Und der kostbare Blüthner, mit dem er sie jüngst überrascht, und der dort in der Ecke stand, eingehüllt in weiche, indische Gewebe, noch hatte sie seinem Spender nichts anderes darauf vorspielen dürfen als Operettenarien und Tanzmusik. Sie war nicht leicht abzuschrecken gewesen, hatte immer einen Übergang gefunden aus dem Trivialen ins Schöne, aus dem Zerstreuenden ins Erhebende — aber nach den ersten Takten schon wurde das gefürchtete „Gute Nacht, Maria,“ gesprochen, und der Graf war aus dem Zimmer verschwunden. In solchen Fällen pflegte sie sich nicht zu unterbrechen: es hätte ihn, der sich in seinem Hause gegen Rücksichtnahme wehrte wie ein anderer

gegen Rücksichtslosigkeit, sehr verdrossen. Nun blieb Maria in seiner Gegenwart bei dem Vortrage von Arietten und Walzern. Die Musik, die ihrem Geschmack entsprach, übte sie aus vor dem Bilde ihrer Mutter, das lebensgroß an der Wand über dem Piano hing. „Du hättest deine Freude an mir gehabt," sprach sie in Gedanken zu ihr. „Du hättest gewußt, daß ich nur zu wollen brauchte, um eine Künstlerin zu werden. Aber ich werde nicht wollen, ich darf nicht. Unsereins darf so etwas nicht. Hättest du das auch gefunden?"

Ihr Blick haftete voll inniger Begeisterung auf dem edlen Angesicht, dem das ihre so ähnlich sah. Es war dasselbe reine Oval, dieselbe von kleinen Locken der reichen, aschblonden Haare beschattete Stirn. Sie bildete zwei kaum sichtbare Hügel über den feinen Brauen, den etwas tiefliegenden blaugrauen Augen. Es war der selbe Schnitt der schlanken Nase, der leicht geschwellten Lippen und die selbe wahrhaft königliche Gestalt. Aber ein anderer Geist offenbarte sich in jedem der beiden schönen Wesen. Marias ganze Erscheinung bekundete Entschlossenheit, Seelenstärke, Klarheit. Die Verstorbene hingegen hatte einen Ausdruck von eigentümlicher Schwermut und hilfloser Schüchternheit. Das Bild, aus dem sie unvergänglich jung und lieblich herabsah, war in ihrem achtzehnten Jahr, dem ersten Jahre ihrer Ehe, gemalt worden. Es stellte sie dar in einem weißen Spitzenkleide, mit bloßem Halse, mit nachlässig herabhängenden Armen, eine weiße, kaum aufgeblühte Rose in der Hand. Den Kopf leicht vorgeneigt, schien sie traumverloren zu lauschen. Maria entsann sich noch, sie so gesehen zu haben im Konzert, in der Oper, und auch wenn der Vater oder sie zu ihr sprachen.

Aber diese freudigen Erinnerungen an die Mutter lagen fern, und jene, die sich an eine spätere Zeit knüpften, waren unsäglich traurig. Die Gräfin, von einer Gemütskrankheit ergriffen, war langsam hingesiecht. Immer teilnahmloser, immer schattenhafter wandelte sie stundenlang im Sommer durch den

Garten, im Winter durch die Zimmer und durch die Gänge, blieb manchmal horchend an einer Tür stehen, machte eine Gebärde des Entsetzens und trat ihre Wanderungen stumm und rastlos wieder an.

Die ersten Symptome des Leidens sollten durch einen heftigen Schrecken hervorgerufen worden sein, dessen Veranlassung niemand in Marias Umgebung kennen wollte. Sie zweifelte nicht, daß ein Geheimnis da verborgen liege, und ließ nicht nach in ihrem leidenschaftlichen Eifer, es zu entdecken. Ganz besonders wurde ihre ehemalige Kinderfrau, die mit unbegrenzter und sklavischer Liebe an ihr hing, mit Fragen von ihr bestürmt.

„Sag es mir, Lisette, geh, sag es mir," hatte sie einst gefleht, und so geizig sie mit ihren Zärtlichkeiten war, ihren Arm um den Hals der Getreuen geschlungen. „Wenn du mich lieb hast, sagst du's gleich, in dieser Minute... Wenn du es nicht sagst, dann weiß ich, daß dir nichts an mir liegt."

Lisette sank in sich zusammen. Ratlos und verzweifelt starrten ihre grauen Augen ins Leere, ihre Wangen wurden fahl, ihre Lippen bebten. „Wäre ich doch tot," jammerte sie, „daß mich das Kind nicht mehr fragen könnte."

— Tot? — Maria trat weg von ihr und senkte den Kopf.

Lisette hatte sich den Tod gewünscht. Sie, die nicht von ihm reden hören konnte, die in jedem, der ihn nur nannte, ihren Feind sah, die das Leben als das höchste aller Güter schätzte, noch so viel von ihm erwartete, die tanzen wollte auf der Hochzeit Marias und Kinder des Kindes heranziehen, alle — und wenn ihrer zwölfe wären!... Lisette hatte sich den Tod gewünscht!

Das junge Mädchen war tief ergriffen und mußte Tränen niederkämpfen, um laut und vernehmlich sagen zu können: „Ich werde dich nie wieder fragen."

Maria hatte Wort gehalten. — Seitdem waren sechs Jahre vergangen.

II.

Der Vorhang des Nebenzimmers war mit leiser Hand zurückgeschoben worden, Lisette erschien am Eingang, und ihre sanfte, unterwürfige Stimme sprach: „Marie, Kind, darf ich hinein?"

„Du bist noch auf?" lautete die vorwurfsvolle Erwiderung, und Lisette entschuldigte sich:

„Hatte schon Nacht gemacht, schon längst. Aber du weißt, daß ich nicht einschlafen kann, bevor ich deinen Wagen ins Haus rollen höre."

„Wie lächerlich," versetzte Maria, wandte sich ab und nahm Platz in einem Fauteuil.

Lisette stützte, näher tretend, den Arm auf dessen Lehne. „Kann früher nicht einschlafen. Und dann muß die Klara kommen und mir berichten — weh ihr, wenn sie das einmal versäumen würde! — sie ist da, und lustig und guter Dinge. Heute jedoch höre ich: Sie hat traurig ausgesehen ..."

„Spionage!" fiel ihr Maria ins Wort.

„Nenn's, wie du willst, das ist mir gleich; nur glaube nicht, daß du daran etwas ändern kannst. — Also traurig ist das Kind? Ja, ja, ich seh's." Ihr Ton wurde tief schmerzlich, in ihrem kleinen, spitznasigen Gesichte malte sich eine peinvolle Bangigkeit. „Was ist denn geschehen?"

„Ach, Lisette, ich bitte dich, mach keine Geschichten. Was soll mir geschehen sein? — Ich bin verstimmt, ja, aber aus einem Grunde, der dir keine Sorgen machen wird."

„Wollen erst sehen. — Sprich, mein Vogerl, sprich, damit ich beruhigt zu Bett gehen kann."

Maria erhob den Kopf und sah der Dienerin, die sich zu ihr herabneigte, fest und streng in die Augen: „Die Menschen, welche diese eiskalte Nacht im Freien zubringen und hungernd und frierend die Straßen fegen werden — die tun mir leid."

Liſette bäumte ſich lachend zurück. „Nein, das Kind! — Nein, das iſt zu arg. Die Leute, die Gott danken für den Schnee, den er vom Himmel fallen läßt, damit ſie Arbeit kriegen, die ſich nichts anderes wünſchen als Arbeit, von klein auf nichts anderes gewohnt ſind als Arbeit, die bedauerſt du!" Sie wurde in dem Lobgeſang, den ſie nun auf Marias „goldenes Engelsherz" zu erheben begann, unterbrochen.

Im Hofe, nach dem die Fenſter der Komteſſenwohnung gingen, war es laut geworden. Pferdegetrappel ließ ſich hören, die Portiersglocke gab das Herrenzeichen.

Liſette verabſchiedete ſich, und Maria ging ihrem Vater bis an die Schwelle entgegen; ſie begegneten einander mit einem Händedruck.

„Guten Morgen und guten Abend," ſprach Maria. „Ich wollte nachmittags einen Augenblick zu dir, aber Walter ſagte, du habeſt Beſuch."

„Dornach war bei mir und blieb ſo lange, daß ich kaum Zeit gehabt habe, Toilette zu machen zum Diner."

„Bei?"

„Bei Fürſtin Alma."

„War's ſchön?"

„Kannſt dir's denken. Dreißig Perſonen, dreißig Grade und dreißig Gänge."

„Du übertreibſt, wie immer, wenn es ſich um ein Feſt bei Alma handelt. Sie kann tun oder laſſen, was ſie will, du tadelſt alles. Und ich weiß, wie peinlich ihr das iſt und wie großen Wert ſie auf dein Urteil legt."

Mit dieſen Worten ſtellte Maria eine Taſſe Tee vor den Grafen hin, der ſich in einen Lehnſtuhl neben dem Tiſche niedergelaſſen hatte. Er warf einen ſeltſamen, faſt drohenden Blick auf ſie, ſenkte ihn aber raſch, als er in den Zügen ſeiner Tochter der völligſten Unbefangenheit begegnete.

Wolfsberg galt noch jetzt, da er ſich in der zweiten Hälfte der

Vierzig befand, für einen den Frauen gefährlichen Mann. Er war mittelgroß, von schlanker und geschmeidiger Gestalt, ein berühmter Reiter und Jäger. Einer gewissen kühlen und würdevollen Zurückhaltung in seinem Wesen verdankte er den Ruf großer Verläßlichkeit, der ihm zahlreiche Freunde erwarb. Seine Erziehung hatte er, früh verwaist, in Deutschland, bei Verwandten seiner verstorbenen Mutter, im Sinne des Wortes — genossen. Mit einer außerordentlichen Bildungsfähigkeit begabt, war er mühelos ein guter Student gewesen, und es blieb auch später sein Ehrgeiz, jeden seiner Erfolge für einen spielend errungenen gelten zu lassen. „Ich nehme das Leben nicht ernst," sagte er oft und machte dazu eine beinah finstere Miene.

Eines aber gab es in diesem Leben, das er dennoch ernst nahm, und das war seine Tochter und das Glück, das er ihr bereiten wollte in Gegenwart und Zukunft.

„Maria," begann er, „es hat sich heute jemand bei mir um die Erlaubnis beworben, unser Haus besuchen zu dürfen. Du wirst wohl erraten, wer?"

Sie lächelte ihn freudig an: „Felix Tessin."

„Tessin? — du scherzest."

„Es war nicht meine Absicht," erwiderte Maria und senkte bestürzt die Augen.

„Wie? Du könntest glauben, daß ich Tessin angehört hätte, wenn er mir mit einer solchen Zumutung gekommen wäre?"

„Warum nicht?" fragte sie zögernd, und ihr Vater antwortete mit der offenbaren Absicht, sich nicht in Erörterungen einzulassen:

„Du solltest wissen, was ich von ihm halte."

„Nun, recht viel. — Ein so geistvoller, begabter Mensch, dem du selbst eine schöne Zukunft voraussagst."

„Das heißt, ich glaube, daß er so ziemlich alles erreichen dürfte, was er anstrebt. Er ist ehrgeizig und klug, jagt hohen, aber nicht unerreichbaren Zielen nach, und kann um so leichter

ankommen, als er sich wenig Skrupel macht bei der Wahl seiner Mittel."

„Vater!"

„Nun?"

„Das wäre ja schrecklich."

Er zuckte die Achseln. „Tessin hält sich gewiß, wie heutzutage so mancher, für einen, der ‚jenseits von Gut und Böse' steht. Ein so ungewöhnlicher Mensch, so bezaubernd in seiner dunkeln Manfred-Schönheit, so verwöhnt von den Frauen." Der Graf sprach gelassen und spöttisch, ohne daß es im geringsten schien, als ob er seine Tochter beobachte, und las doch in ihren bewegten Zügen, was ihn peinlich überraschte — daß er ein wenig spät kam mit seiner Warnung. Es galt mehr, als einen flüchtigen Eindruck verwischen, es galt eine Empfindung entwurzeln, weh tun. Den Ellbogen auf den Tisch und die Hand an Stirn und Wange gestützt, fuhr er ernsthaft fort: „Wenn Tessin nicht ein Verwandter — der Freundin deiner Mutter," wollte er sagen, brachte es aber nicht über die Lippen, „der Fürstin Alma wäre, hätte ich verhütet, daß es dir vorgestellt werde. Indessen hat sie es mir schwer genug gemacht, ihn, außer bei offiziellen Empfängen, von denen ich einen Botschaftsrat nicht ausschließen kann, von meinem Hause fernzuhalten. Die gute Fürstin wird eine Schwäche für ihn nicht los; sie vergißt nie, daß sie sein Jugendtraum gewesen, seine erste und letzte ideale Liebe."

„Vor ihrer Verheiratung; ich habe davon gehört."

„Vorher — nachher. Was hätte er darum gegeben, an der Stelle seines älteren Vetters, des Fürsten Tessin, zu sein, der die Braut heimführte. — Es dauerte eine Weile, bis er das zwecklose Schmachten satt bekam und eine praktische Richtung im Leben und in der Liebe einschlug. Und heute können seine Huldigungen ein junges Mädchen nicht mehr stolz machen. Sie teilt sich darein mit Persönlichkeiten, mit denen sie gewiß nichts gemein haben möchte."

„Zum Beispiel?“ fragte Maria erstickten Tones, und ihr Vater spöttelte:

„Nein, wirklich, ich bekomme Respekt vor den Komtessensoireen. Man klatscht ja dort nicht mehr, kümmert sich nicht mehr um das Tun und Lassen der jungen Herren. Schade um ihre schönsten dummen Streiche, sie machen keinen Effekt. Was wissen denn die Komtessen, wenn sie nichts wissen von Mademoiselle Nicolette, den Stern der ersten Quadrille?“

Maria war sehr blaß gewesen, jetzt färbten sich ihre Wangen: „Doch — sie wissen viel und schwatzen noch mehr von ihr und vom Grafen ... Ich höre aber nicht zu, wenn jemandem übel nachgeredet wird ... du hast mich das gelehrt.“ Sie versuchte, einen scherzenden Ton anzunehmen, es gelang ihr nicht, es war zu schwer. Sie hätte weinen und schluchzen mögen.

Der Graf sah es, und es tat ihm leid; von einer schwächlichen Regung jedoch hielt er sich frei. Es mußte sein, mit dieser Neigung mußte sie fertig werden. Auch ohne den entscheidenden Grund, der ihr unbekannt bleiben mußte, würde Wolfsberg eine Heirat zwischen Maria und dem leichtfertigen Tessin nie gestattet haben. Und so versetzte er: „Die üble Nachrede trifft auch manchmal das Richtige.“

Ein schwerer Seufzer stieg aus der Brust Marias. „Du tust ihm vielleicht unrecht,“ wagte sie einzuwenden.

„Er ist unwahr und gewissenlos — unterbrich mich nicht — ich spreche von jener Gewissenlosigkeit, die sich von der des Falschspielers oder des Diebes unterscheidet wie das Ungreifbare vom Greifbaren ... Genug.“ Er wandte sich ihr plötzlich zu und sah sie an: „Du hast schlecht geraten. Der mich bat, ihm Gelegenheit zu geben, von dir gekannt zu werden — denn dich zu kennen behauptet er — ist Hermann Dornach.“

Sie biß sich auf die Lippen. „Welche Ehre! Und was hast du ihm geantwortet?“

„Daß ich mit dir reden und ihm dann Bescheid geben will.

Er wird bejahend lauten, wenn du Rücksicht nimmst auf das, was ich wünsche. Du verbindest dich damit zu nichts. Ich verlange nur: beobachte ihn, prüfe dich. Er wird deine Achtung gewinnen, aber die Sympathie allein gibt den Ausschlag, und — da stehen wir an der Grenze unseres freien Willens. Der Verstand sagt, der klare Blick sieht, hier ist ein Mensch, so vortrefflich, daß eine brave Frau mit ihm glücklich werden muß. Es ist kaum anders möglich, als daß ihre Freundschaft und Hochschätzung für ihn sich allmählich zur Liebe und Begeisterung steigert. Und dort ist ein anderer, an dessen Seite sie Enttäuschung auf Enttäuschung zu erwarten hat. Sie wird gewarnt, ahnt wohl selbst etwas davon — was hilft's? — Ein dunkler Instinkt bleibt der Herr. Das Echte läßt sie gleichgültig, und unwiderstehlich fühlt sie sich zum Falschen hingezogen."

„Unwiderstehlich?" Trotz und Zorn funkelten aus Marias Blicken. „Wenn du das auf mich anwendest, kennst du mich nicht."

„Hoho!" sprach er, sehr zufrieden mit dem hervorgebrachten Eindruck. „Da bleibt mir nichts übrig, als mich zu entschuldigen. Aber das möchte ich wissen — ob du nie ausgelacht worden bist, wenn du die Verteidigung Mademoiselle Nicolettes und ihres Gönners übernahmst?" — Er ersparte ihr die Antwort, die sie mühsam vorzubringen suchte. „Und dann, warum hast du gesagt: Welche Ehre! als ich dir die Botschaft Dornachs bestellte?"

„Weil alle Welt es dafür ansehen würde. Es ist ja unglaublich, wie sie es mit ihm treiben. Die Papas und Mamas machen dem jungen Manne den Hof ... O, wenn sie ihm die Töchter buchstäblich an den Kopf werfen könnten — da sähe man Komtessen fliegen! ... Und die überbieten noch die Taktlosigkeit der Eltern, ihm und seinem zweiten Ich, seiner Mutter gegenüber ... Ich schäme mich für die anderen ... Das alles ist so empörend und für Dornach so demütigend, weil es so unpersönlich ist und nur seinem Rang und seinem Reichtum gilt."

Sie ereiferte sich und sprach mit einer Heftigkeit, die außer Verhältnis zu ihrem scheinbaren Grunde stand.

Peinlich berührt, lenkte der Graf das Gespräch ab und brachte es erst später auf den Freier zurück, der, wie es bei ihm feststand, sein Schwiegersohn werden sollte.

Als er sie verlassen hatte, ging Maria zu Bett und konnte zum ersten Male in ihrem Leben nicht sogleich einschlafen. Jedes Wort über Tessin, das ihr Vater gesprochen, klang schmerzhaft in ihrer Seele nach. Die Erinnerung an alles wurde lebendig, das Maria ein tolles Geschwätz genannt und dem sie ihr Ohr verschlossen hatte. Nun aber wußte sie, diejenigen, die von ihr der Verleumdung angeklagt worden, die hatten recht, und ihr Vater hatte recht und sie allein unrecht mit ihrer törichten Glaubensseligkeit, mit ihrer übel angebrachten Bewunderung Tessins, mit ihrem Stolz auf sein ritterliches Werben ... Guter Gott, das war so unpersönlich wie die dem Grafen Dornach dargebrachten Huldigungen Ein ehrgeiziger Diplomat, ein praktischer Mann, hatte gewünscht, der Schwiegersohn des Grafen Wolfsberg zu werden und die dazu unerläßlichen Schritte mit liebenswürdiger Formengewandtheit unternommen ... Das Herz war bei dem Geschäft nicht im Spiele — wäre auch nicht zu vergeben gewesen, es befand sich bereits in anderweitigem Besitz.

Ein Schwall von neuen Empfindungen brach über Maria herein. Sie war die Beute von etwas Fremdartigem und Unschönem, dem sie sich entreißen wollte, und wollen konnte sie noch, das sollte ihr Vater sehen — ihr Vater und noch ein anderer ...

Ihre Lider wurden schwer und schlossen sich. Ein Augenblick der Betäubung, dann fuhr sie auf ... Ob sie jetzt wußte, was es heißt: hassen? ... Nein, nein ... sie fühlte nur ein tiefes Bedauern, wie wenn ihr ein Herrliches und Schönes, an dem ihr das Herz gehangen, verunstaltet worden wäre.

Er, den sie hoch über alle Menschen gestellt, unwahr und gewissenlos?

Sie hörte noch vom Turme der nächsten Kirche zwei Uhr schlagen, dann schlief sie ein und träumte, Tessin trete als Schneeschaufler verkleidet an ihr Bett, präsentiere mit dem Besen und engagiere sie zum Kotillon. Sie folgte ihm durch den Ballsaal und schämte sich ihrer Nachttoilette und ihrer nackten Füße. Auch ihres Tänzers schämte sie sich, der in einem fort grinste und der wirkliche Schneeschaufler war. Und wie sie ihn jetzt so recht ins Auge faßte, entdeckte sie etwas Merkwürdiges. Der zerlumpte Mensch erinnerte an ihren Vater, er hatte wie jener die breite Stirn, die dichten, zusammengewachsenen Brauen. Maria neigte sich zu ihm und sprach: „Beim ersten Blick ist mir etwas an Ihnen aufgefallen — ich wußte nur nicht gleich, was es war ..." Sie erwachte, lächelnd über diesen Traum und mit unglaublich leichtem Herzen für ein junges Mädchen, dem eben eine erste Illusion zerstört worden. „Es ist aus," dachte sie, „ich hätte nicht geglaubt, daß man so schnell mit einem Gefühl fertig werden kann, das doch wie Neigung ausgesehen hat ... Nein nicht nur ausgesehen! ... Die anderen wollen belogen sein — warum aber mich selbst belügen? ... Ich habe ihn geliebt, innig und heiß."

Und aufschluchzend drückte sie ihr tränenüberströmtes Gesicht in das Kissen.

III.

Am nächsten Tage machte Hermann Dornach seinen ersten Besuch; er wurde für morgen zu Tische geladen und brachte einige Abende im Familienkreise zu. Gräfin Dolph fand ihn scharmant und unglaublich gescheit für einen Majoratsherrn. Sie rechnete es ihm hoch an, daß er mit ihr, der bösen Zunge,

die den meisten Scheu einflößte, so rasch vertraut wurde. „Einfach die Folge seines guten Gewissens," erklärte sie. „Eine Anklage gegen ihn wäre ein Schuß ins Blaue. Der sieht ruhig zu, wie ich meine Pfeile spitze; er gehört nicht zu den Leuten, denen vor mir graut."

Und wirklich schwand in ihrer Gegenwart die leise Befangenheit, die bei einem Manne, den zu verwöhnen alle Welt wetteiferte, für den Laien so befremdlich und dem Herzenskundigen eine Bürgschaft echten Seelenadels war.

Man sagte, diese Befangenheit sei die Folge der übertriebenen Strenge, mit der er unter der Leitung seiner Mutter erzogen worden. Die Gräfin hatte ein Gegengift anwenden wollen gegen die Kriecherei der Parasiten, des Beamtenheeres, der Dienerschaft und gegen die grenzenlose Nachsicht eines schwachen und kränklichen Vaters für sein einziges Kind. Aber die Dosis war zu stark gewesen und hatte nicht nur keine Selbstüberhebung aufkommen lassen, sondern auch kein rechtes Selbstvertrauen. Die Gräfin sah den begangenen Fehler ein und suchte ihn noch beizeiten gut zu machen. Sie hatte nach dem Tode des Grafen die Vormundschaft über Hermann, die sie tatsächlich immer geführt, auch formell angetreten, und schenkte nun dem achtzehnjährigen Jüngling uneingeschränkte Freiheit. Ein kleiner Mißbrauch der mütterlichen Gnadengabe wäre leicht verziehen gewesen, kam aber nicht vor. Hermann besuchte landwirtschaftliche Schulen in Deutschland und England, jagte Löwen in Nubien und Elefanten in Indien, diente einige Jahre in einem eleganten Kavallerieregiment und widmete sich später der Verwaltung seiner Güter. Er war dreiunddreißig Jahre alt geworden, ohne in der Lage gewesen zu sein, andere Schulden als die seiner Freunde bezahlen zu müssen, ohne ein Mädchen verführt, ohne den Ruf einer Frau gefährdet zu haben. Und doch kochte das Blut in seinen Adern so heiß wie in denen irgendeines seiner Alters- und Standesgenossen, und doch hatte er in seinen

wenigen Liebesverhältnissen mehr echte und wahrhafte Empfindung ausgegeben, als sie alle zusammengenommen in ihren zahllosen Zirkus- und Halbweltsabenteuern. Übrigens erschienen ihm seine ernsthaftesten Schwärmereien und Leidenschaften nur wie Spielereien von der Zeit an, in der er Maria kennen lernte.

Es geschah auf einem Balle, den er aus Gehorsam gegen seine Mutter besucht hatte. Er kam ja überhaupt nur aus Gehorsam zu ihr nach Wien, um dort in die große Welt zu gehen, wo er kein Vergnügen fand, und wo die Bemühungen um seine Gunst ihn anekelten.

Tante Dolph war Zeuge seiner ersten Begegnung mit Maria und dann selbst der Gegenstand seiner eifrigsten und ehrfurchtsvollsten Aufmerksamkeiten gewesen. Sie erinnerte sich plötzlich ihrer Jugendfreundschaft mit Gräfin Agathe Dornach und machte ihr einen Besuch, der bald erwidert wurde. Die alten Damen sagten zueinander: „Liebes Kind," und jede hatte das Gefühl ihrer Überlegenheit über die gute Bekannte von einst, mit der sie später auseinandergekommen war wegen völlig verschiedener Anschauungen und gleich schroffer Unduldsamkeit. Agathe berühmte sich, eine orthodoxe Katholikin zu sein; Dolph, ganz ungläubig, ließ nicht gelten, daß ein vernünftiger Mensch fromm sein könne, es wäre denn ein Dienstbote, ein Bauer oder ein Prinz. Agathe fürchtete für Dolphs ewiges Heil, diese fürchtete Agathens Bekehrungsversuche, die stets in der Behauptung gipfelten, die Skepsis entstehe aus der Halbbildung, und weiter als bis zu einer solchen brächten Frauen es nicht. Ob sich diese Gegensätze zwischen den beiden Damen im Laufe der Jahre gemildert oder verschärft, danach wurde jetzt nicht gefragt und das Berühren heikler Punkte sorgfältig vermieden. Der Graf, ein Konversationskünstler ohnegleichen, half spielend über ein paar Abendstunden hinweg; das Gespräch, das er beherrschte, wurde lebhafter geführt als das

zwischen den jungen Leuten am Teetisch nebenan. Maria war schweigsam, Hermann nicht beredt. Er sagte aber dennoch viel, denn jeder seiner Blicke enthielt eine glühende Erklärung der innigsten Liebe.

Eines Tages nun geschah es, daß Gräfin Dornach sich bei Maria anmelden ließ und mit einer Miene eintrat, als ob sie die Schlüssel des Himmels zu überreichen hätte. In würdevoll gelassener Weise brachte sie im Auftrage Hermanns die Anfrage vor, ob er um Marias Hand werben dürfe.

„Dein Jawort würde ihn beseligen," schloß sie, „und du kannst es ihm getrost geben. Ich schmeichle niemand, am wenigsten mir selbst in meinem Sohne. Mein Urteil über ihn ist das eines jeden Unparteiischen und lautet: Es gibt keinen vernünftigeren Menschen, keinen besseren, keinen edleren." Sie hielt inne, sie wartete auf eine Erwiderung; da keine erfolgte, fuhr sie fort:

„Wenn deine Mutter lebte, würde ich mich zuerst an sie gewendet haben, und sie wäre es, die jetzt zu dir spräche. Nimm an, daß es durch meinen Mund geschieht."

Maria senkte die Augen, ihre Lippen zitterten, aber sie schwieg.

„Ein sicheres Glück bietet sich uns im Leben selten. Dem, der es einmal abgewiesen hat, wird es schwerlich wiederkehren," fuhr die Gräfin nach einer Pause, noch kälter und förmlicher als früher, fort. „Indessen hast du recht, zu erwägen. Dein Zögern gefällt mir; es beweist, daß du den Ernst des Schrittes kennst, den andre junge Mädchen oft so leichtsinnig unternehmen. Ich habe Vertrauen zu dir. Wenn ich deine Einwilligung, deine einfache Einwilligung mit nach Hause nehme, so enthält sie für mich alle heiligsten Schwüre, die ein ehrliches Mädchen ihrem zukünftigen Gatten nur irgend leisten kann."

„Jawohl, das enthielte sie auch ... Ich bitte Sie "

„Wieder: Sie! Bleibe ich dir denn fremd?" —

„Ich bitte dich, sage dem Grafen Hermann — —" eine unaussprechliche Bangigkeit bemächtigte sich ihrer; sie blickte in das marmorblasse Gesicht der Gräfin: — „So lieblos wie die Tante" — dachte sie.

„Nun, was sag ich ihm?"

„Daß ich heute abend ... Ihr kommt ja doch? — selbst mit ihm sprechen werde."

Sie küßte der Gräfin, die sich ziemlich enttäuscht erhob, die Hand und begleitete sie bis zur Treppe.

In ihr Zimmer zurückgekehrt, schritt sie lange in hoher Erregung auf und ab und quälte sich mit der Frage: „Warum will ich's tun? — Ist mein Grund nicht ein verwerflicher? ..." Und dann setzte sie sich ans Klavier und spielte und wurde allmählich ruhiger. Und dann kam Tante Dolph und las ein Telegramm von Wilhelm Dornach vor, einem Bekannten aus uralter Zeit, dessen Existenz sie längst vergessen hatte. Auf ein Gerücht hin, das in seine ländliche Einsamkeit gedrungen, brachte der gute, dumme Mensch ihr seine Glückwünsche dar zur Verlobung ihrer Nichte mit seinem Vetter.

Die Gräfin lachte über die Eile des armen Teufels, seine geheuchelte Freude an den Tag zu legen. Als nächster Anwärter auf das Majorat konnte der ganz unbegüterte und mit einer zahlreichen Familie gestrafte Mann doch nichts andres gewünscht haben, als daß sein Vetter ledig bleibe. Ein indiskreter Wunsch, ja, aber der natürlichste von der Welt. Sie nahm Platz auf der Chaiselongue mit dem Rücken gegen das Bild ihrer verstorbenen Schwägerin, das anzusehen sie überhaupt vermied, klagte über Kopfschmerzen und rieb die eingefallenen Schläfen mit Kölnerwasser. Sie war leidend und in gereizter Stimmung. Sogar als sie ihr jetziges Lieblingsthema anschlug, das Lob Hermanns, geschah es mit einer Beimischung von Spott.

„Heil der Frau, die er heimführt!“ rief sie aus; „ihre Ehe wird friedlich sein wie jede, in der nur ein Wille herrscht.“

Sie beantwortete den erstaunten Blick Marias mit der Frage, ob denn Hermann nicht von seiner Kindheit an gelernt habe, sich einer Weiberregierung zu fügen? ... Wie albern müßte doch die Frau sein, die es nicht verstände, einen so vortrefflichen Elementarunterricht als Grundlage zu weiterer Ausbildung zu benützen! Gute Lehren, wie das anzufangen sei, kamen nun in Fülle. Ernstgemeinte wie spaßhafte und alles mit Beispielen erläutert. Man sehe das Ehepaar Heinburg. Im Anfang war er ein Spieler und brachte die Nächte im Klub zu, während sie daheim saß und weinte. Das hat sich nach und nach geändert — durch ihr Verdienst! Jetzt spielt sie, und er weint. „Und deine Freundin Emmy, die sich zum Altar schleppen ließ wie ein Lamm zur Schlachtbank und in ihrer Ehe einen so guten, sicheren Hafen gefunden hat, von dem aus sie allerlei abenteuerliche Fahrten unternehmen kann in die stürmische See!“

Ein Klopfen an der Tür ließ sich hören, und Fräulein Nullinger, die Gesellschafterin Gräfin Dolphs, schlüpfte herein. Sie wurde von der Gebieterin „Nulle“ genannt, was sie empörte, und litt infolge ihres aufregenden Dienstes an Nervosität. Obwohl sie jetzt nur die harmlose Meldung zu machen hatte, daß die Schneiderin gekommen sei und gesagt habe, sie könne nicht lange warten, zuckte es dabei krampfhaft um ihren Mund.

„Schon gut, setzen Sie sich,“ erwiderte Dolph und fuhr fort, Freund und Feind durch die Hechel zu ziehen. Sie nannte viele Namen ganz flüchtig und obenhin; an dem, der ihn trug jedoch, blieb ein Makel hangen, oder er wurde mit einer Lächerlichkeit behaftet.

Maria hörte ihr heute aufmerksamer zu als sonst und dachte: „Sie hat wohl recht. Was soll auch an den übrigen Menschen sein, wenn Tessin nichts taugt?“ Und Gräfin Dolph, wie ein

echter Schauspieler, den schon die Teilnahme eines einzigen Zuhörers begeistert, übertraf sich selbst in ihrer fragwürdigen Kunst und geriet in den kleinen Witz- und Bosheitsrausch, der ihr so gesund war. Ihr Gesicht, das, wie sie selbst sagte, eine Karikatur desjenigen ihres Bruders war, belebte sich, und ihre Kopfschmerzen verschwanden.

Fräulein Nullinger verlor endlich die Geduld und erhob sich, noch um eine Schattierung höher gefärbt als gewöhnlich. „Ich werde der Schneiderin sagen," sprach sie, „daß Frau Gräfin jetzt lästern müssen und keine Zeit für sie haben."

Dolph lachte. „Ach was, mein Lästern: ein gerader Kerl, der gleich Farbe bekennt. Aber das Ihre! ... Wenn Sie anfangen: Ich habe den oder die recht gern, das ist, wie wenn ein Reiter sein Pferd zusammennimmt, bevor er ihm eins hinauf gibt."

Sie ging in munterster Laune; war auch später bei Tisch heiter und anscheinend ganz wohl. Am Abend jedoch stellten sich plötzlich ihre Kopfschmerzen wieder ein und zwangen die Leidende, ihr Zimmer aufzusuchen, kurz bevor Hermann und seine Mutter gemeldet wurden. Ausnahmsweise hatte Wolfsberg zu Hause gespeist und nachmittags im Salon den Damen Gesellschaft geleistet. Er empfing die Gräfin mit tausend Entschuldigungen seiner Schwester, die sehr zur Unzeit unwohl geworden; Agathe äußerte ihre Teilnahme mit ganz besonderer Wärme und ersuchte den Grafen, sie zu ihrer Freundin zu geleiten, was alsbald geschah. —

Die jungen Leute blieben allein.

Beiden stieg die Röte in die Wangen. Ihm schien die Gelegenheit zu einer entscheidenden Unterredung plump und ungeschickt geboten; ihrer bemächtigte sich ein peinliches Gefühl, halb Empörung, halb Bangigkeit. Regungslos stand sie da, hatte die Brauen zusammengezogen und blickte ins Feuer des Kamins. Nach einer Pause, die, je länger sie dauerte, desto

schwerer zu unterbrechen war, begann Hermann bewegt und zagend:

„Meine Mutter hat mit Ihnen gesprochen, Gräfin ... Sie kennen die kühne Frage, die ich so vermessen bin, an Sie zu stellen. Die leiseste Hoffnung auf eine bejahende Antwort würde mich beglücken ... Darf ich sie fassen?"

Maria schwieg, aber sie wandte sich ein wenig und sah ihn von der Seite so fremd an, als ob sie ihn heute zum ersten Male sähe. Sein Äußeres war ungemein gewinnend, sie mußte es gestehen. Verstand, Güte, Geradheit sprachen aus seinem hübschen Gesicht, leuchteten aus seinen treuherzigen Augen. Er trug einen kleinen Schnurr- und Backenbart, die reichen braunen Haare waren kurz geschnitten und ließen die edel geformte Stirn und die Schläfen frei. Seine Gestalt hatte etwas Festes, Kräftiges, und doch fehlte es ihr nicht an männlicher Anmut.

„Antworten Sie mir," sagte er.

Und sie, „der Held" im Kreise ihrer jungen Freundinnen, die Unerschrockene, die ja mit sich selbst im reinen und fest entschlossen war, ihre Hand in die des ungeliebten Freiers zu legen, flüsterte nun bestürzt: „Ich weiß nicht ... ich weiß nicht" —

Ihre Verzagtheit ergriff und rührte ihn; er machte sich Vorwürfe, er hatte zu früh gefragt, er hätte dem Drängen seiner Mutter nicht nachgeben, sich von dem Entgegenkommen des Grafen nicht verleiten lassen sollen. Nun bemühte er sich, seine Übereilung gutzumachen: „Sie sind noch unentschieden," nahm er wieder das Wort, „ich sehe es und finde es begreiflich. — Überlegen Sie, prüfen Sie mich streng und lange. Ich mache es Ihnen nicht schwer — in meiner Seele gibt es keine Abgründe" ...

„Mein Gott, nein," sprach Maria, „das ist nicht ... nein, nein" — — und zwei Worte, Anfang und Ende ihrer jungen Weisheit, kamen fast unhörbar über ihre Lippen ... Worte

ihres Vaters, die er seiner gelehrigen Schülerin eingeprägt: „Nur ruhig!" — Dereinst, als sie sich in Verzweiflung über die Leiche ihrer Mutter geworfen ... Und viel später, auf der Jagd, als ihr scheuendes Pferd dem Mühlstrom zugerast ... Und dann auf ihrem ersten Ball, als sie, von übermütiger Fröhlichkeit ergriffen, so laut gelacht, so toll getanzt, immer hatte sein eindringliches: „Nur ruhig!" sie zur Besinnung gebracht.

Auch in diesem Augenblick erinnerte sie sich der väterlichen Mahnung nicht umsonst und vermochte ihren abgebrochenen Reden mit einem Scheine von Gelassenheit hinzuzufügen: „Sie irren — ich bin entschlossen."

„Wozu? .. Nein!" ...

„Ja."

„Heil mir!" rief er mit tiefinnerstem Jubel und ergriff ihre Hand, die sie, wieder erfaßt von ihrer früheren Bangigkeit, aus der seinen zu lösen suchte. Er aber hielt sie fest.

„Sie ist mein, mein kostbarstes Eigentum — und Ihr freies Geschenk, nicht wahr, Maria? — Niemand hat Sie beeinflußt, Sie hätten sich nicht beeinflussen lassen; Sie sind zu stolz, zu selbständig."

„Doch," versetzte sie und erhob nun endlich ihr gesenktes Haupt. Nie in ihrem Leben hatte sie einen Menschen so bewegt gesehen, und — merkwürdig — was ihr als der Ausbund des Lächerlichen galt: ein Verliebter, dessen Empfindung nicht völlig erwidert wird, kam ihr jetzt höchst ernsthaft vor und traurig sogar — traurig für sie. Er, mit seinem großen, wahrhaftigen Gefühl, er war der Reiche, und sie arm neben ihm. „Doch," wiederholte sie leise, „der Wunsch meines Vaters hat Einfluß auf mich gewonnen — im Anfang."

„Und später, was bestimmte Sie später, was bestimmt Sie jetzt? — Seien Sie aufrichtig gegen mich, Gräfin, wie ich es immer gegen Sie sein werde. Was bestimmt Sie ... ich

... ich weiß, daß es nicht Neigung ist." Mühsam hatte er dieses Geständnis vorgebracht, denn er täuschte sich nicht über die Gefahr, die es in sich schloß.

Aber Maria lächelte, freudig fast: „Daß Sie es trotzdem mit mir wagen wollen, das eben bestimmt mich ... Und das Vertrauen, das Sie mir beweisen — und das Vertrauen, das Sie mir einflößen."

„Dank!" sprach er, und aus seinen ehrlichen blauen Augen leuchtete eine wonnige Zuversicht. „Das ist ein schöner Bund: Ihr Vertrauen und meine ehrfürchtige Liebe! — Eine solche Liebe reicht aus für zwei gute Herzen, sie hat eine mitteilende Kraft. Wissen Sie warum? Weil sie sich nie aufdrängt, sich niemals ein Recht anmaßt. Ihr gegenüber gibt es keine Pflicht, nur Gnade und Wohltat. Und welche edle Frauenseele würde nicht endlich gerührt von ... Genug! ..." unterbrach er sich, „sonst verrate ich noch, daß diese Uneigennützigkeit nichts ist als der größte Egoismus — der Egoismus, Sie glücklich zu sehen."

Mit beiden Händen zog er ihre Hand an seine Lippen, an seine Brust. Maria fühlte das ungestüme Pochen seines Herzens, auf seinem Angesicht jedoch, das sich über das ihrige neigte, lag Frieden, und es schien ihr wie verklärt von tiefster Seligkeit.

Der schweigsame Mann wurde beredt; er fand für seine Empfindung den Ausdruck, der gewinnt, für seine Gedanken das überzeugende Wort. Maria hörte ihm zu und sagte sich: „Er ist wahr und warm." — Und vielleicht war es das, wonach sie sich gesehnt von Kindheit an: Wahrheit und Wärme. Wohl hatte man sie vergöttert und verwöhnt; aber wieviel Falschheit war bei dieser Vergötterung, die servile Leute ihr erwiesen, wieviel — wenigstens äußere — Kälte bei der Verwöhnung, die sie von ihrem Vater und nun erst von Tante Dolph erfuhr.

„Der Ernst auf Ihrer Stirn," sprach Hermann, „der hat mich bezaubert; er ist, was ich zuerst an Ihnen geliebt habe,

und nun wird es mein heißes Bestreben sein, ihn allmählich zu zerstreuen. Sie sollen gefeit durchs Leben wandeln, eingehüllt in meine Liebe ... Ich bin zu glücklich," brach er aus — „ich verdiene es nicht — was müßte der sein, der Sie verdiente, Maria! Maria!"

Sie trat einen Schritt zurück, sie vermied den Blick voll leidenschaftlicher Andacht, der den ihren suchte, und sprach: „Nein, nicht so — Sie sind ja besser als ich ... haben Sie Geduld mit mir."

IV.

Sie wurden ein stilles und feierliches Brautpaar. Maria blieb kühl und gemessen. Dornach bekämpfte immer siegreich jede Regung seines überströmenden Gefühls. In der Gesellschaft erhoben sich Streitigkeiten, weil die einen behaupteten, er sei ihr, und die anderen wissen wollten, sie sei ihm gleichgültiger. Dennoch erging sich alle Welt in so überzeugten und gerührten Glückwünschen, als ob Romeo und Julia aus ihren Gräbern auferstanden und im Begriffe gewesen wären, sich häuslich einzurichten.

Unter den vielen Oberflächlichen, deren hohles Geschwätz geduldet und für deren als Teilnahme verkleidete Neugier gedankt werden mußte, gab es aber doch auch einige wohlwollende, treue Menschen, gab es vor allem Fürstin Alma Tessin. Maria liebte sie, verehrte ihre grenzenlose Herzensgüte und war voll Mitleid mit ihrer Schüchternheit, die von Jahr zu Jahr zunahm. Die Fürstin fragte Maria um Rat, küßte ihre Hände, hatte in ihrer Gegenwart etwas Demütiges und Beschämtes, das dem jungen Mädchen ein Übergewicht über die Frau, die beinahe ihre Mutter hätte sein können, förmlich aufzwang.

Eines Vormittags kam Fürstin Tessin zu Tante Dolph und fand dort das Brautpaar. Maria schritt ihr entgegen, Hermann erhob sich. Sie sah ihn zum ersten Male seit seiner Verlobung, und es geschah unerwartet. Auf ihrem zarten Angesicht wechselten die Farben.

„Graf Dornach," sprach sie, „ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, Ihnen meinen innigen, meinen freudigen" ... sie hielt inne, von unüberwindlicher Verwirrung ergriffen, und blickte beschwörend zu ihm empor: „Erbarme dich," schien sie zu sagen, „sieh, was ich leide, und erbarme dich." Ihre stumme Bitte blieb unerfüllt. Er verbeugte sich, murmelte ein paar höfliche Redensarten und nahm ihre Hand nicht, die sie ihm zitternd hatte reichen wollen und nun mit einer Gebärde der Trostlosigkeit niedergleiten ließ.

Hermann nahm Abschied und ging.

Das Herz Marias schwoll vor Unzufriedenheit mit ihm. Was berechtigte ihn zu diesem ablehnenden Benehmen gegen ein Wesen, das ihr teuer war? — Almas Verwandtschaft mit Tessin, flog es ihr durch den Kopf. Aber nein! Weder Dornach noch irgend jemand konnte eine Ahnung von dem flüchtigen Interesse haben, das jener Mensch ihr eingeflößt. Tessin war scheinbar nicht mehr um sie bemüht gewesen als zwanzig andre. Daß sie ihm den Vorzug gegeben, blieb ihr, sogar gegen ihn selbst, streng bewahrtes Geheimnis. Aber die Eifersucht sieht scharf — der arglose Hermann verdankt ihr vielleicht einen Seherblick.

Als er am Abend wiederkam und einen der wunderschönen Blumensträuße brachte, die täglich aus den Gewächshäusern von Dornach für die künftige Herrin anlangten, wies Maria die Gabe zurück:

„Vorher will ich wissen, was haben Sie gegen Alma?"

Er zögerte mit der Antwort —: „Sie ist mir ... Aufrichtigkeit über alles, nicht wahr? — Nun denn, — sie ist mir unangenehm."

„Unangenehm? Verzeihen Sie, das begreife ich nicht — ausgenommen, Sie hätten die Kunst entdeckt, die Schönheit zu hassen und die Güte," rief sie herb, und er erwiderte mit seiner gewohnten bescheidenen Gelassenheit:

„Ich habe nicht von Haß gegen Fürstin Tessin gesprochen, ich bewundere ihre Schönheit" ...

„Sie sieht eben aus, wie sie ist," fiel Maria lebhaft ein; „so blond, so weiß, so duftig, von so überirdischer Anmut umflossen, habe ich mir in meiner Kindheit die Engel vorgestellt."

Seltsam war der Eindruck, den diese Worte auf ihn hervorbrachten; ein Schatten von Verlegenheit flog über sein Gesicht, und zugleich malte sich darin die tiefste und liebevollste Rührung.

„Ich will Sie heilen von Ihrer Abneigung," fuhr Maria fort. „Das Mittel dazu ist einfach: Sie müssen Alma besser kennen lernen, dann wird meine beste Freundin auch die Ihre werden und bei uns ihr zweites Zuhause finden — wenn es Ihnen recht ist."

Es fiel ihm schwer, den Jubel zu unterdrücken, den dieses „bei uns" in ihm erweckt hatte; doch bezwang er sich und versetzte: „Sie werden in Ihrem Hause empfangen, wen Sie wollen, und tun und lassen, was Sie wollen; mir wird es recht sein. Nehmen Sie jetzt die Blumen?"

„Gern, und ich danke Ihnen," antwortete sie und dachte: „Er ist ein vortrefflicher Mensch, und ich werde ihn lieb haben wie einen Bruder."

Dornach hörte nicht auf, seine Huldigungen mit der größten Anspruchslosigkeit darzubringen. Die erfinderischen Aufmerksamkeiten für seine Braut waren in seinen Augen das Selbstverständliche; ein Zeichen der Zustimmung von ihr, einen freundlichen Blick, empfing er wie Himmelsgaben. Gräfin Dolph neckte ihn und versicherte, er beschäme die ganze Tafelrunde; solch ein altmodisch ritterlicher Bräutigam wie er, bereite dem Ehemann einen schweren Stand.

Hermann lachte und behauptete, daß er nicht mehr sei und nicht mehr sein wolle als korrekt. Maria habe ihm ihren Wahlspruch: „Nur ruhig!" anvertraut, er halte sich an den seinen: „Nur korrekt."

Und so waren denn seine fürstlichen Geschenke, so war der unerhört großmütige Heiratsbrief, den er ausstellte, so war jeder Beweis seiner unbegrenzten Sorgfalt für das Wohl und Behagen der Gegenwart und Zukunft seiner Braut: „Nur korrekt".

Gräfin Dornach benahm sich gegen die Verlobte ihres Sohnes ganz und gar in seinem Sinne, der ihr plötzlich maßgebend geworden. Für die von orthodoxem Familiengeist beseelte Frau hatte der unmündige Junggeselle Hermann sich in den respektswürdigen zukünftigen Stammhalter seines edlen Geschlechts verwandelt, und der alten Generation kam nichts mehr zu, als — Platz machen. Agathe trat mit großartigem Gleichmut vor der zurück, die nun an ihrer Stelle die erste im Hause Dornach sein sollte. Sie legte zu deren Gunsten den Majoratsschmuck so gleichgültig ab, als ob es sich um ein Paar getragene Handschuhe gehandelt hätte. Sie traf ihre Anordnungen zur Übersiedlung aus dem Palais nach einem Mietshause in der Stadt, wo sie einige Wintermonate, und nach dem Witwensitze Dornachtal, wo sie den größten Teil des Jahres zubringen wollte. Es war dies ein trauriger Aufenthalt in rauher Gegend, zu Füßen der Braneker Berge, und Hermann versuchte in jeder Weise, seine Mutter abzuhalten, ihn zu beziehen. Sie sollte in Dornach bleiben, in dem Flügel des Schlosses, den sie von jeher den drei andern vorgezogen. Dort hatte sie ihr kurzes Eheglück genossen, dort ein Menschenalter hindurch als Gebieterin gehaust, dort sollte sie auch ferner hausen in der Nähe ihrer Kinder, von ihnen geehrt, geliebt, aber unbehelligt. Sie ließ sich nicht erbitten, ihr Entschluß war unerschütterlich. Sie danke Gott, sagte sie, für die endlich erlangte Gnade, ihr

Leben in Ruhe und im Gebet für sich und die Ihren still zu Ende spinnen zu dürfen.

So tadellos auch alles war, was die Gräfin tat und sagte, Maria vermochte dennoch kein Herz für sie zu fassen; diese Tadellosigkeit hatte etwas zu frostiges. Das zurückhaltende Wesen ihres Vaters flößte Maria Bewunderung ein, weil sie voraussetzte, daß ein großer Reichtum sich hinter ihm verberge. Die Zurückhaltung der Gräfin aber schien ihr einen Mangel verdecken zu sollen. Wenn sie nach einem Besuche bei der Mutter ihres Verlobten Abschied nahm, erhielt sie einen Kuß auf die Stirn, dessen eisige Kälte sie vom Wirbel bis zur Sohle durchschauerte.

Einmal, da Gräfin Dornach einen neuen Beweis ihrer ungeheuren Selbstentäußerung geben wollte, wagte Maria abzuwehren. Agathe lächelte, gab dem olympischen Haupte einen kleinen Ruck ins Genick und sprach:

„Nimm es nicht zu hoch, liebes Kind, es geschieht vielleicht nur für die Gräfin Dornach."

Am Abend vor der Hochzeit ließ Graf Wolfsberg seine Tochter zu sich bescheiden. Er erwartete sie, am Schreibtisch sitzend, in seinem großen Fauteuil, den Kopf zurückgelehnt, die Beine gekreuzt, und überlegte, was er ihr sagen wollte. Es war gar viel. — Daß sie ihm ein braves und gehorsames Kind gewesen, ihm auch nicht eine Stunde getrübt habe, daß ihm der Abschied schwer falle, er aber einen Trost finde in der festen Hoffnung, sie werde glücklich sein. Und nun das Lob Hermanns und einige gute Ratschläge für die Zukunft. — Dem Grafen war es eine ausgemachte, durch hundert Erfahrungen bestätigte Tatsache, daß jede junge, unschuldige Frau sich in den Mann verliebt, der sie zuerst das Leben kennen lehrt. Maria wird keine Ausnahme machen, und er wollte ihr auf die Seele binden, in ihrer Leidenschaft nicht selbstsüchtig zu werden und stets ihre Würde zu wahren. Die Treue, meinte

er, die der Mann seiner Frau am Altare geschworen, ist eine andere als die, deren Schwur er von ihr empfing. Eine scheinbare Vernachlässigung, eine flüchtige Zerstreuung des Gatten wird von dem Weibe, das sich selbst achtet, übersehen. Was ist ein kurzer Sinnenrausch, dem gewöhnlich klägliche Ernüchterung folgt, im Vergleiche zu der unerschütterlichen, dankbaren Anhänglichkeit an die verehrte Lebensgefährtin, die niemals Nachsicht braucht, aber immer Nachsicht übt ... üben soll — und weh ihr, wenn sie es nicht tut — wenn sie, wie jene arme, einst von ihm angebetete Frau ...

Der Graf seufzte tief; seine Stirn verfinsterte sich. Die schmerzlichste Erinnerung seines Lebens war in ihm erwacht, und er suchte nicht wie sonst ihr zu entfliehen ... Eine holdselige Gestalt stieg vor ihm auf: die Liebe seiner Jugend, seine schwer errungene Frau ... Für eine der Töchter des Hauses, dem sie entstammte, war Graf Wolfsberg kein ebenbürtiger Freier; sie gingen fürstliche Verbindungen ein oder blieben unvermählt. Und dennoch hatte er sie heimgeführt, dem Vorurteil zum Trotze, weil er ihr heißes Herz zu gewinnen verstanden, weil sie, zur Entsagung gezwungen, gestorben wäre, und weil ihre Eltern, die schwachen, törichten, sie nicht sterben lassen wollten ... Hätten sie es doch getan — welch einen süßen und schönen Tod hätte sie damals gehabt! Sie hätte dahingehen können, unenttäuscht, im frommen Glauben an den Geliebten. Aber das wurde ihr nicht vergönnt. Sie sollte das Ärgste kennen lernen, bevor sie scheiden durfte, den Zweifel an ihm, an seiner Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Treue, an allem, was den Wert des Mannes begründet. Eine gräßliche Empfindung, die sie für Verachtung hielt, und die Eifersucht war, bemächtigte sich ihrer. Sie heuchelte nun selbst, spielte die Ahnungslose und forschte und beobachtete ihn und ihren Gast, seine Mitschuldige und sein Opfer, die kleine Schlange Alma, die eben erst aus der Kinderstube in ihre — freilich trostlose — Ehe

getreten war, ... forschte und beobachtete und hatte nur noch einen Wunsch, einen Gedanken, ein Ziel — — die Schuldigen zu entlarven, ihnen die Worte ins Gesicht zu schleudern: „Feiglinge und Verräter!" Da erniedrigte sie sich zur Lauscherin an den Türen, da horchte, da erhorchte sie, was ihr den Verstand raubte. — —

Ihre rast- und trostlosen Wanderungen begannen, ihre leichten Schritte glitten durch das stille Haus und weckten mit ihrem kaum hörbaren Schall einen nagenden, nie ruhenden Vorwurf. Er kam nach Jahren und Jahren dem Sinnenden noch zum Bewußtsein und erregte, wenn auch nicht eben Reue, so doch nicht die Empörung von einst.

Im Zimmer nebenan ließen Stimmen sich vernehmen. Maria wechselte einige Worte mit dem Kammerdiener, der sich's nicht hatte versagen können, heute mit ganz besonderer Dienstbeflissenheit die Türen vor ihr aufzureißen. Sie trat ein und ging langsam auf ihren Vater zu:

„Du hast mich rufen lassen; es war überflüssig, ich wäre ohnehin gekommen, ich habe dir noch viel zu sagen." —

Er lächelte: „Ganz mein Fall dir gegenüber. — Setze dich."

Maria rückte einen Sessel in die Nähe des Schreibtisches und nahm Platz.

Der Graf streifte sie mit einem Blicke; dann sah er hartnäckig an ihr vorbei ins Leere. — „Das Ebenbild ihrer Mutter," dachte er, „aber ihr Schicksal wird ein anderes sein. In dieser schönen Hülle wohnt eine stärkere Seele, ein kräftigerer Geist. Sie ist mein Kind ... mein liebes Kind, das ich jetzt hingebe ..." Eine plötzliche Wehmut erfaßte ihn, eine Art Mitleid mit sich selbst, das er verspottete. Begann er vielleicht schon alt zu werden und sentimental? ... Er nahm sich zusammen, er richtete sich gerade auf: „Morgen also" —

„Morgen also, Vater" — ein Beben lief durch ihre ganze Gestalt, sie beugte sich, und, seines abwehrenden Winkes nicht

achtend, fiel sie vor ihm auf die Knie nieder und schlang die Arme um seinen Hals. „Einmal laß mich dir danken," sprach sie mit erstickter Stimme, „einmal nur dir sagen: Ich danke dir für alles."

Ein trockenes Schluchzen entrang sich seiner Brust. Er preßte sie an sich, daß ihr der Atem verging, er drückte seine Lippen auf ihre Haare, auf ihre Stirn und zog sie immer und immer wieder an sein Herz.

Endlich erhoben sich beide und gingen lange nebeneinander in ernstem Gespräche auf und ab.

Mitternacht war vorbei, als der Graf seine Tochter mit einem kurzen: „Gute Nacht, Maria," fortschickte. Sie stand schon auf der Schwelle, da rief er sie zurück. Es drängte ihn, ihr ein letztes Geschenk, eine Erinnerung an diese Stunde mitzugeben. Suchend sah er im Zimmer umher; sein Blick blieb auf einer kostbaren, goldtauschierten Kassette haften, die auf einem Schranke stand. „Nimm das, es ist längst dein Eigentum, es gehörte deiner armen Mutter."

V.

Bei der Vermählung am nächsten Tage war alles mustergültig, das Arrangement des Ganzen, die Haltung des Brautpaares, die Toilette der Braut, die Auffahrt vor der Kirche, die Trauung, das Diner und die Equipage Dornachs, welche die jungen Eheleute am Abend nach dem Nordbahnhofe brachte. Sie hatten einen langsamen Zug gewählt, um nicht allzu früh am Morgen im Schlosse einzutreffen, wo ein feierlicher Empfang ihrer wartete.

Maria drückte sich in eine Ecke des Waggons. Ein Schauer der Angst hatte sie durchrieselt, als die Tür zugeschlagen worden.

Da war sie nun allein mit dem Manne, der sie liebte und Herrenrechte auf sie besaß. Gestern noch fühlte sie sich stärker als er; wie hatte sich das so plötzlich geändert — nun zitterte sie vor ihm.

Er bemerkte es wohl, und sein Herz schwoll vor Stolz und Glück. — „Fürchte dich nicht," hätte er ihr zurufen mögen, „du bist mir so heilig, wie du mir teuer bist ... Nicht dein Vater, nicht der Priester konnten dich mir schenken, das kannst nur du allein, und um dieses höchste Gut will ich ringen und werben." Aber er dachte: nein, nicht Worte machen, beweisen! Und dann sprach er allerlei, und zwar nichts Geistreiches. Vom Wetter, das morgen hoffentlich ebenso wunderschön sein werde, wie es — unglaubliche Beständigkeit für den April! — die ganze Woche hindurch gewesen war. Wie ihn das freue, weil Dornach sich zum ersten Male vor seiner Gebieterin im Sonnenglanze zeigen werde, dessen es sehr bedürfe, um nicht einen gar zu düstern Eindruck hervorzubringen. Er legte Kissen und Plaids zurecht und bat Maria, sich's bequem zu machen und einige Stunden zu ruhen; sie müsse müde sein, und morgen gebe es wieder einen anstrengenden Tag. Maria kam seiner Aufforderung gern nach; sie wollte wenigstens tun, als ob sie schliefe, wenn auch an Schlaf nicht zu denken war bei dem unheimlichen Gefühl, das sie erfüllte in der Nähe dieses Mannes — ihres Mannes. Von Zeit zu Zeit öffnete sie die Augen ein wenig und sah zu ihm hinüber, und immer begegnete sie seinem unendlich liebevoll auf sie gerichteten Blick. Es war ein Ausdruck darin, der sie allmählich sicher machte; ihre Bangigkeit verschwand, ihre Lider wurden schwer und schlossen sich. Was sie für unmöglich gehalten hatte, geschah: sie fiel in tiefen, festen Schlaf.

Die Sonne war seit einer Stunde aufgegangen, als Maria erwachte und auffuhr. Hermann stand am Fenster und begrüßte sie mit einem fröhlichen: „Guten Morgen", den sie ungemein verlegen erwiderte. Ihre Augen glänzten wie die eines

erwachenden Kindes, ihre Wangen waren gerötet — wie gut vertrugen sich das junge Tageslicht und ihre junge Schönheit!

Hermann nahm sie bei der Hand und führte sie ans Fenster. „Siehst du die blaue Bergkette dort?" sprach er; „ihre Umrisse verschwimmen mit den blendenden Farben des Horizonts. Vor ihnen, recht in ihrem Schutze, liegt eine Hügelreihe. Siehst du sie?"

„Ja, ja, und der Gegensatz ist hübsch zwischen dem dunklen Berghintergrund und den freundlichen Hügeln."

„Auf einem von ihnen erhebt sich ein graues Gemäuer, das ist Schloß Dornach ... Es hat mir sonst ausbündig gefallen, aber neulich, bei meinem letzten Besuche, da ich es mir als deine zukünftige Behausung dachte, fand ich's deiner ganz unwert, das alte Eulennest."

Maria protestierte nicht nur aus Höflichkeit; der Anblick des Schlosses, den eine Krümmung des Weges ihr jetzt wieder entzog, war ihr herrlich erschienen.

Sie rollten zwischen Wiesengeländen am Ufer eines wasserreichen Flüßchens der Station entgegen, auf welcher die Eisenbahn verlassen wurde. Zu Wagen ging es weiter bis zum ersten Forsthause auf Dornachschem Gebiet, wo Maria ungestört Rast halten und nur von ihren vorausgesandten Dienerinnen erwartet werden sollte. Lisette hatte sich an deren Spitze gesetzt und durch ihre menschenfresserische Laune bereits alle an den Rand der Verzweiflung gebracht. Seit einigen Wochen befand sie sich im Schlosse, um der Einrichtung von Marias Gemächern vorzustehen. Und nun war sie hierher gekommen, denn sie mußte doch die erste sein, die das arme, ihrer Obhut entrissene Kind begrüßte. Sie tat es, wie nach jahrelanger Trennung, unter Tränenströmen und Ausbrüchen des Bedauerns; Hermann gegenüber jedoch hüllte sie sich in gehässiges Schweigen. Er verbiß ein Lachen, bot seiner Frau den Arm und führte sie, die sich sanft von ihrer Anbeterin und Tyrannin losmachte, in das Haus.

Lisette stürzte nach und erlebte eine neue Enttäuschung. Die Herrin sprach beim Umkleiden nicht ein Wort der Klage noch der Anklage. Und darauf hatte Lisette gerechnet, um dem seit gestern in ihr gestauten Groll gegen die Roheit und Unverschämtheit der frisch gebackenen Ehemänner die Schleusen zu öffnen. Sie nahm es recht übel, daß ihr keine Gelegenheit zu dieser Erleichterung geboten wurde. Maria war heiter und blieb es während der ganzen Fahrt, die auf ihren Wunsch bald fortgesetzt wurde. Der vierspännigen Herrschaftsequipage zunächst folgten Lisette und die Kammerfrau. Die erstere erhob sich oft in ihrem Wagen, setzte die Brille auf und studierte, soviel es nur möglich war, die Miene ihres Abgottes. Ihr schien der ungeratene förmlich begeistert dreinzuschauen, als man an der Grenze der Ortschaft Dornach anlangte und die Bevölkerung der neuen Mitbürgerin einen feierlichen Empfang bereitete. Dem Programme nach kein andrer denn alle feierlichen Empfänge im guten Lande Mähren: Triumphbogen, Ansprachen, Geschenke an Brot und Salz, Eiern, Hühnern, Enten, Gänsen und einem riesigen Säugling aus Lebkuchen in farbigen Wickeln und garnierter Haube, Böllerschüsse und Vivatrufe. Ungewöhnlich war nur die echte Herzlichkeit, die diese Kundgebungen beseelte, das Unbeholfene veredelte und dem Herkömmlichen das Gepräge des Neuen und Außerordentlichen gab.

„Du wirst von diesen Leuten sehr geliebt," sagte Maria zu Hermann.

„Weil ich sie liebe," erwiderte er vergnügt. „Wenn uns auf Erden etwas mit Zins und Zinseszins zurückgezahlt wird, so ist es unsre Menschenliebe. Ungeliebt durchs Leben gehen ist mehr als Mißgeschick, es ist Schuld."

Auf dem Platze umlagerte eine dichte Menschenmasse den Eingang zur Kirche. Unter dem Portal stand der alte Dechant mit seinen Kaplänen und den Weihrauchfässer schwingenden

Chorknaben. Als der Graf und die Gräfin den Wagen verließen, um in das Gotteshaus einzutreten, verstummte das Jubelgeschrei der Menge; die ehernen Stimmen der Glocken sprachen jetzt allein und begleiteten mit ihrem Schalle den Segen, den der greise Priester über die Häupter der jungen Eheleute vom Himmel herabrief.

Sie traten aus der Kirche, sie stiegen die breite Treppe langsam hinab. Alle Blicke waren auf Maria gerichtet, mit plumper Neugier, mit Schüchternheit, mit staunender Bewunderung — in manchem Jünglingsauge glühte offenbare Verzückung... Ob jung ob alt indessen, ob weiblich oder männlich, auf all diesen Gesichtern, die sich ihr zuwandten, las Maria den Ausdruck eines geheimnisvollen, eines vererbten Leids. Und in ihr erwachte der Gedanke: „Was dich da anruft mit stummer und unbewußter Klage, das ist die nach Erlösung ringende, ewige Dienstbarkeit. Wir die Herren, sie die Knechte. Darbend an Leib und Seele verdienen sie — unser Brot, mühen sich, zur Erde gebeugt, jahrein, jahraus, damit unser Geist frei und unbehindert auffliegen könne bis an die Grenze des Erkennens... Ohne ihre harte Arbeit keine Ruhe für uns, kein Genuß, nicht Kunst, nicht Wissenschaft..."

Am Fuße der Treppe angelangt, hemmte sie plötzlich den Schritt und griff, wie unwillkürlich Schutz suchend, nach dem Arme Hermanns. Er umschlang sie und hob sie in den Wagen und fragte voll Besorgnis nach dem Grund ihres plötzlichen Schreckens.

„Es ist nichts," versicherte sie, „gar nichts."

Und es war ja nichts — eine Sinnestäuschung, ein seltsamer Streich, den ihr Gedächtnis ihr gespielt. Sie hatte gemeint, mitten in dem Gewühl einen höhnisch Lachenden zu sehen, der sie anstarrte, frech wie damals in jener Winternacht. Züge, deshalb so widerlich, weil sie die eines verehrten Antlitzes entstellt widerspiegelten. — „Unsinn," sagte sie zu sich selbst. „Wie käme der Mensch hierher?"

Der peinliche Eindruck war entschwunden, verdrängt durch manchen schönen und lieblichen und durch eine kräftige Lebensfreudigkeit, die ihr ganzes Wesen durchströmte, als sie dahinflog im raschen Trabe der feurigen, schäumenden Pferde, auf samtweicher, berganſteigender Straße zwischen majestätischen Buchen. Jedem Blick in die Gegend, den zu tun die tief niederhängenden Äste gestatteten, bot sich ein anmutiges Bild. Die Landschaft mit ihren im ersten Frühlingsgrün prangenden Wiesen und Baumgruppen, mit ihren Weihern und fleißig rauschenden Bächlein glich einem wohlgehaltenen Parke.

Und nun sah man zwischen hohen Wipfeln ein spitzes Dach, reich verzierte Schornsteine und Giebel emporragen. Endlich war auch die Avenue erreicht, und da stand Schloß Dornach, altersgrau und prächtig. Es war um die Zeit Pierre Nepveus (die Sage wollte wissen, von ihm selbst) im Mischstile von Gotik und Renaissance erbaut; ein stolzes Denkmal einst begründeter und durch die Jahrhunderte behaupteter Macht.

Mit Kennerblicken betrachtete Maria den malerischen Bau; ihr künstlerischer Schönheitssinn schwelgte in höchster Befriedigung. So umgeben sein ist ein Glück, ein Glück zu jeder Stunde ... Wie oft hatte sie als junges Mädchen die Ruine, im Walde zu Wolfsberg, die ihr Vater verfallen ließ, in Gedanken wieder aufgerichtet und geschmückt mit Türmen und Bildwerken und zierlichen Erkern, daß die Schöpfung ihrer Phantasie beinahe so herrlich wurde wie die Wirklichkeit, die ihr jetzt vor Augen stand.

„Mein Traum," rief sie aus, „mein in Erfüllung gegangener, noch überbotener Traum!"

Auf dem breiten Kieswege vor dem Hause wimmelte es von Willkomm-Rufenden.

„Der letzte Anprall," sprach Hermann, „die Beamten und das Forstpersonal."

„Schon recht," erwiderte sie. „Sage nur, wem gebührt der

erste Händedruck? Dem Hünen mit der lichtblonden Mähne an der Spitze des Heeres — nicht wahr?" Sie deutete auf einen großen, breitschulterigen Mann mit rotbraunem Gesicht und hellen Haaren in zu engem Frack und zu weiter Krawatte. Zu seiner Rechten hielt sich eine stattliche schwarzäugige Dame, zu seiner Linken waren lebendige Orgelpfeifen aufgestellt, acht Knaben, von denen der älteste ihm etwas über den Ellbogen, der jüngste bis zum Stiefelschaft reichte, und die alle so weiße Köpfe hatten wie er.

Hermann winkte ihm von weitem zu: „Dem gebührt der erste Händedruck, jawohl, dem, meinem vortrefflichen Vetter Wilhelm."

Der Vetter nickte und verbeugte sich und befahl seinen Buben auf das bärbeißigste, dasselbe zu tun; und seine Gattin tat es ungeheißen.

Glückstrahlend, Hand in Hand mit Maria, trat jetzt Hermann vor die Gruppe. „Da ist sie," rief er, „da bring ich sie" ... und zu der übrigen Versammlung gewendet: „Da ist sie, eure Gebieterin und die meine."

Gott im Himmel, was hatte der Herr Graf angerichtet mit dieser überstürzten Vorstellung! Nicht mehr und nicht minder als eine unheilbare Konfusion hineingebracht in die so wohl vorbereitete, so beharrlich einstudierte Begrüßungsfeierlichkeit. Einzelne Hochrufe ertönten, in die viel zu wenig Stimmen einfielen.

„Sie hätten losgehen sollen," fuhr der Kommandant der Feuerwehr den Kommandanten der Veteranen an.

„Wie denn ich? Wenn der Wagen steht, hat's geheißen. Ist er gestanden? Die Herrschaften sind ja noch beim Fahren herausgesprungen. Aber alles eins: Feuer! Feuer! sag ich — Sapperlot!"

Eine Salve wurde abgegeben, Fahnen wurden geschwenkt.

„An Euer gräflichen Gnaden," flüsterte der Herr Direktor dem Grafen Wilhelm zu.

„An Sie," sprach der Herr Verwalter.

„An Ihnen," verbesserte der Herr Kanzleirat. —

Aber Vetter Wilhelm, erschüttert in tiefster Mannesseele, wußte kein Wort mehr von der schwungvollen Anrede, die der Herr Schullehrer für ihn verfaßt und ihm eingeprägt hatte, so gut, so fest, daß er eben noch voll Stolz gesagt: „Du, Helmi, Sie, Herr Lehrer, das sitzt da drinnen, das sitzt wie Eisen."

Und jetzt war auf einmal alles herausgefallen.

Umsonst die höllische Arbeit des Auswendiglernens, umsonst der Aufwand an Todesängsten und berauschenden Hoffnungen, den der arme Autor gemacht hatte, zerstört die Freude der guten Gräfin, in bescheidener Teilnahme einem Rednertriumphe ihres Eheherrn beizuwohnen, wie er ihn erst neulich gefeiert, daheim auf der Schießstätte. — In diesem allerwichtigsten Moment jedoch zuckte es nur unter seinem dichten Schnurrbart, und über seine runden, glattrasierten Wangen, und seine Augen, die eher klein als groß waren und dennoch ein Meer umfaßten, ein dunkelblaues Meer von Liebe, wanderten von Hermann zu Maria und von Maria zu Hermann. Auf einmal rief er aus: „Hermann, alter Mensch!... Gnädigste Gräfin, hochverehrte Base — herzlichst willkommen. — Tusch!" fuhr er den Lehrer an, der sich genähert hatte, um ihm einzusagen, und die Dorfkapelle fiel ein, trompetend, geigend und paukend.

Hermann schloß den Vetter in die Arme, küßte die Hand Gräfin Helmis und gab den Buben einen Wink, die Blumensträuße zu überreichen, die sie in Bereitschaft hielten für die neue Tante. Alle stürzten auf sie los und hatten alle, vom Vier- bis zum Vierzehnjährigen, dasselbe Gesicht und waren einer so unbefangen und zutraulich wie der andre. Warum denn nicht? Konnten sie sich nicht sehen lassen, waren sie nicht schön in ihren neuen, von der Mutter genähten Leinwandblusen und mit ihren von der Mutter frisch gewaschenen Gesichtern und heute mit Zahnpulver geputzten Zähnen?

Maria war gegen die ganze Familie so freundlich, wie eine vollkommen elegante junge Dame es dem ausgesprochensten Landjunkertum gegenüber nur irgend sein kann. Sie entzückte das Ehepaar, sie entzückte jeden, der ihr vorgestellt wurde, und mit dem sie einige Worte wechselte. Ihre einfache und taktvolle Leutseligkeit gewann ihr in der ersten Stunde die allgemeine Sympathie und besiegte die Vorurteile der greisen Honoratiorenhäupter, die dem zu erwartenden neuen Regimente ziemlich bedenklich entgegengesehen hatten.

Die „alten Spitzen," wie die höheren Beamten von der lustigen Frau Adjunktin genannt wurden, kehrten spät abends nach dem Souper im Schlosse in durch und durch angenehmer Stimmung heim. Herren und Damen waren darüber einig, daß die junge Gräfin unbeschreiblich liebenswürdig und halt — eine Dame! sei.

„Jeder Zoll eine Dame!" rief der gebildete Kanzleirat. „Und — eine Würde, eine Höhe ... Sie verstehen mich, Frau Verwalterin."

Beim Abschied von seinen Verwandten fragte Hermann: „Wann kommt ihr wieder? — morgen?"

Wie wenn ihm ein schnödes Unrecht zugemutet worden wäre, fuhr Wilhelm zurück. „Was fällt dir ein ... in acht Tagen frühestens. Nicht wahr, Helmi?"

„Um keinen Preis früher," versetzte diese, „es ist ohnehin indiskret genug."

„Heut in acht Tagen also, es bleibt dabei."

„Bleibt dabei. Wir kommen natürlich ohne die Rangen ... Wirst du schweigen?" wetterte er seinen Erstgeborenen an, der sich erlaubt hatte, gegen diesen väterlichen Beschluß zu murren. „Die Rangen bleiben zu Haus, die Rangen müssen lernen, müssen alles das lernen, was ich nicht gelernt habe, und das ist viel."

Er nahm Hansel, den Kleinsten, der längst auf einem Kanapee

eingeschlafen war, auf den Arm und schritt so seiner Frau, die der Hausherr zum Wagen führte, und seinen anderen voranmarschierenden Söhnen nach.

An der Tür, bis zu der Maria ihn begleitet hatte, blieb er stehen, sah ihr in die Augen und, seine Wange an den Kopf des Kindes lehnend, sprach er: „Der Achte! 's ist eine Nummer — ich genier mich manchmal — ich genier mich eigentlich immer nachträglich und im voraus, denn — wer weiß — und wer kann wissen, was noch nachkommt? — Aber," — und jetzt ging ihm, zum wievielten Male an diesem Abend, hat er nicht gezählt, das Herz über — „wenn auch doppelt so viele nachkämen, als schon da sind, in jedem von ihnen wird ein braver Mensch heranwachsen und ein treuer Freund Ihrer, das heißt deiner zukünftigen Söhne, Frau Base, deren erstes Exemplar du uns ehebaldigst bescheren mögest."

VI.

— „Du hast mich einem edlen und guten Menschen zur Frau gegeben," — schrieb Maria an ihren Vater in ihrem ersten Briefe aus Dornach. Das Wort „Glück" kam darin nicht vor, aber aus jeder Zeile sprach Zufriedenheit. Maria hatte sehr bald begriffen, daß sie als die Frau Hermanns eine Aufgabe zu lösen haben werde, die ihrem ernsten Sinn entsprach. Anders als in Wolfsberg gestalteten sich in Dornach die Beziehungen zwischen dem Großgrundbesitzer und seinen kleinen Nachbarn. — Dort herrschte eine Art bewaffneten Friedens, offene, gegenseitige Feindschaft; eingewurzelte Unredlichkeit und Arglist von seiten der Schwachen, Starrsinn und unerbittliche Strenge von seiten des Starken.

„Ich will nur mein Recht," sagte der Graf und ging schonungslos vor in der Erreichung dieses Rechtes.

„Das Recht?" sagte Hermann. „Mit welchem Rechte verlangt man einen Begriff des Rechts von Leuten, die sich immer nur der Gewalt beugen mußten?"

Maria stimmte ihm bei. Sie war, wie er, ein Kind der neuen Zeit; das Gefühl der Unerträglichkeit fremden Leids, fremder Not und ein heißer Drang, zu helfen, hatte auch sie oft ergriffen. Nun lag die Macht, ihm Genüge zu tun, in ihrer Hand. Sie empfand eine innige Dankbarkeit für den, der sie ihr gab und unter seiner Leitung ausüben ließ.

„Heute Dienstag und Familiendiner," sprach Hermann eines Morgens, in das Frühstückszimmer tretend. „Hast du nicht vergessen?"

Sie gestand es ein: „Jawohl, völlig vergessen. — So wäre seit unserer Ankunft eine Woche vergangen?"

„Eine volle Woche. Mir ist sie entschwunden wie ein glücklicher Augenblick... Und dir, Maria? Nicht allzu langsam?"

„Nein, nein," sagte sie leise.

Er umfaßte sie mit beiden Armen. „Wenn es so fortgeht, werden wir plötzlich ein paar alte Leute sein. Unvermutet wird uns einst das Alter überraschen; aber ich fürchte es nicht und auch nicht den Tod. Es ist schön zu sterben nach einem schön erfüllten Leben, in dem man nie irre geworden ist an seinem teuersten und höchsten Menschen, wie ich es an dir nie werden kann."

„Was verstehst du darunter? Was ist der Inbegriff von allem, was du von mir verlangst?" fragte sie.

Hermann sah ihr mit einem langen, verständnissuchenden Blick in die Augen. „Du weißt es ja, vorläufig nur — einen Tausch. Für meine grenzenlose Liebe — dein grenzenloses Vertrauen. ‚Espérant mieux', war, glaube ich, das Motto Antoine Latours."

Maria senkte den Kopf. „Du bist so gut, du hast die Geduld mit mir, um die ich dich gebeten habe," flüsterte sie nach kurzem Schweigen und verbarg plötzlich ihr Gesicht an seiner Schulter.

„Die Pferde! Deine Pferde aus Wolfsberg," ließ jetzt die laute Stimme Lisettens sich im Nebenzimmer vernehmen, und sie selbst schlich herein, lächelnd und bissig, untertänig und grollerfüllt, wie immer in Hermanns Gegenwart, der in ihren Augen nichts war als der mit einem Privilegium versehene Räuber „des Kindes." Sie hatte jede trübe Stunde vergessen, die sie in Marias Geburtsort verlebt, und gab Wolfsberg hier im Hause für das gelobte Land aus. Jeder Brief, jede Sendung, die von dort kam, wurde von ihr empfangen wie ein Gruß aus dem Aufenthalt der Seligen.

„Und der Georg hat sie gebracht, deine lieben Pferde, der alte Georg, der's nicht erwarten kann, dir die Hand zu küssen, Frau Gräfin, mein Kind," setzte sie im schmelzenden Tone hinzu. — Dieselben Pferde, die sie ingrimmig gehaßt als immerwährende Gefahrbringer für das Leben und die geraden Glieder Marias; der selbe Georg, den sie verabscheut, weil er diese Pferde gesattelt hatte, standen jetzt in Lisettens höchster Gunst.

Sie sah aus dem Fenster „dem Kinde" nach, das voll Freude über das bevorstehende Wiedersehen seiner vierbeinigen Lieblinge an der Seite Hermanns über den Hof eilte. „Ohne Hut, ohne Handschuhe, freilich, freilich," brummte Lisette und überließ sich ihrer Gewohnheit, halblaut mit sich selbst zu sprechen, sobald sie allein war: „Wer schaut hier auf dich, du Vogerl du; der verliebte Graf gewiß nicht, der denkt an nichts, sieht nichts, ist dumm und blind vor lauter Verliebtheit."

Sie begab sich in das Schreibzimmer, schellte und befahl dem Stubenmädchen, der Frau Gräfin das Vergessene nachzutragen. Dann fuhr sie in ihrer eine Weile hindurch unterbrochenen Beschäftigung fort. Diese bestand in dem Ausräumen eines Rokokoschreibtisches aus Rosenholz mit Bronzeverzierungen und

eingelegten vieux-saxe-Platten. Lisette wickelte unzählige, sehr wertvolle Sachen und Sächelchen, Bonbonnieren, Dosen, Elfenbeinschnitzereien, Siegel, Flakons aus ihren Papier- und Wattehüllen und legte alles auf einem Tische in der Nähe des zierlichen Glasschränkchens zurecht, das an der Wand hing und bestimmt war, die kleinen Kostbarkeiten aufzunehmen. Fast jeder dieser Gegenstände weckte in der Alten eine wehmütige Erinnerung an seine frühere Besitzerin, an Marias Mutter. Es waren sämtlich Geschenke des Grafen. Er hatte sie dereinst aus Paris, wo er kurze Zeit in besonderer diplomatischer Mission in Verwendung stand, nach Hause geschickt, als Zeichen treuen täglichen Gedenkens. Und wie beglückten und beseligten sie! Mit welchem Eifer suchte die junge Frau vor allem nach dem flüchtig bekritzelten Zettelchen, das die Sendungen meist begleitete. Meist — nicht immer ... und dann, war das sehnlichst Erwartete ausgeblieben, dann fehlte dem Schönen der Reiz, und die Gräfin beugte sich traurig über ihr Kindlein: „Er hat uns heute nicht geschrieben, Maria ..."

„Sie hat ihn zu lieb gehabt. Freilich, freilich." — Lisette sann nach, ihre Lippen verzogen sich zu einem tückischen Lächeln: „Das wirst du ihr nicht nachmachen, mein Vogerl," murmelte sie, „du hast eine andre Natur. Wenn in deiner Ehe eins von euch vor lauter Lieb den Kopf verliert, wird's der andre sein, nicht du."

„Worüber lachst du?" fragte Maria eintretend.

„Ach was, nur so — — über den spaßigen Heiligen da. Was ist das für ein Heiliger?" Sie reichte der Gebieterin eine Dose, die mit einem Emailbildchen von Petitot, einem jungen, weinlaubumkränzten Faun darstellend, geschmückt war.

Maria betrachtete es zum ersten Male aufmerksam; sie war keine Freundin der Kunst im kleinen und hatte diesen Bibelots nie ein besonderes Interesse geschenkt. Nun aber bewunderte sie eingehend die feine Arbeit des französischen Meisters, und wie sie dabei das Kästchen hin und her wandte, sprang bei einem

Druck ihres Fingers der Deckel auf. Die Dose barg einen goldenen, in Seidenläppchen gewickelten Schlüssel; die Zeichnung der Arabesken seines durchbrochenen Griffes schien Maria Ähnlichkeit zu haben mit der Tauschierung der Kassette, die sie am Abend vor ihrer Vermählung von ihrem Vater erhalten, und an der der Schlüssel fehlte. — Doch hatte sie nicht Zeit, sich der Zusammengehörigkeit der beiden gleich zu versichern, denn die Ankunft ihrer Gäste, die Punkt ein Uhr, eine Stunde vor dem Mittagessen, eintreffen sollten, stand bevor.

Sie kamen auch richtig angefahren, auf die Minute, zwei Seelen und vier Seelchen. Im letzten Augenblicke hatte Wilhelm sich erweichen lassen durch die traurigen Gesichter, mit denen die jüngeren Rangen die Vorbereitungen zur Abfahrt der Eltern begleiteten, und sie mitgebracht. Sie waren ja noch so dumm und versäumten noch keine oder so viel wie keine Lernerei. Vater und Mutter baten dringend, sich nicht im geringsten um sie zu kümmern, sie nur im Garten herumlaufen zu lassen. Alt genug waren sie, um sich selbst vor einem Sturz ins Wasser oder von einem Baume in acht zu nehmen. Auf irgendwelche Berücksichtigung bei der Mahlzeit hatten sie keinen Anspruch; sie waren zu Hause abgefüttert worden, und überdies hatte jeder sein Stück Brot in der Tasche und konnte damit bequem aushalten bis zur Heimkehr.

Eine so ungastliche Behandlung sollten sie aber nicht erfahren, vielmehr durften sie ihre Brotration den Pferden bringen: ihre Mutter und je zwei von ihnen wurden von Maria in der Ponyequipage im Parke herumkutschiert, während die zwei anderen dem Wagen nachrannten, um die Wette mit den Hunden. Bei Tische erhielten sie ihre Plätze nebeneinander, saßen kerzengerade und benahmen sich musterhaft. Trefflich regiert von den kurzen Kommandoworten des Vaters und den abmahnenden oder zustimmenden Blicken der Mutter, entfalteten sie bei aller Dressur einen kleiner Rothäute würdigen Appetit.

Maria hatte sich auf die Freuden des heutigen Familienfestes mit uneingestandenem Grauen gefaßt gemacht, und jetzt erfüllte sie mit Vergnügen ihre Hausfrauenpflichten und unterhielt sich beinahe. Nicht nur mit den Kindern. Der biedere Mann, der, wie sie wußte, den Unterhalt seiner zahlreichen Nachkommenschaft so schwer bestritt und ihrer etwaigen Vermehrung dennoch mit naiver Ergebung entgegensah, die Frau mit ihren abgearbeiteten Händen und dem Typus ihres uralten hochadeligen Stammes in den feinen Zügen, die ihre Haube mit den gefärbten Bändern und ihr verschossenes Foulardkleid mit so tapferer Ausdauer trug, flößte der neuen Verwandten die herzliche Wertschätzung ein, die bei ihr eine sichere Vorbotin künftiger Freundschaft war.

Bald nach Tische trennte man sich. Hermann und Wilhelm fuhren nach einem zwei Stunden weit entfernten Hofe zur Besichtigung eines Baues, der dort unternommen worden. Gräfin Wilhelmine und ihre Kinder kollerten heim in ihrem kürzlich neu lackierten grünen, mit Bauernpferden bespannten Wägelchen.

Maria blieb allein und wollte ihre Einsamkeit zu einer Wanderung durch den Park benützen, um einen schönen Aussichtspunkt zu erreichen, von dem Hermann ihr gesprochen hatte. Sie nahm seine beiden Jagdhunde als Begleiter mit; semmelfarbige, kurzhaarige, sehr kluge Tiere, die schon am Tage des Einzugs Marias begriffen hatten: in Abwesenheit des Herrn gibt es jetzt eine Herrin. Auf den Fersen folgten sie ihr, die Nasen gesenkt, mit tief herabhängenden Ohren, und wenn sich's regte auf der Wiese, im Gebüsch, im dunklen Schatten der Bäume, fuhren sie zusammen, hoben die Nasen in die Höhe, schnupperten, alle ihre Sehnen spannten sich zum Sprunge. — Ein Anruf aber: „Zurück! Lord, Fly, zurück!" und wieder senkten sie traurig die Köpfe und schritten dahin, gehorsam den Befehlen der Menschen, widerstrebend den Gesetzen ihrer eigenen Natur.

Es war ein kühler Nachmittag; Maria ging rasch vorwärts, von einem wohligen Gefühl der Freiheit beseelt. Daheim wäre ihr verwehrt gewesen, einen weiten Spaziergang allein zu unternehmen, und sie empfand ihre kaum erlangte Selbständigkeit als einen großen Genuß. Alles trug dazu bei, ihre Wanderlust zu erhöhen, der wolkenlose Himmel, der über ihr blaute, die kräftige Luft, die, gewürzt mit Harzdüften, vom Tanne hergestrichen kam, die Frühlingslieder der Vögel in den Zweigen, die Schönheit der Stätte selbst, die Maria durchschritt. — Sie kam sich vor wie ein einem Zaubergarten, den menschenfreundliche Geister pflegten. Sie hatten die Wege besandet, die Wiesen geschoren, die Hecken beschnitten, die Brücklein über den Bach gebaut. Sie hatten die bewimpelten Kähne am Ufer des Weihers befestigt, die Scheiben des Fischerhauses blank gescheuert, daß sie im Abendrot glänzten wie Gold, und waren nach vollbrachtem Werke verschwunden, ohne Spur.

Alles, alles um meinetwillen da, sagte sich Maria, und zugleich durchblitzte es sie: — wenn Tessin jetzt dastände und mich sähe in diesem kleinen irdischen Himmelreich...

Sie hatte ihn verbannen wollen aus ihren Gedanken, es nicht vermocht und — Frieden mit ihm geschlossen.

Was war denn sein Verbrechen gewesen? — hatte er sie zu täuschen gesucht, je ein Wort von Liebe zu ihr gesprochen?... Und doch war sie beneidet worden um seine Aufmerksamkeit und hatte sich beneidenswert gefühlt und sich nicht Rechenschaft gegeben, worin seine Macht über sie bestand.

Die unbestimmte, unerklärliche Angst, von der sie manchmal ergriffen worden in seiner Nähe, im Banne seiner Augen, durchrieselte sie; eine Ahnung kommenden Leids beklemmte ihr die Brust.

Sie war sich der Zeit nicht bewußt, die verflossen, seit ihre Wanderung begonnen hatte, und staunte, als sie, aus einem Fichtenhain tretend, die Sonne schon tief zum Untergang ge-

neigt sah. Mit verdoppelter Geschwindigkeit eilte sie ihrem Ziele, einer Zirbelkiefer zu, an deren gewaltigem Stamme eine leichte, geschnitzte Wendeltreppe emporführte, bis zu einer runden Altane, über die der mächtige Baum sein grünes Schirmdach breitete.

Die junge Frau lief die Stufen hinan, um von der hohen Warte aus noch einen letzten Blick des scheidenden Tagesgestirns zu erhaschen. Die Hunde folgten. — Plötzlich schien ihr, als schwanke die Treppe ... sie blieb stehen, wartete, an das Geländer gelehnt — das Schwanken dauerte fort. Es war nicht durch sie hervorgebracht. Dort oben mußte jemand auf und ab gehen, langsam und wuchtig. Einen Augenblick dachte sie an Flucht, es war doch gar zu einsam hier. Sogleich jedoch verlachte sie die feige Regung, die sich ihrer hatte bemeistern wollen. Wer konnte es sein? Ein Jäger, im schlimmsten Falle ein Wildschütz. Aber wenn auch, was hatte sie zu fürchten?

Die Hunde knurrten. Die Schritte hielten an, die ihren waren gehört worden.

Wenige Sekunden später betrat sie die Plattform, unter dem wütenden Gebell Lords und Flys, die ihr vorangesprungen waren.

„Hoho, die Hunde! Rufen Sie die Hunde!" kreischte eine erregte Stimme ihr entgegen. — Der Mensch, der diese Worte ausgestoßen, preßte den Rücken an den Stamm des Baumes und führte mit dem Stock einen Schlag gegen seine Angreifer, traf sie aber nicht.

Maria hatte ihn auf den ersten Blick erkannt, trotz der Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Nicht in Lumpen, wie in jener Winternacht, sondern gut gekleidet, im lichten Sommeranzug, mit gepflegtem Haar und Bart, wäre seine Erscheinung die eines auffallend hübschen Menschen gewesen ohne den Ausdruck der Verwilderung und der Krankheit in seinem eingefallenen bleichen Gesicht.

Auch Maria war bleich geworden. „Hierher!“ befahl sie den Hunden, die sich widerwillig fügten, und sprach in hartem Tone den Fremden an: „Der Eintritt in den Park ist nur den Hausleuten erlaubt. Was wollen Sie hier?“

Er hatte die Sicherheit wiedergewonnen, die ihm durch die Furcht geraubt worden war. Spöttisch lüftete er den Hut und erwiderte: „Ich will dasselbe, was Sie wollen — die Aussicht bewundern, die wirklich ganz reizend ist. Erfüllen wir den Zweck unseres Spazierganges.“

„Frechheit,“ murmelte Maria, und die Rechte gebieterisch ausgestreckt, setzte sie laut hinzu: „Fort!“

„Entschuldigen Sie,“ versetzte er, „ich bleibe. Ich habe mit Ihnen zu reden und hätte Sie um eine Zusammenkunft ersuchen lassen, wenn nicht der Zufall — oder war es vielleicht ein geheimer Zug des Herzens? — Sie hierher geführt hätte, Frau Schwester.“

Maria stieß einen dumpfen Schrei aus und wich zurück. Wie dieser Mensch sich jetzt leicht verneigt hatte, war es in einer Art geschehen, mit einer Bewegung des Hauptes, ihr so wohl bekannt, so lieb und sympathisch an einem andern ...

„Es beleidigt Sie, daß ich mir erlaube, Ihnen diesen Namen zu geben, aber — er gebührt Ihnen und nicht durch meine Schuld ... Bleiben Sie doch,“ bat er, als Maria, entsetzt und gequält, sich plötzlich zum Gehen wandte. „Einmal müssen wir uns aussprechen, warum nicht lieber heute als morgen. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist bald gesagt. — Unser Vater hat meine Mutter betrogen — wie die Ihre, nebenbei bemerkt,“ brach er höhnisch aus.

„Lüge!“ sprach Maria; er aber fuhr fort, ohne sich unterbrechen zu lassen.

„Ich mache ihm keinen Vorwurf, ich klage ihn überhaupt nicht an. Unser Vater hat viel Geld auf mich verwendet — schade darum! — mich erziehen, mir Grundsätze beibringen

lassen wollen. Ganz vergeblich, denn — ich habe sein Blut in meinen Adern. Daß sein Sohn ihm gar zu gut nachgeraten, empörte den vortrefflichen Mann. Endlich zog er seine Hand von mir ab... Der Grund ist eigentümlich — was?" Er brach in ein Lachen aus, das allmählich in ein heftiges Husten überging. Auf dem Taschentuche, das er an die Lippen drückte, zeigten sich dunkelrote Flecken. „Da," sagte er, „ich bin fertig. Zu viel Verschiedenes kennen gelernt im Leben, zu viel Vergnügen und zu viel Elend. Jetzt bin ich fertig, fertig, hörst du? Die Finte mit der Schneeschaufelei hat mir das letzte Almosen vom Grafen eingebracht, das allerletzte! Laß mich nicht auf dem Stroh sterben, gib mir ein Obdach, Frau Schwester."

Sie starrte ihn an wie verloren. „Lügen, Lügen! — ich glaube nicht — ich glaube Ihnen nicht..."

„Wäre freilich das Bequemste, wird aber nicht durchzuführen sein. Fragen Sie nur den Grafen, meinen Schwager, der weiß von mir, Wolfi Förster, nennen Sie mich ihm nur. Ich will ihn sprechen, das heißt euch, in der Fischerhütte am Weiher, morgen vormittag zehn Uhr. Kommt gewiß, ich könnte euch sonst Unannehmlichkeiten bereiten. — Jetzt jagt der verfluchte Krankheitsteufel mich heim, nach dem Bauernhotel, in dem ich mich vorläufig einlogiert habe." Er knöpfte seinen Rock zu, Fieberfröste schüttelten ihn. „Auf Wiedersehen."

Damit reichte er Maria die Hand, sie zog die ihre mit Abscheu zurück. „O Frau Schwester," rief er, „du bist noch hochmütiger als unser edler Herr Vater!"

VII.

Hermann hatte die Erzählung von Marias Abenteuer im Garten schweigend angehört und sich am nächsten Morgen zur Zusammenkunft mit Wolfi im Fischerhause eingefunden.

„Ein Schwerkranker, vielleicht ein Sterbender," sagte er bei seiner Rückkehr. „Mag er nun sein, wer er will, wir können ihm die Aufnahme, um die er bittet, vorläufig wenigstens nicht verweigern."

„Wir können — du meinst, wir dürfen nicht," fragte Maria. „So hat denn dieser Mensch einen Anspruch ..."

„Genau so viel Anspruch," unterbrach er sie, „als wir Erbarmen mit ihm haben."

„Mir flößt er keins ein, er ist zu keck," gab sie zur Antwort.

Sie erkundigte sich kaum nach dem, was für ihn geschah, obwohl Lisette dem hergelaufenen Gast eine ganz merkwürdige Teilnahme bezeigte. Es war ihm eine kleine Wohnung im Hause einer Hegerswitwe angewiesen worden, das am Saume des Waldes und doch nahe genug am Dorfe lag, um den täglichen Besuch des Arztes zu ermöglichen. Diesen, einen sehr gutmütigen und sehr neugierigen ältlichen Herrn, beehrte Lisette mit ihrem Vertrauen. Sie saßen nebeneinander am Bette des Kranken, der in den ersten Tagen aus stumpfer Bewußtlosigkeit nur auffuhr, um in Fieberphantasien zu verfallen, in denen er lachte und schwatzte und alle Geheimnisse seiner armen, verkommenen Seele ausplauderte.

Der Doktor trank förmlich jedes seiner Worte. „Fräulein Lisette," sagte er einmal, „da werden verborgene Familienverhältnisse vor uns enthüllt."

Sie lächelte. „Bin eingeweiht. Herr Doktor, und brauche mir nichts darauf einzubilden. Wer das Haus kennt, kennt diesen wilden Sprößling, der in Wolfsberg zur Welt gekommen ist. Wäre auch schwer zu leugnen gewesen bei der Ähnlichkeit und bei dem impertinenten Spektakel, den seine Mutter vor der Hochzeit des Herrn Grafen gemacht hat — als ob nicht manche andere die selben Ansprüche ... Na, darüber ist nichts zu sagen" ... brach sie plötzlich ab.

„Sagen Sie es doch, Fräulein, genieren Sie sich nicht und sagen Sie es doch!“ ...

Lisette erwiderte mit einem kleinen Achselzucken voll Koketterie: „Können sich selber denken. So ein Herr wie unser Graf, so eine Schönheit, kann der was dafür, daß ihm die Weiber nachlaufen? — 's ist ihre Sach und ihre Schuld. So ein Herr wird sich nicht auf den heiligen Aloysius hinausspielen.“

Doktor Weise stimmte bei. Er hätte gern einen recht nichtsnutzigen Witz gemacht, um auf das alte Fräulein den blendenden Eindruck eines Don Juan hervorzubringen. Weil er aber von Natur ein keuscher Mann war, wollte ihm nichts Frivoles einfallen.

Lisette erneuerte den feuchten Umschlag auf Wolfis Stirn. „Ein so hübscher Bursche und soll schon sterben,“ seufzte sie. „Recht traurig, aber im Grunde doch das Beste für ihn und auch für die andern.“

Der Doktor sah seinen Patienten, der jetzt ruhig atmete und sanft zu schlafen schien, prüfend an: „Gut gebaut, kräftig, kann sich noch eine Zeitlang wehren.“

„Wie lange zum Beispiel?“

„Schwer zu erraten — möchte mich nicht vor Fräulein blamieren“ — und er verbeugte sich galant, „ich glaube nur, bei vortrefflicher Pflege — in dieser gesunden Luft — vielleicht noch zwei Jahre.“

Der Kranke schlug die Augen auf und blickte ihn zornig an: „Esel,“ sagte er, so laut er konnte, „merken Sie nicht, daß ich wach bin?“

„Ich merke, daß Sie Ihre Besinnung wieder haben und gratuliere,“ sprach der Arzt, nicht im geringsten beleidigt.

„Zwei Jahre, wieviel Tage sind das?... rechnen“... Wolfi begann langsam zu zählen, seine Stimme wurde immer schwächer, er schlief wieder ein.

„Schon bei Besinnung,“ flüsterte Lisette, „das hätte ich nicht

geglaubt. Das ist eine schöne Kur von Ihnen, Sie reißen ihn am Ende gar noch heraus. Aber dann ist das erste" — diese Worte wurden von einer bezeichnenden Gebärde begleitet — abreisen."

„Wird schwerlich dazu kommen, Fräulein," erwiderte der Doktor und verbeugte sich noch galanter als vorhin.

Lisette aber warf einen Blick in den kleinen Spiegel, der an der Wand über dem Schranke hing, und sagte zu sich: „Ich weiß eigentlich nicht, warum ich so altmodische Hauben trage."

Zur selben Stunde war Maria im Schlosse an ihren Schreibtisch getreten mit der Absicht, den letzten Brief Wolfsbergs zu beantworten. Ein Brief, reich an ernsten und eigentümlichen Gedanken, voll tiefer Empfindung und Zärtlichkeit, den sie mit Stolz und innerster Herzensbefriedigung las und wieder las. Nie hatte ihr Vater so liebreich zu ihr gesprochen, wie er an sie schrieb; jetzt fürchtete er nicht mehr, sie zu verwöhnen.

Am Tische Platz nehmend, bemerkte sie, daß die Kassette aus dem Nachlasse ihrer Mutter neben die Mappe gestellt worden war.

Alte Bekannte! Wie oft hatte Maria sie stehen gesehen, immer auf derselben Stelle im Zimmer ihres Vaters, und ihre feinen Ornamente betrachtet. Jetzt holte sie den kleinen Schlüssel, dessen Griff ihr in ähnlicher Weise durchbrochen und verziert geschienen hatte, aus der Emaildose und steckte ihn in das Schloß. Er paßte, wollte sich aber nicht drehen lassen. Viel Geduld und Geschicklichkeit mußte angewendet werden, bevor es gelang, der Deckel aufsprang und der Inhalt zum Vorschein kam. Der bestand aus einem zerrissenen Heft, dessen vergilbte Blätter mit einer zarten, feinen Schrift dicht bedeckt waren, und aus alten, mit einer verblaßten Schleife zusammengebundenen Briefen. Maria zog einen davon hervor. Ihr Vater hatte ihn als Bräutigam an ihre Mutter gerichtet, und in ihm sprach sich die glühende Leidenschaft mit hinreißender Beredsamkeit aus. Wie

mußten die Beteuerungen, diese Schwüre überzeugt und beseligt haben! Wie reich war das Leben, das durch die Liebe eines solchen Mannes geschmückt worden! Und wenn auch früh erloschen, es hatte den köstlichsten, den seltensten Inhalt gehabt — ein volles Glück.

Maria griff nach einem der Blätter, auf denen sie die Schrift ihrer Mutter erkannt hatte. Es hing mittelst eines Seidenfadens lose mit den andern zusammen und war, wie alle, ein Bruchstück. Das Ganze machte den Rest eines Heftes aus, das einst ziemlich stark gewesen sein mochte. Verbogen und zerknittert fand sich noch der Umschlag vor. Maria glättete ihn, so gut es ging. Er trug die mit größtem Fleiß kalligraphisch ausgeführte Aufschrift: „Im Himmel" und das Datum „1850." Aber die schönen Lettern waren durch Kreuz- und Querstriche verunstaltet, recht wie mit kindischer Zerstörungslust, und eine unsichere Hand hatte sich bemüht, als Vignette einen Teufel hinzuzeichnen; die kaum zu entziffernden Worte: „Der König des Himmels" und das Datum „1858" standen darunter.

Maria las hier und dort einen Satz, eine Zeile; ihr Gesicht verfinsterte sich; wie versteinert blickte sie nieder auf die verstümmelten Blätter. Die stummen, toten Zeichen aber wurden lebendig und sprachen und gaben Zeugnis von einem längst eingesargten Schmerz. Der überwundene, der vergessene, da war er aus dem Grabe auferstanden und stöhnte erschütternd seine Klagen aus.

Sie fanden einen qualvollen Widerhall in der Seele Marias.

Nun war ihr einmal wieder etwas zerstört worden: ein beglückender Glaube... Glaube? nein, ein Glaube, der auf einem Irrtum beruht, ist ein Wahn. Maria wäre sehr gestimmt gewesen, dem ihren nachzuweinen; das Künstlerische in ihrer Natur sträubte sich gegen die Zerstörung des Ideals, das ihr Vater ihr bisher gewesen... Da fiel ein Wort ihr auf, das am Rande eines der mißhandeltsten Bogen des seltsamen Tage-

buches stand: Wahrheit, groß geschrieben, von einer leichten Arabeske umschlungen.

Maria blickte nicht mehr auf, bevor sie den Sinn der letzten ihr noch halbwegs verständlichen Zeile in sich aufgenommen hatte. — Dann küßte sie die Blätter innig und lange, trug sie zum Kamin, verbrannte sie und erwartete auf den Knien das Verlöschen der Flammen. Das Geheimnis der Toten blieb aufbewahrt im Herzen ihres Kindes.

Einige der aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen, die sich dem Gedächtnisse Marias fast vollständig eingeprägt hatten, lauteten:

— „Die Wahrheit verlange ich von dir. Du sollst nicht lügen. Treu sein, festhalten, was dein Herz einmal ergriffen hat, kannst du nicht. Du bist schwach und hilflos deinen Leidenschaften gegenüber. Sei wenigstens wahr. Dem Schwachen Bedauern, dem Lügner Verachtung."

*

— „Eifersüchtig ist nicht das rechte Wort. Würde ich sonst deinen Wolfi lieben? Würde ich sonst das Andenken seiner Mutter ehren? — Und ich hätte Grund, auf sie eifersüchtig zu sein, denn sie hat dich mehr geliebt, als ich dich liebe; ich hätte dir nicht geopfert, was sie dir geopfert hat: ihre Eltern, ihre Heimat, Ehre und Pflicht."

*

— „Wenn meine Tochter erwachsen sein wird werde ich ihr sagen: heirate nicht aus Liebe. Man glaubt, vereint sein mit den Geliebten, das ist der Himmel auf Erden. Es ist nicht wahr. Was macht den Himmel zum Himmel? Daß ein Gott darin regiert und — — —"

*

„Wenn Gott nur so gut wäre, wie wir sind gegen unsere braven Diener, dann hätte er mich erhört. Habe ich nicht alle

meine Pflichten getreu erfüllt? ... war ich nicht gläubig und fromm? Wenn Gott gut und gerecht wäre, hätte er mich erhört. Aber es ist überhaupt kein Gott im Himmel, nur ein Teufel, und er straft mich."

*

— „Geliebter, wenn die Jugend hinter uns liegen wird, wenn du zu mir zurückgekehrt bist, und ich dir alles verziehen habe, dann lesen wir zusammen, was ich jetzt schreibe, und reichen uns die Hände und lachen — und weinen auch ein wenig."

*

„... daß du Alma verleitest — sie hat ein Gewissen. Es schläft jetzt nur, du hast es eingeschläfert, du weißt, wie man das macht ... aber es wird erwachen und dann — — —"

*

— „Ich glaube es nicht, ich will es wissen, mich überzeugen, euch auflauern. Ich bin jetzt ein Jäger, ihr seid das scheue Wild ..."

*

— „Manchmal fürchte ich und manchmal hoffe ich den Verstand zu verlieren. Wir werden mein Tagebuch nicht zusammen lesen, Geliebtester. Ich glaube, daß ich es zerreißen muß. Die schöne Schilderung der glücklichen Tage — schon fort. In kleine, kleine Stücke gerissen und fliegen gelassen von ‚hoher Altane am Turm' ... Wie sie stoben im Winde ... Woran habe ich gedacht? woran nur? An mein Glück oder was? Ich weiß nicht mehr ..."

*

Bei dem nächsten Besuch, den Hermann im Hegerhause machte, begleitete ihn Maria. Der Kranke erholte sich sehr langsam von dem letzten heftigen Anfall seines Leidens. Er lag in tiefer Erschöpfung dahin, halb wachend, halb schlafend,

nahm nur widerstrebend die Nahrung, die man ihm reichte, und zählte ohne Unterlaß an seinen Fingern, wieviel Monate, Wochen, Tage er noch zu leben habe. Die Rechnung war ihm aber zu schwer und wollte nicht stimmen. Gegen alle, die ihm nahten, Hermann nicht ausgenommen, legte er feindseliges Mißtrauen, ein mürrisches und schroffes Wesen an den Tag, das sogar die Geduld seines langmütigen Arztes sehr oft erschöpfte.

Nur wenn Maria an sein Bett trat, glättete sich seine Stirn, er lächelte; unter seinem kleinen schwarzen Schnurrbart schimmerten die Zähne hervor, jung und gesund wie die eines Kindes. In der Tiefe seiner dunklen Augen entzündete sich ein unheimlicher Glanz. „Frau — — —" sprach er und machte eine lange Pause. „Fürchtest du dich, fürchtest du das Wort, das ich jetzt sagen könnte?" fragte sein boshafter und drohender Blick. Aber der ihre hielt ihn im Bann. Stolz und kalt ruhte er auf ihm, und er murmelte verwirrt: „Frau Gräfin."

Sie kam regelmäßig, aber nicht an bestimmten Tagen, wöchentlich zweimal, auf der Rückkehr von ihren Gängen durch das Dorf. Dort hatte sie die Armen und Kranken besucht, war wohl auch in die Schule getreten und hatte einer Unterrichtsstunde beigewohnt. Sie hatte getadelt, gelobt, mit vollen Händen gegeben und mit alledem nur eine Einführung ihrer Schwiegermutter aufrecht erhalten — nicht ganz in deren Sinn jedoch.

Gräfin Agathe hatte von den Leuten, denen sie Hilfe angedeihen ließ, eine Gegenleistung gefordert: „Du bekommst das unter der Bedingung, fortan das Wirtshaus zu meiden." — „Du bekommst jenes unter der Bedingung, daß du von heut ab deine religiösen Verpflichtungen pünktlich erfüllst."

Maria hingegen stellte nicht nur keine Bedingungen, sie lehnte sogar den Dank ab, dessen meist überschwengliche Äußerungen ihr widerstrebten. So verstimmte sie die Geistlichen und die Lehrer, die gewohnt gewesen waren, ihren Teil von der gräflichen Wohltätigkeit mittelbar einzuheimsen, und entwertete

ihre Geschenke bei den Empfängern. — Wie hoch soll denn angeschlagen werden, was umsonst zu haben ist?

„Mit einer Hand geben und die andere zum Nehmen ausstrecken," sagte Maria zu Hermann, „ekelt mich an."

„Das verstehe ich nicht," entgegnete er. „Was diesen Menschen vor allem andern fehlt, was ihnen vor allem andern beigebracht werden muß, ist das Pflichtgefühl. Mit Wohltaten wirst du es nicht wecken."

„Wecke ich es, wenn ich ihnen einen Handel vorschlage, einen Tausch?"

„Viel eher. Wenn du einem andern Gutes tust und zum Preis dafür verlangst, daß auch er etwas Gutes tue, kannst du damit einen Begriff von Billigkeit in ihm erwecken, eine Ahnung von dem, was Pflicht ist. Und wenn du das getan, hast du ihm unendlich mehr genützt, als wenn du ein Elend momentan linderst."

Sie mußte das gelten lassen und tat es gern. Es freute sie, von ihm überwiesen zu werden, sich seiner größeren Erfahrung zu beugen, seine schlichte Lebensweisheit anzuerkennen. Ein schönes Leben ließ sich an seiner Seite führen, ein tätiges und hilfreiches Leben. Für alles fand sich Zeit darin, auch für die Pflege ihrer geliebten Kunst.

Im Spätsommer sollte Graf Wolfsberg zu längerem Aufenthalt bei seinen Kindern eintreffen. Kurz vor dem Tage jedoch, an dem sie ihn erwarteten, kam seine Absage. Er hatte die vorläufige Vertretung eines hohen Herrn an einem fremden Hofe übernehmen und den Besuch in Dornach auf ein Vierteljahr hinausschieben müssen.

Der Gleichmut, mit dem Maria diese Nachricht empfing, setzte Hermann in Erstaunen, wie schon längst das Schweigen, das sie seit ihrer Verheiratung über Alma Tessin beobachtete. Ein Brief von ihrer einst besten Freundin, den er selbst ihr gebracht hatte, war unbeantwortet geblieben. Hermann fragte

nicht. Der Zufall, dachte er, den die Blinden blind nennen, hat sicherlich hier gewaltet und Maria in Kenntnis von Dingen gesetzt, die ihr bisher sorgfältig verborgen wurden. In welcher Weise es geschehen, war ihm noch ein Rätsel, dessen Lösung er von der Zukunft erwartete.

Der Herbst kam, die Weihnachtszeit rückte heran. Schnee und Eis bedeckten die Wiesen und die Weiher, die Natur war tot — scheintot. Unter dem Herzen Marias aber regte sich ein neues Leben und strebte frisch und kräftig dem Tageslicht entgegen.

VIII.

Ein banger Tag in Dornach.

Die stattliche Frau, die seit einer Woche im Schloß wohnte, der die Mahlzeiten auf ihrem Zimmer serviert wurden, und die zum Verdruß des Kellermeisters mittags und abends eine Flasche Bordeaux vertilgte, weilte seit zwei Uhr nachts am Bette der Gräfin. Auf dem Bahnhofe wartete eine Equipage die Ankunft des Schnellzuges aus Wien ab, mit dem der Herr Professor ankommen sollte. Der Herr Doktor hatte sich in Lisettens jungfräulichem Gemache etabliert, und wenn sich ein Geräusch auf dem Gange vernehmen ließ, trat er hinaus und sprach zu dem etwa Vorbeikommenden: „Ich bin hier — daß Sie's wissen — für den Fall, daß ein Arzt nötig wäre, daß Sie wissen, wo er zu finden ist."

Niemand hörte auf ihn, er war ganz uninteressant. Die gespannte Aufmerksamkeit richtete sich ausschließlich auf die Frauen, denen Gelegenheit zu irgendeiner Handreichung in der Nähe der Wochenstube gegeben war.

Am Nachmittage mußte Hermann sich's gefallen lassen, vom Schmerzenslager seiner Frau, an dessen Fußende er mit

verstörtem Gesichte stand, durch Base Wilhelmine entfernt zu werden.

Jetzt waren sie in seinem Schreibzimmer, sein Vetter und er. Wilhelm hatte mitten auf dem Diwan Platz genommen, sich vorgebeugt und beschäftigte sich damit, seine dicken, roten Finger knacken zu machen. Hermann ging rastlos neben dem Bücherschrank, der die Längswand einnahm, auf und ab und pfiff entsetzlich falsch oder versank in ein düsteres Schweigen oder pflanzte sich vor Wilhelm hin und starrte ihn an.

Die Dämmerung war eingebrochen, der Kammerdiener erschien.

„Was willst du?" fragte sein Herr.

— „Die Lampe anzünden."

„Wir brauchen keine Lampe," brachte Hermann mühselig hervor, und Wilhelm dachte: dem armen Kerl ist das Weinen nah.

„Heute," sagte er nach einer Pause, „haben wir drei Marder in der Falle gefangen," worauf sein Vetter erwiderte:

„Wieviel Uhr ist es?"

„Fünf hat's just geschlagen."

„Dann muß ja um Gottes willen der Professor schon hier sein." Er schellte, und es dauerte unglaublich lange, bis endlich ein Lakei eintrat und meldete, der Herr Professor sei angelangt, und Lisette habe ihn zur Frau Gräfin geführt.

Eine Stunde verfloß, in der die Zeit bleierne Wellen rollte, und Wilhelm die nutzlosen Versuche, Hermanns Gedanken abzulenken, aufgab. Plötzlich blieb dieser stehen und lauschte. Er hatte die hastenden Schritte, die sich nahten, erkannt; es waren die Wilhelminens. Sie riß die Tür auf. Das Nebenzimmer war hell erleuchtet, und wie von strahlendem Goldgrund hob ihre Gestalt auf der Schwelle sich ab. „Hermann?" rief sie fragend in das Dunkel hinein. „Komm, Hermann, komm — du hast einen Sohn!"

— „Und Maria ..."

„Wohl, Gott sei Dank."

Er stürzte auf sie zu und hob die schwere Frau in seinen Armen in die Höhe und jauchzte laut.

„Was heißt denn das?" sagte sie. „Nimm dich zusammen. Sie ist noch matt. Wenn du dich nicht zusammennimmst, darfst du nicht zu ihr."

„O — ich nehme mich" ... er machte einen ungeheuren Aufwand an Selbstüberwindung, warf sich in die Brust, umschlang seine Base und zog sie mit sich fort. „Wilhelm, telegraphiere du an meine Mutter, an meinen Schwiegervater," rief er noch atemlos zurück und durchmaß den ganzen Weg auf den Fußspitzen, betrat Marias verhängtes Zimmer unhörbar wie eine Sylphe und hätte am liebsten Wolkenform angenommen, um ihr zu nahen.

Sie lag ganz still, war blaß — blaß bis in die Lippen — und sah unendlich müde aus. Aber sie lächelte ihn an, glücklich, sanft und milde. Das Herz wollte ihm übergehen vor Rührung — doch sie haßte es, bedauert zu werden; er durfte nichts sagen, er küßte nur leise ihre Hände und blickte dabei mit einer gewissen Verlegenheit nach einem weißen Bündel aus Stoffen, Spitzen, Stickereien, Bändern, das neben sie hingelegt wurde.

„Ich gratuliere Ihnen zu einem Prachtbuben," sprach der Professor eintretend zu ihm.

— „Wo?" stotterte Hermann, und Wilhelmine brach aus: „Jesus Maria, da doch!"

Da — ganz richtig. Unter den Stickereien und Spitzen guckte etwas hervor. Ein kleines braunrotes Gesicht, mit faltenbedeckter Stirn, mit lichtscheuen, fest zugedrückten Äuglein, einer Nase, die mit unzähligen kleinen, gelben Pünktchen bedeckt war, und einem winzigen Mund. Es waren auch Pfötchen zu sehen, die unverhältnismäßig lange Finger hatten und die zartesten, schmalsten Nägel. Das also war der „Prachtbub", das war der „Sohn".

Hermann wunderte sich und küßte auch ihm die Hände.

Maria erholte sich langsam, und Doktor Weise, der nach der Abreise des Professors Ordinarius geworden, wurde nicht müde, die größte Schonung zu empfehlen. „Besonders der Nerven. Nur keine Aufregung, Herr Graf, Fräulein Lisette, Fräulein Klara, nur keine Aufregung!" — Er freute sich, daß die Taufe nicht vor dem vierzehnten Tage stattfinden konnte, weil es dem Grafen Wolfsberg, der durchaus selbst als Pate seines Enkels fungieren wollte, unmöglich war, früher einzutreffen.

Der Graf schrieb oder telegraphierte täglich, und es schien Hermann, als ob diese Botschaften ihres Vaters Maria peinlich berührten. Zuletzt wagte er nicht mehr, sie ihr mitzuteilen. Nun aber fragte sie allabendlich: „Kommt der Vater?" und als endlich die Antwort lautete: „Morgen," da flammte eine fiebernde Röte auf ihren Wangen auf. Sie schloß die Augen, in kurzen, raschen Schlägen klopfte ihr Herz, eine unnennbare Bangigkeit überkam sie.

„Was ist dir?" fragte Hermann. „Maria, was bekümmert dich? Es ist etwas, das dich bekümmert, und das du mir verschweigst."

Sie seufzte tief auf. „Laß es" — bat sie, „wir wollen nie davon sprechen. Geh jetzt, es ist spät. Ich muß Ruhe haben und Kräfte sammeln für morgen."

„Natürlich," erwiderte er und befand sich schon auf den Fußspitzen und schlug sein beliebtes Sylphentempo ein.

Maria winkte ihn zurück: „Eines möchte ich dich bitten — bringe es dem Vater vor. Das Kind soll Hermann heißen, Hermann Wolfgang ... Verstehst du mich? Und dir, Lieber, möge es nachgeraten."

Er ging beseligt, er machte sich selbst zum Hüter der Ruhe, nach der sie verlangte. Mehr als Stille ringsumher vermochte er jedoch nicht herzustellen. Eine so tiefe Stille, daß Maria das

Atemholen des Kindleins hören konnte, dessen Wiege dicht an ihrem Bette stand. — Es war unerhört brav, schrie gerade soviel, als sich's für einen zwei Wochen alten Jüngling gehört, sog seine Nahrung aus der mütterlichen Brust und schlief und lächelte oft im Schlafe.

Und der Anblick seines Friedens war die einzig wirksame Labung, die Marias Seele empfangen konnte in dieser letzten Nacht vor dem Wiedersehen mit ihrem Vater. Ein Wiedersehen und keines — es sollte ja ein anderer Mensch vor sie treten, nicht der, den sie geliebt und angebetet, einer, der gelogen, betrogen und getötet — einer, den sie gerichtet hatte.

Am nächsten Morgen war er da, völlig unermüdet, trotz der langen Reise. Er hatte den Wagen, der ihn auf der Station erwartete, seinem Kammerdiener überlassen und kam zu Fuße an. Ein tüchtiger Marsch in der tauigen Frühe war ihm Bedürfnis gewesen nach zwei im Waggon verbrachten Nächten.

Sein Schwiegersohn lief ihm entgegen, die beiden Männer schüttelten einander die Hände. Wolfsberg fragte zuerst nach Maria und dann unverzüglich nach Waschwasser und ließ sich in die für ihn bereiteten Zimmer führen.

Eine halbe Stunde später stand er vor seiner Tochter, mit unnachahmlich kunstvoller Nachlässigkeit gekleidet, duftend von Reinlichkeit und Eau de Toilette, einen freudig gerührten Ausdruck in seinem energischen Gesichte. Er klopfte Maria auf die Wange und sagte, halb zu Hermann, halb zu ihr: „Mager ist sie geworden."

Sie hätte aufschreien mögen: „Ich weiß, was du getan hast, und ich werde es dir nie verzeihen!" — aber sein Anblick, seine Stimme, sein flüchtiger Kuß auf ihre Stirn übten die alte Macht. Sie beugte sich ihr fast ohne Widerstreben. — „Er ist ja doch mein Vater," dachte sie.

Der Graf schenkte seinem Enkel die gebührende Aufmerksamkeit, setzte sich an das Bett Marias und begann mit ihr zu

sprechen, mehr von sich als von ihr, offenherzig, vertrauensvoll, recht wie zu einem ebenbürtigen Geiste, dessen Verkehr er lange und schwer entbehrt. — Ihre Kälte und Beklommenheit waren ihm sogleich aufgefallen. Er schrieb sie ohne weiteres der richtigen Ursache zu: Maria hatte etwas erfahren, das ihn in ihren Augen herabsetzte. Durch wen? — Um gegen Hermann auch nur den Schatten eines Verdachtes zu hegen, war Wolfsberg zu sehr Menschenkenner. „Was liegt auch daran," dachte er, „durch wen deine Illusionen über mich zerstört wurden, du armes Kind, sie sind fort. Du mußt lernen, mich zu nehmen, wie ich bin, und einsehen, daß du dennoch stolz auf deinen Vater bleiben kannst." — Da entfaltete er seine ganze zielbewußte Liebenswürdigkeit, stellte sich in das hellste Licht — indem er einen Irrtum, irgendein begangenes Unrecht eingestand. Mit der Miene eines Emporblickenden ließ er sich zu ihr herab, die er weit übersah. Galt es doch, einen erschütterten Einfluß wieder zu gewinnen, eine schwankende Neigung wieder zu befestigen, mit einem Wort: zu erobern ...

Wie ihm die Aufgabe gelang! — Wie seine Tochter, als er nach kurzem Aufenthalte Schloß Dornach verließ, ihn liebte, mehr als je! Der Starke war hilflos seinen Leidenschaften gegenüber, gab das nicht Grund, ihn zu bemitleiden? Und wer hat seine Kämpfe gesehen? Mit so feinem Sinn für alles Edle begabt, was muß er leiden unter dem Bewußtsein seiner Fehlbarkeit! Er gehört ja nicht zu denen, die sich feig über ihre Mängel hinwegtäuschen. Dieser Selbsterkenntnis, sagte sie sich, war wohl auch seine harte Zurückweisung Tessins entsprungen. Vielleicht fand er — in einer Hinsicht wenigstens — Ähnlichkeit zwischen sich und ihm ... Er wollte seine Tochter vor den schmerzvollen Enttäuschungen bewahren, die er ihrer Mutter bereitet hatte.

Nach wie vor weihte Maria der Entschlafenen die frömmste und getreueste Erinnerung, doch war sie in ihren Augen nicht

mehr das Opfer eines Verbrechens, sondern die Märtyrerin eines unabwendbaren Schicksals, eine leidverklärte Heilige, vor deren Bild sie in Andacht versank.

Allmählich kehrte ihre Heiterkeit zurück und wuchs mit dem Gefühle zunehmender Kraft und wiedererlangter Gesundheit. Sie hatte es durchgesetzt, sie nährte ihr Kind selbst, obwohl das jetzt „niemand" mehr tut und die Ärzte ihr davon abgeraten. Aber sie wußte wohl, was sie sich zutrauen durfte.

Ihr Vetter Wilhelm trug eine Bewunderung für sie zur Schau, die sich in den ausbündigsten Aufmerksamkeiten äußerte. Den ganzen Winter hindurch kam er allabendlich, bei jedem Wetter, herübergeritten, machte halt im Schloßhofe, fragte „Wie geht's?" und kehrte nach erhaltener Antwort heim auf seiner kugelrunden Falbin. — Sobald die Wege wieder fahrbar geworden, kamen die Familiendiners am Sonntag von neuem in Aufnahme.

Nach dem ersten hatte Wilhelm seinen Vetter in eine Fensterecke gedrückt und ihm geheimnisvoll zugeflüstert: „Deine Frau war bisher immer wunderbar, — gemütlich aber ist sie erst jetzt geworden. Das macht das Kind, ja, mein Lieber ... Man sagt: des Herzens Schrein — ganz falsch, es sind Schreine. Da und dort steht einer offen von Jugend auf. Die andern öffnen sich nach und nach — ich spreche nur von guten Menschen, natürlich — und den Schlüssel zum wichtigsten bringt manchmal ein Kindlein mit in seiner kleinen Hand."

In der Tat schien Maria ein ungetrübtes Glück in ihrer Ehe gefunden zu haben. Und war sie nicht auch beneidenswert vor Tausenden? Vergöttert und angebetet von einem Manne, den sie innig wertschätzte, Mutter eines blühenden Kindes, schön, ohne eitel, und hochbegabt, ohne ehrgeizig zu sein, reich genug mit Glücksgütern gesegnet, um dem regsten Wohltätigkeitssinne Genüge tun zu können, gehörte sie zu den Aus-

erwählten des Schicksals. Sie selbst empfand es als eine Pflicht, sich zu ihnen zu zählen.

Früher, als Hermann es gestatten wollte, hatte sie sich wieder in den Hütten der Armen eingefunden; aber mahnen und drängen mußte er, bevor sie den Entschluß faßte, die Schwelle Wolfis nach langer Zeit von neuem zu überschreiten.

Er war, kaum erholt von einem abermaligen heftigen Anfall seines Leidens, dennoch aufgestanden, um sie zu empfangen, und kam ihr einige Schritte entgegen. Ein greisenhafter Zug bildete sich um seinen Mund, als er sie anlächelte. „Endlich, Frau Gräfin," sprach er mit schwacher und heiserer Stimme, „endlich! — Sie sehen, es geht besser. Ihr großer Arzt gibt mir nur noch beiläufig fünfhundert Tage zu leben, aber ich beabsichtige, Ihnen länger zur Last zu fallen, als der Gelehrte sich's träumen läßt, ich ..."

Hermann unterbrach ihn mit der Aufforderung jetzt das Bekenntnis zu tun, das er auf dem Herzen habe.

„Aber verderben Sie mir die Freude nicht, Frau Gräfin," sprach Wolfi.

„Welche Freude?"

— „Die, zuzuhören, wenn Sie Klavier spielen ... Staunen Sie nur! Der elende Kerl, der Wolfi, hat Sinn für Musik — besonders für diejenige, die Sie treiben." Er klopfte mit der flachen Hand auf seine Brust. „Balsam, Frau Gräfin. — Ich habe mich auf allerlei Umwegen in die Nähe des Schlosses geschleppt, bis zum Gartenhaus hinter den Fliederbüschen, und gelauscht ... Ja, das war Musik! Dabei läuft es einem kalt über den Buckel, und das ist das Rechte. Ich hatte Ihnen so viel Leidenschaft gar nicht zugetraut. — Sie haben es da," er griff ans Herz, „und in den Fingern, und ich hätte es auch gehabt, wäre gewiß ein Künstler worden ... Aber hat's denn sein dürfen? ... Was, Künstler — Lump! Eine Satzung des großen Grafen: Aus dem Künstler wird nichts, wenn nicht der

Lump in ihm die Begeisterung dazu gibt ... Also ich bitte um freien Eintritt in das Gartenhaus, bitte auch, den Hunden und den Leuten aufzutragen, mich dort unbehelligt zu lassen, wenn ich komme, was nicht gar zu oft geschehen wird. Aber ich darf? — ich darf?" wiederholte er ungeduldig.

Maria zögerte: „Ein versteckt lauschendes Publikum ist nicht angenehm."

„Flausen! was wissen Sie, wenn Sie spielen, von einem Publikum."

Hermann legte seine Fürsprache ein, und der Wunsch Wolfis wurde erfüllt.

Von diesem Tage an verlängerte Maria ihre Besuche bei dem Kranken. „Ein Mensch, der sich noch Empfänglichkeit für das Schöne erhalten hat, kann nicht ganz schlecht sein," meinte sie und betrachtete es als ihre Aufgabe, diese Seele, die schon so bald vor den ewigen Richter gerufen werden sollte, zu retten. Sie hielt den Zynismus, mit dem er ihre Vorstellungen aufnahm, für eine scheußliche Maske, und die Einwendungen, die er ihr machte, für erbärmliche Prahlereien.

Eines Nachmittags fand sie ihn in großer Aufregung. Er war mit dem Lesen eines Briefes geschäftigt und empfing sie mit den Worten: „Habe ich noble Korrespondenten, he? Sehen Sie doch die Unterschrift."

Sie las mit peinlicher Verwunderung: „Felix Tessin."

Wolfi steckte den Brief ein. „Ja," sprach er nachlässig, „der antwortet einem doch, erinnert sich doch der einstigen Jugendfreundschaft. — Sie lächeln ungläubig? Sie können den Gassenkehrer nicht vergessen, der hat Ihnen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Aber dieser Episode meines bewegten Lebens gingen andre voran ... Ei, ei — nun, was ist denn los?" Er stockte.

Maria hatte eine Art, den Kopf zu heben und Leute, die etwas taten oder sagten, das ihr mißfiel, schweigend anzusehen, die den Keckſten in Verwirrung brachte.

Wolfi erfuhr es jetzt. „Ohne Sorge! Wozu diesen Aufwand an Würde?“ spöttelte er; „ich denke nicht daran, mich in Details einzulassen, ich sage nur: Wir waren befreundet. Felix und ich studierten in Heidelberg zusammen — fragt mich nur nicht, was? — wurden zusammen relegiert. Tessin kümmerte sich nicht um die Anzahl der Ahnen, die einer hatte, sondern um die der Frauenherzen, die er bezwang, und um die Klinge, die er führte. Die meine hat er schätzen gelernt, bei jenem Überfall, den ein beleidigter Ehemann gegen ihn in Szene gesetzt ... Ja, wir waren Freunde!“

„Und einer des andern wert,“ sprach Maria und wandte sich, um ihr Erröten zu verbergen. Wie hatte sie diese Worte sprechen können? War ihre Erbitterung gegen Tessin nicht längst überwunden?

Sie stand auf und verließ das Zimmer.

Lisette, von der sie sich diesmal hatte begleiten lassen, überhäufte Wolfi mit Vorwürfen.

Er aber blickte aus dem Fenster der hohen Gestalt nach, die langsam hinter den Bäumen des Parkes entschwand, und murmelte zwischen den Zähnen: „O Majestät, meinen letzten Lebensfunken für einen Flecken auf deinem Hermelin!“

IX.

Noch ein Herbst auf dem Lande, noch einmal die Weihnachtszeit in Dornach, die Gräfin Agathe bei ihren Kindern zubrachte, im Anblick ihres Enkels schwelgend. Nach dem neuen Jahre trennte man sich. Hermann und Maria fuhren zum Winteraufenthalte nach Wien; Gräfin Agathe kehrte in ihre Einöde zurück, nicht ohne die jungen Leute gemahnt zu haben, daß es

auch gegen die Gesellschaft Pflichten zu erfüllen gibt. Während des langen Witwenstandes der Gräfin war kein Fest gefeiert worden im alten Dornachschen Palast, den ein prachtliebender Ahnherr der Gastfreiheit seiner Nachkommen erbaut. Allabendlich nur hatte sich das schwere Tor vor der soliden Equipage einer Familienmutter oder dem ehrwürdigen Stiftswagen geöffnet und Glock zehn hinter ihm wieder geschlossen, unter den tiefen Bücklingen des gähnenden Portiers, der nach und nach zu der Überzeugung gelangt war, der Zweck des Lebens sei, auszuruhen.

Das sollte nun anders werden, viel gründlicher anders, als die Gebieter des Hauses beabsichtigt hatten. Ihr Vorsatz, sich frei zu erhalten von dem Zwange, alles mitzumachen, erwies sich als unausführbar; in kurzer Zeit waren sie von dem Wirbel erfaßt. Die Welt sprach zu ihnen wie zu allen ihren Kindern: Gib dich mir ganz, eine Halbheit kann ich nicht brauchen. Und — Maria wenigstens tat der Welt den Willen, und diese bereitete ihr dafür Triumphe von berauschender, denen, die sie als junges Mädchen gefeiert hatte, sehr verschiedener Art.

Wenn sie früher die Summe dessen zog, was sie sollte, was von ihr verlangt wurde, so lautete das Resultat: gefallen. Jetzt hingegen schienen alle Menschen nur einen Wunsch, nur einen Ehrgeiz zu haben, den: ihr zu gefallen. Ein Lächeln, ein freundliches Wort von ihr beglückte, die geringste Bevorzugung des einen machte hundert Neider.

Der erste Ball bei Dornach hatte ungeteiltes Lob geerntet, ein zweiter Enthusiasmus erregt. Nun sollte ein dritter am vorletzten Faschingstag stattfinden.

Zu diesem eine Einladung zu erhalten, bemühte sich jemand. der bisher die Nähe Marias sorgfältig gemieden: Felix Tessin, Sie war ihm anfangs für seine Zurückhaltung dankbar gewesen; doch sagte sie sich endlich, daß darin etwas viel Auffälligeres

t ege als in den banalen Huldigungen, die ihr von jung und alt dargebracht wurden.

Mit welchem Rechte macht er eine Ausnahme? War zwischen ihnen das Geringste vorgefallen, das ihm erlaubte, sich anders als alle andern gegen sie zu benehmen?

Es freute sie fast, als sie eines Tages seine Karte fand und ihm eine Einladung zum Ball senden konnte. Es war Zeit, daß er seine Sonderstellung aufgab. Erst unlängst hatte Hermann gesagt:

„Tessin hat seine Niederlage noch nicht verschmerzt, er grollt" — und als Maria ihn staunend und bestürzt anblickte, ganz ruhig hinzugefügt: „Vor jedem braven Manne, den du mir vorgezogen hättest, wäre ich zurückgetreten, vor Tessin nicht. Ich hätte ihn eher niedergeschossen, als zugegeben, daß er dich heimführt."

Maria zwang sich mühsam eine gleichgültige Miene ab: „Wie — du hast etwas entdeckt von dem mißlungenen Versuch des Grafen Tessin, sich auf die einfachste Weise den Einfluß meines Vaters zu sichern? — Allen Respekt! Außer dir ist dieser kleine diplomatische Fehlgriff niemand aufgefallen."

„So war auch ich einmal scharfsichtig," hatte Hermanns Antwort gelautet. „Die Liebe tut Wunder."

An dieses Gespräch erinnerte Maria sich oft, als die Stunde immer näher kam, in der sie Tessin als Gast in ihrem Hause sehen sollte. Und welche Vorsätze faßte sie nicht! Mit welcher Unbefangenheit wollte sie ihm entgegentreten und sogleich den kühl freundlichen Ton anstimmen, der von nun an zwischen ihnen herrschen sollte.

Der Faschingmontag kam heran. Es war neun Uhr; Maria hatte ihre Toilette beendet und sich noch in das Kinderzimmer begeben, um dem Kleinen gute Nacht zu sagen. Er erwachte, als sie sich über ihn beugte, stieß ein freudiges Lachen aus und griff mit beiden Händen nach dem glitzernden Diadem auf

ihrem Haupte. Sie wehrte ihm, küßte ihn, schläferte ihn wieder ein und flüsterte ihm zu: „Du bist doch mein Höchstes und Liebstes."

Dann begab sie sich hinüber nach den taghell erleuchteten, blumendurchdufteten Festräumen ... Alles noch leer und still. Nur im Wintergarten, in dem soupiert werden sollte, der Obergärtner aus Dornach und seine Leute mit dem Ordnen einer Palmengruppe beschäftigt. Und in der Galerie der Haushofmeister, der mit so feierlichem Ernste, als ob er einem Ministerrate präsidiere, den schwarzbefrackten Kammerdienern und den goldbetreßten, perückengeschmückten Lakaien seine Befehle erteilte.

Im kühlen Ballsaale ging Hermann mit dem Direktor der Kapelle, einem berühmten und liebenswürdigen Künstler, in lebhaftem Gespräche auf und ab. Als Maria sich näherte, blieben beide stehen, und der Musiker rief unwillkürlich aus:

„Wie schön Sie sind, Frau Gräfin!"

„Nicht wahr?" erwiderte sie, seine Bewunderung ebenso unbefangen hinnehmend, wie er sie geäußert hatte. „Diese Spitzen — eine geklöppelte Symphonie; das Diadem, ein Meisterstück unsres Köchert, prächtig und doch leicht, ich spüre es kaum — lauter Geschenke meines Mannes ..." Und seine geringsten, dachte sie. Was sind denn überhaupt für ihn Geschenke? — Sie hatte ihn ja ganz; sein erster und letzter Gedanke gehörte ihr, und was ihr Leben schmückte und reich machte, vom Größten bis zum Kleinsten, war das Werk dieses Mannes, der im Besitz ihres Selbst noch sehnsüchtig nach ihrer Liebe rang.

Von unendlicher Dankbarkeit ergriffen, freute sie sich, so schön zu sein, freute sich, daß ihn heute viele glücklich preisen würden. Strahlenden Auges blickte sie in den Spiegel ... Sie konnte zufrieden sein mit sich. Nie hatte ein Kleid ihr besser gestanden als dieses farbig-farblose, eine Mischung von Grau und Lila, für welche die Sprache keine Bezeichnung hat. Das

kostbare, goldgestickte Spitzengewebe, das eben von ihr gerühmt worden, umgab den Ausschnitt der Taille, bildete eine schmale Spange zwischen der Schulter und dem Oberarm, und wallte, kunstvoll gerafft, vom Gürtel nieder bis zu der langen, mit schwerem Goldbrokat gefütterten Schleppe. Die edle, in zarter Fülle prangende Gestalt war wie von einer goldenen Wolke umschimmert, und eine Wonne für das Auge die gelassene und stolze Anmut ihrer Bewegungen.

Allmählich füllten sich die Säle. Übermütig oder abgespannt, mit vergnügten, erwartungsvollen oder mit gelangweilten Mienen wogten die Ankommenden herein. Die paar hundert Menschen, von denen die wahre große Welt ausgemacht wird, trafen einmal wieder an einem und demselben Orte zusammen — Blüte des Adels, Häupter und Angehörige uralter Geschlechter, die ihr Blut rein erhalten hatten von jeder Vermischung mit dem nicht Ebenbürtigen.

Da stehen sie, eine große Gruppe bildend, die in ihrer Art einzigen, die berühmten Wiener Komtessen. Die Reden einiger sind so frei und so derb, daß es nicht leicht ist, die Harmlosigkeit zu ermessen, mit der sie geführt werden. „Slang", und nichts weiter, das fliegt sie so an. Die spricht's ihrem Vater und jene ihrem Bruder und eine der andern nach. In Wahrheit aber sind sie sorgfältig betreut worden, von ihrem ersten Atemzuge an behütet vor dem Anblick des Häßlichen und Schlechten, aufgewachsen in Unkenntnis des Elends und der Schuld. Und jetzt führt man sie ein in das Leben, zu dem das vergangene nur eine Vorbereitung war; sie nähern sich seiner Schwelle, als wäre sie die der Himmelspforte, und klopfen herzhaft an.

Und die jungen Herren — sämtlich studierte Leute, wenn auch nicht immer viel mehr, als nötig ist, um die Offiziersprüfung zu machen. So mancher von ihnen hat auf der Schulbank neben dem Sohn des Schneiders oder des Branntweinbrenners seines Vaters gesessen und manche sauer erworbene

gute Klasse dem Ehrgeiz zu verdanken gehabt, sich nicht regelmäßig von einem Plebejer überflügeln zu lassen. Ob sie jedoch gedenken, das Erlernte baldmöglichst wieder zu vergessen und nur noch ihrem Vergnügen zu leben, oder ob sie sich fühlen als angehende Marschälle, Botschafter, Minister: die Zuversicht, daß es die Welt nur gut mit ihnen meinen könne, beseelt alle, und sie treten hinein wie junge Könige in ihr Reich.

„Schau, wie sie grüßen," sagte Hermann zu seinem Schwiegervater. „Da hat sich eben ein blühender Schwarm frischgebackener Leutnants und Attachés durch die Menge gedrängt, um der Hausfrau seine Reverenz zu machen. Sie stehen unbeweglich, nur die Arme werden noch etwas mehr gerundet, die Schultern noch ein wenig höher emporgehoben als gewöhnlich. Ein leichter Ruck, der Kopf neigt sich (beileibe nicht zu tief!) eine Viertelsekunde lang — der Gruß ist abgetan."

„Modern," sprach Wolfsberg. „Die Burschen sind alle nach demselben Rezept eingetunkt und steif glaciert in Elegance."

„Und so viel Gutes, das sich hinter den Faxen verbirgt, so viel Bravheit, Tüchtigkeit, Mut und — wie oft — Talent!"

„Wenn sie nur damit etwas anzufangen wüßten ... Guten Abend, Fürstin," unterbrach er sich, das freundliche Kopfnicken einer wohlerhaltenen stattlichen Dame mit tiefer Verbeugung erwidernd.

„Ich suche einen Platz auf der Estrade zwischen ein paar Nachbarinnen, die nicht gar zu arg besessen sind vom mütterlichen Ballwahnsinn. Einen Mauerfliegenplatz, mein lieber Graf," sagte sie lachend und in bester Laune, obwohl sie wußte: beim ersten Geigenstrich wird es sie erfassen mit fast unbezwinglicher Lust, sich noch einmal — ein allerletztes Mal — im Reigen zu schwingen ... Ach! wenn sie sich nicht schämte vor ihrer siebzehnjährigen Tochter ...

Die Ankunft des Hofes wurde gemeldet; Hermann eilte den hohen Gästen auf die Treppe entgegen, und bald darauf

eröffnete Maria den Ball am Arme eines jungen Erzherzogs.

Während der ersten Tänze, umringt und umdrängt, in Anspruch genommen von ihren Hausfrauenpflichten, hatte sie ihn noch nicht gesehen, an den sie seit Beginn des Festes fortwährend dachte. Plötzlich meinte sie seine Anwesenheit zu fühlen. — Er ist da, sagte sie sich und erblickte ihn. Eine entsetzliche Verwirrung bemächtigte sich ihrer. Seine dämonische Schönheit fiel ihr wie etwas Neues auf.

Er stand neben dem Fauteuil Gräfin Dolphs, in eifrigem Gespräche mit ihr. Eifrig ihrerseits, sie war lebhaft angeregt, ein leichtes Rot färbte ihre welken Wangen, ein heiter satirisches Lächeln umspielte ihre Lippen, ihre scharfen Züge waren von dem Ausdruck der Zufriedenheit erhellt, die sie nur im Verkehr mit wirklich gescheiten Männern empfand. Tessin sprach wenig, aber jeder der kurzen Sätze, die er vorbrachte, schien eine Welt von Gedanken in dem verständnisvollen Geiste der Gräfin zu wecken.

Er brach das Gespäch ab, als sein suchender Blick dem Marias begegnete, und kam auf sie zugeschritten. Sie wechselten einige Redensarten, er bat um die nächste Polka.

„Ich gebe Ihnen die dritte — mit meiner Cousine Wolfsberg; sie hat, wie mir eben anvertraut wurde, keinen Tänzer," antwortete Maria.

Tessin verneigte sich und ging, um die Komtesse zu engagieren, eine der Unbegabtesten ihres Geschlechts, für die jeder Ball eine Übung im Sitzen war.

Der Kotillon, den Tessin mitmachte, bot ihm endlich die ersehnte, glücklich wahrgenommene Gelegenheit zu einer Entschädigung. Scheinbar zufällig führte ihn eine Wahltour mit Maria zusammen. Mit leidenschaftlicher Hast umschlang er sie. „Einmal wieder!" sagte er so laut, daß sie erschrak, und schon flogen sie dahin, und ihr Atem mischte sich mit dem seinen, und

sein Mund streifte ihre Haare, und er drückte sie an sich und sprach:

„Ich habe Sie gemieden, Gräfin — aus Sorge für meine Seelenruhe," und sie erwiderte mit einer Stimme, die ihr selbst fremd klang und herb und unsicher war ... Nein, nein, so hatte sie ihm nicht begegnen wollen —:

„Und was sichert sie Ihnen jetzt?"

„Nichts, aber ich will sie zu gewinnen — das heißt zu befestigen suchen — fern von Ihnen."

Sie lachte: „An welchem Ende der Welt?"

Statt zu antworten, flüsterte er ihr zu, rasch und überstürzt: „Es wäre schön gewesen, auch jetzt noch zu schweigen, wie ich geschwiegen habe, als man mich bei Ihnen verleumdete — leugnen Sie doch nicht," kam er dem Einwande zuvor, den sie erheben wollte — „verleumdete, und Sie die Frau eines andern wurden ... Es wäre heldenhaft gewesen, ich weiß, schweigend in die Verbannung zu gehen — aber zu so hoher Tugend vermag ich mich nicht aufzuschwingen, und Sie sollen wissen ..."

„Also wirklich in die Verbannung," unterbrach sie ihn; „da bedauere ich ja sehr die kleine Nicolette."

Das hätte sie nicht sagen dürfen! O, wie sie das wußte, als es zu spät, als es schon gesagt war, und spöttischer Triumph aus den Augen des Herzenskundigen leuchtete, der in ganz verändertem und leichtfertigem Tone fragte:

„Die Kleine — Sie erinnern sich ihrer? War sie nicht nett?"

Sie sprach ihn nicht mehr an diesem Abend, den er ihr, den sie sich selbst vergällt hatte, den sich ins Gedächtnis zurückzurufen ihr peinlich wurde. Sie hörte, daß er einen „exotischen" Posten angenommen habe und Österreich und Europa für Jahre verlassen sollte, sehr bald wahrscheinlich, vielleicht schon in einigen Wochen; der Zeitpunkt war noch nicht genau bestimmt.

Fast täglich führte die ruhelose Geselligkeit, in der sie lebten,

sie zusammen. Sie trafen einander auf dem Eise, im Prater, bei Diners, in Soireen. Und er, mit großer Geschicklichkeit, mit steter Beherrschung seiner selbst, wußte immer da zu sein, wo sie war, und sich dann mit allem, außer mit ihr, zu beschäftigen. Er machte auf das eifrigste der und jener koketten Frau in Marias Gegenwart den Hof; er verschwendete die Schätze seines Geistes und seines Witzes an irgend eine hübsche Dutzend-Komtesse.

Das war so seltsam, so unerwartet nach seinem kühnen Versuch einer Erklärung auf dem Balle. Sie belächelte es, fand es kindisch, ihrer und seiner unwürdig, und nahm den Kampf dennoch auf, den er ihr bot. Allerdings beschäftigte sie sich dabei mehr als billig mit ihm, dachte an ihn — immer und immer! Anfangs rang sie gegen diese törichte Besessenheit, dann erinnerte sie sich des großen Wortes: „Wir befreien uns von unsern Leidenschaften, wenn wir an sie denken." — Von unsern Leidenschaften — um wie viel eher denn von einer Marotte. Überdies stand Tessin am Morgen seiner Abreise; und wie bald waren dann der kleine Krieg, den sie miteinander geführt, und die Laune, die ihn heraufbeschworen hatte, vergessen.

Gräfin Dolph, zu deren, wie sie selbst sagte, senilen Eitelkeiten es gehörte, mit der Marquise du Deffand verglichen zu werden, nannte Tessin, der sich regelmäßig in ihrem auswattierten, vor jedem Zuglüftchen sorgfältig verwahrten Salon einfand, ihren Horace Walpole. Sie sang sein Lob in allen Tonarten, und ein Massenchor von schönen Damen stimmte ein. Tessin war nie so ausschließend und siegreich in der Mode gewesen wie jetzt, wo sein Nimbus dadurch noch erhöht wurde, daß er einen Scheidenden umgab.

Die aus Überzeugung Unwissenden, die geschworenen Feindinnen der Geographie begannen diese verachtete Wissenschaft zu pflegen. Landkarten von Asien wurden in aristokratischen Häusern eifrig studiert, und auf ihnen die Wege, die

Tessin nehmen sollte oder konnte, mit farbigen Stiften eingezeichnet. Eine unerhörte Wanderlust regte sich plötzlich in hundert jungen weiblichen Herzen.

Es versteht sich von selbst, daß die Abende bei der Gräfin Dolph, die sonst wenig Anziehungskraft besaßen, bis zum Ende der Fastenzeit besucht wurden wie ein Gnadenort. Die gastlich geöffnete Zimmerreihe der großen Wohnung, welche die Gräfin im Hause ihres Bruders beibehalten hatte, stand fast leer, während das Gelaß, in dem die Hausfrau ihren Günstling empfing, immer überfüllt war.

Der Graf mied diese Gesellschaften, weil Tessin ihr Mittelpunkt war, und Maria fand sich so selten ein, als unauffälligerweise geschehen konnte. Einmal aber kam sie nach der Oper, begleitet von Hermann, und bald nach ihnen erschien Wolfsberg. Er befand sich in schlechter Stimmung; um seinen Mund lagerte der böse Zug, den Maria einst gefürchtet hatte, und der ihr jetzt noch unangenehm war, weil er eine Härte verriet, zu der ein Überlegener, wie er, sich gegen Geringere nicht hinreißen lassen durfte. Er schritt durch das Gedränge bis in die Nähe der Gräfin Dolph, die in ihrem kissenreichen Lehnstuhl am Ende des Zimmers ruhte und mit dem auf einem Taburett neben ihr sitzenden Tessin scherzte. Ein kleiner Hofstaat von besonders eifrigen Anhängern umgab sie und mischte sich gelegentlich in ihr Gespräch.

„Begum Somru und Dyce," sagte Wolfsberg im Vorübergehen zu seiner Tochter, und sie versetzte:

„Nein, Stuwers Nachfolger — sie sprechen ein Feuerwerk."

Der Graf reichte seiner Schwester die Hand, würdigte einige der Damen seiner freundlichen Beachtung und bemerkte erst nach einer Weile, daß Tessin aufgestanden war und der Erwiderung seines Grußes harrte.

Nun sah er ihn. Die Blicke beider Männer kreuzten sich

wie blanke Schwerter. Der jüngere senkte seine Augen nicht, und Wolfsberg sprach:

„Sind Sie reisefertig?"

„Seit vier Wochen, Exzellenz."

„Um so besser, denn Sie werden wohl kaum noch ebenso viele Tage hier zubringen. Was meinen Sie?"

„Immer das, was Euer Exzellenz meinen."

„In all und jedem," fiel die kleine Gräfin Felicitas Soltan, genannt Fee, ein, die zu den ausgesprochenen Lieblingen Wolfsbergs gehörte. Er lauschte gern dem reichen Quell des Unsinns, der aus ihrem hübschen Munde hervorsprudelte, und erklärte ihn für ein höchst anmutiges Geräusch, bei dem er ausruhe. — Fee war reich und elternlos mit sechzehn Jahren durch ihre Verwandten an einen viel älteren Mann verheiratet worden, der sie zwei Jahre später zur Witwe machte. Jetzt genoß sie ihr junges Dasein und das sich selbst erteilte Privilegium, alles zu sagen, was ihr durch den Kopf fuhr. Es hatte viel Staub aufgewirbelt in diesem Fasching, daß sie sieben Heiratsanträge ausgeschlagen, weil sie, ihrer eigenen Behauptung nach, seit ihrer Kindheit in Tessin verliebt war „bis über die Ohren". Jüngst hatte er sich einige Tage lang auffallend mit ihr beschäftigt und vernachlässigte sie jetzt wieder ebenso auffallend.

Maria durchschaute sein Spiel. Sie wußte wohl, wessen Befremden es erregen sollte, und daß es ohne weiteres eingestellt wurde, als es seinen geheimen Zweck verfehlt hatte.

Die kleine Fee rief sie an und zwang sie, neben ihr Platz zu nehmen. „Hörst du," fragte sie, „wie bald Tessin uns verlassen soll? ... Ihr könnt's euch um ihn kränken, wenn's euch freut. Ich kränk mich nicht — ich reis ihm nach."

Alle lachten, und Tessin sprach achselzuckend: „Sie wären in größter Verlegenheit, Gräfin. Sie haben ja keine Ahnung von dem Wege, den Sie nehmen müßten."

Fee zog ihr feines Kindergesicht in ernste Falten: „Ich werd

halt fragen, ich werd auf die Bahnhöf fahren, ich werd an jeden Stationschef schreiben in die vier Weltteil."

„Immer schlimmer," versetzte Tessin, und seine Augen ruhten mit unbarmherzigem Spotte auf ihr, „denn nur im fünften leben Gelehrte, die Ihre Schrift lesen können."

Sie suchte nach einer Antwort und fand keine. „Schau, wie er mit mir is," flüsterte sie ihrer Nachbarin zu. Ihr Mund verzog sich zum Weinen; sie sprang auf und sprach mit einem Schluchzen in der Stimme: „Das ist hier eine Hitz, nicht zum Aushalten!"

Maria folgte ihr. Sie traten beide ans Fenster; Fee preßte ihre glühende Stirn an die Scheibe. Tränen flossen über ihre Wangen.

Eine halbe Stunde später verließ das Ehepaar Dornach die Gesellschaft und wurde auf der Treppe von Tessin eingeholt.

„Ich begreife nicht," sagte Hermann zu ihm, „wie du Freude daran finden kannst, eine Frau, die dich liebt, lächerlich zu machen."

„Mich liebt?" erwiderte Tessin mit einer, weder durch die Worte noch durch den Ton, in dem sie gesprochen waren, gerechtfertigten Gereiztheit. „Ein Wetterfähnchen, das liebt."

„Der Tausend! — Du wirst doch niemand aus seiner Unbeständigkeit einen Vorwurf machen?"

„Jedem den schwersten," sprach Tessin mit großem Nachdruck.

Am folgenden Morgen erhielt Hermann ein Telegramm von dem Gewissensrat seiner Mutter, Pater Schirmer. Er machte auf eigene Hand die Mitteilung, daß die Gräfin — allerdings unbedenklich — erkrankt sei.

Der Entschluß, am selben Abend zu reisen, war sogleich gefaßt. Die Anordnungen dazu wurden getroffen, das Kind mit seiner Kamarilla unter der Obhut Lisettens nach Dornach gesandt.

Maria geleitete den Kleinen zur Bahn, nahm Abschied von

Tante Dolph und schickte ihrem Vater eine Zeile der Nachricht ins Ministerium. Nach Hause zurückgekehrt, betrat sie das leere Kinderzimmer und verließ es schnell wieder — es machte ihr einen peinlichen Eindruck. Sie ging zu Hermann hinüber; er war zu seinem Geschäftsmanne gefahren und hatte die Botschaft hinterlassen, ihn nicht vor der Essenszeit, sieben Uhr, zu erwarten.

Nun lehnte Maria etwas müde in ihrem Fauteuil am Schreibtisch. In dieser ganzen letzten Vergangenheit hatte sie sich geklammert an die Liebe zu ihrem Kinde, hatte jede Stunde, die ihr angestrengtes Weltleben ihr übrig ließ, mit Hermann zugebracht. Bald sollte sie nur für diese beiden leben, durch nichts zerstreut, durch nichts in Anspruch genommen sein als durch die berechtigten, die heiligen Neigungen, die in ihr Dasein getreten waren, wie zum Ersatz zweier andrer, völlig verwandelter ... denen zu ihrem Vater, und zu der einzigen Freundin, die sie jemals zu haben geglaubt.

„Ich bin reich genug," sagte sie sich und hatte die Empfindung, daß noch einige Stunden vergehen müßten, ehe sie zu dem vollen Genuß dieses Reichtums kommen könne. Dann würde die unerklärliche Sehnsucht, die ihr jetzt immer und immer die Seele beklemmte, verschwunden und sie würde frei sein — frei — —

Die Tür des Salons, der an ihr Schreibzimmer grenzte, wurde geöffnet, Schritte durcheilten ihn, ein Kammerdiener trat ein und fast zugleich mit ihm der, den er anmeldete: Graf Tessin.

X.

„Entschuldigen Sie, Gräfin," sagte er, am Eingang erscheinend und stehen bleibend, „daß ich Ihnen nicht Zeit lasse,

mich fortzuschicken. Ich hörte aber, daß Sie heute reisen, und habe noch dringend mit Ihnen zu sprechen."

Es war unmöglich, ihn abzuweisen in Gegenwart des Dieners. Maria ging dem Besucher in den Salon entgegen und nahm Platz an einem Tischchen, auf dem ihre Arbeit lag. Sie bot alle ihre Kräfte auf, um eine unbefangene Haltung zu bewahren, und wies Tessin einen Sessel, ihrem Kanapee gegenüber, an.

Gott im Himmel, wie fassungslos fühlte sie sich, wie seltsam war ihr zumute! Die Zunge klebte ihr am Gaumen, eine eiserne Faust schnürte ihr die Kehle zu, ihr Herz klopfte, ihre Pulse flogen — und diesen tollen Aufruhr ihres ganzen Wesens brachte — Schmach und Verbrechen! — seine Nähe hervor.

Er hatte das Wort genommen, und sie, nur mit sich selbst beschäftigt, hörte, ohne zu verstehen, ohne sich Rechenschaft von dem zu geben, was er sagte. Er bat für jemand um Nachsicht und Schonung, er tat es in seiner eindringlichen, bestrickenden Weise. So warm, so sanft, so bescheiden hatte ihn wohl noch niemand bitten gehört. Nichts Einschmeichelnderes auf Erden als der Klang seiner Stimme. — Der Name, der immer wieder auf seine Lippen kam, war der Almas.

Plötzlich raffte Maria sich auf aus ihrem schweren Kampfe. „Was wollen Sie eigentlich?" fragte sie rauh. „Was soll ich für Alma tun?"

„Das, was ich von Ihnen erflehe."

„Und das ist?"

„O — Sie schenken mir nicht einmal so viel Aufmerksamkeit wie dem ersten besten Bettler, der Sie auf der Straße anspräche," rief Tessin vorwurfsvoll. „Woran denken Sie? Immer nur an den Glückseligen, der durch Sie der erste unter den Menschen geworden ist. Ja, ja, ja! der ist der erste, der sich rühmen darf, das höchste Erdengut zu besitzen, eine Frau wie Sie."

— „Er rühmt sich nicht," wandte sie ein.

Tessin lachte: „Es wäre menschlich — und er hat die Ver-

pflichtung, eine Vollkommenheit zu sein, und wird ihr gerecht. Aber auch ein andrer, ein Geringerer, dem sein Glück zugefallen wäre, hätte verstanden, sich dessen würdig zu machen ... Gräfin, Gräfin! — Mir selbst traue ich zu, daß ich an Ihrer Seite nicht nur gut, daß ich sogar ein Vorkämpfer des Guten hätte werden können."

Maria neigte sich über ihre Arbeit und sprach: „Man tut das Gute um des Guten willen. Aus einem andern Grunde getan ist es wertlos."

„Sie leugnen die Bekehrungen durch Heilige, durch Propheten," entgegnete Tessin, „die hinreißende Macht des Beispiels? — Ich gehöre nicht zu den Auserwählten, die am Urquell schöpfen. Ich bedarf einer Freundeshand, großmütig genug, es für mich zu tun, und mir dann etwas mitzuteilen von der herrlichen Labe ... Der Wohltäter des Menschen ist immer nur der Mensch. Ich gäbe jeden göttlichen Schutz und das sogenannte Walten und Vorsehen einer unendlichen Weisheit um die Treue eines Herzens, das mich liebt, und beneidenswert wäre ich, stände es mir frei, den Tausch einzugehen ... Gräfin," begann er nach kurzem Schweigen von neuem, „so unwichtig ich Ihnen auch bin, haben Sie vielleicht doch bemerkt, daß eine große Veränderung mit mir vorgegangen ist, in der kurzen schönen Zeit, in der ich gewagt habe, die Augen zu Ihnen zu erheben ... So voll Ehrfurcht, so demütig und — so töricht kühn ... O, wenn ich noch erröten könnte, bei dem Geständnisse müßte ich's" — und eine dunkle Blutwelle stieg ihm ins Gesicht — „denn ich hoffte, Sie zu erringen ... Kindisches Wagnis, nach solchem Ziele zu streben. — Ein Verwandter Alma Tessins darf nicht der Schwiegersohn des Grafen Wolfsberg werden. Ich hätte es wissen und auf das gefaßt sein sollen, was geschah."

„Was geschah," wiederholte sie tonlos.

„Ich wurde gestrichen aus den Reihen Ihrer Bewerber ..."

„Meiner Bewerber?... Sie hätten um mich geworben?"

„Sie wissen es nicht? — — Ihr Vater hat es Ihnen verschwiegen!" rief Tessin bitter und ironisch aus. „Das ist Wolfsbergische Politik!... Weder offenherzig noch gerecht, aber klug. Warum Sie vor eine Wahl stellen, da man doch entschlossen ist, Ihnen keine Wahl zu lassen? — Über Sie war verfügt; Sie waren, ehe Sie es ahnten, dem Grafen Dornach versprochen."

„Versprochen?" rief Maria mit Entrüstung aus.

„Sagen wir denn: bestimmt. Über mich schritt Ihr Vater einfach hinweg, nachdem ich entwurzelt worden in Ihrer guten Meinung... durch ihn — ich bitte, leugnen Sie nicht —: durch ihn. Auf welche Weise, frage ich nicht. Das Leben eines Weltmannes, der jede Mode berufsmäßig mitmacht, bietet Blößen genug. Und ich trage keinen Harnisch. Jeder gegen mich abgesandte Pfeil trifft meine unbeschützte Brust... Sie aber, Gräfin, so weise, so gerecht, so hochherzig, Sie hatten für mich nicht eine Entschuldigung, nicht einen milden Gedanken. Sie wandten sich von mir ab, stumm und verächtlich — ich werde die Art nie verschmerzen, in der Sie sich von mir abgewandt haben!"

Sie war erschüttert von seiner Anklage, sah ihn an und sprach, alle Geistesgegenwart verlierend: „Auch Sie blieben stumm — hätten Sie damals gesprochen. Jetzt ist es zu spät."

„Zu Ihnen gesprochen?" fragte er rasch, ihre letzten Worte überhörend, „zu Ihnen, in deren Herzen nichts für mich sprach? Nichts, sonst würden Sie mich nicht so leicht aufgegeben haben. Auch ist ein Verschmähter nicht immer aufgelegt, sich zu rechtfertigen. Ein Verschmähter ist leicht gekränkt, ist reizbar. Nein, ich wollte warten, bis ich Ihnen zugleich sagen konnte: Leben Sie wohl, und Ihnen wenigstens meine Uneigennützigkeit beweisen. Unglaublich albern, nicht wahr? Es ist zum Lachen. Das nennt man doch Torheit um Torheit begehen... Wahrhaftig, ich würde es anders angefangen haben, wenn ich nicht das Unglück hätte — Sie zu lieben."

Was sollte sie erwidern? Sie gab ihm recht im stillen. Ihr gegenüber hatte er seine Verführungskünste nicht ausgeübt. Der Mann, von dem es hieß, daß er nie vergeblich um Frauengunst gerungen habe, nie von denen, die er verließ, vergessen worden sei, ihr war er nie anders als bescheiden, fast schüchtern genaht. Sie konnte ihm nicht widersprechen, als er von neuem begann:

„Sagen Sie mir, ob ein Gymnasiast sich gegen die stumm und heiß Vergötterte ungeschickter, blöder hätte benehmen können, als ich mich gegen Sie benahm? ... Vorbei! — mein ‚freudenreiches' Leben bleibt leer, ist nichts. Nun will ich's mit dem Ehrgeiz versuchen," fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, „dem Auskunftsmittel so manches Gescheiterten. Wenn Sie einmal hören, daß ich irgend etwas ‚geworden' bin, das zu sein der Mühe wert scheint, dann erinnern Sie sich dieser Stunde und wägen die Bedeutung ab, die äußerer Glanz des Daseins für mich haben kann."

Er hielt inne, er wartete; Maria schwieg. Schüchtern beinahe kam Tessin nach einer Weile auf seine erste Bitte zurück, sprach wieder von Alma: „Haben Sie Mitleid mit einer Unglücklichen, ein wenig Mitleid, Gräfin. Sie selbst wagt es nicht, Sie anzuflehen. Sie glaubt, nicht einmal an einem Orte mit Ihnen wohnen zu dürfen; sie vergräbt und verzehrt sich auf dem Lande in Einsamkeit und Reue ..."

„Sie tut recht," unterbrach ihn Maria kalt und leise. „Mit welcher Stirn vermochte sie es früher, mit mir zu verkehren und — es ist unfaßbar — mit hundert Menschen, die alle in Kenntnis waren von einer unsühnbaren Schuld."

„Unsühnbar? Ich meine, sie sühnt."

„Möge sie es versuchen." Damit erhob sie sich, und er sprang auf:

„Sie entlassen mich?"

„Leben Sie wohl."

„Ihre Hand!... Reichen Sie mir zum Abschied die Hand. Ein paar Duellanten reichen sich die Hand, wenn einer den andern entwaffnet hat. Gräfin Maria, ich habe die grausamste Niederlage erfahren, ich habe alles verloren, Hoffnung, Mut, Kraft. Sie haben sogar den elenden Stolz gebrochen, der mich noch aufrecht hielt — aus Erbarmen, geben Sie mir die Hand!" Seine Zähne knirschten, sein edles, stolzes Gesicht war leichenblaß.

Maria machte eine verneinende Bewegung mit dem Haupte.

Nach einem letzten fragenden, beschwörenden Blick verneigte er sich und trat aus dem Zimmer.

Maria blickte ihm nach. Da hatte sie ja einen vollständigen Sieg über sich selbst errungen; denn wahrlich, das Erbarmen, um das er gebeten, füllte ihre Brust zum Zerspringen, und süß und wonnig wäre es ihr gewesen, die Hand zu erfassen, die er beim Abschied nach ihr ausstreckte, und ihm zu sagen: „Sie leiden nicht allein. Nehmen Sie den Trost mit sich."

Aber sie hatte ihm die Hand nicht reichen dürfen. Er würde gefühlt haben, daß sie zitterte und eisig war, weil alles Blut zu dem aufrührerischen Herzen strömte, das ihm so toll entgegenschlug.

Knapp vor der Abfahrt des Zuges trafen Hermann und Maria auf dem Bahnhofe ein, und wenige Minuten später dampfte die Lokomotive durch die Halle.

„Ist das nicht Tessin?" fragte Hermann, auf eine dunkle Gestalt deutend, die im Schatten eines Pfeilers stand und den fortrollenden Wagen nachblickte.

Maria hatte ihn längst gesehen: „Ja, es ist Tessin."

„Mit dem Gesicht eines Selbstmörders," versetzte Hermann. „Er ist mir unheimlich seit einiger Zeit."

Es war wieder eine laue, schöne Frühlingsnacht wie vor zwei Jahren, als sie ihre Hochzeitsreise nach Dornach angetreten. Maria drückte sich in eine Ecke und schloß die Augen, und wieder,

wenn sie den Blick erhob, begegnete sie dem ihres Mannes, der liebevoll auf ihr ruhte.

Ihre Verstimmung war ihm sogleich aufgefallen. Er schrieb sie der überstürzten Abreise zu, die allen, eben jetzt besonders reichlich gebotenen Vergnügungen der Stadt ein plötzliches Ende machte, fand sie begreiflich und bedauerte, Marias Opfer angenommen und zugegeben zu haben, daß sie ihn nach Dornachtal begleite.

„Wenn wir meine Mutter getrost verlassen können," sagte er, „fahren wir im Mai zu den Rennen nach Wien zurück."

Maria widersprach: „Das wollen wir nicht tun, du hast kein Interesse daran, und ich, glaube mir, ich sehne mich nach der Ruhe in Dornach. Dorthin wollen wir, sobald die Mutter unsrer nicht mehr bedarf. Nach Dornach, Lieber — dort wird alles gut werden." Unwillkürlich, mehr zu sich selbst als zu ihm, waren die letzten Worte gesprochen, und nicht mit Zuversicht — mit peinvollem Zweifel.

Hermann ergriff ihre Hände: „Was soll erst gut werden? was ist nicht gut? ... Sprich, sag es mir, du mein alles, mein Kind und meine Gottheit. Beglückerin! was fehlt dir zum Glücke?"

Sie entzog ihm ihre Hände, um sie auf seine Schultern zu legen, und sah tief in seine friedlichen Augen hinein: „Mein Freund ... Mein Freund," wiederholte sie und dachte daran, ihm alles zu gestehen, ihm zu sagen: „Hilf — befreie mich — ich ringe in entsetzlichen Banden. Es frißt mir am Herzen, es ist ein sündiges Mitleid — eine verbrecherische Sehnsucht. Hilf, hilf, rette mich vor dem Wirrsal, in das ich geraten bin!"

Sollte sie so zu ihm sprechen?

Eines Augenblickes Dauer, und sie staunte, wie der Einfall ihr hatte kommen können. War denn nicht jede Gefahr vorbei? Was galt es noch zu bekämpfen? — Einen Sturm von Empfindungen, dessen sie allein Herr werden wollte.

„Mir fehlt nichts," sagte sie, „es sind Launen, Bester, die jeder Sterbliche hat, du allein ausgenommen. Ich kann nur wiederholen, was ich dir schon als Braut sagte: Habe Geduld mit mir."

Gräfin Agathe empfing ihre Kinder, als sie am nächsten Tage kurz vor dem Mittagessen bei ihr eintrafen, mit sehr absichtlich betonter Überraschung. Sie befand sich zwar noch zu Bette, aber nur aus Rücksicht für die viel zu weit getriebene Ängstlichkeit ihres Hausarztes. Es sei ihr höchst unangenehm, versicherte sie, den Kleinen allein in Dornach zu wissen — noch dazu ihretwegen. Eine Einwendung ließ sie nicht gelten und blieb dabei:

„Ohne seine Mutter ist ein so junges Kind immer allein. Nur um mich keine Sorgen! Was der Herr beschließt, haben wir in Demut hinzunehmen. Aber ich hoffe von seiner Gnade, daß er mein Gebet erhören und mich noch hier lassen wird, um meinen dritten Enkel zu segnen. Drei müssen es sein. Einer für Dornach, einer für Gott, einer für den Kaiser."

„Majoratsherr, Priester, Soldat," murmelte Pater Schirmer, nickte dreimal dazu, kreuzte seine kleinen Hände über den Magen und guckte aus winzigen Augen über die runden Polster der Wangen mit einer wahren Fülle von Wohlwollen und Freundlichkeit vor sich hin.

Die Gräfin beruhigte sich erst, als Maria ein Telegramm nach Dornach abgesandt hatte, in dem sie ihr Eintreffen für den drittnächsten Abend ankündigte. Hermann wurde gebeten, länger zu bleiben. Es geschah auf Veranlassung Pater Schirmers, der, mit dem Amte eines Sekretärs betraut, infolge seines Bestrebens, „jede Störung der Harmonie zwischen Gutsbesitzer und Gutsverwaltung hintanzuhalten," einen verderblichen Schlendergang in der Leitung der Geschäfte geduldet hatte. Mit Schrecken war er sich des Unheils bewußt geworden, das

seine Ohnmacht angerichtet. Das Eingreifen der festen Hand Hermanns war notwendig.

So kam denn Maria allein in Dornach an.

Auf der Station wartete Wilhelm und empfing seine Base bewegt wie ein Liebhaber. Er bestellte ein Willkommen-Lallen von seinem „Prachtneffen", die wärmsten Grüße Helmis und Handküsse der Rangen. Er konnte die schriftlichen Nachrichten über das Befinden Wolf Forsters, die Doktor Weise im Laufe des Winters nach Wien geschickt hatte, bestätigen. Der Patient war wohl genug, um Dornach verlassen und die Fahrt nach einem Jagdgebiete Hermanns in Tirol, dessen Schlößchen ihm dieser zum bleibenden Aufenthalt anwies, unternehmen zu können. Er selbst freute sich sehr darauf und sprach nur noch von seiner langgehegten und stets ungern gebändigten „Passion" für das lustige Weidwerk.

„Lauter Gutes, lieber Wilhelm, du bringst lauter gute Botschaft," sprach Maria, und Tränen traten ihr in die Augen.

„Das Beste bringen Sie," rief er aus, „Sie bringen sich."

„Wie sagst du? Sie?"

„Entschuldige! das macht der Respekt... Nach so langer Trennung kommt es mir ordentlich keck vor"... Er wurde verlegen und schwieg.

Sie rollten im raschen Trabe der Pferde dahin.

Durchsichtig blau und wolkenlos wölbte sich über ihnen der Himmel. Im Westen, in einer Einsattelung der Bergkämme, bildete die untergehende Sonne einen blendenden Feuerherd und sandte ihre Strahlengrüße über die keimende, knospende, blühende Welt, die sie zu neuem Leben erweckt hatte.

Ewig gelöstes, ewig unlösbares Rätsel, Frühlingswunder! — Still ließ Maria es auf sich einwirken und betete die eine und einzige Kraft an, die webt und treibt im Hälmchen auf der Wiese, widerhallt aus der tönenden Brust der Nachtigall, unwiderstehlich lockt und ringt im Menschenherzen.

Man war vor dem Schlosse angelangt; Wilhelm bestieg seinen Gaul und ritt heim, nachdem er versprochen hatte, sich morgen als Pater familias in Dornach einzufinden.

Maria hielt ihr Kind in den Armen; sie küßte und liebkoste es und wiederholte ihr Sprüchlein: „Alles gut — lauter Gutes — —"

Ach, wenn der bittere Vorwurf nicht wäre gegen einen Menschen, der nicht in ihrer, nein, in dessen Schuld sie stand, der nagende, peinvolle Vorwurf, unerbittlich grausam gewesen zu sein. Sie hätte sich überwinden, ihm die Hand reichen und sagen sollen — was hielt sie ab, welche Pflicht verbot es ihr? — „Ich habe Sie geliebt. Dereinst, als ich noch frei war. Die Verhältnisse haben uns getrennt. Nun wollen wir als brave Menschen unsre Schuldigkeit tun und beim Wiedersehen nach Jahren, wenn die Empfindung, die uns jetzt noch bedrückt und verwirrt, erloschen sein wird, einander als alte Freunde entgegentreten."

Hätte sie doch so gesprochen, so sprechen können! Schwäche, Schwäche, daß sie es nicht gekonnt. Jetzt blieb der Stachel in ihrer Brust, der Tropfen Gift in ihrem Blute. Sie sollte den Blick nie vergessen, den er ihr beim Scheiden zugeworfen.

Als sich Maria in ihr Schlafgemach begeben hatte, erschien Lisette, um gute Nacht zu wünschen und eine Botschaft von Forster zu überbringen. „Er geht also fort," sagte sie, „und läßt dich bitten, inständig, daß du morgen Klavier spielst und dann hinkommst in den Pavillon. Er möcht sich gar so gern bei dir empfehlen und dir auch den weiten Weg ersparen bis zur Hegerin. Wirst du kommen?"

„Ja."

„Noch etwas, denk dir. Heut hat er Besuch gehabt, der Wolfi. Einen Freund von ihm, der eine weite Reise macht, hat sich hier aufgehalten von einem Zug zum andern."

Maria rückte den Schirm, der auf dem Tische stand, vor die Lampe: „Wer?" fragte sie.

„Den Namen weiß ich nicht. So ein hübscher großer; das Gesicht wie von einem Italiener. Hat einen Backenbart, rabenschwarze, etwas gelockte Haare, die Nase gebogen, das Kinn ausrasiert. Vielleicht kennst du ihn. Ich hab ihn zwar nie bei uns gesehen."

Nachdem die Alte sich entfernt hatte, durchwandelte Maria noch lange das Zimmer und gedachte dessen, den jede Minute, jede Sekunde weiter hinwegtrug von ihr, und der wohl auch wachte und litt wie sie und ihr grollte und zürnte ...

Er war dagewesen, er hatte die Erinnerung an die Stätte, an der sie lebte, mitnehmen wollen in seine freiwillige Verbannung. — Einen Tag nur — nur einen, und sie hätten einander noch gesehen und den Abschied nehmen können, den sie sich in immer holderen, reineren Farben ausmalte.

Der Morgen kam — Das Kindlein wankte ebenso tollkühn wie unsicher an der Hand der Wärterin in das Schlafgemach herein, dem Bette seiner Mutter zu und jauchzte ihr entgegen ...

Maria erhob sich nach wenigen Stunden eines unerquicklichen, durch wüste Träume gestörten Schlafes. Sie wollte ihr Tagewerk beginnen, aber sie hatte Blei in den Gliedern, einen eisernen Reifen um den Kopf. Alles wurde ihr schwer, alles versagte, sogar die getreue Kunst. Sie schloß das Klavier, nachdem sie einige Akkorde angeschlagen, eilte hinab ins Freie, umschritt das Haus und wanderte durch einen Fliedergang dem Pavillon zu. Forster harrte ihrer dort; sie wollte ihn treffen und durch den letzten, der den Scheidenden noch in der Heimat gesprochen, eine Kunde von ihm haben.

Sie war angelangt und überschritt die Stufen, die zum Pförtchen des kleinen Baues hinaufführten, einer zierlichen und luxuriösen Spielerei aus dem achtzehnten Jahrhundert. Er enthielt zwei durch Rundbogen getrennte Zimmer. Die Wände und die Möbel waren mit gelbem chinesischen Weidenstoff überzogen, die Fenster mit demselben kostbaren Gewebe verhangen.

Als Maria aus dem grellen Tageslicht in diese goldige Dämmerung trat, schwamm es ihr vor den Augen, und sie vermochte nicht, einen scharfen Umriß zu unterscheiden. Aus dem Nebenzimmer nahte jemand langsam und zögernd, wie ihr schien. „Forster," rief sie.

Keine Antwort. Nach einer Weile erst ihr leise geflüsterter Name.

Maria erkannte die Stimme sogleich und schrie auf: „Sie!"

Tessin stürzte ihr entgegen mit inbrünstig gefalteten Händen ... Sie streckte die ihren abwehrend aus:

„Fort!... wie können Sie es wagen?... das ist Verrat. Gehen Sie!"

Er schüttelte den Kopf: „So nicht. Ich hab's versucht — es ist unmöglich." Entschlossenheit in jeder Bewegung, die Brauen drohend zusammengezogen, trat er näher.

Sie wich schweigend zurück und schritt dem Ausgang zu.

Da warf er sich zwischen sie und die Tür, und als Maria ans nächste Fenster rannte und es zu öffnen versuchte mit bebenden Fingern, die den Gehorsam versagten, glitt ein finsteres Lächeln über seine Züge.

„Sie wollen Leute herbeirufen, tun Sie es doch. Der Gewalt muß ich weichen. — Aber nicht lebendig ... das sage ich Ihnen, — und Sie," er hob beteuernd die Rechte, „Sie glauben mir das."

„Wahnsinn," stammelte Maria, von Furcht und Schrecken durchbebt.

„Nein, Verzweiflung!... Was habe ich Ihnen getan? warum verachten Sie mich? — Ich habe Sie unaussprechlich geliebt. Und was haben Sie mir getan? Sie haben mich verschmäht, mißhandelt, wie ich nicht dulde, daß man mich mißhandle. Sie haben die reinste Empfindung meines Lebens verkannt, mir gemeine Beweggründe zugeschrieben, mich verletzt, kalt und berechnend, an der empfindlichsten Stelle meines Herzens — geben Sie mir Genugtuung!" Er sah sie an, ver-

stört, in rasender Erregung ... Aber plötzlich, wie durch Zaubergewalt beschwichtigt, sank er auf das Knie. — —

Was war denn geschehen?

Eine von Angst gefolterte Frau, die mit ihren Tränen kämpfte, stand vor ihm. Ihr Stolz war gebrochen; mit ersterbender Stimme sprach sie:

„Sie müssen fort."

„Ja, ja!" er faßte ihre widerstrebende Hand. „Unter einer Bedingung ... Geben Sie mir das Zeichen des Erbarmens, um das ich schon gefleht habe, ich will als Gnade empfangen, was mein Recht wäre, was Sie mir schuldig sind, für alles ... auch für den Mord des besseren Menschen, der in mir schlummerte, der erwachen wollte unter Ihrem Einfluß, und den Sie getötet haben, als Sie mich aufgaben."

Immer heißer bestürmte er sie, immer überzeugender strömte die Rede von seinen Lippen, ein berauschender Hauch der Leidenschaft ging von ihm aus: „Was verlange ich denn? Ein Wort des Trostes mit auf den Weg, einen gütigen Blick, einen Händedruck ..."

Das durfte sie gewähren, das war es ja, wonach sie sich gesehnt all die Tage lang: — vor dem Scheiden auf ewig ein Lebewohl in Frieden und Versöhnung.

Seine Augen flammten zu ihr empor, sie neigte sich — ihr Blick ruhte in dem seinen, und sie flüsterte:

„Weil es unsere letzte Begegnung ist, Tessin ... so wissen Sie ... ich habe nicht leicht verzichtet ... Sie sind mir nicht gleichgültig gewesen ..."

Da brach er in jubelndes Entzücken aus: „Endlich! Endlich!" — Weich und zärtlich, in wonniger Dankbarkeit preßte er seine Stirn, seine Lippen auf ihre Hand, und Maria, im schwersten Kampfe ringend, flüsterte ihm leise zu:

„Nun fort."

Ganz verwandelt, außer sich, sprang er auf: „Nein, und

nein! — Du hast mich geliebt, du liebst mich noch!" Er zog sie in seine Arme und erstickte mit seinen Küssen den Schrei, den sie ausstieß.

Sie wollte sich ihm entziehen — sie wollte sich retten — und lag an seiner Brust, unwiderstehlich hingerissen wie von einer Naturgewalt.

Zwei trunkene Menschen hatten kein Bewußtsein mehr von Ehre, Pflicht und Treue; ihnen versank die Welt und jegliches Erinnern.

Die Sonne stand im Scheitel, Maria war allein.

Seit langem, langem — seit einer Ewigkeit ... Oder nicht? — war sie eben erst verlassen worden beim Aufschrecken aus einem gräßlichen, wonnigen unmöglichen Rausch? ...

Sie saß da, die Hände auf den Tisch gelegt, das Gesicht in die Hände vergraben, als die Tür geöffnet und ein keuchender, pfeifender Atem hörbar wurde.

Wolfi schleppte sich herein, auf einen Stock gestützt, und fiel schwer auf den Diwan neben Maria hin. Er streckte die Beine aus, lehnte sich zurück und stöhnte: „Da hab ich's. — Das war ein teurer Spaß."

Maria starrte ihn an, entsetzt über sein Aussehen. Es war das eines Sterbenden. „Sie sind erschöpft, der Weg hierher war Ihnen zu weit," sagte sie.

„Der Weg hierher?" er wollte lachen, doch kam nur eine Art Schluchzen aus seiner Kehle. „Das nicht, aber daß ich Ihren Liebhaber durch den Wald hab führen müssen — damit er sich nicht verirrt. Und dann sein Dank ... Mich niederzustechen hat er gedroht, weil ich nicht schwören wollte, mein Maul zu halten. Ihm schwören, dem Menschen ohne Treu und Glauben."

Maria war versteinert. So war sie in eine Falle gelockt worden. Tessin hatte einen Vertrauten gehabt. Haben müssen. Natürlich — zu Gelegenheiten braucht man Leute, die sie machen,

Helfer, Hehler. Einen, wie den Niederträchtigen da ... Ihr Herz stand still, als diese Gedanken sie so klar, so kalt durchblitzten. Kommt der Tod? — Ach, käme er doch von selbst, daß ich ihn nicht suchen müßte — denn, wie könnte sie jetzt noch leben?

„Müd, müd bin ich," stöhnte Wolfi, „ich liege schlecht — hilf ein wenig."

Von Abscheu und Ekel ergriffen, rang Maria mit sich selbst, doch beugte sie sich, er umklammerte ihren Nacken, sie faßte ihn an den Schultern, legte ihn — er kam ihr leicht vor wie ein Kind — der Länge nach auf das Ruhebett und schob Kissen unter seinen Kopf: „Bleiben Sie so. Ich schicke den Arzt."

„Brauche ihn nicht — nicht ihn — nur Sie — mir ist schon besser ... Deine Sorgfalt tut mir wohl. — — Wärst du immer gütig gegen mich gewesen — ich hätte dir vielleicht erspart — vielleicht ... Gewiß weiß man's nicht — ein Mensch wie ich" — — er stockte, schwerer noch rang sich der Atem aus seiner Brust, die roten Flecken auf seinen Wangen färbten sich dunkler. Nun ging eine seltsame Veränderung in seinen Zügen vor; sie nahmen plötzlich einen milden, fast edlen Ausdruck an.

„Du bist nicht mehr stolz," sprach er kaum vernehmbar, „verachtest niemand mehr?"

Sie mit herzzerreißender Klage, antwortete: „Mich!"

„Wirst du jetzt Bruder zu mir sagen?"

„Bruder."

„Triumph!" ... Seine letzte Kraft erschöpfte sich in der Anstrengung, mit der er dieses Wort hervorbrachte. Aus seinem Munde quoll ein Blutstrom, sein Kopf, den er ein wenig erhoben hatte, sank in die Kissen.

Maria stieß einen Schrei des Entsetzens aus: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! er stirbt!"

XI.

Die Hilferufe, die aus dem Gartenhause drangen, wurden zuerst von dem Kinde eines Arbeiters gehört: es wagte sich nicht näher, holte aber Leute herbei. Diener rannten nach dem Arzte. Als er kam, fand er die Gräfin mit blutbespritztem Kleide, halb ohnmächtig zusammengesunken an der Leiche Wolfis. Sie war nicht zu bewegen, von der Stelle zu weichen, bevor jeder denkbare Wiederbelebungsversuch unternommen worden.

Wie Doktor Weise vorausgesagt hatte, blieb alles vergeblich. Er durfte sich auf seinen, Fräulein Lisette gegenüber oft getanen Ausspruch berufen: eine heftige Erhitzung und dergleichen, oder einer der Zornanfälle, denen Herr Forster unterworfen war, und bei denen er zu schreien pflegte wie besessen, könne einen Blutsturz herbeiführen, während er vielleicht ein alter Mann geworden wäre, wenn er sich nur entschlossen hätte, jetzt schon den „Duktus" eines solchen anzunehmen. Das Gelächter, mit dem der Patient diese Verheißung zu beantworten pflegte, hatte den Doktor immer gekränkt.

„Und kränkt mich noch," sagte er zu den Herrschaften Wilhelm, denen er am Nachmittag in seinem Einspänner ein Stück Weges entgegengefahren war, um ihnen zuerst von dem traurigen Ereignis in Dornach und den Umständen, unter denen es stattgefunden hatte, Mitteilung zu machen. Auch legte er ihnen die Frage zur Entscheidung vor, ob nicht an die telegraphische Berufung des Herrn Grafen gedacht werden solle, und zwar aus Rücksicht für die Frau Gräfin, die sich infolge des ausgestandenen Schreckens in einem Zustande hochgradiger Aufregung befände.

„Sehr irritiert, wenn auch bemüht, Selbstbeherrschung zu üben. Ich habe unvermerkt den Puls gegriffen — kaum zu zählen. Es wäre nicht unmöglich, daß sich da etwas entwickelte," sprach er mit dem traditionellen ärztlichen Kopfschütteln.

„Daß sich was entwickelte?" fragte Wilhelm, in höchster

Bestürzung aus dem Wagen springend, ergriff den Arm des Doktors und blickte angstvoll zu ihm empor.

„Je nun," versetzte dieser mit wichtiger Miene, „ein leichter Typhus, oder etwa Entzündung — cordis basis — cordis conus ..."

„Ist das gefährlich? — — Hol der Kuckuck diese Namen, die niemand versteht, und die einem nur bang machen," wandte er sich an seine Frau. Sie war gleichfalls ausgestiegen, an seine Seite getreten und suchte ihn zu trösten.

„Fasse dich, es wird nicht so schlimm sein. Aber die Buben," meinte sie, „müssen wir nach Hause schicken."

„Freilich," und Wilhelm überblickte die Häupter seiner Lieben, die aus dem weitläufigen Jagdwagen hervorguckten wie aus einem Pferche. „Wenn ihrer zwei wären oder drei, es ginge noch. Acht Stück in einem solchen Moment — unmöglich. Führ sie heim," sprach er zu dem alten Kutscher, der sein ganzes Vertrauen besaß, weil er selbst zehn Kinder hatte.

Eine Revolution, die im Wagen ausbrechen wollte, wurde durch wenige Machtworte des Vaters und die sanften Vorstellungen der Mutter unterdrückt. Willi, der Älteste, erhielt die Erlaubnis, sich auf den Bock zu setzen und zu kutschieren: die andern überließ man ihrer Enttäuschung.

Wilhelmine nahm den Platz nicht an, den ihr der Doktor neben sich, in seiner auf Räder gesetzten Muschel, anbot. Sie schritt, ein immer treuer Kamerad, an der Seite ihres tief bekümmerten Gatten dem Schlosse zu. In der Halle trafen sie Lisette. Sie fahndete auf den Doktor; sie begriff ihn heute zum ersten Male nicht ganz. Wie konnte er das Haus verlassen während eines sorgenerregenden Unwohlseins Marias und eine so schöne Gelegenheit versäumen, sich unentbehrlich zu machen — Und wo blieb er denn jetzt?

„Ins Dorf ist er gefahren," antwortete Wilhelm und eilte die Treppe hinauf.

Seine Frau folgte ihm und hatte Mühe, ihn zu bewegen, im Salon zu warten, bis sie ihm Nachricht brächte, ob die Cousine ihn sehen könne.

Maria war in ihrem Schlafzimmer, das sie seit Stunden, rastlos, mit hastigen Schritten durchmaß. Beim leisen Pochen Wilhelminens blieb sie stehen und rief, als diese sich genannt hatte: „Komm, komm! nach dir habe ich mich gesehnt."

„Da bin ich und bleibe bei dir, bis du ruhiger sein wirst, armes, armes Kind!" Sie faßte ihre Hand, drückte sie liebreich und kämpfte mit dem Bedauern und dem Schmerz, die sie beim Anblick der Vernichtung und Trostlosigkeit im Gesicht Marias überwältigen wollten.

Ihrer mütterlichen Zärtlichkeit und Überredungskunst gelang es endlich, die Erschöpfte zu bewegen, sich in einem Fauteuil niederzulassen und sogar etwas Nahrung zu nehmen.

„Der heute gestorben ist, war mein Bruder," sprach Maria plötzlich. „Weißt du es?"

Wilhelmine antwortete einfach: „Jawohl, es ist ja kein Geheimnis daraus gemacht worden."

„Und ich bin hart und stolz gegen ihn gewesen, begreifst du? — ich!" Sie brach in Tränen aus, sie schluchzte, die furchtbare Spannung ihrer Seele hatte sich gelöst.

Allmählich wurde sie wieder Herrin ihrer selbst, verlangte Wilhelm zu sehen und geriet nur vorübergehend in heftige Aufregung, als er den Vorschlag machte, an Hermann zu telegraphieren.

„Unter keiner Bedingung! — er würde kommen."

„Und soll er nicht?"

„Nein, die Mutter bedarf seiner. Ich schreibe ihm," setzte sie hastig hinzu, „verlaßt euch auf mich. — Niemand sonst schreibt ihm. Gebt mir euer Wort darauf."

„Welche Frau!" sagte Wilhelmine im Nachhausefahren zu ihrem Manne. „Sie beweist mir von neuem, daß der ganz edle

und gute Mensch sich nie genug tut. Ist nicht das Außerordentliche für den unglücklichen Forster geschehen? Nun, Maria macht sich noch Vorwürfe. Dergleichen gibt einen Maßstab für den Wert einer Seele. Welche Frau! Ich habe sie wie ein neuntes Kind in mein Herz geschlossen."

Der Brief Marias an Hermann mußte mit Ruhe und Überlegung geschrieben worden sein, denn in dem ausführlichen Telegramm, das Wilhelm am folgenden Abend von seinem Vetter erhielt, sprach dieser nicht die leiseste Besorgnis um seine Frau aus. Er bat Wilhelm, Anordnungen zur würdigen Bestattung Wolfis zu treffen, und hoffte, zu Ende der nächsten Woche in Dornach sein zu können.

Die Leiche Forsters war kaum der Erde übergeben, und schon tauchten allerlei Gerüchte über die unmittelbare Ursache seines Todes auf. Ein Jäger behauptete, ihn kurz zuvor gesehen zu haben, nahe an der Waldgrenze, auf einem Fußsteig, der nach der Nordbahnstation führte. Er stritt mit einem langen Schwarzen, den der Jäger aus der Entfernung für den Adjunkten gehalten hatte. Der Adjunkt wurde zur Rede gestellt, konnte aber leicht nachweisen, daß er sich am selben Tage, zur selben Stunde, im benachbarten Städtchen befunden, wohin der Herr Oberförster ihn geschickt, Grassamen einzukaufen. Offenbar irrte der Jäger in der Person des Individuums, mit dem Wolfi jüngst in einer für ihn verhängnisvollen Weise verkehrt hatte. Daß es einen solchen Menschen gab, das bezweifelte niemand.

„Es könnte," meinte der Doktor, wie immer vorbehaltlich, „wohl ein Pascher gewesen sein, durch welchen sich mein Patient hinter meinem Rücken vielleicht Zigarren verschaffen wollte. Oder vielleicht ein Gläubiger, der einen Versuch machte, sein Geld einzutreiben."

Lisette hingegen erklärte, bei ihr stände es fest, daß es derselbe Schwindler gewesen, der — sie merkte ihm gleich etwas Verdächtiges an — „den armen, guten Jungen" am Tage vor-

her ganz offenkundig besucht hatte und dann, Gott weiß warum, im geheimen wiedergekehrt sein dürfte. Damit war aber noch immer nicht Klarheit in die Sache gebracht. Und trotz aller Nachforschungen blieb das Rätsel, wer der Fremde gewesen, in welchen Beziehungen er zu Forster gestanden, ungelöst.

Maria hatte sich in eine an Stumpfheit grenzende Ergebung eingesponnen. Mochten sie doch auf die Wahrheit kommen! — sie würde nicht leugnen, sie würde sterben. In vermessener Zuversicht baute sie auf die Gnade des Allbarmherzigen. Er wird sie zugrunde gehen lassen an dem Gefühl ihrer Schuld, sie büßen, sühnen lassen durch den Tod. Es war ihr ein Trost, sich das zu wiederholen. Mit einem Gefühl der Schmach wie dasjenige, das sie in ihrer Brust trägt, kann man ja nicht leben ... Ihr steht etwas bevor, unfaßbar, das nicht auszudenken ist — das Wiedersehen mit ihrem Manne. Sie wird seinen Blick nicht ertragen können, sie wird ihn empfangen mit dem Geständnis: „Ich habe dich betrogen, einmal in einer fluchenswerten Stunde, in schnödem Taumel. Aber dich wieder betrügen, mit Bewußtsein und Berechnung, meinen entweihten Mund deinem Kusse bieten — das werde ich nie."

Er kam und war unsagbar glücklich, wieder da zu sein, und sie stand regungslos vor ihm — und schwieg.

Wie die andern, schrieb er ihr übles Aussehen, ihre düstere Stimmung dem fürchterlichen Eindruck zu, den der Tod Wolfis auf sie gemacht hatte. Der Doktor beglückwünschte ihn zu der Richtigkeit dieser Ansicht und gebrauchte dabei viele Fremdwörter, wie es sich geziemt für einen Landarzt, der eine vornehme Patientin behandelt.

Fräulein Lisette nahm zu jener Zeit etwas Gehaltenes und Siegreiches in ihrem Gang und ihren Gebärden an. Ihr Herz, das nie eine heißere Neigung gekannt hatte als die zu dem „Kinde," machte im Spätherbst Frühlingsrechte geltend. Sie liebte, sie schmeichelte sich, geliebt zu werden; scharenweise um-

flogen ihre Gedanken den treuen Gegenstand, und nur hier und da stellten sich einzelne von ihnen bei der einst ausschließlich Verehrten und Verhimmelten ein. Lisette fand es überflüssig, ihre Leidenschaft zu verhehlen, und sprach unbefangen von dem, der sie ihr einflößte.

„Er schwebt halt immer auf meinen Lippen," sagte sie einmal schalkhaften Tones zu der Gebieterin, mitten in einem Berichte über die Ankunft einer Sendung Tischzeugs, in den sie den Doktor ungemein kunstvoll eingeflochten hatte.

„Wer?" fragte Maria.

Und nun legte die alte Jungfrau ihr längst angekündigtes Geständnis ab, und die geringe Aufmerksamkeit, die ihr anfangs geschenkt wurde, steigerte sich allmählich, und plötzlich geschah das Außerordentliche — Maria lachte.

Hermann, der eben eintrat, hörte es, und brach in Jubel aus. „Wer hat dich lachen gemacht? — Sie, Lisette? Goldene Lisette! — was soll ich für Sie tun? ... Ich gründe ein Kammerdamenstift, und Sie werden Oberregentin." Er stürzte auf sie zu und küßte sie auf jede Wange, daß es schallte. „Was hat sie dir vorgebracht?" wandte er sich an seine Frau, rückte einen Sessel neben das Kanapee, auf dem sie saß, und nahm Platz. „Ich will es wissen, ich will Unterricht bei ihr nehmen."

Maria fragte: „Darf ich antworten, Lisette?" und diese, ein klein wenig verschämt, erwiderte:

„Ich bitt."

„Mit deiner Erlaubnis also. — Sie möchte den Doktor heiraten."

Die Betroffenheit Hermanns, die Anstrengung, die er machte, sie zu verbergen, die fröhliche, unendliche Güte, die harmlosen Augen sprach und aus dem unbezwinglichen und aus seinen Lächeln, das seinen Mund umspielte, erregte von neuem Marias Heiterkeit.

— So war es möglich, noch, — ja schon so bald, konnte

etwas sie hinausheben über ihre lastende, berechtigte, ihre gebotene Seelenpein?

Einmal lag sie des Nachts, wie so oft, wachend auf ihrem Lager, lauschte den ruhigen Atemzügen ihres Mannes und sann und sann.

Und jetzt drang durch die Stille aus dem Zimmer nebenan, in dem das Kind schlief, ein heiserer Ton, ein lautes, rauhes Husten aus kleiner Brust an ihr Ohr. Sie erhob sich sachte, warf ihr Morgenkleid um, glitt mit nackten Füßen, die Pantoffel in der Hand, über den Teppich, trat bei dem Kleinen ein und schob den Vorhang seines Bettchens zurück. Der Schein der Nachtlampe flackerte auf dem glühenden Gesicht des Knäbleins, es röchelte schwer im Fieberschlafe. Maria weckte ihn und die Wärterin und leistete die erste Hilfe, während jene auf ihren Befehl das Kindermädchen aufrüttelte und einen Diener nach dem Doktor schickte. Der kam, sprach kein Wort, sondern handelte still und energisch; er war in dieser Nacht ein Held an Mut und Besonnenheit. Vorübergehend nur brachte ihn die Wärterin in Zorn, weil sie fassungslos herumstürzte und durchaus den Grafen rufen wollte.

„Alberne Person," rief Weise, sich der Höflichkeit begebend, die ihn sonst auszeichnete. „Der Doktor verbietet es, der Doktor braucht keine Leute, die Angst haben, im Krankenzimmer ... Da — so eine Ruhe! Das ist das Richtige, da nehmen Sie sich ein Beispiel." Er deutete auf Maria, die das Knäblein auf dem Schoße hielt.

Totenblaß in ihren schneeweißen Gewändern, beobachtete sie unverwandten Blickes jede Veränderung, die mit dem Kleinen vorging, zeigte sie dem Doktor an, führte seine Anordnungen selbst aus und hielt ein stummes Gespräch mit ihrem Kinde. — „Willst du voran — mich drüben zu erwarten? Ich folge dir bald nach. — Aber dein armer Vater, soll ihm beides zugleich genommen werden — ein echtes Gut: du! und ein wertloses,

falsches, das er in seinem lauteren Glauben betrauern wird, als wäre es wirklich ein köstlicher Besitz gewesen? ... Bleibe bei ihm, mein Liebling, biete ihm überreichen Ersatz." — Sie drückte ihn an ihre Brust, und er richtete seine großen Augen auf sie und murmelte: „Liebe Mutter."

„Es geht besser, Doktor, nicht wahr?" fragte Maria.

„Wenn nicht alle Zeichen trügen," gab er zur Antwort.

Sie verstand ihn. Er gebrauchte wieder eine bedingte Redeweise; die ernste Sorge, die ihn seiner kleinlichen Vorsicht untreu gemacht hatte, war geschwunden.

Am Morgen erst erfuhr Hermann, daß sein Söhnchen in Lebensgefahr gewesen sei, und daß es gerettet war.

„Dir gerettet," dachte Maria, „zu deinem Troste, wenn ich nicht mehr bei dir sein werde." Sie war im reinen mit sich. Gott erhörte sie nicht, überantwortete sie der Verzweiflung; so faßte sie denn einen Entschluß der Verzweiflung.

Ein schöner Spaziergang im Walde führte bequem zu einer Bergruine hinan, welche die Felsenspitze eines bis weit über die Mitte mit Edeltannen bewachsenen Berges krönte. Man konnte jedoch von der entgegengesetzten Seite auf einem viel kürzeren Wege zu der Ruine gelangen. Dieser ging über einen schmalen, geländerlosen Steg und mündete am Fuße des beinahe senkrecht abfallenden Felsens, unweit von halbzerbröckelten, in den Stein gehauenen Stufen. Ein kühner und geschickter Kletterer durfte dieselben immerhin noch benützen, um zur Kuppe zu gelangen; wenn er nämlich schwindelfrei war. Sonst konnte ihm ein Blick zurück in die Tiefe gefährlich werden. Dasselbe Flüßchen, das einige hundert Schritte weiter zwischen Wiesen dahinglitt als friedlich, mit Kähnen befahrbares Gewässer, wurde in der Enge zum Wildbach. Kochend und brausend stob der Gischt, bildete Wirbel, drehte und drehte sich kreisförmig, trichterförmig, stieg auf in Säulen aus Schaum, warf sich wieder wie toll in

sein steiniges Bett und lockte herab zur Teilnahme an seiner sprudelnden, unerschöpflichen Lebenslust.

In ihrem ersten Ehejahre hatte Maria die Ruine besucht. Angewandelt von einer Regung der unbezähmbaren Freude an der Gefahr, von der sie in früher Jugendzeit gar oft ergriffen worden, war sie die Felsentreppe herabgestiegen und hatte den Steg festen und sicheren Ganges überschritten.

Hermann, dem sie ihr Wagnis eingestanden, war erst durch ihr förmliches Versprechen, es nie zu wiederholen, zu beruhigen gewesen. — Nun mußte das gegebene Wort gebrochen werden.

Mit peinlich erfinderischer Genauigkeit malte Maria sich alles aus, sah sich den Fuß setzen auf den Steg und wandern und langsam mit Bedacht ausgleiten an der rechten Stelle ... wanken, sinken, zerschellt werden an den ewig blanken, ewig feucht glänzenden Klippen, die aus dem Wasser herausragten. Vorahnend gab sie sich Rechenschaft von dem Schmerze Hermanns — er würde nicht frei sein von Groll — und das war recht. Ein reines Andenken zu hinterlassen, hatte die Schuldige nicht verdient.

Sie bereitete sich vor auf die entsetzliche Trennung von ihrem kleinen Kinde, das der Mutter noch so sehr bedurfte, nahm Abschied von ihm Tag um Tag. „Morgen geschieht's," sagte sie sich, bis der Morgen kam, an dem sie begriff, daß sie nicht sterben könne, ohne einen zweifachen Mord zu begehen.

Und davor schauderte sie zurück. Wohl lohte es in ihr auf: Begrabe die Frucht des Frevels mit dir! ... Aber *töten*, um zu sühnen? — Noch war sie fromm und gläubig und fragte in ihrer Seelenqual: „Wie würdest du die Kindesmörderin empfangen, ewiger Richter, Herr, mein Gott?"

Der mächtigste Instinkt im Weibe erhob seine gewaltige Stimme ... Vielleicht auch rang der nun verdoppelte Lebenstrieb — ihr unbewußt — gegen die Vernichtung.

Sie kam wieder auf den Ausweg zurück, der ihr zuerst als der selbstverständliche, der einzige erschienen war, Hermann alles zu gestehen, ihm zu sagen: „So bin ich, behandle mich, wie ich es verdiene. Ich ertrage deine Güte nicht mehr, ich lechze nach Strafe, nach Buße. Die strengste wird die beste sein, gönne sie mir, gönne mir das Labsal, zu büßen. Sei unbarmherzig, nur verehre mich nicht mehr."

Und während sie in Gedanken also zu ihm sprach, rief ihr Verstand ihr zu: „Phrasen, hohle Worte! Du weißt es wohl, daß er dich nicht verstoßen, dich nicht der Geringschätzung preisgeben wird; er wird, auch wenn sein Glück den Todesstreich durch dich empfangen, den Fuß nicht auf deinen Nacken setzen, Gesunkene. Er wird unerschütterlich bleiben in seiner Langmut. Von dir getrennt, dir im Innersten entfremdet, wird er von andern noch Achtung für dich verlangen. Dann hast du eine neue Last von Dankbarkeit auf dich geladen und vergeblich das Beste zerstört, woran sein Herz sich erquickt und seine Seele sich erbaut. Du hast nichts zu verlieren, er alles. Du hättest ihn umsonst unselig gemacht... Du darfst es nicht!"

— So tat sie das, wogegen alles Frühere nicht zählte. Sie vollzog den Betrug, der die Schande zu bemänteln hatte. Hermann mußte getäuscht werden. Das war so leicht und darum gar so schlecht... und geschah. — Und Maria duldete die Erniedrigung, die sie für unausdenkbar gehalten, die ganze! Nichts ward ihr geschenkt — nicht der Freudenausbruch, mit dem der hintergangene Mann die in tiefdunkler Nacht gestammelte Kunde aufnahm, nicht seine erhöhte Zärtlichkeit, nicht Wilhelms gutmütige Scherze, nicht Helmis treue Teilnahme, nicht Gräfin Agathens feierliche Segenswünsche.

Maria spielte eine jammervolle Komödie, heuchelte Interesse an gleichgültigen Dingen, Freude an den harmlosen Vergnügungen, den Landpartien und Waldfesten, die Hermann und Wilhelm veranstalteten, um sie zu zerstreuen. Nicht immer,

aber doch meistens ließ Hermann sich täuschen. All sein Glück ging von dem Bilde aus, das er sich von ihrem Glücke machte.

Sie aber lebte in der Liebe zu ihrem Kinde, pflegte eifrig ihre Kunst, die sie nie schöner und hinreißender ausgeübt hatte als jetzt, und grübelte sich allmählich in eine eigentümliche Sophistik hinein. Die Sühne, nach der sie rief, lag gewiß in der Einsicht, daß es ihr verwehrt sei, zu sühnen. Der verdammende Schicksalsschluß, der über sie gefällt war, lautete: „Du liebst die Wahrheit, wandle in der Lüge."

XII.

Im Sommer kamen Graf Wolfsberg und seine Schwester mit ihrer Gesellschaftsdame, Fräulein Annette Nullinger, nach Dornach. Beinahe auf dem Fuße folgte ihnen, ohne eingeladen zu sein, ohne sich angesagt zu haben, die kleine Gräfin Felicitas Soltan. Sie kam, um zu fragen, ob Tessin, wie er es vor seiner Abreise versprochen, an Gräfin Dolph geschrieben habe, wie es ihm gehe, und besonders — ob er sie grüßen lasse.

Aber noch war kein Brief von ihm eingetroffen, und nur durch Zeitungstelegramme wußte man, daß er auf seinem Posten angelangt und festlich empfangen worden war.

An einem schwülen Sonntagnachmittag hatten sich die Schloßbewohner in einem breiten, offenen Zelte am Ufer des Teiches versammelt. Dichtes Buschwerk umgab ihn ringsum, und hinter diesem ragten das hellgrüne malerische Gezweig einzelner Tulpenbäume und aus weiterer Entfernung die dunkeln Gipfel eines Balsamtannenhaines in das gleichförmige, ruhig leuchtende Himmelsblau empor.

Alle im Zelte Anwesenden, Fräulein Nullinger und Hermann junior ausgenommen, rauchten. Annette hatte nach

und nach ihren Sessel bis zum Eingang vorgerückt; dennoch schwebte türkischer Tabaksqualm ihr nach und machte sie hüsteln, was Gräfin Dolph unabweislich rügte. Sie saß in der Tiefe des Zeltes in einem ausgefütterten Strandsessel und hatte eine Haube auf, die ungemein an die häusliche Kopfbedeckung der französischen Könige im fünfzehnten Jahrhundert erinnerte.

„Nulle," sprach sie —

„Ich heiße Nullinger," berichtete das Fräulein, ohne sich umzuwenden.

„Nun denn, Nullinger, zwingen Sie sich doch nicht, zu husten — aus purer Affektation."

Annette zuckte die Achseln und preßte die Flächen ihrer feuchten Hände aneinander; ihre roten, aufgeworfenen Lippen hatten das ihnen eigentümliche nervöse Beben.

Fee nickte ihr bedauernd zu und seufzte: „Ach, welche Hitze! Ist es immer so heiß bei Ihnen, Graf Dornach?" Sie wiegte sich in ihrem Schaukelstuhle, hatte die Augen halb geschlossen und ließ wie todmüde die Arme an beiden Seiten ihres schlanken und zierlichen Körpers herabhängen.

Graf Wolfsberg, den zu amüsieren sie sich vorgenommen, war heute ein undankbares Publikum. Er hatte nicht einmal bemerkt, daß sie sein Lieblingskleid angezogen, das weiße, gestickte, mit der rosafarbigen Bébéschleife. Bei Tische, als sie, nur um ihm Spaß zu machen, die heiligsten Geheimnisse ihres Herzens ausgeplaudert, von ihren unbezahlten Rechnungen gesprochen, von ihrem Glauben an die Zukunft des Spiritismus als Staatsreligion, von allerlei Skrupeln, die sie sich machte — intim, ganz intim! — hatte er kaum zugehört. Und nun saß er seit einer Stunde ernst und schweigsam neben ihr, und sie verzweifelte endlich daran, ihn seiner üblen Laune zu entreißen.

Hermann und Maria kannten den Grund seiner Verstimmung. Er war, indes die andern sich in der Kirche befanden, auf den Friedhof gegangen und hatte Wolfis Grab besucht.

„Wozu? warum tut er solche Sachen, die ihn viel zu sehr angreifen?" hatte Dolph ihrer Nichte geklagt. Auch sie trachtete ihn zu zerstreuen und suchte dabei die wirksamste Unterstützung, die des kleinen Hermann; sie war aber in diesem Augenblick nicht zu haben. Das Knäblein mühte sich gar eifrig, Steinchen, die es gesammelt und auf den Schoß seiner Mutter gelegt hatte, mit ihrer Hilfe ins Wasser zu werfen. Seine Antwort auf die Einladung der Großtante, zu ihr zu kommen, lautete entschieden verneinend, und die aufrichtigste Abneigung sprach aus dem raschen Blicke, den er der alten Frau von unten herauf zuwarf.

Gräfin Dolph machte ihrem Unmut über die Vergeblichkeit der Liebesmüh, die sie seit langem an dieses schöne und entzückende Kind verschwendete, dadurch Luft, daß sie plötzlich von den Unannehmlichkeiten zu sprechen begann, die das Landleben für sie mit sich brächte.

„Etwas Schreckliches zum Beispiel," sagte sie, „ist die Kontrolle, unter der man mit seinen Kirchenbesuchen steht. Man kann sich keinen einzigen schenken, und ich sage euch, noch ein Hochamt wie das heutige, und ihr könnt mich gleich da behalten in eurer Familiengruft. Und Sie, Nulle, das bitte ich mir aus, plazieren Sie sich am nächsten Sonntag nicht wieder in das Oratorium uns gegenüber. Sie stören mich, Sie rauben mir das bißchen Andacht, das ich noch habe, mit Ihren Ekstasen, vermischt mit Übelkeiten."

Dieser Ausfall wurde von Fräulein Annette mit ungewohnter Kaltblütigkeit zurückgeschlagen. Wenn eine Andacht durchaus unter der andern leiden müsse, sagte sie, möge es nur immerhin die minderwertige — die der Gräfin sein.

Fee klatschte ihr Beifall zu und gab ihr die Versicherung, sie sei die gescheiteste Nullinger, die jemals hienieden gewandelt; dann stieg die kleine Frau, von Hermann, der herbeitrat, unterstützt, in den am Ufer befestigten Kahn. Losgemacht durfte er nicht werden. Sie wollte da bleiben, sich schaukeln auf der

kühlen Flut und hören, wie sich die Konversation des Grafen Wolfsberg — von weitem machte.

Er ließ sich endlich herbei, ihr einen Scherz zuzurufen, den sie ebenso schlagfertig wie unpassend erwiderte. Der von ihrer Seite munter geführte Kampf, der sich zwischen ihnen entspann, wurde durch das Eintreffen des Postpakets unterbrochen.

Maria verteilte die Zeitungen und die Briefe.

„Ist etwas für mich da?" — „Für mich?" fragten Fee und Gräfin Dolph.

„Ja." Maria schob der letzteren ein großes Schreiben zu.

„Von Tessin," sprach die Gräfin. „Von Tessin," wiederholte sie lauter und schwenkte den Brief in der Luft. „Fee, sieh her."

„Für Fee," sagte Maria, und Hermann übernahm aus ihrer Hand eine ganze Ladung Modejournale und Zeitschriften, die er in den Kahn reichte.

„Das sind Ihre unbezahlten Rechnungen," rief Wolfsberg. „Geben Sie acht, Gräfin, Ihr Dampfer versinkt unter der Last."

Felicitas war beim Nennen des Namens Tessin so rasch aufgesprungen, daß ihr kleines Fahrzeug in bedenkliches Schwanken geriet. Sie sank zurück, schrie und warf sich so ungestüm von einer Seite zur andern, als ob sie es darauf abgesehen hätte, den Kahn umkippen zu machen.

Hermann zog ihn mit der breiten Seite dicht ans Land und sagte, halb lachend, halb verdrießlich: „Ihr Leben ist gerettet, steigen Sie aus."

Die Übermütige sträubte sich: „Noch nicht! noch nicht! — ich will, daß man Tessin schreibt, ich sei fast ertrunken vor Freude, wie es geheißen hat, daß ein Brief von ihm gekommen ist. Sie sind Zeuge, Fräulein Nullinger, schwören Sie darauf, ich bitte um einen ordentlichen Eid — ich bitte!"

„Ei, ei, Frau Gräfin, einen Spaß mit so heiligen Dingen verstehe ich nicht," rügte das Fräulein.

„Nicht? — o weh? dann schwören also Sie, Graf Wolfsberg."

Mechanisch antwortete der Graf: „Ja, ja.“ Seine ganze Aufmerksamkeit war von Maria in Anspruch genommen.

Sie hatte einen Brief vor sich hingelegt, einen zweiten Brief von Tessin, noch größer und gewichtiger als der an Gräfin Dolph gerichtete, und war in die Betrachtung der kräftigen, leicht geformten Züge der Aufschrift versunken. In ihrem Gesichte malte sich starres Entsetzen. So hätte sie auf diese wenigen Zeilen niedergeblickt, wenn sie Tod und Verderben verkündet hätten.

Sie schien zu fühlen, daß die Augen ihres Vaters auf ihr ruhten, erhob die ihren, sah ihn an — und senkte langsam das Haupt.

Dieses kurze, stumme Gespräch zwischen Vater und Tochter wurde von niemand beobachtet. Gräfin Dolph schwelgte im Genusse der geistvollen Epistel ihres Horace Walpole; Fräulein Nullinger verfolgte teilnehmend das Schauspiel der „Rettung“ Fees durch Hermann. Trotz aller Possen, die dessen Heldin trieb, kam es glücklich zum Abschluß.

Hermann trat ins Zelt, blieb hinter dem Sessel Marias stehen, und über ihre Schulter blickend, las er von seinem Platze aus die Adresse des zweiten Briefes Tessins: „Herrn Wolfgang Forster.“

Es entspann sich eine Verhandlung darüber, was mit dem Briefe zu geschehen habe.

„Er ist so dick,“ meinte Fee, „es stecken gewiß noch ein paar andre drin, die der Herr Forster hat übergeben sollen. Man muß ihn aufmachen.“

Gräfin Dolph bestätigte: „Man muß ihn aufmachen, natürlich.“

Hermann jedoch erklärte, so gar natürlich käme ihm das nicht vor. „Was sagst du, Maria?“ fragte er und strich mit der Hand über ihren Scheitel.

Sie wandte sich, ergriff diese Hand und drückte sie an ihre Lippen. Das war genug, um die heftigste Eifersucht des kleinen

Hermann auf den großen zu wecken. Das Kind schrie und strebte zu ihr empor, und sie hob es auf ihre Knie und drückte ihr Gesicht an das seine.

Noch hatte sie ihn, noch hatte sie eine Liebe, deren ganzen Wert sie zu erkennen begann, nachdem sie sich ihrer unwert gemacht — die Liebe des besten Mannes. Noch hatte sie die Achtung aller guten Menschen ... Eine kleine Weile, ein Riß durch die dünne papierne Hülle da auf dem Tische — und alles ist vorbei, und vor ihr öffnet sich die Hölle der Schande.

Ihr Knäblein schlingt die Arme um ihren Hals und sie die ihren um ihn. Doch diese heiligste Umarmung schützt sie nicht. Sie hört nicht das zärtliche Geflüster der süßen Kinderstimme — sie hört eine andre, entsetzliche, die ihr zuruft: „— Was schauderst du? — doch nicht vor dem, was im Gefolge der Wahrheit kommt, nach der du geschmachtet hast und gelechzt. Da ist sie — begrüße sie. Tu's Armselige ... Oder war es doch nicht der Betrug, wovor du am bängsten gezittert hast? ... Wo ist jetzt dein Abscheu vor ihm? ..." „Noch empfind ich ihn," dachte Maria, küßte das Kind und stellte es auf den Boden.

„Ich bin dafür," vernahm sie nun — Gräfin Dolph sprach — „den Brief aufzubrechen, um nachzusehen, ob er nicht wirklich andre enthält, wie Felicitas glaubt. Wenn ja, verteilt man sie, wenn nein, schicken wir dem Freunde morgen seine ‚zwölf Seiten, eng und zierlich, ein kleines Manuskript' ungelesen, weil wir schon so hyperdiskret sind, zurück. Einverstanden, Hermann?"

„Nein," lautete die Antwort, „ich öffne keinen Brief, der nicht an mich gerichtet ist." Er nahm ihn, reichte ihn dem Grafen Wolfsberg und sagte leise zu ihm: „Nimm ihn zu dir, mache mit ihm, was du willst, nur sei nicht mehr die Rede davon. Alles, was Maria an Wolfi erinnert, greift sie furchtbar an. — Es ist drückend heiß hier im Zelt," setzte er, an seine Frau gewendet, hinzu. „Komm ins Freie, Maria."

Er nahm ihren Arm, den sie ihm willenlos überließ, und geleitete sie hinweg.

Nach dem Abendessen las Gräfin Dolph der Gesellschaft das Schreiben Tessins ganz meisterhaft vor. Etwas von allem war darin enthalten, Ernst und Scherz, anschauliche Schilderungen von Land und Leuten, ein kräftiger und rührender Ausdruck des Heimwehs, das ihn peinigte.

Fee zog sich, sobald die Lektüre beendet war, in ihre Gemächer zurück. Kurz darauf begab sich auch Gräfin Dolph, von Hermann und Fräulein Nullinger geleitet, zur Ruhe.

Graf Wolfsberg blieb mit seiner Tochter allein.

„Hermann hat immer recht," sprach er nach einer langen Pause. „Auch mir hat es widerstrebt, den Brief an den unglücklichen Forster zu öffnen. Ich habe ihn Tessin zurückgeschickt."

„Ich danke dir, Vater," erwiderte Maria mühsam und stockend. „Ich hätte aber gewünscht, daß Graf Tessin gebeten würde, es bei diesem Versuch, mir Nachricht von sich zu geben, bewenden zu lassen."

„Das soll geschehen."

Sie hatten vermieden, einander anzusehen; nun plötzlich begegneten sich ihre Blicke. Eine große Zärtlichkeit, ein großes Mitleid sprach aus dem seinen. Er streckte ihr die Hand entgegen, er wollte reden.

Marias Mund verzog sich schmerzlich, und sie machte eine flehend abwehrende Gebärde.

Sehr lange hielt es Graf Wolfsberg in Dornach nie aus. Die werktätige Barmherzigkeit, auf die seine Tochter sich ganz verlegte, widerstrebte ihm. Es wäre ihm zu unangenehm, sagte er, an die Enttäuschungen zu denken, die sie erfahren werde, nicht jetzt, nicht in den nächsten Jahren, doch in fünf, in zehn; und nicht durch den Undank, der unausbleiblich sei — Dank

erwartete sie ja nicht —, sondern durch die Erkenntnis, daß ihr Bestreben, das materielle und sittliche Elend der Leute zu verringern, nutzlos und in manchen Fällen schädlich gewesen sei. Jedes Bestreben aber, dessen Resultat negativ bleibt, ist ein unvernünftiges und demoralisierendes.

„Diese Leute" — wenn er die Worte sprach, biß er die Zähne zusammen, und Haß und Grausamkeit blitzten aus seinen Augen — „sind faul, heimtückisch, unverbesserlich. Es ist noch jeder gescheitert, der glaubte, im Guten auf sie einwirken zu können. Ich habe ja nicht von Anfang an die Hände in die Taschen gesteckt und zugesehen, wie einer der Dummköpfe nach dem andern zugrunde geht... Sie haben mich von meiner christlichen Barmherzigkeit kuriert, sie selbst!"

„Weißt du, Vater, warum ihnen das gelang? — Darf ich's sagen?" fragte Maria.

„Nur zu!"

„Weil du sie nicht liebst und sie das fühlen."

„Wohl mir und ihnen. So bin ich sicher vor einem Girondistenlose und sie vor einer neuen Gelegenheit, zu zeigen, wie sie Liebe vergelten. Laß es gut sein!" kam er dem Einwand zuvor, den sie erheben wollte, „wir zwei werden einander in dieser Sache nicht überzeugen."

Der Sommer war vorbei; auch Gräfin Dolph und Felicitas hatten Dornach verlassen. Die Zeit verging still und ereignislos. Maria, oft unwohl, erlaubte nicht, daß Rücksicht darauf genommen werde. Sie wußte, daß ihr nur eines frommte: sich selbst vergessen, ihre Leidenskraft stählen, indem sie die Leiden der andern milderte. „Meine Wohltäter," nannte sie die Hilfeheischenden. Das Laster, das Unrecht, die Torheit fanden in ihr eine hartnäckige Bekämpferin. Ihrer unerschöpflichen Langmut fehlte es nie an Gelegenheiten, sich zu üben. Und nicht immer war es die Bürde schweren Ungemachs, die mitzutragen sie eingeladen wurde; es befand sich auch sehr

leichtes Gepäck darunter und lächerliche, willkürlich aufgehalste Last.

An einer solchen schleppte Lisette und machte unangemessene Ansprüche an die Teilnahme „des Kindes." Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, was Doktor Weise hindere, um sie anzuhalten, sei die Angst vor einem Korbe.

„Er ist ein so zurückgezogener Mann und kommt zu nichts," vertraute sie ihrer Gebieterin. „Niemand schaut auf ihn. Seine Manschetten sind immer zerdrückt, und den Hemdkragen hat er neulich gar umgekehrt eingeknöpfelt gehabt."

Außer der Sehnsucht nach dem Rechte, für die Manschetten und Hemdkragen Weises zu sorgen, hatte sie noch die sehr große, „Frau Doktorin" genannt zu werden. Das ewige „Fräulein Lisette," Fräulein hin und Fräulein her, war ihr schon so zuwider, sie konnte es nicht mehr hören. „Geh, sprich du mit ihm, leg's ihm nah, daß ich ihn nehmen möcht," mit dieser Bitte schloß sie regelmäßig ihre Herzensergießungen und erhielt jedesmal den Bescheid, daß ihr Wunsch unerfüllbar sei.

So blieb Lisette am Ende nichts übrig, als eigenmächtig einzugreifen in ihr und des Doktors Geschick. Sie ersuchte ihn eines Morgens, sie mitzunehmen in seinem Wagen, in dem er jetzt täglich zu einem Patienten nach dem nahen Städtchen fuhr; sie habe dort einige Weihnachtseinkäufe zu besorgen.

Weise war dazu bereit: „Es ist mir schmeichelhaft," sagte er, als Lisette in Pelzmantel und Capuchon neben ihm Platz nahm. „Wo darf ich Sie absetzen?" Dabei lächelte er, aber nicht aus Wohlgefallen an ihrer äußeren Erscheinung, sondern über den Einfall, daß ihm noch nie eine Person vorgekommen sei mit einem so ausgesprochenen Jahrmarktspuppengesicht.

Auch Lisette lächelte. „Denken Sie jetzt schon ans Absetzen? Das ist ja gar nicht schön von Ihnen." Ihre Oberlippe zog sich in die Höhe, und es kamen kleine Mauszähne zum Vorschein, die sehr gut gepflegt, aber ziemlich abgenützt waren. Sie wurde

nach und nach ganz deutlich in ihren Anspielungen, und der Zaunpfahl, mit dem sie winkte, keulenartig.

Dem Doktor stiegen, wie er sich selbst gestand, gewisse Apprehensionen auf, und er rückte so weit als möglich von ihr fort.

Sie sah darin eine Aufforderung seiner Gastfreundschaft, sich's recht bequem bei ihm zu machen, lehnte sich zurück und betrachtete sein Profil. Der Rand seines weit hinausragenden Mützenschirms und die Spitze seiner Nase wären durch eine senkrechte Linie zu verbinden gewesen. Mund und Kinn hingegen wichen, wie aus Respekt vor dem bedeutenden Gesichtsvorsprung, jäh zurück. Da fand die verwünschte Zaghaftigkeit, mit der Lisette heute einmal fertig werden wollte, ihren Ausdruck.

Nach einigen einleitenden Reden meinte sie den Streich führen zu dürfen. Sie tat es (der Doktor stellte ihr dieses Zeugnis aus, als er sich von dem erlittenen Angriff erholt hatte) mit hochgradiger Dezenz, indem sie ihn fragte, ob er nie daran gedacht hätte, sich zu verändern.

„Doch, doch, vor Jahren einmal," seufzte er und zog, ohne es zu wollen, die Zügel des lammfrommen Schecken an, der sogleich stehen blieb, sich aber auf den Zuruf: „Allons, Allons!" wieder in Bewegung setzte.

„Und seitdem nicht mehr? ... Das ist schad, und dann ist es auch traurig."

Sie blinzelte schalkhaft zu ihm hinüber, was ihn empörte und beängstigte. Er kam sich so hilflos und ihr preisgegeben vor in unendlicher Einsamkeit. Soweit das Auge reichte, war nichts zu sehen als Schnee und Schnee und nichts Lebendiges wahrzunehmen als der Scheck, einige Krähen und das Frauenzimmer, das ihm „Avancen" machte.

Sie sprach viel, und alles, was sie sagte, war entweder schmeichelhaft für ihn oder für sie, und ihm blieb nichts übrig als entweder: „Das Fräulein sind zu gütig" zu murmeln, oder: „Das Fräulein haben recht."

„Ein solcher Mann," sprach sie nun milde, „und hat keinen Herd."

„Entschuldigen, habe, habe, o einen vorzüglichen, neuester Konstruktion."

„Einen häuslichen, meine ich. Ein solcher Mann — und hat keine Frau."

„O, bitte, bitte — die habe ich auch."

Fräulein Lisette neigte sich so rasch zur Seite, daß man es ein Sich-zur-Seite-werfen hätte nennen können. „Sie — Sie haben — eine Frau?"

„Ja freilich, eine wunderhübsche."

„— Wo?"

„Bei ihren Eltern habe ich sie. Ich habe sie ihren Eltern aufzuheben gegeben."

„Das heißt," berichtigte Lisette, der plötzlich alles Zartgefühl abhanden gekommen war, „Sie haben sie fortgejagt?"

„Bitte, bitte!... Eine so undelikate Maßregel ergreift man nicht gegen eine Dame, die man ohnehin unglücklich gemacht hat, indem man ihr etwas höchst Fatales eingeflößt."

Seine Zuhörerin erschrak tödlich, sie dachte an Gift.

Er aber flüsterte: „Antipatheia."

„Jesus! was ist denn das?" rief Lisette.

„Ein inkurables und darum so perniziöses Leiden, weil es den Menschen um seine schönste Illusion bringt, um die des freien Willens. — Denken Sie sich eine von den besten Absichten für ihren Eheherrn beseelte Frau, die im Augenblick, in welchem sie dieselben betätigen soll, von der heftigsten Versuchung ergriffen wird, — ihm etwas an den Kopf zu werfen... und derselben nur selten zu widerstehen vermag. — Dabei süßer Empfindungen durchaus nicht unfähig — o nein! wenn es auch dem Betreffenden nicht beschieden war, sie zu wecken, außer — auf Distanz. In je weiterer Entfernung er sich von ihr befand, eine desto hingebendere Gattin wurde sie ihm. So sprach er

denn eines Tages zu ihr, indem er sich an einen Dichter lehnte: ‚Wie gut wäre es, Carissima, wenn du, um mich mehr zu lieben, dich für immer von mir entfernteſt!‘ — Sie tat es, und seitdem führen wir die musterhafteste Ehe. Haben vor kurzem brieflich unsere silberne Hochzeit gefeiert.“

Das Fräulein wollte ein etwas spöttisches Bedauern über diese „Gattung von Verhältnis“ äußern, — der Doktor aber meinte:

„Ein Gutes ist jedenfalls dabei: dem Manne, der schon im Besitz einer Frau ist, kann niemand mehr zumuten, eine zu nehmen.“

Lisette machte unerhört alberne Augen und sprach nicht ein Wörtchen mehr. Sie war so vernichtet, daß sie ihre sämtlichen Einkäufe in der Stadt besorgte, ohne zu handeln. Drei Wochen mußten vergehen, ehe sie sich von ihrer Enttäuschung erholen konnte. Dann wurde „das Kind wieder der Mittelpunkt ihrer Interessen und das angebetete Opfer ihrer engherzigen Liebestyrannei.

Wie am vorigen Jahresschlusse fand sich auch an diesem Gräfin Agathe in Dornach ein. Sie half die Christbäume schmücken für jung und alt, für arm und reich, in der Halle und im Saal. Dem Entzünden der Lichtlein stand aber sie allein vor.

Maria konnte nicht Zeuge der Freude sein, die vorzubereiten seit Wochen und Wochen ihr hauptsächliches Bemühen gewesen war. In der heiligen Weihnacht gab sie einem zweiten Sohne das Leben. Er war so schmächtig und klein, wie der erste groß und stark gewesen. Mit banger, unausgesprochener Besorgnis sah Hermann seine Mutter an, als er mit ihr an die Wiege des Neugeborenen trat.

„Nein,“ sagte sie, „er ist nicht schwach, nur zart. Er wird leben — zu meiner Freude. Das wird der Meine sein unter deinen Kindern.“ Weich, wie man sie nie gesehen, versenkte sie sich in den Anblick des Knäbleins und hielt die Hand segnend

über ihn ausgestreckt. „Er hat dunkle Augen, Hermann, die Augen deines Vaters, und soll Erich heißen, wie dein Vater."

Maria kränkelte lange, sie konnte dieses Kind nicht nähren; sie hatte für dasselbe nicht so viel Liebe wie für das ältere. Sie verlangte nicht nach ihm, widersetzte sich nicht, wenn man es forttrug aus ihrem Zimmer, und es beunruhigte doch niemand und stellte unerhört geringe Anforderungen an seine Umgebung. Es lag oft lange ganz still mit weit geöffneten Augen.

„Fremde Augen hat's und das Gesicht der Mutter," entschied die Wärterin, wenn jemand herauszubringen suchte, wem es ähnlich sehe. — Eine Spur von der Seelenpein, die sein Werden begleitet hatte, spiegelte sich wider auf seinem kleinen Angesicht, und traurig staunend schien es zu fragen: „So also sieht es aus in eurer Welt?"

An Liebe litt es nicht Mangel. Hermann zerfloß vor ihm in überquellendem Erbarmen; alle Frauen im Hause schwärmten für das Kind, das etwas „ganz eigenes" hatte; sein Bruder verteidigte es wie ein kleiner Löwe vor den Ausbrüchen ihrer Zärtlichkeit und brachte es gleich darauf in Gefahr, von dem Ungestüm der seinen erdrückt zu werden.

Der Winter verfloß; Maria blieb müde und erschöpft. Alle herbeigerufenen Ärzte rieten, wie Doktor Weise es längst getan, zu einem Aufenthalt von mehreren Monaten in Italien.

Die Kranke sträubte sich gegen eine Entfernung von daheim, aber zum ersten Male setzte Hermann dem Willen seiner Frau entschiedenen Widerstand entgegen, und sie mußte sich fügen.

Gräfin Agathe kam nach Dornach, um die Kinder in Abwesenheit ihrer Eltern zu betreuen; Hermann und Maria reisten. — Sie hatte schon vor Jahren mit ihrem Vater das Land der Sehnsucht jedes künstlerisch Fühlenden besucht und fand nun im Genusse der Wunder einer märchenhaft reichen Natur und einer Welt, in der „Sterbliche Unsterbliches geschaffen haben," die Empfindungen ihrer Mädchenzeit wieder. Wie oft atmete

sie auf, frei und leicht, und sah ihr eigenes Bild so rein, wie die Seele ihres Mannes es widerspiegelte. Ihre wankende Gesundheit befestigte, ihr erschütterter Mut stählte sich.

Es war krankhaft, dachte sie, zu glauben, die Verirrung eines Augenblicks könne nicht gesühnt werden durch ein ganzes Leben der Rechtschaffenheit und Pflichterfüllung. Fort mit den Gespenstern einer abgeschworenen Vergangenheit. Sie sind die Feinde eines Glückes, das ungetrübt zu erhalten ihre wichtigste Aufgabe war, vor der alles andre zurücktrat, des Glückes Hermanns. Mit hoher Freude erfüllte sie der Anblick der seinen. Ihm aber durchsonnte ihre Heiterkeit die Seele; er lebte von ihrem Leben.

„Wir sind auf unsrer Hochzeitsreise," sagte er.

Die Frau, die Mutter seiner Kinder kam ihm oft vor wie eine Braut, doch nicht wie die kühle, stolze, die sie gewesen — wie eine liebende Braut.

Und da kniete er vor ihr nieder und betete sie an.

Einmal rief er aus: „Ich bin zu glücklich, ich verdiene es nicht. Ich habe eine Schuld abzutragen, aber statt sie einzufordern, überhäuft mich das Schicksal mit immer neuen Gnadengeschenken."

„Du hättest eine Schuld abzutragen?" fragte Maria.

„Die schwerste — einen Frevel an dir. Ich habe um dich geworben, dein Ja erbettelt, obwohl ich wußte, freudig gibst du es mir nicht. Den ersten Kuß, Geliebteste, hat ein Ungeliebter auf deine Lippen gedrückt. Es war ein Verbrechen an dir — ein unsühnbares."

Sie erschrak zusammen bei diesem Wort.

Er nahm ihre Hände zwischen die seinen: „Maria, wann werde ich, wie werde ich dafür bestraft werden?"

„Nie, gar nicht," stammelte sie verwirrt und drückte ihren Kopf an seine Brust.

Sie kehrten zurück. Es war Abend, als sie ankamen. Die Kinder schliefen. Hermann blies die Wangen auf und hatte die Fäustchen fest geballt. Er war groß und stark geworden, ein Knäblein wie ein junger, kräftiger Baum. — Das kleine unechte Reis, auf den reinen Stamm Dornach gepfropft, Erich, lag in leichtem Schlummer, zuckte und öffnete die Augen, als seine Mutter ihm nahte. Sie war betroffen und befangen von dem geheimnisvollen Reiz, der dieses Kind umwob, wandte sich rasch und trat an das geöffnete Fenster.

Würzige Düfte erfüllten die Luft, melodisch rauschte es in den Bäumen, durchsichtige Schleier breiteten sich über die Wiesen, leichter Rauch lag auf den Höhen.

Weit herüber von der Straße, die zum Dorfe führte, vernahm man den Gesang heimkehrender Feldarbeiterinnen. Nah und näher kamen die Klänge einer schwermütigen slawischen Volksweise. Schon konnte man die letzten Worte des Liedes unterscheiden:

Schönheit, dein Prangen,
Liebe, dein Glück,
Alles vergangen,
Kehrt nicht zurück.
Ewig treu,
Immer neu
Bleibt die Reu,
Bleibt die eisgraue Reu. —

XIII.

In der Nähe von Dornach, auf dem seit langem unbewohnten Gute Rakonic, hatten sich zwei junge Ehepaare angesiedelt. Die Männer waren Brüder, die Frauen Schwestern. Sie gehörten den vornehmsten Gesellschaftskreisen an und

betrieben den Sport als Beruf, mit angeborenem und energisch ausgebildetem Talent. Überdies gab es in etwas verwickelten Ehrensachen keine höheren Richter als die Grafen Clemens und Gustav und im Punkte echter Eleganz keine nachahmungswürdigeren Vorbilder als die Gräfinnen Carla und Betty Wonsheim. Es gab auch in der weiten Welt nicht wieder vier Menschen von so vollkommener Übereinstimmung in ihren Lebensanschauungen, ihren Verhältnissen, ihrer Bravheit, ihrer kindlichen Unwissenheit. Den Brüdern sah man ihre nahe Verwandtschaft sofort an. Beide waren mittelgroß und breitschultrig, ihre Scheitel schon etwas gelichtet; sie hatten ein äußerst gelassenes Wesen, sprachen langsam und in derselben bedächtigen Art. Im Äußeren der Schwestern hingegen herrschte die größte Verschiedenheit. Carla, die Ältere, schlank und blond, glich der Schwindschen Melusine. Betty, braun, klein, neigte zur Fülle und unterzog sich infolgedessen einem ziemlich strengen „training". Sie rühmte sich, nie anders als mit dem Springgurt geritten zu sein. „Was hat man denn für einen Rapport mit dem Pferd," fragte sie, „wenn man auf so einer Maschin von einem Sattel oben sitzt?" Ihre Lebhaftigkeit bildete einen angenehmen Gegensatz zu dem gemessenen Benehmen ihrer Angehörigen. Sie war sehr verliebt in ihren Clemens, und er ließ sich ihre Zärtlichkeit gefallen und hatte, obwohl seit einem ganzen Jahre verheiratet, noch nicht eine Untreue an seiner kleinen Frau begangen. Gustav und Carla hingegen verkehrten miteinander mehr wie zwei gute Gesellen, denn als ein junges Ehepaar. Jedes brave eheliche Verhältnis endet mit Freundschaft; sie ersparten sich den Umweg und fingen gleich bei der Freundschaft an.

Sobald die Fahnen auf den Türmen des Schlosses Dornach die Anwesenheit des Herrn und der Frau des Hauses verkündeten, fanden Wonsheims sich dort ein und wurden oft und gern gesehene Gäste. Sie verlangten aber auch Erwiderung ihrer Besuche, Teilnahme an ihren Interessen. Es verdroß alle, wenn

eine ihrer Einladungen von Maria ausgeschlagen wurde, weil sie „zu tun" hatte. — Und was? — Krippen errichten, ein Versorgungshaus bauen, ein Spital, „und immer machen, als ob sie dabei stehen müßt — wenn das nicht Affektationen sind," meinten sie, „dann kennen wir uns überhaupt in solchen Sachen nicht mehr aus."

Sie waren einmal von einem betrunkenen Taugenichts angebettelt worden, der ihnen auf die Frage, woher er sei, geantwortet hatte: „Aus Dornach."

„Wie — daher? Gibt's denn noch arme Leut in Dornach? Dort is ja der Himmel für die Armen."

Der Taugenichts zwinkerte schlau und sprach in kläglichem Tone: „Für den armen Herrn Spitalsverwalter und die Aufseher, und wie die liebe Bagage sich titulieren läßt ... für die wird's wohl der Himmel auf Erden sein, die liegen auf der faulen Haut und fressen sich an. Ein wirklich Armes hat's in Dornach grad so schlecht wie überall."

Das war Wasser auf die Mühle der Wonsheim, und sie fragten nicht, ob es aus trüber Quelle floß.

Eines Tages, als wieder eine verneinende Antwort aus Dornach eintraf, schnellte Betty den Brief, der dieselbe enthielt, durch das offene Fenster, daß er weithin flog, die Luft mit der Kante durchschneidend. „Der vierte Korb, den die langweilige Person uns gibt!" rief sie, und Clemens versetzte:

„Ihr seid's aber auch wie die Wanzen. Laßt sie in Ruh!"

„Just nicht! Sie darf nicht fort im Spital sitzen und sich mopsen. Man muß sie ein bissel aufmischen."

Bettys Meinung drang durch.

„Mischen wir's auf," erwiderten Gustav und Carla, und schon am nächsten Morgen, in aller Gottesfrüh, kam die Familie in Dornach angesprengt, um Hermann und Maria zu einem Spazierritt aufzufordern.

Es war ein hübscher Anblick, als sie im Schloßhof hielten, die

stattlichen Herren und die anmutigen Frauen auf ihren schönen Rossen, an denen jede Sehne Kraft und jeder Blutstropfen Adel war. In ihrer Begleitung befanden sich Flick und Flock, ihre Doggen, die ernsten, klugen, die den Pferden, wie angebunden, im jeweiligen Tempo dicht an den Hufen folgten. Sie sahen nicht rechts noch links, sie kümmerten sich weder um einen aufschwirrenden Vogel noch um einen aufgescheuchten Hasen; aber einen Blick, einen freundlichen Zuruf ihrer Herren beantworteten sie mit Wonnegeheul und Freudensprüngen. Jetzt waren sie verdrießlich über die Unterbrechung ihres Morgenrennens.

„Verdammte Dahockerei! Wie lang soll's noch dauern?" sagte Flick zu Flock.

„Riech nur, riech!" erwiderte der, „da kommen ja schon die Hunde mit ihren Menschen. Den Boxl, den möcht ich durchbeuteln, daß er nicht mehr wüßt, wo sein grauslicher Kopf ihm steht." Er knurrte, seine Haare sträubten sich.

Boxl lief auf ihn zu, klein und frech, der ganze Hund eine impertinente Frage: „Was habt ihr bei uns zu suchen?"

„Die Spuren meiner Zähne in deinem Fell, du Ratte," und Flock wollte auf ihn losfahren. Aber sein Herr befahl: „Kuschen!" So drückte er denn die Augen halb zu, leckte die Schnauze und wandte dem Händelsucher, der nicht aufhörte, ihm die größten Unannehmlichkeiten zuzukläffen, den Rücken.

Flick setzte sich dicht an seine Seite, und die beiden streckten die Hälse, wedelten mit den Schwänzen, öffneten die gewaltigen Rachen und gähnten laut und herausfordernd.

Inzwischen war die Einladung der Wonsheim angenommen worden. Maria ging, sich umkleiden zu lassen; die Pferde wurden vorgeführt: Hermanns brauner Wallach und Marias in letzter Zeit arg vernachlässigter Liebling, Hadassa.

Fünfjährig, mit feinem Kopf, schlankem Bug, breiter Brust, breitem Kreuz, tanzte sie einher auf elastischen, makellosen

Füßen. Sie war wie grauer, wolkiger Marmor und rabenschwarz ihre spärliche Mähne und ihr gegen das Ende dünn zulaufender Schwanz. Als sie die fremden Pferde erblickte, warf sie den Kopf empor; ihre dunkelbraunen, aus dem mageren Gesicht vorquellenden Augen sprühten; sie blies die Nüstern auf, wieherte drohend und stieg plötzlich auf den Hinterbeinen in die Höhe, daß der kleine Groom, der sie fest an den Zügeln hielt, in der Luft baumelte wie ein Taschentuch.

Alle lachten. Maria trat heran und streichelte den Hals der Stute. Hadassa jedoch, ihr Gebiß kauend, im Sande scharrend, wich verdrossen vor der Gebieterin zurück.

„Nervos?" fragte diese und schwang sich mit Hermanns Hilfe in den Sattel.

Sie hatte nicht daran gedacht, den Tag mit einer Unterhaltung zu beginnen, sich heute besonders viel vorgesetzt, war im ersten Augenblick unzufrieden gewesen mit der eingetretenen Störung. Bald jedoch empfand sie dieselbe als Wohltat. Erfrischend, belebend wirkte auf sie die rasche Bewegung in der tauigen Kühle des Morgens. Die Nebel sanken, die Sonne stieg hinter den Laubwäldern empor, die der Herbst schon bunt gefärbt hatte, und überglänzte ihr geschminktes Sterben.

Die Reiter nahmen ihren Weg durch den Park. Sie kamen an dem Aussichtspunkte vorbei, wo Marias erste Unterredung mit ihrem Bruder stattgefunden, wo sie die ersten Worte mit ihm getauscht, der dem Verbrechen den Pfad zu ihr gebahnt hatte.

„Vorbei — vorbei ... Trag mich hinweg, Hadassa!" und sie führte unüberlegt einen Streich mit der Gerte über die Schulter des aufgeregten Tieres. Hadassas Empörung war grenzenlos. Sie bockte, schlug und gab ein Beispiel trotziger Unbotmäßigkeit, das bei den andern Pferden Nachahmung zu finden begann.

„Nichts mit ihr zu machen. Ich muß sie allein haben," sagte

Maria. „Wir treffen uns beim Jägerhause." Und sich jede Begleitung, auch die Hermanns, verbittend, lenkte sie vom Wege ab auf das nahe Sturzfeld, in dessen weichem, tiefen Boden Hadassa sich müde rennen sollte. Ein grüner Wiesengrund begrenzte das Feld und bildete das Ufer des klaren, wasserreichen Flüßchens. Es war dasselbe, das droben in den Bergen zu Füßen der Burgruine so prächtig übermütig durch die Felsenriffe tobte.

Von weitem schon sah Maria seine glatte Oberfläche blinken. Dort, auf sanfter Bahn, im seichten Bette, hatte es ausgestürmt.

„Siehst du, Hadassa, für noch ganz andre Wildheit als die deine gibt's nach dem Auf- und Abwogen der Hochflut die ruhige Ebbe des Gleichgewichts. Du glaubst nicht an deine Zähmung, du Tolle? Warte nur, du mußt erst müde werden." Vorgeneigt bis auf den Hals der Stute, ließ sie ihr die Zügel. Ein rasender, ein wonniger Ritt, ein Flug über Gräben und Hecken. — Hadassa spürt nicht mehr den Boden unter ihren Hufen. Hadassa ist ein Adler, ist der Sturm; von ihr getragen werden und so viel Leben, Kraft, Feuer deiner Laune unterworfen fühlen, dem Drucke deiner Hand — das ist Seligkeit. — Leugne sie, wer sie nicht kennt... Marias Herz öffnete sich ihr mit Entzücken. Sie atmete erquickt und frei; sie war einmal wieder glücklich und ruhig, und in ihrem Innern war Frieden...

Wo hatte sie den gesucht? — in der Pflichterfüllung, im Wohltun, in ihrer mit Begeisterung gepflegten Kunst. Alles vergeblich. Der Frieden der Seele ist zu finden auf dem Rücken Hadassas, im wilden Genuß eines sinnlosen Rennens und Jagens. Das schäumende Roß, die glühende Reiterin sind von demselben Rausche erfaßt. Hadassa ist nicht zu ermüden, nur zu erhitzen, Maria ihrer Herrschaft über sie nicht mehr so sicher wie früher. Um so schöner — es lebe die Gefahr! Auge in Auge mit ihr wird das Vergessen am tiefsten...

Da war es gedacht und der Zauber gebrochen. Des Vergessens gedenken, heißt ja sich erinnern. Der Brust Marias entstieg ein Schrei und gellte unheimlich durch die Stille. — Aber horch, es kam Antwort. Ein dumpfes, einförmiges Geräusch, das aus der Ferne herüberdrang, gab sie. Dort am Ausgange der Waldschlucht stand eine Mühle, und rastlos drehte sich ein riesiges Rad, getrieben vom stürzenden Bach ... Vorwärts! auf sie zu ... Hadassa biegt nicht aus. Ein herbes Lächeln verzog Marias Lippen. — Armselig, sogar an Erfindung ist das Leben. Alles wiederholt sich. Das ist ja wie vor Jahren, als sie, fast noch ein Kind, dem Tode, dem sie jetzt entgegenjagt, entgegengetragen wurde. Einem häßlichen Tod zwischen schwarzen, triefenden Speichen, und damals graute ihr vor ihm, — heute graut ihr nur noch vor dem häßlichen Dasein ...

Bleich, die Augen weit geöffnet, näherte sie sich mit entsetzlicher Geschwindigkeit ihrem Ziele.

Da erfuhr sie etwas Seltsames. Ist das immer so vor dem Ende? — In alle Seelentiefen fällt unendliches Licht; die Wurzeln des Fühlens und Tuns sind enthüllt. Seines täuschenden Schimmers entäußert, erscheint das Blendwerk der Sinne und der Phantasie als ein häßliches Zerrbild. Aber die reine, von ihm zurückgedrängte Empfindung prangt in herrlichem Glanze. — Nun wandeln zwei mutterlose Kinder die wohlbekannten Wege entlang, nun ist das Herz des besten Mannes verwaist ... Warum? warum? Es hätte nicht sein müssen. — Schade um das vernichtete Glück!

„Maria!" übertönte eine Stimme das Rauschen der Fluten, „Maria!" und sie, plötzlich zurückgerufen in das Bewußtsein der Wirklichkeit, fuhr zusammen und riß die Zügel an.

Hadassa bäumte sich, dann stand sie gestreckt mit rauchenden Nüstern, mit zurückgelegten Ohren. Wo war sie hingeraten in ihrem närrischen Lauf? Was für ein wasserspeiendes Ungeheuer

war das, dem sie im Begriff gewesen ist in den Rachen zu springen?...

Sie erschrak, und zugleich freute sie sich, denn aus dem Winkel, wo das brausende Scheusal sein Wesen trieb, kam ihr guter Kamerad und Stallnachbar, der braune Bob, einhergetrabt.

Auch er war aufgeregt, sein Reiter aber ganz ruhig, und der rief:

„Was gibt's, ist sie durchgegangen?"

Maria stammelte ein undeutliches „Nein." Ihr war zumute wie einem auf der Flucht ereilten Verbrecher. Mitten in fast übermenschlichem Ringen nach Selbstbeherrschung erzitterte sie, von Schauern durchfröstelt. Die Augen desjenigen, dem ihre letzten Gedanken gegolten, ruhten auf ihrem Angesicht. Spiegelte es die Kämpfe wider, die sie eben durchgemacht hatte?...

Hermann wendete sein Pferd und ritt nun neben ihr an der Mühle vorbei. Er neigte sich zu Maria, legte seine Hand auf die ihre und sagte: „Du bist ganz blaß."

„Wirklich?" Sie zog ihr Taschentuch und preßte es an ihre Stirn.

„Mir war bang, Hadassa — sie hat heute einen bösen Tag — könnte an der Mühle nicht allein vorüber wollen. So bracht ich einen Begleiter."

„Aber wie kommst du hierher?"

„Quer übers Feld. Du machtest einen Bogen, ich habe dir den Weg abgeschnitten.

„Und noch Zeit behalten, mir in erhabener Bedächtigkeit entgegenzutraben? Auch eine Leistung. Bravo, Bob!" Sie klopfte den Hals des schweiß- und schaumbedeckten Pferdes: „Ich liebe dich."

Hermann lachte sie an: „Der Glückliche, sein Herr beneidet ihn."

„Hat keinen Grund dazu," sagte sie ernst und warm.

Er drückte ihre Hand, die er noch immer in der seinen hielt. „Das sagst du ja, als ob es dir leid täte," versetzte er im früheren Tone. Aus seinem Blicke sprach lautere Seligkeit und weckte einen Widerschein in der Seele Marias.

Was ihr vorhin gedämmert, es durchdrang sie jetzt mit dem Lichte und mit der Kraft sonnenklarer Überzeugung. Das Beste und Höchste an ihr, das, worin alle edlen Eigenschaften ihres Wesens gipfelten, war die langsam gereifte Liebe zu diesem Manne.

XIV.

Von nun an ließ sich Maria nicht mehr lange bitten, dabei zu sein, wenn „etwas los" war bei Wonsheims. Aus der Rolle einer Zuseherin ging sie bald zu der einer Mitwirkenden und endlich einer Anführerin über. Schwungvoll wie eine Kunst, nicht mit der Nüchternheit eines Handwerkes wollte sie den edlen Sport betrieben sehen. Den der Jagd zum Beispiel, an dem Carla und Betty leidenschaftlich Anteil nahmen. Was man so vortrefflich auszuüben versteht, soll auch schön ausgeübt werden.

„Machen wir ihnen eine Freude," sagte sie zu Hermann, „lassen wir für ein paar Tage das goldne Zeitalter der Jagd wieder aufleben, zaubern wir uns an den Hof Augusts des Starken oder nach dem Jagdschloß Blankenburg. Veranstalten wir ein Fest, bei dem einmal gezeigt wird, was das Haus Dornach vermag; denke nur, daß ich selbst es noch nie in seinem Glanz gesehen habe."

„Ein schweres Versäumnis," erwiderte er, „aber wir wollen es gutmachen."

Die öden, immer verhangenen Prunksäle wurden dem Licht

und der Luft geöffnet, und es zog wie ein Erwachen durch die Räume. Ein leises Knistern erhob sich in dem alten Schnitzwerk und Getäfel der Wände, ein plätscherndes Geräusch in den meergrünen, goldbefransten, vom Winde, der durch die Fenster drang, geblähten Vorhängen und Draperien. Die Prismen der kristallenen Kronleuchter schlugen lustig aneinander, mit feinem, hellem Klang. Und erst auf dem Orchester im Tanzsaale, wie ging es da zu! Da wurde gestimmt und geübt und Straußische Musik einstudiert. Eine stürmische Auferstehung für die Streich- und Blasinstrumente, die geruht hatten in ihren Särgen, seitdem sie der längst vergessenen Weise eines Menuetts à la reine ihre Stimmen geliehen. Der greise, immer mürrische Schloßwärter, der sich als der eigentliche Schloßherr betrachtete, griff ungern genug auf Zureden Hermanns nach seinem Schlüsselbund. Und die eisenbeschlagenen Eichenschränke in der Silberkammer lieferten die Schätze aus, die ihr Hüter sorgsam pflegte und geizig verbarg vor der Neugier der Laien. Da kamen sie hervor und schmückten die Tafel im großen Speisesaal, die phantastischen Aufsätze und Trinkschiffe, die Nautilusschalen, die romanischen Pokale und die gotischen, mit ihren kleinen durchbrochenen Türmen, Spitzbogen und Fialen. Kannen, Becher, Schüsseln in bewundrungswürdig getriebener Arbeit, mit Figurenreliefs, eingeschmolzener Emaillierung, eingesetzten Edelsteinen, Triumphe der Goldschmiedekunst, die Hand Jamnitzers, Eisenhoidts, Dillingers verratend, dieser bescheidenen Meister einer Kleinkunst, aus deren Werkstätten so viele große Künstler hervorgegangen sind.

Die Einladungen zu dem Feste waren im Stile des achtzehnten Jahrhunderts verfaßt. Die „Cavaliere und Dames" wurden gebeten, nach dem Kesseltreiben, das an Stelle des historischen Fuchsprellens abgehalten werden sollte, „in grünsamtener, mit Silber verschamerierter Kleidung" beim Mahle

zu erscheinen. Zur Jagd selbst kamen die Gäste natürlich in beliebigem Kostüm.

„Je schäbiger, je schickiger!"

Carla und Betty Wonsheim, die das Wort erfunden hatten, brachten es zu Ehren, sahen jedoch nicht vorteilhaft aus in ihren zerdrückten Hüten, ihren alten Paletots, kurzen Röcken und abgetragenen Schnürstiefeln.

Wenn aber die Herren mit ihren ledernen Jagdhosen die Zimmer putzen lassen, um ihnen jeden Schein von Neuheit zu nehmen, dürfen die Damen nicht zurückbleiben, und auch ihre Ausstaffierung muß die Spur von hundert blutigen Schlachten gegen Haar- und Federwild tragen.

Als die Gäste versammelt waren, fand, frei nach Döbel, der Aufzug statt, den Willy, Wilhelms Erstgeborener, mit dem bloßen Hirschfänger in der Rechten, anführte. Ein ergötzliches Schauspiel, bei dem weder die Schar der Leute im „wilden Manneshabit" noch der Künstler, der den „pohlnischen Bock" pfeifen konnte, noch der Weidmann fehlte, der das Parforcehorn musikalisch zu blasen verstand.

Die Gesellschaft spendete reichlichen Applaus und bestieg in bester Stimmung die Wagen, die sie nach dem Revier brachten, wo der erste Trieb stattfand. Der letzte sollte die Jäger am Nachmittag in die Nähe des Schlosses zurückführen, und diesen versprach Maria, den Bitten aller nachgebend, mitzumachen.

Zur bestimmten Stunde verließ sie das Haus. Es war kalt, ein scharfer Nord hatte sich erhoben, fegte den dünnen, harten Schnee in die Gräben und Mulden und blies von Zeit zu Zeit einen Schauer feiner Eisnadeln über die Felder.

Still und schweigend kamen die Jäger heran, die flügelführenden an der Spitze. Der Ordner befahl halt. Nun teilte sich der Zug, und jeder Schütze ging zwischen zwei Treibern seinem Stande zu.

Seit ihrer Kindheit hatte Maria nicht mehr an einem Kessel-

treiben teilgenommen und nur einen verworrenen Eindruck davon behalten. Nun schritt sie neben Clemens, dem sie schon am Morgen ihre Begleitung zugesagt, und der ihr ganz merkwürdig vorkam. Eine heftige Aufregung spiegelte sich in seinem sonst so phlegmatischen Gesicht; aber er blieb stumm.

Der Kreis war geschlossen, die Jäger begannen vorzurücken. Alles noch regungslos da drin in dem seichten leicht beschneiten Ackergrunde, der sich gleichmäßig senkt und dann wieder erhebt bis zur Einhegung des Parkes.

„Die Hasen waren klug," sagte Maria. „Sind alle fort, im Walde."

„Sind da, ducken sich nur," antwortete Clemens.

Die Treiber begannen ihre Klappern zu rühren. Ein zerlumpter Junge in durchlöcherten Socken sprang vor Maria her, offenbar in der Absicht, von ihr bemerkt zu werden. Er jagte auch wirklich einen Hasen auf. Dann rückten drei andre nach, vier, sechs... Der erste Schuß knallte, ein großer, fetter Hase stürzte und blieb auf der Stelle liegen.

„Das war die Betty, murmelte Clemens, und ein Ausdruck leidenschaftlichen Neides umzuckte seinen Mund. Seine Hände zitterten, er schoß und fehlte, schoß wieder und traf, aber schlecht. Auf drei Läufen sprang sein Opfer dem nächsten Nachbarn in den Schuß. Nun nahm er sich zusammen, nun war er wieder er selbst. Wohl dem Meister Lampe, der ihm kam, er hatte nicht lange zu leiden.

Der Kreis wurde immer enger, es wimmelte von Wild. — Aus der Erde schien es zu wachsen, erhob sich aus jeder Furche, sprang hinter jeder Scholle hervor, wandte alle seine Finten vergeblich an, stürzte herum im Wahnsinn der Angst, schrie, daß es einen Stein erbarmt hätte — und Jägern Vergnügen machte. Und erst dem Volke! Welchen Feiertag begeht heute das Volk!

Das feigste Tier, das völlig wehrlose, zusammentreiben auf einen Fleck, damit es dort lustig niedergeknallt werde, nach-

helfen mit dem Stock, wenn das Gewehr sein Werk nur halb getan, tot machen, so recht nach Herzenslust und noch Geld dafür kriegen, das ist ein Gaudium für den armen Mann und für sein Kind eine Schule, in der es etwas lernen kann.

Der letzte Trieb, der schönste Trieb. Wer hätte das erwartet! Die meisten Herren und alle Damen wurden von einem Rausch ergriffen. Angesichts solcher Massen Wildbrets wird der kaltblütigste Jäger hitzig. Das Abc der Wissenschaft geht ihm verloren; er zielt kaum mehr, kümmert sich nicht darum, ob „das Material" zuschanden geschossen wird.

Die Strecke bedeckt sich mit totem, verendendem, verstümmeltem Getier. Es düngt den Boden mit seinem Schweiße; es wird geknickt, erwürgt; die Treiber binden ihm die Hinterläufe zusammen und beladen ihre Stöcke mit der noch zuckenden Beute.

Maria hatte weggeblickt. Widerwillen, Ekel, ein großes Staunen erfüllte sie: — die sich da ergötzen an den Qualen eines armseligen Geschöpfs, das sind lauter gute Menschen.

„Gräfin, schauen's her," rief Clemens mit seinem heitersten Lachen.

Auf zehn Schritte von ihm hatte ein alter, blinder Hase sich hingepflanzt und machte ein Männchen. Beide Löffel waren ihm abgeschossen, und die Farbe lief über seine erloschenen Lichter. Er wischte sie mit den Vorderläufen langsam ab, schüttelte sich, loste nach rechts und nach links, senkte traurig seinen kugelrunden Kopf und sah unglaublich dumm aus.

„Den Gnadenstoß, ich bitte um den Gnadenstoß für ihn," sprach Maria.

Clemens gab Feuer. Der Hase lag und — unweit von ihm der kleine Treiber, der aus vollem Halse schrie und ein Bein in die Höhe streckte.

„Patzer!" rief Betty herüber.

Im selben Augenblick gab der Hornist das Zeichen zum Schluß.

Maria war auf den Verwundeten zugeeilt; Clemens folgte ihr langsam nach. Doktor Weise kam mit Riesenschritten heran. Er trug eine Mütze mit Ohrlappen, stak in einem Pelze, der ihm die Form eines Schilderhauses verlieh, und war mit doppelt so viel Jagdrequisiten behangen, als er hätte verwenden können. Mühsam kniete er neben dem Jungen nieder, untersuchte ihn genau und sprach:

„Ich konstatiere, daß dieser adolescentulus an der sura des linken Beines von einem Schrot gestreift worden ist."

„Das ist alles, wirklich alles?"

Weise nickte: „Alles."

Nun erhob der Bursche ein Geschrei, gegen das sein früheres nur ein Säuseln genannt werden konnte. Er tobte und kreischte: „Ich hab eins, der Herr Doktor vergunnt mir's nit, der Herr Doktor lugt. Ich hab eins, ich hab ein Schrot und krieg fünf Gulden!"

„Immer die alte Komödie," sagte Clemens.

Der Doktor aber versetzte, nachdem er dem Patienten eine Maulschelle verabreicht und sich mit Hilfe zweier Jäger aufgerichtet hatte: „Verzeihen, das ist Ihre Schuld, Herr Graf. Wenn man jedem angeschossenen Treiber fünf Gulden fürs Schrotkorn bezahlt, darf man dann nicht staunen, daß sich die Leute auf so leichte Art etwas verdienen wollen."

In drei Sälen des Schlosses wurden die Gäste „magnifique traktieret". Hermann erhob sich und leerte sein Glas „auf aller braven Jäger Gesundheit". Die Hifthörner bliesen, und zum Finale ließen die Jägerburschen das Waldgeschrei ertönen.

Es war das stilvollste Fest, das man sich denken konnte, und mit weit mehr historischer Treue ausgerichtet, als der größte Teil der Gesellschaft zu würdigen verstand. Doch freute sich jeder an der entfalteten Pracht, am Reichtum und Geschmack der Kostüme.

Besondere Bewunderung erregte Carla Wonsheim, die entzückend aussah in ihren grünen, mit weißem Atlas ausgeschlagenen Samtgewand und dem dunklen Federbarett auf ihrem hübschen Kopfe. Sie schien in einem Diamantenregen gestanden zu haben, denn sie war vom Scheitel bis zu den Füßen mit einzelnen dieser funkelnden Edelsteine wie übersprüht.

„Wen stellen Sie vor?" fragte eine junge, schlanke Landedelfrau mit auffallend schönen Augen, Baronin Wlasta Wynohrad. Die Damen Wonsheim waren ihr wie Sterne aufgegangen an ihrem beschränkten Horizont, und sie kannte keinen höhern Ehrgeiz, als in der Nähe ihrer Idole geduldet zu werden.

„Wen ich vorstelle? — das weiß die Frau vom Haus," gab Carla zur Antwort, „die hat unsere Kostüme vorgeschrieben."

„Das meine nicht! Ich lasse mir nichts vorschreiben. Ich bin die Pfeife, nach der bei mir alles tanzt. Achtzehntes Jahrhundert, Jagdkostüm — va bene. Das Weitere ist meine Sache."

Carla ließ einen „unvertrauten" Blick über die Toilette der Baronin gleiten und dachte: „Nicht recht präsentabel, die brave Frau."

Diese zog ihre mageren Schultern in die Höhe, streckte den langen Hals und ließ die Freudenbotschaft von ihren Lippen schweben, daß sie den nächsten Winter in Wien zubringen werde,

„So?" sprach Carla.

„Ja, ja, und ich werd schon oft zu Ihnen kommen und Sie bitten, daß Sie sich meiner annehmen. Die Wiener Société ist sehr unfreundlich gegen neue Erscheinungen."

„Nur, wenn sie un-comme-il-faut sind."

„Na, das ist natürlich — gegen die bin ich gerade so... Aber je, da schauen Sie her! die Wilhelmischen fangen schon an zu tanzen. Komm... O weh!" unterbrach sie sich, „jetzt hab ich mich wieder versprochen, ich bitt um Verzeihung!"

Ihre Entschuldigung wurde mit einem Kopfnicken quittiert.

Sie ließ sich dennoch nicht abschrecken. „Gehen wir in den andern Saal," sprach sie und schob zutunlich ihren Arm unter den der Gräfin.

„Der Tausend," lachte die, „wir sind ja sehr intim, wir zwei! Davon hab ich noch gar nichts gewußt."

Wlasta errötete bis an die Ohren, und Carla fuhr unbarmherzig fort:

„Warum denn nicht, als Nachbarin auf dem Lande? Das hat keine Konsequenzen — in der Stadt mein ich. Man ist dort schrecklich in Anspruch genommen. Ich könnt Ihnen, sehen Sie, liebe Baronin, nicht einmal eine Stunde geben, zu der ich zu treffen bin."

Die Baronin war nahe daran, von einem Herzkrampf ergriffen zu werden. Sie rang nach Atem und brachte mit niedergeschlagenen Augen und gebrochener Stimme die Worte hervor: „Ich bin eine geborene Zastrisl."

„Nein, was Sie sagen!" erwiderte Carla mit heiterem Erstaunen über diese blendende Enthüllung. Dann ging sie, gefolgt von ihrem sehr düster gewordenen Schatten, auf Maria zu, die umringt von einigen äußerst beflissenen Herren, auf einem Sofa saß, der offenen Tür des Tanzsaales gegenüber.

„Die Baronin," sprach sie, „möchte wissen, wen ich vorstelle."

„Du bist," lautete die Antwort, „die lebendige Nachbildung eines Porträts der Gemahlin des Herzogs Rudolf von Braunschweig-Lüneburg."

„Lüneburg? Hab mein Lebtag nichts von dem Neste gehört."

„Ich auch nicht, aber jetzt merk ich mir's," sprach Betty, die gleichfalls herangetreten war und die Hand auf Marias Schulter legte. „Man wird so gelehrt in Dornach. Es geschieht alles mögliche für die Bildung der Gäste. Das heutige Fest zum Beispiel hast du, wett ich, nur arrangiert, um uns hinterrücks etwas aus der Geschichte beizubringen und aus der Geographie."

„Solche Lektionen kann man sich schon gefallen lassen," fiel Carla ein, und Betty rief:

„O, wie hab ich mich unterhalten! Es war furchtbar lustig."

„Und was denn am lustigsten?" fragte Maria.

„Die Jagd, natürlich. Ich hab einunddreißig Hasen geschossen und einen Fuchsen, den mir übrigens mein schußneidiger Mann abdisputieren will. Und du hast dich doch auch unterhalten?"

„Auf der Jagd nicht."

Die kleine Frau war außerordentlich erstaunt:

„Wie kann das sein?"

„Es ist mir eingefallen, daß wir uns an Qualen ergötzen. Der Anblick der jämmerlich zugerichteten Tiere hat mich verstimmt."

„Entschuldigen Sie, Gräfin, das ist Empfindelei," sprach ein jugendlicher, etwas affektierter Diplomat.

„Behauptet die Gedankenlosigkeit," verletzte Maria halblaut, wie zu sich redend.

In ihm aber brodelte es vor Unwillen; fast wäre er aufgefahren. Gestern erst hatten einige seiner hier anwesenden Freunde von Marias Unnahbarkeit gesprochen, und er hatte sich in die Brust geworfen und mit offenkundiger Absicht gesagt: „Ja, ja, ihr zu gefallen, ist nicht leicht. Man muß eben geistreich sein."

Und jetzt, und noch dazu in Gegenwart der Zeugen seiner Prahlerei: „Gedankenlosigkeit!" Er wollte eine schlagende Antwort geben; da ihm aber nichts besonders Passendes einfiel, entschloß er sich, zu schweigen. Die kleine Beschämung, die er erlitten hatte, war verschmerzt, als Carla sich mit den Worten zu ihm wandte:

„Ich bin Ihnen noch einen Walzer schuldig vom Fasching her. Soll ich bezahlen?"

Sehr geschmeichelt erhob er sich und wirbelte mit ihr davon.

Vetter Wilhelm aber, der bei Wonsheims in hohen Gnaden

stand, mußte mit Betty tanzen, um für seinen unvorsichtig geäußerten Verdacht, daß sie müde sei, zu büßen.

„Was? müd — ich? ... Ich bestell mir ein Pferd her um sechs Uhr früh und mach noch einen Ritt von ein paar Stunden."

Wilhelm lachte: „Ganz wie ich, damals, als ich noch Leutnant war bei Kaiser Nikolaus-Husaren."

Maria blickte sinnend mit immer unbeweglicher werdenden Augen in das Gewühl fröhlicher, geputzter Menschen, und was sie sah, war seltsam. — Das glänzende Bild goldbetreßter Herren, von Juwelen strotzender Damen, des altertümlichen Prunkgemachs, worin sie sich bewegten, wurde durchscheinend und verschwand schemenhaft von einem tiefdunkeln Hintergrunde. In dem war ein Brausen und Grollen, wie es dräut im sturmgepeitschten Meer. Die Wellen türmten sich bis zum Himmel, stürzten in unermeßliche Tiefen, stiegen wieder empor, um wieder zu sinken, ein ewiges Auf und Nieder.

Und ein Wehgeheul entrang sich diesem grausen Getümmel gejagter, jagender, verschlingender, verschlungener Wellen: denn sie bestanden aus Tier- und Menschenleibern; sie waren das gequälte Geschlecht der Lebendigen, und der Ozean, der diese Fluten rollte, war ein Ozean des Leidens ...

Manchmal erglänzte hoch am Horizont ein blinkender Stern, und Millionen von Menschenherzen erhoben sich, sehnsüchtige Augen tranken lechzend sein zitterndes Licht. Aber nicht lange, und sie wußten: der ihnen dort erglommen, der verheißende Schein, war nur ein Widerschein des Trostverlangens, der Hoffnung — in ihrer eigenen Brust.

Und weiter rollt der Ozean des Leidens seine stöhnenden Fluten.

Aber sieh! — was kommt auf ihnen dahergeschwommen? ... In bewimpeltem Schifflein eine lustige Schar übermütiger Männer und Frauen. Sie scherzen, sie spielen, sie lieben und fahren sorgenlos hin — dem selben Ende zu, das der Gepeinigten wartet ...

„Woran denkst du?" fragte plötzlich eine sanfte Stimme. Maria schrak auf, wie aus einem Traume. Helmi stand neben ihr.

Und andre kamen, und der Diplomat machte ihr auf Tod und Leben den Hof, und Clemens Wonsheim fühlte mit Mißbehagen, daß er einmal wieder im Begriff sei, sich in die Frau eines seiner Bekannten zu verlieben, und sagte sich selbst: „Unsinn, dabei schaut wirklich nix heraus."

Einmal im Laufe der Nacht trat Maria an die Glaswand des Altans und schob den Vorhang zurück. Da lag vor ihr die weite, beschneite Landschaft, weißschimmernd, heller als der Himmel. O diese anbetungswürdig schöne und doch peinerfüllte Erdenwelt... Dein Werk, du unbegreiflicher, unbekannter Gott... Sie entsann sich eines Spruches, den sie in einem alten Buch gelesen, und der lautete:

Als Vorsehung magst du ihn hassen.
Den Künstler mußt du gelten lassen.

Einst hatten diese Worte ihr religiöses Gefühl verletzt... Einst!

XV.

Das Fest in Dornach rief eine Reihe mehr oder minder glücklicher Nachahmungen hervor. Es gab Bälle auf allen Schlössern der Umgebung, sogar bei Wilhelms wurde getanzt, zum ersten Male, seitdem sie Haus hielten. Später kam der Eissport in Aufschwung, und man huldigte ihm auf das eifrigste. Da zeigte sich Gustav Wonsheim in seinem Glanze.

„Wenn's friert," sagte Carla, „dann kommt mein Mann in Feuer."

Er fuhr wie ein Norweger auf dem Schneeschuh bergab und bergan; er verstand die Eispike zu gebrauchen wie ein Holländer;

auf dem Eislaufplatz beschämte er den Amerikaner Haynes. Seine Unermüdlichkeit im Veranstalten immer neuer Wintervergnügungen im Freien war erstaunlich.

Im Dezember dieses Jahres gewann er, ohne Notiz davon zu nehmen, die Herzen von sechzehn benachbarten Damen; doch wandten sie sich im Februar fast alle von ihm ab, als ihn Hermann bei einem tollkühnen Schlittenrennen glorreich besiegte.

Die Zeit verrann. Von Woche zu Woche wurde in Dornach und Rakonic die Abreise nach Wien verschoben und endlich ganz aufgegeben. Die Balzjagden hatten begonnen; die Herrschaften fuhren fort, sich auf dem Lande prächtig zu unterhalten.

Maria führte ein eigentümliches Doppelleben. Heute die zweite Elisabeth von Thüringen, morgen eine Vollblut-Sportslady, die das starke Geschlecht oft übertraf an Kühnheit und „Schneid."

„Ein Mordsweib, die Dornach," sagte Clemens seufzend zu seinem Bruder. Und Gustav erwiderte zwischen zwei Zügen seiner Zigarette:

„Das weiß der Teufel!"

Clemens ließ sich in seinem Fauteuil hinabgleiten, streckte die Beine weit aus und legte den Kopf zurück. „Wie sie gestern so scharf hereing'fahren is!" sprach er. „Auf einmal ruft die Betty sie an. Ein Ruck — und die Braun stehn wie die Mauern."

„Ich sag's ja, als four-in-hand-Kutscher kommt ihr keiner nach."

„Das Aug, die Hand und — die Ruh."

„Der Kerl, der Hermann, der hat ein Mordsglück mit der Frau."

Dem Beneideten indessen schien das, was die hohe Zustimmung der Nachbarn erweckte, ein unheimliches Wunder. Er suchte sich die leidenschaftliche Zerstreuungssucht Marias als einen Rückschlag gegen ihre frühere Melancholie zu erklären. Pendelschwingungen der Seele von dem Äußersten zu jenem,

die nichts sind als Vorbereitungen zur Rückkehr in ihre schöne, wohltuende Gleichmäßigkeit.

Eines Morgens kam Maria heim nach wildem Ritte durch die kaum wegsam gewordenen Wälder. Aus ihren schweren Flechten, die sich nicht völlig unter den Hut hatten zwängen lassen, standen die Spitzen der Haare hervor, glänzend wie Seide; unbändige Löckchen kräuselten sich über den aufgeregt funkelnden Augen, die schlanken Nasenflügel zitterten, zwischen den leicht geöffneten Lippen blinkten die weißen Zähne hervor. Hastig berichtete sie von einer neuen Verabredung mit Wonsheims für den Abend.

Eine Regung der Eifersucht durchzuckte das Herz ihres Mannes; doch machte er sich sogleich einen Vorwurf daraus. „Du hast dich unterhalten?" fragte er.

„O, königlich!" gab sie zur Antwort, und er strich leise über ihre geröteten Wangen:

„Den nächsten Winter verleben wir in der Stadt, wenn es dir recht ist. Auf dem Lande haben wir zu wenig Ruhe, was meinst du?"

„Was du meinst," gab sie zur Antwort, und seine unausgesprochene Rüge verfehlte nicht ihre Wirkung.

Maria besann sich auf sich selbst. Ein Wort Hermanns hatte sie aus dem Rausche geweckt, in dem sie eine Art Frieden gefunden.

Nun wollte sie mehr als seinen Schein, sie wollte ihn selbst wiedergewinnen, den echten Frieden, ohne den das Leben nutzlos und töricht ist.

Sie begann ihn zu suchen im Buch der Bücher, in den Worten der Schrift, die sich nicht an die kalte Tugend wenden, die für den reuigen Sünder gesprochen sind. Ihm gelten diese Verheißungen; dem armen Zöllner, der büßenden Magdalena öffnen sich die Vaterarme.

Maria erflehte und erhielt Entsühnung durch den Mund

eines ehrwürdigen Priesters und blieb vor sich selbst — unentsühnt.

„Was hilft Ihre Verzeihung, mein Vater, wenn ich mir nicht verzeihen kann?“ fragte sie, und der alte Seelenhirt erwiderte:

„Hat meine Tochter vergessen, daß es die Verzeihung des Allbarmherzigen ist und nicht die meine, die sie in der heiligen Beichte empfängt?“

„Wenn es die Verzeihung Gottes ist, warum fühle ich ihre Segnungen nicht? Warum trete ich von dem Tische des Herrn mit so schwerem Herzen hinweg, als ich ihm nahte?“

Ihr Gewissensrat holte vergebliche Trostgründe ohne Ende aus dem unerschöpflichen Born des Glaubens hervor, dessen treuer Bekenner er war.

Sie lag vor ihm auf ihren Knien im Beichtstuhl der Schloßkapelle, das Angesicht mit den Händen bedeckt, und schluchzte.

Der Priester ließ einen Blick voll Wehmut über die Ringende gleiten und sagte nach langem Besinnen: „Die Wege des Herrn sind unerforschlich. Es ist schon vorgekommen, daß ein reiner Mensch mit Zulassung Gottes in der Versuchung unterlegen ist. Das geschieht, damit dieser Mensch sich nicht überhebe in seiner Tugend. Er fiel, ja, aber — dem Allgütigen zu Füßen, dessen er im Frevelmute vergessen, und zu dem die Reue ihn zurückgeführt. Dort liegt er fortan in Demut und Zerknirschung, einer von denen, die dem Herzen des Ewigen näher stehen als hundert Gerechte.“

Er gab ihr seinen Segen. Sie erhob sich stumm, und nie wieder klagte sie ihm ihr Leid.

Der alte Geistliche aber beugte seinen kahlen Scheitel in frommer Einfalt vor dem Bilde des Gekreuzigten bis zur Erde, und sprach ein heißes Dankgebet: „Sei gepriesen, daß du auf die Lippen deines unwürdigen Dieners die Worte legtest, die eine Seele vor der Verzweiflung gerettet haben.“

Maria ging von nun an ihren Weg allein und suchte nicht mehr nach Betäubung oder Stütze. Äußeren Gleichmut hatte sie endlich errungen. Er half ihr, ihre schwere Seelenpein verbergen; ja er wuchs mit ihrem Streben nach Vervollkommnung. Sie war nachsichtslos gegen sich selbst, wenn es die Erfüllung auch der geringsten Pflicht galt — und hatte gegen ihre erste und höchste gesündigt. Sie trug das verfeinertste Rechtsgefühl in der Brust, und — neben ihr wuchs die Frucht des Unrechts auf; ein Eindringling, ein kleiner Dieb, der genoß, was ihm nicht zukam. Über ein schmerzliches Mitleid ging die Empfindung Marias für das Kind nicht hinaus.

Aber Hermann, Vater und Sohn, schienen ihm die Zärtlichkeit ersetzen zu wollen, die seine Mutter ihm versagte. Der vierjährige Majoratserbe, ein großer, stämmiger Junge, der so kühn und stolz einherging, als ob die Erde ihm gehörte, zerschmolz vor dem „Kleinen" in Liebe und Ergebenheit. Seiner Natur nach kriegerisch und immer aufgelegt, zum Schlage auszuholen mit seinen Fäustchen, entfaltete er jeder Laune seines Nachgeborenen gegenüber eine erstaunliche Geduld. Er parierte seine hölzernen Pinzgauer im sausendsten Galopp, wenn Erich mit Tränen in der Stimme rief:

„Genug, die Pferde sind schon müd."

Überlegen lächelnd sah Hermann zu, wie sein Bruder die Gäule unter einer Gartenbank vor ihm versteckte, sie fütterte und zudeckte mit dem Taschentuch.

Der Große beschützte den Kleinen bei hundert Gelegenheiten; dieser beschützte die Hunde vor Hermanns derben Zärtlichkeiten. In solchen Fällen gab es Püffe; doch immer war's der Schwache, der sie versetzte.

Ein festes Band zwischen den Geschwistern war die Freude am Erzählen des einen, die Freude am Zuhören des andern. Es glänzte etwas wie Verehrung in Erichs Augen, wenn er den Geschichten seines Bruders lauschte. Diese hatten eine merk-

würdige Ähnlichkeit untereinander und handelten immer wieder von der Wüste, vom Sturm und von den Löwen. Manchmal, wenn sich die Wüste so unermeßlich dehnte, daß sie größer wurde als die Wiese drüben hinter dem Bach, und wenn der Sturm es zu wild trieb, und die Löwen zu blutdürstig wurden, da überlief's den Kleinen; sein Gesichtchen zog sich in die Länge, er verschränkte seine Finger krampfhaft über den Knien und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

Glücklich über den Erfolg seiner Erzählungskunst, warf Hermann den Kopf in die Höhe und rief: „Und ich werd hingehen und die Löwen totschießen!"

Das war der Höhepunkt seines Triumphes, und er genoß ihn ungestört, bis eines Tages der Kleine aufsprang, die Arme ausbreitete und völlig begeistert sprach:

„Und Erich wird zuerst hingehen und wird den Löwen zu essen geben."

Von Stund an begann er, den Gedanken an die Reise zu den Löwen mit einer weit über seine Jahre gehenden Beharrlichkeit nachzuhängen. Der Richtung zugewandt, die Hermann als diejenige bezeichnet hatte, in der die Löwen wohnen, konnte er ganz in Gedanken versinken und still und freudig lächeln, als ob die schönsten Bilder vor ihm auftauchten.

Seine Mutter bekämpfte den Hang zur Träumerei in dem Knäblein. Sie lehrte ihn spielen; sie zürnte, wenn sie ihn müßig fand. Doch selbst ihr Zürnen war ihm Glück und Gnade, sie beschäftigte sich ja mit ihm. Er hörte ihr zu, stand wie ein Bildsäulchen und blickte mit seinen strahlenden Augen andächtig zu ihr empor.

Maria hielt den liebewerbenden Blick des Kindes nicht lange aus.

Sie trat fort von ihm; sie fragte sich schaudernd: „Sieht denn niemand außer mir die entsetzliche Ähnlichkeit?" — „Niemand," antwortete ihr die Unbefangenheit der Ihren, der

Fremden, eines jeden, der dem Kinde nahte und in Bewunderung des reizumwobenen Geschöpfchens ausbrach.

Sein besonderer Verehrer war der Doktor, obwohl er sonst gesunden Kindern keine Beachtung schenkte. „Der Herr Graf Erich soll, wie ich höre, geistlich werden," sagte er zu Lisette, die lange mit ihm geschmollt, es aber zuletzt aufgegeben hatte, weil er so gar nichts davon bemerkte. „Da prophezeie ich Ihnen, aus dem macht man keinen Domherrn. Der bleibt nicht im Lande — der wird ein heiliger Reisender, ein Missionär. Schon jetzt ein Menschen- und Tierfreund, und dazu einen unwiderstehlichen Zug hinaus ins Universum."

Die gute Helmi und Wilhelm sagten oft, daß sie sich einen Neunten gefallen ließen, wenn er ein Seitenstück zu Erich wäre: „So poetisch schöne Kinder sind gewöhnlich kränklich, dieser aber sieht aus und befindet sich wie ein Cherub."

Den Vergleich hatte zuerst Gräfin Agathe aufgestellt. Sie entriß sich, des bevorzugten Enkels wegen, früher als sonst ihrer klösterlichen Einsamkeit. Den scherzenden Vorwurf Hermanns, er hätte nie geahnt, daß sie so schwach und nachsichtig sein könne, wie sie es gegen seinen zweiten Sohn war, ließ sie sich gern gefallen. — Er erinnerte eben an seinen Großvater.

Die Gräfin hatte das ausgemacht, und es blieb für die Mitglieder der beiden Häuser Dornach ein Familiendogma, was so viel heißt als ein Satz, an dem der gesunde Menschenverstand und die tiefste Einsicht zuschanden werden.

Als der Fasching heranrückte, mahnte die Mutter Hermanns ihn und Maria von neuem an ihre Pflicht gegen die Gesellschaft. Graf Wolfsberg, mit Geschäften überhäuft und dadurch an Wien gebunden, sehnte sich nach seiner Tochter. Gräfin Dolph schrieb:

„Ihr seid noch zu jung, um ganz zu verlandeln. Kommt, obwohl hier nicht viel los ist. Die Menschen werden immer dümmer und ihre Manieren immer schlechter. Früher wußte ich genau, ob ich mit einem Fiaker rede oder mit einer Komteß;

jetzt irre ich mich alle Augenblicke. Ob es noch junge Herren gibt, werdet Ihr wohl erfahren; eine alte Frau, bei der man etwas Geist, den Erbfeind dieser Rasse, vermutet, kann sie für ausgerottet halten. — Ich gehe mit dem Gedanken um, literarische Abende zu veranstalten, aber — die Literaten sind sämtlich Atheisten — meine Nulle ist dagegen. Um diese Seele sind wir im Streite, der liebe Gott und ich. Ich glaube, ich werde sie ihm überlassen.

„Euere Wonsheim haben mich besucht. Beide Männer sind in Dich verliebt, Maria, zwei Waschbären, die den Morgenstern anschmachten. Sobald von Dir gesprochen wird, schnappen ihre Gesichter in die Falten der Demut ein.

„Die besseren Hälften Wonsheim fangen an, sich zurückzuziehen. Aus Gründen, die man — wahrscheinlich um über ihre bitterliche Prosa hinwegzutäuschen — interessante nennt.

„Liebes Kind, mein Horace Walpole beschämt sein Urbild; er schreibt mir nicht nur bewunderungswürdige und ergötzliche, sondern auch liebevolle Briefe. Freilich wagt er nicht viel dabei, auf diese Entfernung. Das ist mein Schicksal. Der einzige gescheite Junggeselle auf Erden und — Meere zwischen uns. Immer die alte Geschichte, alles Wiederholung auf dieser Erde, die ja selbst keine Originalschöpfung des lieben Herrgotts, sondern nach einem vom Teufel verfertigten Modell ausgeführt ist. Ich hab's aus sicherer Quelle.

„Und nun sage ich Euch nochmals: Kommt! reißt Euch los von Euern Iffländern, Wilhelm und Helmi, die ich grüße, und von Euerm Euer Geld, Euere warmen Suppen und Jacken liebenden Volke.

„Zuletzt die Tagesneuigkeiten: Alma ist in Wien. Wir hörten, daß sie einschrumpfe vor Langeweile auf ihrer Burg im Walde. Da schrieb ihr Dein Vater die Barmherzigkeitslüge: Ihre Freunde vermissen Sie, warum halten Sie sich fern? Sie antwortete: Ich werde mich ewig fernhalten, und — war da."

„Wirst du sie sehen?" fragte Hermann.

Maria errötete bis an die Stirnhaare: „Ja."

„So kannst du ihr verzeihen?"

„Ich? ... Wie käme es mir zu ... Und irgendwem?" verbesserte sie sich, in Verlegenheit gebracht durch sein Befremden über diese Worte. „Wer ist so rein, wer steht so hoch, daß er sich anmaßen dürfte zu sagen: Ich verzeihe fremde Schuld."

Wenige Wochen später begegnete sie Alma auf einem Balle, begrüßte sie zuerst, empfing am folgenden Tage ihren Besuch und erwiderte ihn.

Fürstin Tessin dankte mit Tränen in ihren noch immer schönen Augen.

Die Freundschaft Marias war der stolze Besitz gewesen, auf den sie sich berufen konnte in dem Kampfe zwischen ihrer Furcht vor der Meinung der Welt und ihrer Liebe zu Wolfsberg. Zwei starke Empfindungen in einem schwachen Herzen, das nicht vermochte, der einen zu trotzen oder die andre aufzugeben. So hatte sie sich durchs Leben gewunden, überaus höflich, überaus gütig, in jedem, der ihr nahte, einen Richter sehend, den sie zu bestechen suchte. Als Maria begonnen hatte, sie zu meiden, da war ihr, als ob die letzte Hülle gerissen worden wäre von ihrem durchsichtigen Geheimnisse. Jetzt aber hatte ihre Beschützerin sich wieder eingefunden, und sie fühlte sich nach Möglichkeit neu hergestellt in den Augen der Menschen, deren Urteil bei ihr die Stelle des Gewissens vertrat.

Graf Wolfsberg äußerte sich über die Wiederanknüpfung des Verkehrs zwischen seiner Tochter und Alma weder zustimmend noch mißbilligend. Man geriet langsam in die alten Gleise zurück. Wolfsberg spöttelte zeitweilig ein bißchen über „die gute Fürstin"; Maria verteidigte sie, wenn auch nicht so warm wie einst.

Die Wahrnehmung Tante Dolphs erwies sich als richtig: beide Wonsheim liebten, gänzlich hoffnungslos, die Frau Nachbarin vom Lande. Diese hatte seit einiger Zeit bedeutend „ausgespannt," aber trotzdem war und blieb sie — in der Stadt, wo sich unzählige Gelegenheiten zu Vergleichen boten, sah man das erst recht — schön, elegant und sympathisch wie niemand.

Die Brüder gingen einzig und allein ihretwegen in die Welt. Betty und Carla, kürzlich Mütter geworden, hüteten das Haus. Glückwünsche zu ihrer jungen Vaterschaft wiesen die Wonsheim zurück:

„Ich bitt Sie, es sind ja nur Mädeln."

Der gute Kerl, der Hermann, bekam einen Sohn nach dem andern, und sie bekamen — Mädel. Sie suchten Trost für dieses klägliche Resultat in allerlei Zerstreuungen.

Zu denen gehörte „der Spaß," den der Umgang mit Fee ihnen machte. Sie waren ihre Vertrauten; sie erzählte ihnen alles und das übrige. Zum Beispiel, daß sie eine überseeische Korrespondenz führe und das Leben jetzt sehr ernst nehme, ja sogar, wie ein gewisser jemand, der ihr maßgebend war — von der dunkelsten Seite. Daß sie mit dem Gelde umgehen lerne und ihre Rechnungen nicht selten mit eigener — natürlich behandschuhter — Hand bezahle. Den Kurszettel lese sie Tag für Tag. Es könne auf einmal dazu kommen, daß man gezwungen sei, Obligationen zu verkaufen, um die Kosten einer weiten Reise, die vielleicht gar eine Hochzeitsreise sein werde, zu decken.

Gräfin Dolph, bei der Fee den größten Teil ihrer Zeit zubrachte und die ebenso tief in ihre Geheimnisse eingeweiht war wie die Brüder Wonsheim, machte ihr keinen Vorwurf aus ihrer Plauderhaftigkeit.

„In der Welt, die nur eine erweiterte Familie ist, weiß ohnehin jeder alles von jedem," sagte sie eines Abends zu Fee in Marias Gegenwart.

„Glaubst du das wirklich?" fragte diese. „Ich meine, die

Welt und die Familie wissen so gut wie nichts von ihren Mitgliedern. Ich wenigstens," brach sie plötzlich aus, „habe eine Vorliebe für ihre Zurückgesetzten und eine heilige Scheu vor ihren Vergötterten."

„Dann mißtraue dir selbst," erwiderte Dolph.

„Vielleicht tu ich's," sprach Maria.

Tante Dolph zuckte die Achseln scheinbar gleichgültig; in ihrem Innersten jedoch regte sich ein stiller, immer wieder auftauchender unbequemer Zweifel: „Sollte Tessins Liebe nicht unbelohnt geblieben sein? ... Pah! wer dem Unwiderstehlichen nicht widersteht, ist entschuldigt," setzte sie ihn Gedanken hinzu und sprach: „Das sind, verzeih, krankhafte Übertreibungen.

Selten nur ließ sich Maria zu dergleichen Äußerungen hinreißen. Sie wurden ihr von der Angst ihres Herzens erpreßt, von der verzweifelten Versuchung: „Komm der Entdeckung zuvor, — jede Stunde kann sie herbeiführen, — der Zufall, der geheimnisvolle Weltbeherrscher, den keine Macht der Erde abzuwenden vermag."

Das waren schwere Augenblicke, aber Maria hatte doch auch Zeiten des inneren Friedens — diejenigen, in denen es ihr gelang, zu vergessen. Mit weisem Bedacht, mit unendlicher Mühe übte sie sich im Erlernen dieser großen, für so manchen seelenbefreienden Kunst.

Sie lebte der Gegenwart, der Linderung des Leids, das ihr nahte, der schüchternen Liebe zu ihrem Manne, der mit Wonne und Qual geübten Sorgfalt für ihre Kinder. Oft wiederholte sie sich das Trostwort: „Ein ganzes Dasein der Rechtschaffenheit muß eine Stunde der Verirrung aufwiegen können ... Können?" — erhob der peinigende Zweifel in ihrer Brust seine Stimme — „vielleicht, wenn dieses Dasein nicht so süß wäre, wenn die Folgen der Verirrung nicht verkörpert atmeten."

XVI.

Im Laufe des Winters hatte Gräfin Agathe öfters den Wunsch ausgesprochen, ihre Kinder und Enkel unmittelbar nach ihrem Aufenthalt in der Stadt bei sich zu sehen. Sie kamen, und die Gräfin verlangte immer von neuem eine Verzögerung ihrer Abreise. Erichs wegen, — das Kind hatte es ihr angetan. Oft blickte Hermann ihr nach, wenn sie, viel älter aussehend, als sie war, steif und feierlich dahinschritt, den Kleinen an der Hand, den sie ins Herz geschlossen, und dem gegenüber sie es so bitter empfand, daß ihr die Gabe, mit Kindern umzugehen, versagt geblieben.

Dem Kinde war unheimlich zumute bei dieser stummen Liebe. Was sollten die Spaziergänge, die nirgends hinführten, und während welcher nicht einmal eine Geschichte erzählt wurde? Erich machte schwache Versuche, seine Hand aus der der Großmutter zu lösen, aber dann sagte sie:

„Bist du nicht gern bei mir, Erich?"

Er unterdrückte aus Angst das Nein, das ihm auf den Lippen schwebte, und fragte nach einer Weile ganz verlegen: „Und was werden wir jetzt spielen?" worauf die alte Dame, nach einigen unbeholfenen Versuchen, sein Interesse auf einen vorbeischwirrenden Vogel oder auf eine Blume am Wege zu lenken, ihn zur Kinderfrau zurückführte.

Es war schon Sommer, als die Familie endlich in Dornach eintraf. Auf den Wiesen trocknete die erste Mahd. Betäubend fast dufteten die blühenden Linden; die Saaten standen hoch, die Vögel flogen zu Neste.

Aus dem Wagen, in dem die letzte Strecke zurückgelegt wurde, riefen die Kinder jedem Vorübergehenden jubelnd zu: „Wir sind da, wir sind wieder da!"

Ein eggendes Bäuerlein riß sein Gespann zusammen, daß die Kummete den Pferden bis an die Köpfe rutschten, und

schwenkte freudig den Hut. Weiber, die Gras sichelten am Raine, richteten sich auf und grüßten unbeholfen.

„Kommt ihr einmal nach Haus? — Wir haben schon geglaubt, wir sehen euch nimmer," sprach eine Kleine, Schiefe, mit langen Armen. Und eine Bildhübsche, Schlanke zog das Kopftuch über die Augen, stemmte die Fäuste in die Seiten und wand sich vor Lachen, — aus lauter Vergnügen. Die Schule spie eben ihren ganzen Inhalt an männlichen und weiblichen Besuchern aus. Ein ohrenzerreißendes Geschrei erhob sich, Mützen flogen in die Luft, am Ausgange des Vorgärtchens entstand ein großes Gedränge. Der Herr Katechet fuhr aus der Haustür wie aus der Mündung einer Pistole mitten hinein in die lärmende Schar. Mit geübter Hand teilte er rechts und links Klapse aus und grüßte dazwischen auf das ehrerbietigste zu den Herrschaften hinüber.

Hermann befahl anzuhalten, man wechselte einige Worte, die ganze Schule wurde für den nächsten Sonntag zu einem Kinderfeste in den Park eingeladen, und die Equipage fuhr davon. In ihrer Begleitung ritt seit der Ankunft auf der Bahnstation ein Einjährig-Freiwilliger vom zwölften Dragonerregimente. Ein schöner, großer Mensch, hellblond, blauäugig, mit gutmütigem Kindergesicht. Es war Willi, Wilhelms Ältester, auf einem mächtigen Braunen, einem Geschenk Hermanns.

Der junge Mann hatte im Vorjahre ein glänzendes Zeugnis der Reife erworben, stationierte jetzt in der Nachbarschaft und sollte im Herbst unter der strengen väterlichen Zucht von der Pike auf anfangen, in der Wirtschaft zu dienen. Ihm kam es zu, einzuspringen für seinen Vater, im Falle, daß diesem heute oder morgen die Kraft versagen sollte, den Unterhalt zu schaffen für die Seinen. Und mehr als den Unterhalt, nach Wilhelms Begriffen sogar den Wohlstand. Immer waren seine Kinder satt vom Tische aufgestanden, immer ward jedem der acht Rangen Gelegenheit geboten, zu lernen, von früh an schon in die Bahn

einzulenken, auf die seine Neigung und sein Talent ihn trieben. Und die Urheberin der Möglichkeit, ihnen so viel zu bieten, das war die gute heimatliche Erde, die alles hergab, was ein getreuer Sohn und Pfleger von ihr verlangen durfte.

In schweren Zeiten, die dem Landwirt nicht erspart bleiben, hatte sich Wilhelm manchmal dazu bequemen müssen, die mit erfinderischer Delikatesse dargebotene Hilfe seines Vetters anzunehmen. Aber es geschah so widerstrebend, daß Hermann immer die Geduld verlor:

„Was soll das?" Du beleidigst mich ... Meine brüderliche Liebe nimmt er an, ja; meine armseligen Groschen — ah, Gott bewahr's, nein, die nicht! da wird protestiert. Warum, möcht ich doch wissen, warum?"

„Weil ich den nicht mag, dem ich etwas schuldig bin," antwortete Wilhelm und bekam einen blauroten Kopf. „Nicht mag, hol ihn der Kuckuck, ich sag's, wie's ist! Wenn mir einer unter die Arme greift, komm ich mir vor wie ein Bub. So bin ich. Mach mich anders, wenn du kannst."

Das allerdings konnte Hermann nicht, und ganz gut und herzlich wurde Wilhelm erst wieder, nachdem er die bei seinem nächsten Verwandten und besten Freunde eingegangene Schuld abgetragen hatte. Ja, er war unverbesserlich und Hermann der letzte, der zum Prediger in der Wüste, zum Prediger überhaupt taugte. Wenn etwas seinen Spott reizte, war's der Hang zur Hofmeisterei, von dem die meisten Leute erfüllt sind, den sie aber ins Gewand einer Tugend kleiden und für Teilnahme ausgeben. Hermann vermochte nicht einmal einen Fehler, unter dem er litt, an Menschen, die er wert hielt, zu rügen.

So schwieg er auch lange dazu, daß Maria ihr liebliches zweites Söhnchen auffallend gegen den älteren, den selbständigen, von Kraft strotzenden Knaben zurücksetzte, und verbarg ihr sein schmerzliches Befremden bei jedem Zeichen der Ungleichheit in ihrer Empfindung für ihre Kinder.

Sie ahnte vielleicht nichts davon. Die Veränderung in ihrer ganzen Art und Weise, wenn sie sich von dem Kinde zu jenem wandte, ging vor, ihr selbst unbewußt. — Wenn aber unbewußt, warum geschah es dann, daß Maria eine manchmal vom Kleinen erzwungene Zärtlichkeit wie einen an ihrem Erstgeborenen begangenen Raub anzusehen schien, den sie ihm hundertfach zu vergüten suchte?

Danach fragte er sie endlich doch, und ihre Antwort war ein so peinlich verwirrter Blick, daß Hermann dachte: Sie gibt sich Rechenschaft von ihrer Ungerechtigkeit, bekämpft gewiß das Gefühl, das sie dazu treibt, und wird es auch besiegen.

Um diese Zeit übersiedelte Fee, die sich kürzlich im Gefolge Tante Dolphs in Dornach eingenistet, zu ihren Freunden Wonsheim.

„Prächtige Leut, die da drüben," sagte sie, „es is' aber vor Langerweil bei ihnen nicht auszuhalten. Immer nur die Familie Wilhelm, immer nur Eintracht, immer nur Liebe — und noch dazu eine, bei der man nicht beteiligt is' ... Nein, ich dank!"

Die Brüder gaben zu überlegen, ob es nicht „recht praktisch" wäre, abermals „aufzumischen." Ein Versuch, der gemacht wurde, fand jedoch wenig Anklang. Es stellte sich bald heraus, daß die amüsanteste Person im Hause Dornach, in diesem Augenblicke, „die alte Dolph" war. Sie hatte wenigstens eine gehörige Leidenschaft für das Lawn-Tennis, den einzigen Sport, den die „fad" gewordenen Nachbarn nicht aufgehört hatten zu pflegen. Ihre Kopfschmerzen quälten sie auf dem Lande weit mehr als in der Stadt; unter allen Dingen, die sie anfeindete, nahm die Zugluft einen hervorragenden Platz ein; trotzdem aber konnte sie beim Tennis stundenlang ausdauern in ihrer Rolle als Schiedsrichter, als drakonisch strenger Umpire.

— „Weil sie dabei Gelegenheit findet, zu sekieren," dachte Fräulein Nullinger.

Wenn die Gesellschaft Wonsheim in ihrer Stage-coach zum

Spiel nach Dornach fuhr, mußte sie sich's nicht selten gefallen lassen, der unwissenden Bevölkerung zum Gegenstande einer nicht schmeichelhaften Aufmerksamkeit zu dienen. Die Herren in ihren hohen, weißen Filzhüten, weißen Jongleuranzügen, weißen Zwirnhandschuhen, die Damen schürzenumgürtet wie die kleinen Schmiede vom Demavend, den Brustlatz geschmückt mit grellfarbigen heraldischen Emblemen, wurden oft für eine Truppe Seiltänzer gehalten.

Natürlich waren sie samt und sonders im Tennis von einer Stärke, welche sie berechtigt hätte, die englische Partei mitzuspielen. Hermann und Maria gaben ihnen wenig nach, und da kamen denn Serien vor, die kein Ende nahmen. Sogar die Gegner mußten einander bewundern, nur der Umpire war nie ganz zufrieden zu stellen.

Trotzdem mit unvergleichlicher Grazie haarscharf über das Netz serviert, mit fast nie fehlender Sicherheit aufgenommen wurde, ein Ball oft dreißigmal hin und her flog, ehe er zu Boden fiel, ließ sich Tante Dolph dennoch nur zu einem bedingten Lobe herbei.

„Recht gut, meine Kinder, für eine einheimische Leistung gar nicht übel. Im Auslande würdet ihr abblitzen... Schreit nur, ich kann euch nicht helfen. Ganz kürzlich hatte ich den Besuch eines Fräulein von Nieuwenhuis-Kabeljau, die erste Tennisspielerin der Welt. Die trägt einen Handschuh Nr. $6^1/_2$ an der linken, einen Handschuh Nr. 8 an der rechten Hand und ist, sage ich euch, so schief wie eine im Umkippen begriffene Treckschuite, vor lauter Rakettschwingen. Das nenn ich Übung, und nur so erlangt man die Meisterschaft."

„Und einen Buckel," erwiderte Fee; „der möcht mich doch genieren."

„Dilettantin! diese Jufvrouw ist stolzer auf ihn als ein Held auf seine Narben."

„Hatt auch alle Ursach," erklärte Betti Wonsheim, be-

trachtete ihre rechte Hand und schmeichelte sich im stillen: „Etwas größer als die linke ist sie, Gott sei Dank, doch schon."

Vor der Abfahrt der Gäste wurde noch Verabredung für den morgigen Nachmittag getroffen, an dem ein Waldfest stattfinden sollte. Gräfin Dolph gab es am Marienfeiertage im August.

Sie fand nötig, sich dankbar zu erweisen für die vielen Freundlichkeiten, die sie bereits in der Gegend genossen hatte. „Meine Einladung zu einem Pläsierchen, wie man vorzeiten in Wien sagte, ist nichts andres als eine Retourchaise, meine Herrschaften Wilhelm und Wonsheim; sie soll euch einen kleinen Teil des Vergnügens wieder hereinbringen, das mir euere Liebenswürdigkeit schon bereitet hat."

Groß und klein versprach sich Wunder. Das Waldfest (Fee hatte der guten Nullinger das Geheimnis herausgelockt) bildete nur einen Vorwand, um Hermann und Maria für eine Weile vom Schlosse zu entfernen. Bei der Rückkehr wartete ihrer eine großartige Überraschung, zauberhafte Beleuchtung des Schlosses und des Gartens, Feuerwerk von Stuwer in Person angeordnet.

Ort und Stunde des Stelldicheins wurden bestimmt. Man beschloß, um vier Uhr nachmittags beim ehemaligen Vogelherd zusammenzutreffen. Die meisten wollten einen Umweg durch den Wald machen und zuerst die Burgruine ersteigen. Tante Dolph und Helmi erklärten, daß sie bei den Kindern bleiben würden, die mit ihrer Begleitung direkt zum „Uhuhaus" geschickt werden sollten.

Es war ihr Lieblingsplatz im Walde und zu Wagen in einer halben Stunde erreichbar. Die verlassene, von Schlingpflanzen überwucherte Vogelhütte erweckte stets das große Interesse Hermanns und Erichs. Sie rüttelten an der verschlossenen Tür, sie guckten mit heißer Neugier und leisem, köstlichem Gruseln durch die winzigen, hinter Drahtgittern halb erblindeten Fenster-

scheiben. Wer recht lange und recht aufmerksam schaute, wer den Augenblick erwischte, in dem der Wind das Gezweige der Bäume bewegte und ein Sonnenstrahl durch das geborstene Dach in den dunklen Raum dringen konnte — der sah etwas: die Trümmer eines Ofens und eines Lerchenspiegels, Netze, von Mäusen zernagt; sah ein Wiesel, das von einem Loch in der Wand zum andern huschte, und auf einer morschen Stange einen Uhu. Und der böse Raubvogel hatte nur noch einen Flügel und ein Glasauge, und das war fürchterlich und sandte gelbe Blitze aus, so oft ein Streiflicht darüber hinglitt ... O, die Hütte unter den Erlen barg Erstaunliches! — nur Gottlob keine Gefahr mehr für Finken und Meisen und Rotkehlchen, und wie sie alle heißen, die kleinen Sänger. Getrost durften sie sich jetzt niederlassen auf die Zweiglein, die auf und ab schaukelten unter der leichten Last. Singt, trillert, jubelt und schwingt euch wieder auf, durchschneidet die Lüfte und kehrt heim zu euern Jungen. Ihr habt nicht mehr den Tod oder die Gefangenschaft zu fürchten.

Die Hütte lag wunderschön, von Waldungen umringt und nur gegen Morgen frei. Da dehnte sich ein grüner Wiesengrund, und drüben schimmerte der klare, breite Bach, der später, durch Felsenriffe eingeengt, als Wildbach in die Tiefe stürzte. Auf ihn sah, von einem der bemoosten Steinriesen herab, die alte Burg. Heute noch, in ihrem Zerfall erhob sie sich stolz und herrschend.

Die Wonsheim waren schon fortgefahren, als Fräulein Nullinger müde und abgehetzt erschien. Sie war zweimal zur Post gelaufen, hatte im Auftrage ihrer Gräfin neun Telegramme gewechselt mit Sacher und Demel und eben erst die Versicherung erhalten, daß alles Bestellte aufgegeben sei und morgen pünktlich eintreffen müsse. Als sie erfuhr, daß eine Partie nach der Burg stattfinden werde, erklärte sie, daran teilnehmen zu wollen.

„Ich habe mich längst gesehnt, das Schloß zu besuchen,"

sprach sie zu ihrer Gebieterin, „Sie kennen meine Vorliebe für das Mittelalter."

„Sagen Sie doch: Schwärmerei. Sie stellen sich das so poetisch vor, wie die edlen Ritter mit wehenden Helmbüschen über reisende Kaufleute herfielen, sie erschlugen und beraubten. Wie sie sengend und brennend das Land durchzogen, dem Bauer die Pferde vom Pfluge wegstahlen und ihm, wenn er sich wehrte, die Haut über den Kopf zogen. Wie sie das Haus des schwächeren Nachbarn zerstörten, sein Weib an den Türpfosten hingen, seine Töchter entführten, wenn sie schön waren natürlich, und in ihr verruchtes ... hm, hm," sie räusperte sich, „schleppten. — Sie wären vielleicht auch entführt und geschleppt worden, Nulle."

„Frau Gräfin," fiel ihr diese ins Wort, „ich muß mir verbitten ..."

„Nichts da! Sie hätten sich nichts verbeten. Sie hätten Schärpen gestickt für Ihren schwarzgelockten Ritter und hätten an seiner Seite, die Minne pflegend, gesessen vor dem Burgverließ, aus dem das Gewinsel der auf faulem Stroh verfaulenden Gefangenen zu Ihnen gedrungen wäre."

Das Fräulein erhob sich: „Es ist genug, Frau Gräfin; ich sage sogar, es ist zuviel."

„Da haben wir's, jetzt ist sie beleidigt," seufzte Dolph. „Ja, meine Liebe, Sie dürfen nicht schwärmen für die Ritterzeit. Dazu ist die Haut Ihres Herzens zu fein geraten."

Bei Einbruch dieser Nacht wurde in Dornach und dessen Umgebung gar heiß gebetet.

„Lieber Gott," flehte Fee, auf den Knien liegend vor ihrem Bette, „lieber Gott, du weißt alles, du weißt auch, daß Tante Dolph heute einen Brief von Tessin bekommen hat. Gib, lieber Gott, daß in dem Briefe steht: ‚Ich hab immer eine Schwäche für die Kleine gehabt und will sie heiraten.'"

„Lieber Gott," murmelte Fräulein Nullinger, knüpfte ihre Nachthaube fest und zog die Decke über die Ohren, „lieber Gott,

heilige Jungfrau, alle heiligen Märtyrer, gebt mir Geduld mit meiner Gräfin." Sie ging noch weiter und verlangte, sogar etwas Liebe für ihre Peinigerin empfinden zu können. Aber diese Bitte wurde selbst im Himmel indiskret gefunden und blieb unberücksichtigt.

Inbrünstig gestaltete sich das Abendgebet der Jüngsten im Hause Wilhelm. Der sechsjährige Rudi sprach es vor: „Du bist so gut für die Kinder, lieber Gott; gib, lieber Gott, weil du so gut bist, daß morgen ein schöner Tag ist."

Bis in die Nacht hatte drückende Hitze geherrscht; jetzt erhob sich, erst sanft, dann immer kräftiger, eine kühle nördliche Strömung. In den Wipfeln der Bäume begann es zu rauschen, allerlei Stimmen sprachen durcheinander; es stöhnte und lachte im Geäst und stieß laute Schreie aus. Labung, Labung! flüsterten die wehenden Zweige. Massige Wolken, die sich bequem hingelagert hatten, rings am Horizont, stoben plötzlich aus ihrer Ruhe auf. Aus dicken Knäueln in lange Strähne verwandelt, jagten sie zuletzt ganz dünn und durchsichtig davon.

In unbestrittener Herrlichkeit stand der Mond am Himmel, als Willi sich einige Stunden nach Mitternacht der elterlichen Behausung näherte. Er ritt im Schritt über den gepflasterten Hof. In den niederen, mit Schindeln gedeckten Stallungen zu beiden Seiten desselben schliefen noch Menschen und Tiere. Ein Hund, der auf einer Schwelle ganz zusammengerollt lag, knurrte im Traume, dann schwieg wieder alles; sogar das Brünnlein vor dem sogenannten Schlosse hatte sein Rauschen eingestellt. Das tat dem jungen Soldaten weh. Hatte er doch die Zulage die sein Onkel Hermann ihm gab, auf die Anschaffung einer neuen, schönen steineren Muschel für das Brünnlein verwendet. Und jetzt war's versiegt. — „Die Wasserleitung einmal wieder schadhaft geworden," sagte er zu sich selbst, „und kein Geld da, um sie herstellen zu lassen."

Armes Brünnlein, armes, geliebtes Vaterhaus! Selbst

im alles verklärenden Mondlicht wollte sich's nicht hübsch machen mit seinen kahlen Mauern, dürftigen Bogenfenstern und dem steilen, Wellenlinien bildenden Dach. Als einziger Schmuck diente ein hölzerner Balkon, dessen schiefe Säulen und wackeliges Geländer sich unter üppig wucherndem wilden Weine verbargen.

Leise pochte Willi ans Tor, um niemand als den auch Portiersdienste versehenden Gärtner zu wecken, übergab ihm das Pferd und trat ein.

Am nächsten Morgen begrüßten seine jubelnden Brüder einen Tag von unerhörter Pracht und wußten wohl, wem zuliebe er so geworden war.

In Dornach lief der kleine Hermann vom Vater zur Mutter und von der Mutter zum Vater. Er hatte nirgends Ruhe und war entzückend in seinem Eifer und seiner Ungeduld. „Weißt du, Erich," sprach er, ihn stürmisch umarmend, „wir gehen heut so spät schlafen wie die großen Menschen. Wir gehen zum Uhu."

„Und was wirst du dort tun?" fragte Tante Dolph.

„Ich werd halt schauen."

„Und dann?"

„Dann werd ich laufen, laufen auf der Wiese, so geschwind, daß man mich gar nicht sieht ... so geschwind —" er machte große Augen, hob die Arme über den Kopf und strengte sich an, einen drastischen Vergleich zu finden, „so geschwind —"

„Wie der Teufel," kam ihm die Tante zu Hilfe, er aber machte eine geringschätzige Gebärde und sagte:

„O, viel schneller!"

Sie klopfte ihm lachend die Wange; sie, die Kinder nicht leiden konnte, weil sie Lärm machen und die Türen offen lassen, hatte eine Schwäche für diesen Großneffen. „Das echte Aristokratenkind," erklärte sie. „Aus reiner, gesunder Rasse, vom ersten Atemzuge an gut genährt, gut bewohnt, gut gewaschen, weiß nicht, was Furcht ist, und nicht, was Geiz ist, schlägt drein, wenn's gilt, und gibt, wenn's gilt, das Hemd vom Leibe.

Mut, Wohlwollen, Güte — er hat alle Tugenden, die mir fehlen — darum lieb ich ihn."

Fräulein Rullinger blickte sie ganz verdutzt an und dachte: „Merkwürdig, sie hat doch bisher kein Herz gehabt, sollte ihr eines gewachsen sein?"

XVII.

Am Saume des Kiefernwaldes, durch den ein breiter Weg zur Ruine führte, trafen Hermann und Maria, begleitet von Fräulein Rullinger, die Wonsheim mit Fee, und Wilhelm mit Willi und den zwei nächsten Anwärtern. Den letzteren hatten ein paar tüchtige Ackergäule den Gefallen erwiesen, sie hierher zu tragen in einem Galopp, der ringsum den Boden lockerte.

Die Damen waren bereits aus dem Wagen gehüpft, Wilhelm und seine Söhne abgestiegen, nur Gustav und Clemens saßen noch zu Pferde und parlamentierten mit ihren Frauen, die es nötig gefunden, als Touristinnen zu erscheinen. Sie trugen leichte Hüte mit blauen Schleiern, fußfreie Kleider aus Sommerloden, Schnürstiefel aus Juchten, dicke Strümpfe aus Ziegenhaaren und über den Schultern Gummimäntel aus lichtgelbem Oriental-India-Cloth.

„Schaun's her, Gräfin," sagte Clemens zu Maria, nicht ohne geheimen Stolz, „wie die sich ang'legt haben. Und was ihnen nicht wieder einfallt. Jetzt wollen's auf dem schlechten Fußsteig zur Burg hinaufkraxeln."

„Weil man von dort so eine schöne Aussicht hat," sagte Carla.

„Und weil's gefährlich ist," fiel Betty ein.

„Und so poetisch, nicht wahr, Fräulein Rullinger? Das ist etwas für Sie," sprach Fee mit gutmütigem Scherze. „Ich biete Ihnen meinen Arm, ich bringe Sie hinauf, ich schwör's!"

Fräulein Nullinger machte einen Bückling, so tief, als ob sie sich niedersetzen wollte, und nahm, in nervöser Dankbarkeit zerfließend, den gütigen Vorschlag an.

Der Kutscher mit dem Wagen, die Reitknechte mit den Pferden wurden nach dem Versammlungsplatz geschickt. Wilhelm erteilte seine Befehle in ungewohnt mürrischer Art und brummte dazwischen vor sich hin: „Unsinn! was das für ein verfluchter Unsinn ist ... sich einen solchen Weg auszusuchen, das ist keinem andern eingefallen als dem Willi ..."

„Voraus, Einjähriger! Sie führen an," sprachen die Damen, winkten den Zurückbleibenden einen Gruß zu und traten ihre Wanderung an.

Wilhelm zögerte einen Augenblick; dann folgte er ihnen, um seinen Willi zu überwachen. — „Der verdammte Bursch hüpft herum wie auf Springfedern; schneidet scheint mir, schon die Cour ... Und gleich dreien auf einmal. Wart, Kerl, dir geh ich nicht von der Seite."

„Und was machen denn Sie, Gräfin?" fragte Gustav.

„Ich gehe auch zu Fuß, aber auf dem guten Wege," antwortete Maria heiteren Tones und nahm den Arm ihres Mannes.

„Da werden wir halt langsam vorausreiten." Und sie setzten sich in Bewegung auf ihren zwei berühmten Vollblutrappen.

„Alle auf und davon. Gibt's etwas Unhöflicheres als unsre Gäste?" scherzte Hermann.

„Wir sind's; wir lassen sie gar so ungehindert ziehen."

„Und bleiben allein, was das Schönste ist auf der Welt," begann er nach einer kleinen Weile wieder: „Wenn ich denke, daß es Leute gibt, die sagen: die Liebe vergeht, — und glaubten sie zu kennen, die Narren! Die meine ist heute, was sie in der Stunde war, in welcher ich dir zum ersten Male begegnete und von dir nichts wußte als deinen Namen."

Er umschlang sie fest; Seite an Seite schritten sie dahin. Die Reiter waren ihren Blicken entschwunden; eine großartige Ein-

samkeit herrschte, eine zauberhaft belebte Stille. Über den Häuptern der Bäume webte glühender Sonnenschein, kühle Schatten wallten zu ihren Füßen. Unabsehbar schien der Wald sich zu breiten, ein heiliger, ein geweihter Raum, der, von Liebenden betreten, sie frei macht von dem störenden Gedanken an die Außenwelt, von dem Bewußtsein der verrinnenden Zeit.

Maria hatte sich sanft losgemacht; sie trat vor Hermann hin und blickte ihm ernsthaft in die Augen. „Ich aber," begann sie plötzlich, „liebe dich alle Tage mehr. Und meine Liebe — sieht."

„Im Gegensatz zu der meinen, die wohl blind ist?"

„Unleugbar," versetzte sie und zog ihn wieder an sich.

Da rief er aus: „Es lebe meine blinde Liebe! Die Nacht, mit der sie mich umgibt, ist nicht wie eine andre; 's ist eine hellschimmernde Nacht. Sie zeigt mir den guten Geist meines Hauses, die Trösterin der Betrübten ..."

„Und so weiter!" unterbrach sie ihn mit erzwungenem Lachen. „Lassen wir das, ich bitte dich, Hermann —"

„Nun denn, nein; kein Wort zu deinem Preise. Wie fang ich's aber an, zu verschweigen, wovon mein Herz voll ist? Du forderst von mir Verstellung, du immer und unverbrüchlich Wahrhaftige?" Er ergriff ihre beiden Hände, sie zitterten in der seinen: „Was bewegt dich so? — sag es deinem besten Freunde... Sieh, manchmal — ich will dir's gestehen, manchmal ist mir — wenn du, wie jetzt, meinen Blick vermeidest, bei meiner Berührung erbebst, als ob deine Seele ein Geheimnis berge, ein rätselhaftes Gefühl, eine schmerzliche Erinnerung — was weiß ich?... Ist das Täuschung, Maria, Torheit, Frevel an dir? — — Gib Antwort."

Sie stand wie versteinert. Aufrecht die königliche Gestalt, den Kopf erhoben, als biete sie ihn dem niederzuckenden Blitzstrahle dar, kaum atmend, die Lider gesenkt, ein unausgesprochenes Wort auf den leise zuckenden Lippen.

Und sie war schön in dieser feierlichen Regungslosigkeit, mit diesem demütig stolzen Ausdruck einer gefolterten Heiligen.

Der Mann, der sie vergötteete, starrte sie beschämt und reuig an. War das nicht ein Zweifel an ihr, den er mit seiner lange unterdrückten und nun unbedacht hingeworfenen Frage ausgesprochen hatte?

„Und wenn du recht hättest?" sagte Maria in einem Tone, so herb und gewürgt, als ob er ihr die Kehle zerschnitte.

„Worin? — Du hast mich mißverstanden ..."

„Nimm an, daß ich schuldig wäre gegen dich," fuhr sie fort, mühsam und unterdrückt wie früher. „Nimm es an."

„Was soll ich annehmen — das Unmögliche? ... Erst doch verrückt werden ..." Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn. „Ich begreife dich nicht ... Warum diese unnötige Grausamkeit? ... Auf welche entsetzliche Probe stellst du mich?"

„Probe?" wiederholte sie. „Würde deine Liebe sie bestehen, die schwerste, schrecklichste ... Und wenn geschehen wäre — wovon ich sprach — was tätest du?"

Sie blickte unverwandt zur Erde nieder; sie fühlte nur, daß er seine Hand mit festem Druck auf ihren Arm legte. —

Und nun sprach er, und seine Stimme hatte wieder einen tiefen, sanften Klang, und seine Worte kamen aus dem unerschöpflichen Born seiner Güte: „Wenn geschehen wäre, was du nicht einmal zu nennen vermagst, dann wäre mir genommen, was meinem Dasein den Wert gibt; aber lieben würde ich dich doch, und zu dieser unüberwindlichen Liebe käme noch ein grenzenloses Bedauern. Ich kenne dich und weiß, daß du zugrunde gehen müßtest am Bewußtsein einer Schuld."

O dieser Glauben, so stark und treu wie das Herz, das ihn hegte, und das sie brechen gewollt, um das ihre zu erleichtern! — „Du darfst nicht!" schrie es in ihr auf. „Du hast betrogen — lüge! Dein Recht auf Wahrheit ist verwirkt."

„Komm," sagte Hermann, indem er sich auf einen moos-

überwachsenen, im weichen Waldboden halb versunkenen Stein niederließ. „Du mußt erst ausruhen und wieder heiter werden, ehe wir den andern folgen. Da ist eigens für uns ein wunderbares, samtenes Kissen ausgebreitet. Komm zu mir!“

„Da bin ich,“ sagte sie, ließ sich vor ihn hingleiten, legte die gefalteten Hände auf seine Knie und warf sich an seine Brust. „Laß mich, es tut mir wohl, in Demut zu dir aufzublicken.“

„Wir haben einander recht gequält, und ich bin schuld an allem mit meinen törichten Grübeleien,“ sagte er. „Verzeih!“

„Ich — dir! Mein Freund, mein Engel, daß du mir einmal einen Grund dazu geben könntest! Tu es doch. Lehre mich die Wonne kennen, dir etwas verzeihen zu dürfen.“

„Ich danke dir für die vortreffliche Absicht,“ rief er mit komischer Bestürzung; „ich will ihr Gelegenheit geben, sich zu betätigen ... will wenigstens einen Versuch machen.“

„Er wird mißlingen.“ Sie umfing ihn mit ihren Armen und verschränkte ihre Finger um seinen Nacken. „Sieh mich an, deine Augen sind wie deine Seele. Sieh mich an mit diesem segnenden Blick. Wie fromm bin ich! der Wald wird zum Tempel, und ich bin ein armes Menschenkind, und du bist der Priester, der es zum Heile führt an seiner starken Hand.“

XVIII.

Auf der Burg herrschte schon ein sehr reges Treiben, als Hermann und Maria herannahten. Fräulein Nullinger, die röter aussah denn je und vor Erhitzung förmlich geschwollen, war die erste, welche sie erblickte.

„Da sind sie, da ist das reizende Paar,“ rief sie. „Bitte, den Herrn Grafen zu betrachten. ‚Es ist hold, zu sehen, wie die Sonnen seines Herzens ihm im Auge untergehen.‘ Und wie

er heute wieder dem Bilde ähnlich sieht, das wir uns von Held Siegfried machen!"

„Ja, ja, Sie haben nicht unrecht, seine Frau ist aber nicht die Kriemhild, sondern die Isolde," sagte Fee und lief den Ankommenden entgegen, die sich bald darauf in Gesellschaft ihrer lustigen Gäste befanden und mit ihnen die Großtaten anstaunen konnten, zu denen Willi durch die Gegenwart dreier junger und schöner Damen begeistert wurde.

Er spazierte eben von einer Turmzinne zur andern, auf einem zu deren Stütze angebrachten Sparren. Seine Brüder, angeeifert durch sein Beispiel, kletterten wie Katzen an den alten Mauern empor.

Wilhelm stand unten und ballte die Fäuste. „Alle meine Buben haben den Teufel im Leib, wenn es heißt, sich produzieren vor einem weiblichen Publikum," sprach er zu Hermann. „Gar nicht gut so was. Aus solchem Holz schnitzt man Schürzenknechte."

Hermann klopfte ihm auf die Schulter: „Das glaubst du selber nicht, Alter," und die Wonsheim lächelten und sahen den tollkühnen Unternehmungen der Burschen mit Beschützermienen zu. Betty jammerte, daß sie kein Mann geworden, was doch einzig und allein das richtige sei; Fräulein Nullinger schwelgte in Entzücken, machte sich nichts daraus, daß ihr buntes Musselinkleid bei der „Aszension" sehr gelitten hatte, und baute in Gedanken die ganze Burg wieder auf. Die zerstörten Zingel stiegen aus dem Boden und umfaßten, wie einst, die Tore, den Zwingolf, die Zugbrücke, den Burhurdierplatz, auf dem geharnischte Ritter Lanzen brachen. Sie stellte die Pforte wieder her und die zum herrlichen Palas hinaufführenden Greden.

Carla und Gustav, denen sie versicherte, die „dames châtelaines" hätten alle ausgesehen wie die blonde Gräfin Wonsheim, hörten ihr aufmerksam zu. Der letztere staunte über so viel „Gelahrtheit" und wußte nicht, ob er dieselbe lächerlich finden

oder bewundern sollte. Obwohl von der Richtigkeit aller Aussagen Annettens überzeugt, mochte er das doch nicht merken lassen, und so sprach er in jeder Pause, die sie machte:

„Gehen's weg!"

„Ach, und diese Luft! dieses Ozon!" schwärmte das Fräulein. „Daß ich mich hier etablieren könnte!"

„Etablieren Sie sich, so viel Sie wollen," erwiderte Fee, die hinzugetreten war. „Aber rechnen Sie nicht auf mich beim Aufstieg. Sie sind siebzehnmal ausgerutscht — ich hab's gezählt. Mein rechter Arm, an den Sie sich angekrampelt haben wie eine Ertrinkende, ist kaputt. — Sie werden fett, mit Respekt zu sagen."

Fräulein Nullinger zog den Atem ein und streckte sich, um schlank auszusehen: „Wenn ich Fett ansetze, kann es nur vor Kummer sein. Das geschieht, jawohl — ich bin der lebende Beweis," sagte sie nicht ohne Bitterkeit.

Fee entschuldigte sich: „Nun, nun, nehmen Sie mir's nicht übel."

Die Gesellschaftsdame schwor, daß sie eher sterben als der Frau Gräfin etwas übelnehmen würde, worauf Fee sie umarmte und sprach:

„Sie sind halt nicht verwöhnt, Sie gute Haut, Sie liebes, altes Nullerl."

Clemens war inzwischen auf einen Felsvorsprung getreten und rief, auf diese Wiese jenseits des Baches deutend: „Daher kommt's, da hat man eine schöne Aussicht, auf die Tante Dolph, auf deine Buben, Wilhelm, die dort herumwimmeln, und auf die Jausen."

„Und auf einen wackligen Steg," fiel Hermann ein. „Wie oft habe ich den schon abreißen lassen; immer wieder wird er aufgerichtet, sogar jetzt bei Hochwasser."

„Das änderst du nicht, solange der Holzschlag dauert oben im Gebirg," sprach Wilhelm. „Den Umweg von zweihundert Schritten über die Brücke macht dir ein Holzknecht nie."

„Ich würde ihn auch nicht machen," rief Fee, „besonders wenn jemand, der mir lieb ist, am andern Ufer stehen möcht. Aber schaut's nur, schaut's, die Aussicht ist wirklich der Mühe wert. Lassen wir uns unterdessen die Aussicht schmecken."

Alle umringten sie. Auf der Wiese trafen einige Diener unter der Leitung Helmis Vorbereitungen zu einem ungemein reichlichen five-o-clock-tea. Die Gefräßigen unter den jungen Herren verfolgten diese Tätigkeit sehr aufmerksam, während die andern die Seltsamkeiten zu erspähen suchten, die der Vogelherd barg.

Gräfin Dolph hatte Platz behalten im Wagen, der am schattigen Waldesrande hielt. Sie freute sich, ihren Liebling Hermann die Läuferkünste ausführen zu sehen, die er ihr angekündigt hatte. Er rannte bis zu den Weiden am Ende der Wiese und wieder zurück, die Kreuz und die Quer, recht wie ein Füllen, das seine junge Kraft austoben will.

Auf einmal blieb er stehen, hob den Kopf, sah zur Burg empor, und als er dort oben auf dem Berge seine Eltern erblickte, streckte er ihnen die Arme entgegen und warf ihnen Küsse zu:

„Ich sehe euch, Vater, Mutter, ihr seid kleinwinzig" — er maß an seinem Finger, „so klein!"

Seine Stimme drang nicht bis hinauf; man sah nur die herzigen Gebärden, unter denen er sich dem Ufer näherte, rühmte den „Prachtbuben," winkte ihm Grüße zu. Clemens machte ein Sprachrohr aus seinen Händen und rief:

„Komm her, wenn's d' Courage hast."

Plötzlich stieß Maria einen Ruf des Schreckens aus, und Hermann, über den Abgrund gebeugt, schrie aus allen seinen Kräften:

„Fort vom Wasser ... Geh zurück!"

Das Kind schien einen raschen Entschluß gefaßt zu haben, es lief dem Stege zu. Die alte Wärterin, die sich in seiner Nähe gehalten hatte, ihm nach, stolpernd, keuchend.

Die übrigen Kinder waren aufmerksam geworden. Ein und derselbe Impuls durchzuckte alle. — Dem Hermann nach zum Steg ... Und fort stoben sie, Wilhelms siebenjähriger Hansel an ihrer Spitze.

Es dauerte einige Zeit, bevor Helmi mit Hilfe der Bonne und der Diener die Flüchtlinge wieder einfing. Eben auch hatte die Wärterin sich Hermanns zu bemächtigen gewußt; der Widerstand, den er ihr entgegensetzte, schien überwunden, als es ihm gelang, sich mit einem heftigen Ruck loszureißen und zu entrinnen.

„Ich hab Courage! Vater, Mutter, ich komm zu euch!" Er lief und lief, und alle, die ihm von der Wiese her nachgeeilt kamen, blieben weit hinter ihm zurück.

Nun schimmerte sein weißes Kleidchen durch die Zweige der Weiden, und nun erschien er auf dem Steg.

Im selben Augenblick stürmte Hermann der Felsentreppe zu und die jähe Steile ihrer verwitterten Stufen hinab.

Lautlos folgte ihm Maria, und rasch wie ein Pfeil war Willi an ihrer Seite.

Aber auch von den übrigen besann sich keiner, den schwindelnden Pfad zu betreten. Keiner dachte an das, was er wagte. Ein Gefühl nur durchzitterte alle, dieselbe Angst, derselbe Wunsch ... Sie glitten, sie wankten, fanden das Gleichgewicht wieder und rannten weiter. Eines Pulsschlags Dauer hielten sie inne in ihrem kühnen Beginnen.

Sorglos schreitend war das Kind bis zur Mitte des Steges gelangt, triumphierte laut und forderte seine Verfolger heraus: „Jetzt fangt mich, jetzt!" sah sich um, beschleunigte seinen Lauf, strauchelte, stürzte —

Alle andern überholend, hatte Hermann das Ufer erreicht. — Den Blick unverwandt auf das Kind gerichtet, das, ohne unterzusinken, von der Strömung fortgerissen wurde, warf er den Rock ab und stürzte sich in die Flut.

Ihm auf dem Fuße waren Wilhelm und Clemens gefolgt. Der erste voll Geistesgegenwart, wissend, was er wollte, der zweite halb wahnsinnig vor Bestürzung über die Folgen seines verhängnisvollen Scherzes.

Wilhelm lief mit Blitzesschnelle der Brücke zu. Neben dieser war ein Kahn ans Land gezogen, junge Baumstämme lagen da aufgeschichtet, zur Herstellung der Vogelhütte bestimmt. Nach einem davon griff Wilhelm, ließ ihn aber fallen, als Clemens einen Floßhaken entdeckte und an sich nahm, der im Kahn geborgen oder vergessen worden. Rascher, als Worte schildern, eilten beide zurück und langten glücklich an der Stelle an, wo sich Hermann mit übermenschlicher Kraft gegen die andringenden Fluten behauptete.

„Näher! um Gottes willen näher!" vernahm er jetzt, — Wilhelm und Clemens, jeder die Stange festhaltend mit beiden Händen, reichten sie ihm hin, so weit sie konnten. Er wollte sie erfassen — er verfehlte sie ...

Da sprang Clemens ins Wasser, kämpfte sich vor bis ans äußerste Ende der von Wilhelm allein nur mühsam im Gleichgewicht gehaltenen Stange und wagte einen verzweifelten, einen vergeblichen Rettungsversuch. Schon hatte die Riesenschraube des Wirbels Vater und Sohn umklammert und riß sie hinunter und warf sie mit wildem Toben wieder empor, keuchend, schaumbedeckt ... Ein letztes, ein grausiges Ringen. — — Erschöpft, überwunden, erbarmungslos an die Riffe geschleudert, suchte Hermann noch sein Kind mit seinem Leibe zu decken.

An beiden Ufern drängen nun schon Leute zur Unglücksstätte heran; diesseits alle, die Hermann nachgeeilt, jenseits seine Diener, Kutscher, Lakaien, zufällig vorüberkommende Arbeiter. Nicht einer unter ihnen, der nicht helfen möchte, der es nicht versucht mit leidenschaftlichem Eifer.

Nur Maria, Hermanns Namen auf ihren Lippen, ihm nachstrebend mit rasender Sehnsucht in die Todesgefahr, blieb

regungslos. Ihre ganze Seele war in ihren unnatürlich weit geöffneten Augen, in dem Blick, mit dem sie ihm nachstarrte ... Auf einmal war ihr, als sei es Nacht geworden — ihre Pulse stockten, sie wankte und lag in zwei fest um sie geschlungenen Armen. — Carla Wonsheim hielt sie aufrecht, Betty lag schluchzend zu ihren Füßen und umklammerte ihre Knie. — Jemand betete laut — aus der Ferne drang verworrenes Geräusch von Stimmen herüber.

Dorthin — aus halber Bewußtlosigkeit erwachend, eilte Maria. Menschen, immer mehr Menschen liefen zusammen. Einige trugen eine schwere Last und legten sie hin — — o wie sanft und vorsichtig ...

Nun ist's, als ginge eine freudige Bewegung durch die Menge: „Der Doktor!" schreit ein atemlos daherrennender Diener, „der Heger bringt ihn; er war bei seinem kranken Kinde."

Beim Nahen Marias trat lautlose Stille ein. Alle Leute traten stumm vor ihr zurück ... Ein einziger, halb entkleidet, triefend, kommt an sie heran, windet sich winselnd und stöhnend. Er faßt den Saum ihres Kleides:

„Treten Sie auf mich! Ich hab's getan, ich hab ihn gerufen, ich Verdammter, dumm wie ein Tier ... Zertreten Sie den hohlen Schädel, zertreten Sie mich!" heulte er und grub sein Gesicht in das Gras zu ihren Füßen.

Maria wich ihm aus. Sie hatte die Leblosen erblickt, die klaffende Wunde auf Hermanns Stirn, das fahle Angesicht ihres Knaben. Da bäumte sie sich zurück, hob die gerungenen Hände gen Himmel und sank nieder mit einem entsetzlichen Wehelaut: „Tot? ... Beide tot?"

Niemand gab Antwort, und sie raffte sich zusammen, und über Hermann gebeugt, bedeckte sie seine Brust mit ihren Küssen und rief: „Er lebt, Doktor — sein Herz schlägt, ich hab es gefühlt ..."

Der Arzt, der, wenn auch völlig hoffnungslos, noch nicht aufgehört hatte, Wiederbelebungsversuche an dem Kinde vorzunehmen, antwortete mit einer verneinenden Gebärde.

Sie aber drückte ihren Mund auf den des Entseelten und hauchte ihm ihren Atem ein, bis er versagte, ohne die leiseste Regung des seinen zu wecken. Und nun begriff sie, daß sie ihn verloren hatte. Wieder stürzte sie sich über ihn hin... aber plötzlich, gestemmt auf seine Schulter, hob sie den Kopf empor und schoß einen Blick voll bebender Scheu nach ihrem Sohne... „Der auch?" stöhnte sie mit einer Stimme, in der alles zusammengepreßt schien, was die Menschenseele an Schmerz zu fassen vermag: „Mein Kind auch!"

Dem Wahnsinn nahe, betete sie, bettelte um ein Wunder.

Als sie heimkehrten, die vor wenigen Stunden froh und glücklich das Haus verlassen hatten, funkelten ihnen Hunderttausende farbiger Lämpchen entgegen. In einem Meer von Licht prangend, empfing Schloß Dornach seinen toten Herrn.

XIX.

Maria hielt allein die erste Nachtwache bei ihren Toten. Man hatte die Hand des Kindes aus der seines Vaters nicht zu lösen vermocht, und so ruhten sie nebeneinander auf einem Lager und sollten auch in einem Sarge ruhen. Ihre bleichen Gesichter trugen keine Spur des letzten schweren Kampfes. Maria hielt die beiden umfangen. Sie lag an sie geschmiegt, bleich und stumm wie sie, aber ohne ihren Frieden. Einen Trost nur hatte sie in ihrer Vernichtung und empfand ihn, während sie ihr Haupt an das stille Herz drückte, an dessen lebensfreudigem Schlag all ihr Glück gehangen.

Wohl ihr, daß sie ihm das Bitterste erspart, daß sein Glaube an sie unerschüttert geblieben war bis ans Ende. Dank der geheimnisvollen Kraft, die das Wort, das ihn elend gemacht hätte, so oft sie es aussprechen wollte, zurückgedrängt in ihre Brust! Nun war er eingegangen zur ewigen Ruhe, mit heiterer Stirn und lächelndem Munde...

Im anstoßenden Zimmer befand sich Lisette und unterdrückte ihr Schluchzen, um von der Herrin nicht gehört und fortgerissen zu werden. Einmal wagte sie sich leise bis zur Tür heran und spähte durch das Schlüsselloch.

Maria saß neben dem Bette, unbeweglich in den Anblick der Ihren versunken, mit einem Ausdruck von so herzzerreißender Trauer, daß Lisette zurückfuhr. — Nein, das ertrug sie nicht, das konnte sie nicht sehen...

Am Morgen endlich pochte sie und trat, als nach einer Weile keine Antwort kam, ungeheißen bei ihrer Gebieterin ein, rief sie an und sagte: „Es ist Tag."

Maria schreckte auf: „Schon Tag?"

„Ja, mein armes Kind, und du mußt fort. Die Herren sind da... Du weißt — und der Graf Wilhelm."

Der hatte mit Helmi an der Tür gestanden. Seine Augen waren rot und geschwollen, seine Lippen zuckten. Er konnte nicht sprechen und lehnte sich hilflos an seine Frau. Der Doktor und Willi kamen, und hinter ihnen trat schüchtern Erich ein, der mit beiden Händen einen großen Strauß weißer Rosen festhielt.

„Der Gärtner hat mir gesagt, ich soll das dem Hermann bringen," sprach er zu seiner Mutter. „Hermann, da hast du."

Er legte die Blumen auf das Bett, und auf dessen Rand gestützt, hob er sich so hoch er konnte und streckte den Hals und spitzte die Lippen, um seinen Bruder zu küssen. Doch erreichte er ihn nicht und fragte: „Warum hast du heute nicht bei mir geschlafen?" — Jetzt erblickte er den Vater, der sich auch nicht rührte, dessen Augen auch geschlossen waren...

Ganz bestürzt trat er zurück. „Warum schlafen sie so lange?“ rief er plötzlich aus. „Sie sollen aufwachen, Mutter, sag ihnen, daß sie aufwachen sollen!“

Maria beugte sich zu ihm nieder und schloß ihn in ihre Arme. Die ersten Tränen, die sie seit gestern weinte, fielen auf das Haupt ihres Söhnchens.

Wilhelm nahm es auf sich, Gräfin Agathe die Kunde des furchtbaren Verlustes, den sie erlitten hatte, selbst mitzuteilen. Helmis Bitten brachten ihn dazu. Sie wollte ihn forthaben von der Unglücksstätte, ihn zwingen, in der Ausübung einer schweren Pflicht Herr seines Schmerzes zu werden.

Früher als man gedacht hatte, kehrte er zurück. Er war Tag und Nacht gefahren, teils Lokalbahnen benützend, teils mit Bauernpferden, und meldete die Ankunft der Gräfin für den nächsten, den Morgen der Beisetzung, an.

„Wie hast du sie gefunden?“ fragte Maria abgewandten Blickes.

„Rätselhaft — eine Heilige oder ein Stein,“ erwiderte Wilhelm und erzählte, daß die Gräfin noch in der Kirche war, als er um neun Uhr früh in Dornachtal ankam. Der neue Beichtvater, ein junger, hochgewachsener, streng aussehender Herr, empfing ihn, und nahm seine Unheilsbotschaft mit kaltem Erstaunen auf. Er hatte den Herrn Grafen nicht gekannt, nur von ihm gehört. In dem Moment haßte ihn Wilhelm; im nächsten hätte er ihm um den Hals fallen mögen, weil er sich anbot, die alte Dame auf die Nachricht des Unglücks, das sie getroffen hatte, vorzubereiten. Wilhelm wartete im Zimmer des Geistlichen, der ihn rufen lassen sollte, sobald es Zeit war ... Das geschah nach einer halben Stunde ... Großer, guter Gott! — Sie saß ruhig in einem hochlehnigen Fauteuil, der Geistliche auf einem Sessel neben ihr, die Augen gesenkt, ein triumphierendes Lächeln auf seinen kargen Lippen. Die Gräfin, weiß wie ein

Linnen, hielt einen Rosenkranz zwischen ihren Fingern, die völlig leblos aussahen.

„Dank," sprach sie, „daß du dich selbst hierher bemüht hast," ließ Maria bitten, sie zu erwarten, und ersuchte ihn, sich nicht aufzuhalten, sie wisse, wie notwendig er in Dornach sei. Ihr Wagen, der ihn nach dem Frühstück zur Bahn bringen solle, sei bereit.

Kein Wort von ihrem Sohne, von ihrem Enkel. Erst als Wilhelm Abschied nahm, fragte sie nach Erich und flüsterte mit einem dankbaren Aufschlagen der Augen zum Himmel:

„Den hat mir Gott gelassen!"

Bei diesen Worten zuckte Maria zusammen und schlug die Hände vor das Gesicht.

Bald nach Wilhelm war Graf Wolfsberg eingetroffen, gebeugt, gealtert. Wenige Menschen durften sich rühmen, seine Liebe zu besitzen; die beiden, die morgen begraben werden sollten, hatte er geliebt. Aber auch die Veränderung, die mit seiner Tochter vorgegangen war, ergriff und erschütterte ihn. Er hörte nicht auf, sie angstvoll zu betrachten, erwies sich hilfreich, stand ihr bei in ihrem traurigen Totendienst. Einmal zog er sie plötzlich an sein Herz, so zärtlich wie am Tage vor ihrem Scheiden aus dem Vaterhaus:

„Lebe," sprach er, „du hast auf Erden noch etwas zu tun."

Sie erhob den Blick zu ihm und erwiderte entschlossen: „Ja, Vater, ja!"

Gräfin Agathe wurde von Wolfsberg und Maria unter dem Portal erwartet. Sie stieg aus dem Wagen, und nach stummer Begrüßung, jede Unterstützung abwehrend, die Treppe hinauf. Oben wandte sie sich geradeswegs dem Kapellenzimmer zu, in dem seit Jahrhunderten die Grafen von Dornach ihre letzte Rast hielten.

Der schwarz ausgeschlagene Raum war dicht gefüllt mit

weinenden, schluchzenden Menschen. Als die alte Dame eintrat, war's, als ob ein Eishauch die Luft durchwehe; alle Tränen stockten, nicht eine Klage wurde mehr laut.

Aufrechten Ganges, hoheitsvolle Ergebung in den strengen Zügen, wohnte die Gräfin den Trauerfeierlichkeiten bei. Erstarrt in ihrem Gram, klagte sie nicht, verlangte nicht nach einer Schilderung des Ereignisses, das ihr den Sohn und den Enkel geraubt hatte. „Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen, der Name des Herrn sei gelobt," war alles, was sie sich und ihrer Schwiegertochter zum Troste sagte. Aber sie setzte hinzu: „Der gleiche Schmerz verbindet." Sie ließ Maria fühlen, daß die geliebte Gattin ihres Sohnes ihr auch nach dessen Tode wert geblieben war.

Tante Dolph hatte sich in den jüngst verflossenen Tagen unsichtbar gemacht. Doktor Weise mußte ihr absolute Ruhe und Luftveränderung verordnen.

In ihr ging etwas Ungewöhnliches vor — sie wurde bei der Erinnerung an den kleinen Hermann von Wehmut erfaßt, nicht heftig allerdings, aber doch beängstigend für die alte Egoistin, wie ein Unwohlsein für einen Menschen, der immer gesund war. Sie gestand es ihrem Bruder und verhehlte ihm auch nicht ihren leisen Groll gegen Maria, deren Unglück das Mitleid herausforderte — ein der Gräfin unbequemes Gefühl.

„Mich mitzufreuen, nicht mitzuleiden bin ich da. Warum soll die Traurigkeit sich ausbreiten?... Ich weiche ihr aus. Wenn das abscheulich gefunden wird, muß ich mich darein fügen. Kann ich für meine Natur? Die Rebe weint, die Distel nicht," sagte sie und reiste ab.

In dem schwer heimgesuchten Hause, dem sie den Rücken gekehrt, gab es aber doch einen Glücklichen. Das war Erich; selig ging er umher wie ein aus der Verbannung in das ersehnte Heimatsparadies Zurückgekehrter. Seine Mutter liebte ihn jetzt, wie sie den armen Hermann liebte, der noch immer schlafen

mußte. Sie hob ihn auf ihren Schoß und überhäufte ihn mit Zärtlichkeiten.

Und das Kind, in wonniger Überraschung, ein wenig verlegen, ließ in stillem Entzücken all diesen Liebessegen über sich ergehen.

Einmal nahm sie ihn mit in die Gruft, und vor der mit Kränzen behangenen Nische, die den Sarg ihres Mannes und ihres Erstgeborenen barg, kniete sie nieder.

„Erich," sprach sie, seine beiden Händchen in ihre Hände fassend, „Erich, du wirst groß werden und gut und gescheit. Dann sollst du an deine Mutter denken und an das, was sie dir heute sagt."

Der Kleine lehnte seine Stirn an ihre Wange: „Was sagt sie?"

„Sieh dich um. Wo sind wir?"

„In der Gruft."

„Und wer schläft in der Gruft?"

„Mein Vater und mein Bruder."

„Und noch viele, viele ihnen verwandte, gute Menschen. Merke dir, Erich, vergiß es nicht, erinnere dich, wenn du groß sein wirst, wo und wann deine Mutter dir gesagt hat: Verzeih mir, mein Kind ... verzeihe mir! — Wirst du dir das merken, Kind?"

Erich schlang seine Arme um ihren Hals und antwortete fest und zuversichtlich: „Er merkt sich's."

Als sie ins Schloß zurückkehrten, kam Wolfsberg ihnen entgegen.

„Es ist Zeit," sagte er zu Maria. „Deine Schwiegermutter und Wilhelm erwarten dich. Wenn du aber nicht stark genug bist ..."

Sie unterbrach ihn: „Ich habe mir Stärke geholt," übergab den Knaben der seiner harrenden Wärterin und ging mit ihrem Vater nach den Zimmern der Gräfin.

Das Testament des Verstorbenen war vor der Beerdigung in Gegenwart Wilhelms und Wolfsbergs, mit den üblichen Förmlichkeiten eröffnet worden. Den Hauptinhalt desselben bildete eine Huldigung für Maria, und Wolfsberg hatte gezögert, ihr den ergreifenden Wortlaut dieser letzten Botschaft mitzuteilen. Heute, am dritten Tage nachdem Hermann zur ewigen Ruhe bestattet worden, sollte es geschehen. Seine Mutter hatte den Wunsch ausgesprochen, Zeugin zu sein.

Die Gräfin empfing Maria und Wolfsberg im Salon ihrer Witwenwohnung im Schlosse. Ein hohes Gemach mit gelblichen Stuckwänden, großen Marmorkaminen, bis zur Decke reichenden Spiegeln in kannelierten Goldrahmen, und steifer Empireeinrichtung. Die Fenster, die einen weiten Ausblick über den Park gewährten, standen offen, und herein drang das Licht der untergehenden Sonne und die würzige Luft, die vom Walde her gestrichen kam.

Einen düsteren Gegensatz zu diesem freundlichen Raume bildete die alte Dame mit ihren schwarzen, schleppenden Gewändern, mit dem aschfahlen Angesicht, dem die Leiden und Seelenkämpfe der letzten Tage tiefe Spuren eingeprägt hatten.

Sie erhob sich ein wenig aus ihrer Sofaecke, als Maria auf sie zukam, und streifte dabei ein kleines Bauer mit einem ausgestopften Vögelchen auf den Boden hinab. Ehe jemand ihr zuvorkommen konnte, hatte sie sich danach gebückt und das Spielzeug wieder auf seinen früheren Platz gestellt.

„Erich hat es herübergebracht," sprach sie, „und vergessen, als du ihn rufen ließest."

Maria ergriff die Hand, die sie ihr reichte, beugte sich tief, küßte sie innig und heiß und zog sie immer wieder an ihre Lippen, als ob es ein schweres Scheiden gelte.

„Nun, mein Kind, nun," ermahnte die Gräfin, „Fassung, ich bitte dich. Wir wollen die Worte des teuren Vorangegangenen hören, standhaft wie Glaubende und Hoffende."

Wilhelm hatte die Zeit über stumm dageseſſen, in das Schriftſtück vertieft, das er vorleſen ſollte.

„Beginne," ſprach die Gräfin.

Er rückte ſeinen Seſſel näher zu ihr. Ihm gegenüber hatte ſich Maria niedergelaſſen. Ihr Vater nahm Platz an ihrer Seite.

Wilhelm las mit bewegter, leiſer Stimme, und der greiſen Zuhörerin neben ihm bemächtigte ſich allmählich ein lange nicht mehr gekanntes Gefühl, eine ſanfte und wehmütige Rührung.

Vor vielen Jahren hatte ein Unvergeſſener in ſeinem letzten Willen ſo von ihr geſprochen, wie Hermann von dem Weibe ſeines Herzens ſprach. Mit dem gleichen Vertrauen hatte er ſie geehrt, indem er ihr ſo viele Rechte über den Sohn, ſo viel Freiheit in der Verwaltung des Vermögens gewahrt, als das Geſetz nur irgend zuließ. Faſt mit den Worten ſeines Vaters ſchrieb Hermann:

„Weil ich das wahre Wohl meiner Kinder im Auge habe, unterwerfe ich ſie in allem und jedem den Beſtimmungen ihrer Mutter. Sie ſind damit einer Vorſehung anbefohlen, die weiſe iſt, gerecht und treu."

Ein qualvolles Wimmern rang ſich aus Marias Bruſt.

Wilhelm hielt inne.

„Weiter," ſagte die Gräfin nach einer kleinen Pauſe.

Mit erſtickter Stimme fuhr er im Leſen fort und warf von Zeit zu Zeit verſtohlen einen Blick nach Maria. Sie rang die Hände auf ihren Knien, aus ihren marmorblaſſen Zügen ſprach rettungsloſe Verzweiflung.

Wilhelm war zu Ende gekommen. Am Schluſſe hieß es:

„Je beſſer und tüchtiger meine Kinder werden, mit je hellerem Blick ſie die Welt und die Menſchen beurteilen lernen, deſto feſtere Wurzeln wird in ihnen die Überzeugung ſchlagen: Es gibt auf Erden eine höchſte Einſicht und Güte — in unſrer Mutter hat ſie ſich verkörpert.

„Ich lebe gern und hoffe noch lange zu leben und zu meinen

Söhnen noch manches Wort sprechen zu können. Dir aber, Maria, ob ich jung, ob alt sterbe, dir werde ich immer nur eines zu sagen haben: Ich danke dir!"

Die Augen Gräfin Agathens hatten sich leicht gerötet; teilnehmend wandte sie sich Maria zu.

Die Frau, die eine solche Liebe besessen und verloren, stand ihr nahe und sollte ihr immer nahe stehen. „Meine Tochter," sagte sie zu ihr, „ich teile den Glauben meines Hermann. Sein teuerstes Vermächtnis, sein liebes Kind, ist geborgen in deiner Hut. Gott stärke dich und segne unsern kleinen Majoratsherrn." Sie streckte die Rechte aus, um sie auf den Scheitel Marias zu legen.

Diese sprang auf. „Was tust du? Ich verdiene es nicht ... Behandelt mich, wie ich es verdiene," rief sie leidenschaftlich aus, stockte einen Augenblick und setzte dann herben Klanges hinzu: „Erich ist nicht erbfähig."

„Maria!" — stießen die andern hervor. Derselbe Gedanke war allen zugleich gekommen ...

„Nein, nein, ich bin nicht wahnsinnig, ich weiß, was ich rede. Ich kann die Lüge nicht mehr ertragen. Der ist tot, dem zuliebe ich es getan habe."

Außer sich, faßte Wolfsberg ihre Schulter mit eisernem Griff: „Was getan?"

„Geheuchelt — mich halten lassen für das, was ich nicht war: für treu."

Er stieß sie von sich und sprang auf; auch die Gräfin stand da, emporgerichtet in ihrer ganzen Höhe.

„Nicht treu? eine Dornach nicht treu? ... Nein, keine Dornach. Du bist nicht aus unserm Blut, — Ehebrecherin!" schleuderte sie Maria zu und führte unwillkürlich das Taschentuch an ihre Lippen, die sie beschmutzt fühlte, nachdem sie das Wort ausgesprochen hatte ... „Erich nicht der Sohn meines Sohnes ... und ich — und ich!" ... Mit einem grellen, kurzen Lachen sank sie in die Kissen zurück, halb ohnmächtig, stumm und starr.

„Du lügst, Maria!" rief Wilhelm. Bebend vor Wut trat Wolfsberg vor seine Tochter hin:

„Deine Entschuldigung?" fuhr er sie an.

Sie sah ihm ruhig in die zornig flammenden Augen, und aus den ihren sprach eher ein Vorwurf als eine Abbitte. „Ich hatte mich gerettet aus eigener Kraft," hätte sie ihm antworten können. „Da riß mich die Hand deines Sohnes ins Verderben."

„Deine Entschuldigung?" rief er von neuem, dieses Mal leiser, dringender, sehr betroffen über ihre wunderbare Gelassenheit. „Du hast eine Entschuldigung."

„Keine," erwiderte sie.

„Unmöglich," fiel Wilhelm ein. „Wenn du gefehlt hast, hätte ein Engel gefehlt und ..." plötzlich hielt er inne.

Die Tür neben dem Sofa war geöffnet worden. Aus dem Zimmer Gräfin Agathens kam Erich heraus — und auf sie zugelaufen. „Großmutter, wo ist der kleine Vogel?" fragte er und legte seine gekreuzten nackten Ärmchen auf ihren Schoß.

In ihrem Herzen erglomm ein letzter Funken der Liebe zu diesem holdseligen Kinde, sie sah ihn mitleidsvoll an; dann wies sie ihn hinweg.

Er aber forderte ungestüm: „Den kleinen Vogel! Großmutter, gib! gib!" und klammerte sich an sie.

Da schüttelte sie ihn ab, wie wenn etwas Unreines sie berührt hätte. „Geh!" befahl sie hart. Ihr Gesicht war verzerrt, ihre Hände ballten sich krampfhaft: „Geh!"

Erich, erstaunt, bestürzt, wurde über und über rot; seine Mundwinkel zogen sich herab; er sah noch von der Seite nach dem Vogelbauer und rang mit dem Weinen, in das man ihn ausbrechen hörte, sobald er das Zimmer verlassen hatte.

Maria blieb regungslos. Ihr Vetter Wilhelm beobachtete sie in unsäglicher Spannung und wartete sehnlich, daß sie sprechen und die Verleumdung zurücknehmen werde, die sie gegen sich selbst ausgestoßen hatte ... Aus welchem Grunde, was be-

zweckte sie damit? ... Die Gedanken wirbelten durcheinander in seinem brennenden Kopfe, es hämmerte in seinen heißen Schläfen. Nach Kühlung ringend, trat er ans Fenster.

Lau strömte die Luft ihm entgegen und weckte ein flüsterndes Geräusch in den Wipfeln der Bäume. Schwalben umkreisten das Haus. Weiße Tauben schwangen sich von einem Pilasterkapitäl schwirrenden Fluges auf und verschwammen im Blau wie Flöckchen.

„Wilhelm!"

Er sah sich um, die Gräfin hatte seinen Namen gerufen.

„Der alte Stamm Dornach ist erloschen," sprach sie feierlich und erbleichte unter dem Eindruck, den ihre eigenen Worte in ihr hervorriefen. „Gott schütze den jüngeren Stamm und vor allem dich, dessen Haupt."

Er taumelte zurück: „Ich ... Ich ..."

„Du hast den nächsten Anspruch. Ist dir das neu?" fragte Wolfsberg voll Bitterkeit.

„Ich werde ihn nicht geltend machen, nie!"

„Als ob du die Wahl hättest."

„Du wirst tun, was deine Pflicht ist, und was du tun mußt," sagte die Gräfin.

„Muß?" erwiderte er heftig, „und was wir jetzt gesprochen haben, muß weltbekannt werden — und zu der Erklärung, die hier abgegeben worden ist, muß das Gesetz seinen Segen geben —," er hielt inne, ein erlösender Gedanke war in seinem Geiste aufgestiegen: „Das Gesetz gibt ihn nicht! ... Vor dem Gesetz ist das in der Ehe geborene Kind rechtmäßig und sein Erbe unantastbar."

Gräfin Agathe fuhr auf: „Sein Erbe? ... das Gesetz? ... Es gibt ein Gesetz, welches das Kind der Sünde beschirmt, wenn es die Hand ausstreckt nach fremdem Gut?"

„Ohne Sorge!" fiel Wolfsberg ein. Er war fahl geworden, Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. „Das Kind wird

Dornachsches Eigentum nie berühren; es wird erzogen werden, wie es ihm zukommt, und einst, mündig geworden, seine Verzichtleistung unterschreiben mit dem Bewußtsein, es vollziehe eine leere Förmlichkeit. Dafür steh ich."

„Und ich," sprach Maria, und Wilhelm rief ganz außer sich. „Und du?... So gibst du deinen Namen der Lästerung preis. Hast du das auch bedacht."

Sie hatte ein trostloses Lächeln: „Guter Wilhelm, du wirst doch mich nicht schonen wollen — eine Schuldige, die mehr als überwiesen, die geständig ist... Ich habe jahrelang Liebe und Ehrfurcht erduldet mit dem Bewußtsein meines Unwerts — — das war schwerer..."

„Worte, leere Worte," versetzte starr, unerbittlich die Gräfin. „Wenn es dem Ewigen gefallen hätte, meinen Sohn zu erhalten, würdest du weiter gelebt haben in Lug und Trug."

„Nicht mehr lange," sprach Maria mit sanftem, eindringlichem Beteuern, „glaube mir. Der kleinste dem — — dem unrechtmäßigen Kinde gewährte Anspruch hätte mir die Zunge gelöst, und dann wäre ich vor Hermann gestanden, wie jetzt ich vor seiner Mutter stehe, und hätte gefragt —" ihre Stimme wurde fast unhörbar: „Darf ich dir Lebewohl sagen?"

Eine ablehnende Gebärde war die Antwort der Gräfin; Wilhelm aber ging auf Maria zu und sagte vorwurfsvoll:

„Lebewohl? Du willst uns verlassen, was fällt dir ein? — Wir lieben dich — meiner Helmi bist du wie eine Tochter — bleibe bei uns, zieh zu uns in unser schlichtes Haus, — bleibe bei uns!" Er klopfte auf seine Brust. „Du hast einen Freund, der dich verehrt und noch mit seinem letzten Hauche wiederholen wird: Wo die gesündigt hat, da wäre ein Engel gefallen."

Maria drückte dankbar seine Hand. „Wir sehen uns wieder," brachte sie mühsam hervor — „in Wolfsberg, wo mein Vater mich und das Kind aufnehmen wird. Nicht wahr, Vater?"

„Ich komme nicht mehr nach Wolfsberg," erwiderte er rauh. In dieser Stunde verleugnete sich seine Liebe zu ihr.

„Maria!" rief Wilhelm, „wir werden jeden Tag segnen, den du uns schenkst. Bleibe bei uns!"

„Es kann nicht sein — du wirst das einsehen," sagte sie. Ihre Wangen hatten sich langsam gefärbt und glühten nun fieberhaft.

Zum zweiten Male wandte sie sich an ihren Vater: „Nimm uns dennoch auf!"

Er zuckte mit den Achseln und antwortete: „Was bleibt mir anderes übrig?"

XX.

Das Stammschloß Wolfsberg war ein schwerfälliges steinernes Bauwerk mit düsteren Bogenhallen, feuchten Gängen, klafterdicken Mauern. Der Graf hatte es einst mit großem Aufwand bewohnbar machen und einen Teil desselben in altertümlichem Stile einrichten lassen, während der andre allen Anforderungen entsprechen sollte, die heutzutage an den Landaufenthalt reicher und gastfreier Leute gestellt werden. Später, nach dem Tode seiner Frau, bereute er die romantische Laune, von der er sich hatte verleiten lassen, seinen Wohnsitz in einer unwirtlichen Gegend zu nehmen, in der Nachbarschaft einer Dorfbevölkerung, der alle Laster der Armut anhafteten. Er ließ Dolph und Maria monatelang allein in Wolfsberg; seine Besuche dort wurden immer kürzer, und nach der Verheiratung seiner Tochter stellte er sie ganz ein.

Das Schloß erhob sich auf einem stumpfen Hügel, der noch zu Anfang des Jahrhunderts dicht bewaldet gewesen war. Ein geldbedürftiger Vorfahr hatte die Bäume fällen und den Grund

nicht mehr aufforsten lassen. Wasserrisse bildeten sich, die fruchtbare Erde wurde von Regengüssen fortgeschwemmt und der tonige Sandstein, der nun zutage kam, allmählich von einer kümmerlichen Vegetation bedeckt. Hie und da ragte der schiefe und narbige Stamm einer Föhre mit graugrünen Nadelbüscheln an den dürren Zweigen aus dem Gestein hervor, und wo ein Quellchen rieselte, gab es üppig wuchernde Moose. Wurzeltriebe der uralten Steineichen, die oben vor dem Pförtnerhause standen, schmückten sich mit Blättern. Kampanulazeen und Eriken wuchsen aus dem Schutt.

Daß die Wasseräderchen nicht ganz versiegten, dankte man dem Baumreichtum des Schloßgartens. Hinter seiner weitläufigen, vieleckigen Einfassungsmauer, die sich stellenweise bis zur halben Höhe des Hügels zog, breiteten sich herrliche Wiesen, und sogar von Blumen, und von Gewächshäusern, in denen sie überwinterten, erzählte man im Dorfe. Ein Verkehr zwischen diesem und dem Schlosse bestand nicht. Unfrieden herrschte zwischen beiden, seitdem die Gemeinde die ersten Wohltaten, die der Graf ihr erwiesen hatte, mit Undank gelohnt. Was sich an Nörgeleien erdenken läßt, tat man einander gegenseitig an.

Dem Grafen, in dessen Sinne die Gutsverwaltung sich dem Volke gegenüber benahm, weihte es seinen vollsten Haß, während das Andenken der verstorbenen Herrin in Ehren gehalten wurde. Ein Gemisch von Wahrheit und von böswilliger Erfindung hatte sich als Tradition in der Gegend erhalten. Niemand bezweifelte, daß die Gräfin den Mißhandlungen erlegen, die ihr Gatte sie hatte erdulden lassen, und jetzt wandelte sie als Gespenst durch die Gänge, schlich an seine Tür und lauschte. Eines Nachts hatte er ihr geisterhaftes Auge gesehen, wie es durchs Schlüsselloch spähte. Nun verfolgte ihn dieses Auge und starrte ihm entgegen aus jedem Winkel des Hauses. Kein Wunder, daß er nicht aushielt in Wolfsberg; kein Wunder, daß seine frechen Diener sich nach und nach gebärdeten als Herren im fremden Eigentum.

Das Telegramm des Grafen, welches das Eintreffen Marias zu längerem Aufenthalt ankündigte, entthronte mit einem Schlage ein halbes Dutzend Usurpatoren und entfesselte einen Sturm von unwilligen Fragen: „Was hat sie hier zu suchen? Warum bleibt sie nicht dort, wohin sie gehört?"

Keinem willkommen, kehrte Maria mit Erich und ihrem kleinen Gefolge in die Heimat zurück.

Die windbrüchige Akazienallee, die zum Schlosse führte; das Muttergottes-Kapellchen daneben am Fuße der Anhöhe, von vier Winterlinden umgeben; den weiten Ausblick, den man im Steigen über die Felder und Hutweiden gewann, bis zu dem Steinbruche, und tief im Hintergrunde den dunkeln Nadelwald — das alles hatte sie geliebt. — Und wie kahl, welch ein Ausbund von Traurigkeit erschien es ihr jetzt!

„Wo sind denn die Blumen, wo sind denn die Berge?" rief Erich, als er am Morgen nach der Ankunft aus dem Fenster blickte. Er ging mit Lisette in das Dorf und kehrte ganz entrüstet zurück.

„Sie sind hier sehr unartig," erzählte er, „sie geben keine Antwort, wenn man sagt: Guten Morgen, und ein Bub hat mir," er senkte die Stimme und flüsterte seiner Mutter ins Ohr: „die Zunge herausgestreckt."

„Sie kennen dich noch nicht," erwiderte sie ihm; „warte nur, bald werden sie so freundlich mit dir sein wie die Kinder in Dornach."

Aber diese Prophezeiung erfüllte sich nicht. Im Gegenteil; als der Grund der Entfernung Marias aus Dornach bekannt wurde, ließen es auch die Erwachsenen, besonders die Weiber, an Gehässigkeiten gegen das Kind nicht fehlen. Ein Schimpfwort wurde Erich zugerufen, so oft er sich zeigte, nach dessen Bedeutung er zu Hause vergeblich fragte, und als er mit seiner Mutter davon sprach, traten Tränen in ihre Augen. Sie hatte gemeint, nach dem Scheiden von Dornach könne ihr nichts

mehr wehtun, und nun gab es doch noch Stacheln, die vermochten, ihr ins Herz zu dringen.

Als sie nach Geringschätzung gedürstet, hatte sie nicht bedacht, daß ihr schuldloses Kind sich mit ihr darein werde teilen müssen.

Sie begann zu werben um die Gunst der Elenden und Mitleidlosen. Sie brachte Hilfe und ließ sich nicht abschrecken durch das Mißtrauen und durch den kaum verhehlten Hohn, mit dem ihre Gaben aufgenommen wurden. Wenn Erich über die Bauernkinder klagte, wies sie ihn ab: „Sie können nicht dafür, bedauere sie; niemand sagt ihnen: Seid gut."

„Wär auch schad drum; mit denen müßt man eine andre Sprache reden!" fiel Lisette zornschnaubend ein. — Sie hätte so gern jede Beleidigung, die Maria oder das Kind erfuhren, mit Feuer und Schwert gerächt. — Ihres Respekts vor dem Grafen Wolfsberg entledigte sie sich nach und nach vollständig und äußerte ungescheut, wie es sie empöre, daß er nicht komme, sich seiner Tochter anzunehmen und „dem schlechten Beamten- und übrigen Volk den Standpunkt klarzumachen — mit der Hundspeitsche!" schrie sie und schlug auf den Tisch.

Es war ihr unfaßbar, daß die flehentlichen Bitten Wilhelms und seiner Frau, Maria besuchen zu dürfen, von dieser unerhört blieben, und sie wurde nicht müde, ihren Unwillen darüber kund zu tun.

„Glaube mir," erhielt sie endlich zur Antwort, „es würde mich verwöhnen, mich weich machen." Maria preßte die flachen Hände an ihr Gesicht, dann hob sie den Kopf in ihrer alten stolzen Weise. „Ich aber muß standhaft bleiben."

Sie bewahrte einen unerschütterlichen Gleichmut; sie schien blind und taub, wenn sie herausfordernden Mienen begegnete, wenn sich bei ihrem Anblick ein beleidigendes Zischeln erhob.

Eines Tages, im Spätherbste, führte ihr Weg sie zu einer einzeln stehenden Hütte, deren uralte Bewohnerin von aller

Not befreit war seit der Anwesenheit der Gräfin in Wolfsberg. Gekrümmt wie ein Bogen saß sie auf der Bank an ihrer Tür und lud Maria ein, neben ihr Platz zu nehmen. Sie begann damit, sich zu beklagen, daß die Kleidungsstücke, die sie aus dem Schloß erhalten hatte, nicht ganz nach ihrem Geschmack ausgefallen waren, sagte aber zuletzt doch einige Worte des Dankes.

Auf ihren Stock gestützt, blickte sie zu Maria hinauf, die, von Abscheu ergriffen vor der affenartigen Häßlichkeit der Alten, unwillkürlich die Augen schloß.

„Ja, was Sie jetzt anders worden sind, daß Sie sich um uns kümmern," sprach die Greisin; „wie Sie noch zu Haus waren, ist Ihnen so was nicht eing'fallen" ... Sie lächelte schadenfroh. „Na, wir werden Ihnen schon losbeten, meine Tochter und ich; den andern können Sie schenken, soviel Sie wollen, die beten doch nicht für Sie ... die schimpfen nur ... was die aber selber tun, das sollen Sie von mir hören, hochgräfliche Gnaden, damit, wenn sich einer getraut, Ihnen etwas ins Gesicht zu sagen, Sie ihm's tüchtig zurückgeben können."

Sie erzählte. Sie lieferte die Geheimnisse der Bewohner ihres Dorfes aus. Es war eine haarsträubende Sittengeschichte, und die alte Sibylle erfand nicht. Ihre Enthüllungen trugen das Gepräge der Wahrheit, einer Wahrheit freilich, die Schritt hielt mit den dunkelsten und ausschweifendsten Phantasiegebilden.

Maria unterbrach das Weib im schönsten Fluß ihrer Rede und erhob sich. — „Welche Greuel," dachte sie, „nein, so hättet ihr nicht werden müssen, ihr Bejammernswerten! Ihr hättet nicht in diesen Sumpf zu geraten brauchen, in dem ihr jetzt versinkt. Nur wenige Einsichtige und Barmherzige unter denen, die durch Jahrhunderte unumschränkt über euch geherrscht, und sie würden euch zur Erkenntnis des Guten geführt haben. Sie besaßen die Macht, warum nicht auch die Gerechtigkeit, die Uneigennützigkeit, das liebreiche Herz?"

Als ein Kind ihres Stammes fühlte Maria sich mitschuldig an dem himmelschreienden Versäumnis und war doch die letzte, die Ersatz dafür zu leisten vermochte. Sie konnte schenken; — raten, belehren, bessernd einwirken konnte sie, die Bemakelte, nicht. Um die Menschen zu ihrem wahren Heil zu führen, bedarf es einer reinen Hand.

Sie eilte hinweg wie gejagt, und durchwachte die Nacht ruhelos und fiebernd. In dem großen, kapellenartig gewölbten Schlafgemach, das sie mit Erich bewohnte, hingen zwei Meisterwerke Benczurs, die Bilder Hermanns und seines Sohnes. Gräfin Agathe hatte sie für ihre Schwiegertochter malen lassen, und sie waren das erste gewesen, das Wilhelm seiner verehrten Base nachzuschicken befahl aus Dornach. Die geliebten Gestalten schienen lebendig aus ihren Rahmen zu treten, ihre treuen, freundlichen Augen die Augen Marias zu suchen und ihr zu folgen, wohin sie sich wandte. Sie sank an ihrem Bette zusammen, ihre ganze Seele flammte auf in der verzehrenden, ewig empfundenen, ewig vergeblichen Sehnsucht all der Unglücklichen, die ihr Liebstes überleben: „Einmal nur noch deine Stimme hören, einen Kuß auf deine Lippen drücken, nur einmal noch."

O! dieses immer geforderte, nie erlangte, nie verschmerzte *eine* letzte Mal!

Alles still im Hause und auch draußen alles still. Ausnahmsweise hatte der Sturm seine Flügel gefaltet und sein wildes Lied verstummen lassen. An dem Geiste Marias zogen die stillen Tage ihres ersten, noch unbewußten Glückes vorbei. Sie versenkte sich in die Erinnerung an jede im Verkehr mit ihrem Gatten, ihrem Freunde, verlebte Stunde.

Er hatte sein bei der Verlobung gegebenes Wort getreulich gehalten, was sie für ihn tat, immer als Gnade angesehen, was er für sie tun durfte, als sein bestes Glück. Und seine Art und Weise gegen sie war nur der höchste Grad dessen, was er allen Menschen zuteil werden ließ. Sie erhob ihre Augen und Hände

zu seinem Bilde und tat einen stummen Schwur: — „Die Welt soll dich nicht ganz verloren haben, deine Güte, deine Langmut sollen fortleben; ich will dienen um das Recht, sie auszuüben in deinem Sinn; ich will mir das Vertrauen der Leidenden und Irrenden verdienen."

In diesem Jahre kam der Winter besonders früh und streng mit seinen kurzen Tagen, seinem dämmerigen Lichte, mit Eis und Schnee. Wochenlang von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, suchte Maria, wenn ein Postpaket endlich ins Schloß befördert werden konnte, immer zuerst nach Briefen von ihrem Vater — und nicht selten umsonst. Fürstin Alma, Carla und Betty schrieben voll Zärtlichkeit; Wilhelms wiederholten immer inniger ihre flehende Bitte, sprachen immer wärmer ihre Sehnsucht nach einem Wiedersehen aus. Tante Dolph sandte unpassend schneidige Berichte über das Treiben in der Gesellschaft, während Wolfsbergs Briefe so unpersönlich als möglich nur Fernliegendes berührten.

Am Abend, wenn Sturm und Frost Maria im Hause gefangenhielten, setzte sie sich ans Klavier und spielte, und sehr oft kam Erich, rückte einen Sessel herbei, stieg hinauf und horchte unendlich aufmerksam. Das Kind schien eine Ahnung zu haben von der Schönheit der Phantasien, die unter den Fingern seiner Mutter hervorquollen. Sein dunkler, leuchtender Blick ruhte mit ehrfürchtigem Staunen auf ihr und senkte sich fast scheu, wenn sie zu ihm hinsah.

Einmal plötzlich hielt sie inne, nahm ihn auf ihren Schoß und drückte ihn an sich. Er streichelte und küßte ihre Wangen, wollte sprechen, würgte aber die Frage, die ihm schon auf den Lippen schwebte, wieder hinunter.

„Was hast du? Was willst du?" sprach Maria.

„Ich möchte so gern ... so gern möcht ich ..." er stockte wieder und fuhr nach einer Weile zögernd fort: „Ich weiß, Mutter, wie man nach Dornach geht. Vom Schlafzimmer sieht

man den Weg; Lisette hat mir ihn gezeigt ... Sie hat gesagt, das arme Dornach ist ganz verlassen und wird noch lange verlassen bleiben. Ist es weit nach Dornach, liebe Mutter?"

Sie nickte schweigend: „Ja."

„Ich möchte aber doch nach Dornach," begann er wieder, entschlossener werdend. „Hermann wird mir von den Löwen erzählen. Dornach ist nicht so weit wie die Löwen."

„Doch!" rief sie mit schneidendem Schmerzensklang. „Dornach ist weiter als alles, ist unerreichbar!"

Am folgenden Morgen, da Lisette beim Eintreten in das Zimmer der Gebieterin ausrief: „Wie blaß du bist, wie übel du aussiehst!" mußte Maria eingestehen, daß sie sich müde und unwohl fühlte.

Lisette bemerkte nur: „Es muß arg sein, wenn du's selber sagst," aber sie setzte etwas ins Werk, was sie schon seit längerer Zeit plante, und vertraute im Laufe des Tages dem Stubenmädchen an, daß sie heute „einen Coup" ausgeführt, einen ausgezeichneten „Coup."

Die Kränkung Marias über das Wegbleiben des Grafen, die wenigstens sollte ein Ende nehmen. Lisette wußte recht gut, was sie zu tun hatte, um ihn „ins Bockshorn zu jagen."

In der Stunde, in der Maria ihr schweres Geständnis abgelegt, hatte ihrem Vater ein schreckliches Bild von dessen Folgen vorgeschwebt. Der Name seiner Tochter der Schmach preisgegeben, nie wieder genannt, ohne die Erinnerung an einen Skandal zu wecken ... Und er mit hineingerissen in die Schande, seine glänzende Stellung vernichtet.

Aber siehe! indes er sich anschickte, die große Welt als ein Ausgestoßener zu fliehen, kam sie ihm entgegen, huldvoller denn je. Seltsamerweise hatte Maria die öffentliche Meinung gewonnen durch die heroische Geringschätzung, die sie ihr bewiesen. Die große Welt verzieh, statt zu verdammen; sie tat ein übriges,

— sie bewunderte. Tonangebende Damen erklärten, Gräfin Dornach werde stets in ihrem Hause willkommen sein.

„Was der Teufel, willkommen!" rief Betty Wonsheim aus, „knieend würde ich sie auf meiner Schwelle empfangen."

Und wie stimmte ihr Carla bei! und welches unaussprechliche Mitleid erfüllte die Seele Fürstin Almas und wagte nicht, sich laut zu äußern, aus Furcht vor dem Schein einer begreiflichen Sympathie mit der Schuldigen und mit der Schuld. Fee, die sich einen famosen Reisewagen hatte bauen lassen (Gott weiß, wo, Gott weiß, wann man ihn brauchen wird!) konnte es nicht erwarten, ihn auszuprobieren. Eine Fahrt über Land, mit eigenen Pferden, mit vielmaligem Einkehren und wunderbarem Schlußeffekt: plötzlichen Sturz in die Arme ihrer überraschten, ihrer liebsten, ihrer angebeteten Freundin — das wäre etwas gewesen, recht nach dem Herzen der kleinen Fee.

Die strengsten Richter fand Maria in ihrer Familie.

„Bei mir hat sie abgewirtschaftet," sagte Gräfin Dolph geradeheraus zu Fräulein Nullinger.

Die Gesellschafterin erwiderte nicht ohne geistlichen Hochmut: „Darüber wird sie sich trösten — im Himmel, der die große Büßerin erwartet."

„Was Sie sagen — der Himmel? ... Kann sein übrigens. Es gibt ja einen für die Einfältigen. Sie hat eine Dummheit gemacht, um einen Fehler zu reparieren; das mag dort Anerkennung finden."

Das Fräulein spielte alle Farben von dunkelrot bis zu violett: „Mein ganzes Innere ist empört ..."

„Gegen mich?" fragte Gräfin Dolph mit souveränem Lächeln. „O, wie grausam! — nein, ich bitte Sie, kein Wort mehr, haben Sie Erbarmen, ich weiß ja, daß meine Empfindungen nur Hunde sind gegen die Ihrigen."

So scharf ihr eigenes Urteil über Maria war, die Härte ihres Bruders suchte sie zu mildern, weil er darunter litt. „Was

nimmst du ihr im Grunde übel?" sagte sie einmal — „daß dein Blut und das Blut ihrer Mutter in ihren Adern rinnt. Nun Verehrtester, ich kann den Gebrauch, den sie davon gemacht, nicht unbescheiden finden. Sie hat geheiratet, überlege nur, mit der Neigung zu Tessin im Herzen, sie hat — ich kenne sie — jeden Gedanken an ihn von sich gewiesen. Aber die abgewiesenen Erinnerungen und Gefühle, das ist bei Leuten eures Schlages wie zurückgeschobener Sand oder Schnee: es häuft, es häuft sich, es wird ein Berg und stürzt euch bei der ersten Gelegenheit über dem Kopfe zusammen."

„Diese Frau," murmelte Wolfsberg, — „und dieser Mann!"

Gräfin Dolph verzog den Mund mit unbeschreiblichem Spotte: „Soll ich alte Jungfer dir sagen, daß die Krone der Liebe nicht wie die von Mazedonien ‚dem Würdigsten' bestimmt ist? — Das wäre eine langweilige Welt, in der nur Tugendhelden Eroberungen machen würden. Ich bitte dich, höre auf, dich zu quälen. Ewig zürnen kannst du nicht, und einen Groll, den man endlich doch fahren lassen muß, soll man je eher je lieber aufgeben."

Die Zeit verfloß, die ersten Frühlingstage kamen, der Verkehr zwischen Vater und Tochter beschränkte sich immer noch auf einen spärlichen Briefwechsel.

Da erschien eines Vormittags Gräfin Dolph im Arbeitszimmer ihres Bruders. Ihr linkes Auge war zusammengezogen und zwinkerte trüb und matt. Sie hatte ihre März-Rheumatismen, die ganz besonders bösen, in der Stadt herumkutschiert und kam von einem Abschiedsbesuch bei Wonsheim. Es ging nicht gut in dem Hause. Auf den dringenden Rat ihrer Ärzte verreisten die zwei Ehepaare für längere Zeit. Clemens brauchte Zerstreuung um jeden Preis. Der Arme war seit dem entsetzlichen Unglück, das er verschuldet, als er sinn- und gedankenlos den Ehrgeiz eines Kindes zum unseligsten Wagnis aufgestachelt, in ernster Gefahr, gemütskrank zu werden.

„Er denkt natürlich nicht daran, Maria vor Augen zu treten, die beiden Frauen aber möchten unbeschreiblich gern Abschied von ihr nehmen. Geht das, was meinst du?" fragte die Gräfin.

„Ich weiß nicht," gab er zur Antwort.

„Sie ist etwas unwohl."

„Wer?"

„Nun, Maria."

„Hat sie geschrieben?"

„Nicht sie. Lisette, der alte Angstwurm, hat hinter ihrem Rücken einen Brief an Doktor Hofer ergehen lassen, und der ist sofort nach Wolfsberg abgereist."

Der Graf saß an seinem Schreibtisch, hielt eine Feder in der Hand und tippte heftig mit deren Spitze auf ein bereits ausgefertigtes Schriftstück: „Was das für Übertreibungen sind!"

„Er hat sich nicht lange aufgehalten, war heute schon bei mir und voll Ingrimm über die schlechten Verkehrsmittel bei uns zulande." Sie rückte näher an den Kamin, in dem ein Holzfeuer brannte. „Drei Patienten haben mit dem Sterben auf ihn gewartet: sobald die expediert sind, kommt er zu dir."

„Er hätte gleich kommen sollen," versetzte Wolfsberg ungeduldig. „Warum bin ich der letzte, der von alledem etwas erfährt?"

„Damit du dir nicht unnötige Sorge machst... ganz unnötige! Es ist nichts von Bedeutung." Die Hälfte von dem, was der Arzt ihr gesagt, hatte sie vergessen, vergessen wollen, und von der andern Hälfte verschwieg sie ihrem Bruder das meiste. Ihre Schmerzen waren fast unleidlich geworden. „Leb jetzt wohl," sprach sie, „ich muß anticipando ausruhen, habe Gesellschaft heute abend, die ganze Menagerie, wie Madame de — de, wie hieß sie nur? sagte, nun, die im achtzehnten Jahrhundert, als Paris noch an der Spitze der Kultur stand und das Kaffeehaus Europas war — die... ich hab vergessen, wie sie hieß, mein Gedächtnis geht flöten. Auch eines der vielen

Anzeichen des hereinbrechenden Greisentums. — Ja, mein Lieber, halte dich an die Nachkommen, die Zeitgenossen sterben einem weg. Du kannst über Nacht ein Bruder ohne Schwester sein."

Sie fand für gut, das zu sagen, wäre jedoch sehr erstaunt gewesen, wenn man ihr geglaubt hätte.

Als sie fort war, fuhr Wolfsberg ins Ministerium, präsidierte einer Sitzung, empfing Besuche — alles wie immer. Und dabei hatte er unaufhörlich die Empfindung eines Zusammenpressens der Kehle. Gegen Abend kam er heim, begann rastlos auf und ab zu wandern in seinem Zimmer und horchte auf jedes Glockenzeichen. Eine schwere, alt machende Stunde verschlich. Da endlich wurde die Tür vor dem Herrn Professor aufgerissen.

Er war ein Mann in den Fünfzigen, kräftig und untersetzt, mit ansehnlicher Glatze, aber noch dunkeln Haaren. Der treuherzige Ausdruck seines schönen, glattrasierten Gesichts, sein gerades Wesen gewannen ihm auf den ersten Blick ein Vertrauen, das er durchs Leben hindurch zu rechtfertigen wußte.

Der Graf ging ihm entgegen und reichte ihm beide Hände: „Lieber Herr Professor, Sie Getreuer — Sie waren dort — ich danke Ihnen."

„Nix z'danken," erwiderte Hofer trocken (er bediente sich manchmal durchaus ernsthaft des Wiener Dialekts, und, seine kleinen braunen Augen fest auf Wolfsberg richtend, fuhr er fort: „War meine verdammte Schuldigkeit, mich nach ihr umzusehen, wäre — mit Verlaub — auch die Ihre, Herr Graf. Sie und ich, wir kennen sie gleich lange, und wir könnten es wissen, daß die Frau einige Aufmerksamkeit verdient."

Wolfsberg wischte sich die Stirn. „Es hat sich viel geändert, Freund. — Zur Sache! Wie geht es ihr?" Er lehnte mit dem Rücken am Fenster; der Arzt stand vor ihm.

„Merkwürdige Frage," sagte er. „Nein, daß auch für Sie

die alte Regel paßt: Willst du Genaues erfahren über deine Allernächsten, so frage nur bei fremden Leuten an. Hm, Hm! — Hat zu viel ausgestanden, die Frau. Wissen Sie was, Herr Graf? Hören Sie jetzt auf zu schmollen, es könnte Sie sonst reuen," und er klopfte ihm auf den Arm.

„Doktor, Herr Professor ... mich reuen ... Sie sehen zu schwarz ... Ihr einziger Fehler."

„Ich sehe, was Sie sehen werden. Reisen Sie morgen, machen's a bisserl an Ordnung auf Ihrem Ritterschloß, bleiben Sie aber nicht lang, und kommen Sie dann nicht zu bald wieder hin. Auch Ihre Besuche würden die Kranke ..."

„Die Kranke?"

„— Aufregen, und jede, selbst die geringste Gemütsbewegung kann von den schlimmsten Folgen für sie sein. Es ist ja ganz gut, sie so hinduseln zu lassen und zu beschränken auf den Umgang mit ihrem Kind. Wenn sie recht haushält, mit ihren Kräften, wird es vielleicht möglich werden, sie im Herbst nach dem Süden zu bringen. Aber," er erhob drohend den Zeigefinger, „das Bewußtsein muß sie haben, daß ihr niemand etwas nachträgt. Ihr gebührt Bewunderung. Wer die Frau kränkt, begeht eine Todsünde. Das sage ich Ihnen."

Eine halbe Stunde später kündigte der Graf seiner Schwester an, daß er mit dem Nachtzuge nach Wolfsberg abreise, und ließ packen. Das Essen, das ihm in seinem Zimmer serviert wurde, blieb unberührt. Er schickte einige Zeilen an seine Behörde und warf die Antwort ungelesen auf den Tisch. In seinem Sessel zurückgelehnt, starrte er vor sich hin. Da, auf dieser Stelle hatte sie gekniet, den Kopf an seinem Herzen ... Plötzlich, unwillkürlich falteten sich seine Hände. Der Mann, dem der Glaube nur als ein Kappzaum galt für die Menge und als unentbehrlichster Trost für die Enterbten dieser Erde, betete zu dem Gott der Liebe und des Erbarmens, dessen er in Jahren nicht gedacht. „Erhalte sie mir," schrie er zu ihm empor. Das war

alles, was er zu sagen wußte in seiner Pein — Anfang und Ende seiner Beredsamkeit: „Allmächtiger, erhalte sie mir!"

Am nächsten Tage traf er in Wolfsberg vor dem Telegramm ein, das ihn ankündigen sollte. Die Überraschung der Dienerschaft, das Geschrei Lisettens, die eben in den Hof trat, als er hereinfuhr, belehrten ihn darüber.

„Der Herr Graf! das ist aber etwas!" rief die Alte, tat aufs äußerste verwundert und beantwortete seine Frage nach Maria mit den hastig gesprochenen Worten: „Bei den Pinien ... im Garten ... ich muß nur bitten ... ich will sie vorbereiten ..."

Er hörte sie nicht an. Während im Schlosse und im Beamtenhause alles durcheinander rannte und die feindlichsten Elemente sympathisch zusammentrafen in dem Verdruß über seine Ankunft, schritt er eilig der großen Baumgruppe am südlichen Ende des Gartens zu. — Wie war alles verwildert! Die Wege grasüberwuchert, die Wiesen von Unkraut zerfressen, die Gebüsche unbeschnitten; ihre kahlen, schwachen Stämmchen in die Höhe gewachsen, lauter Lichtungen statt der ehemaligen schattigen Gänge. Von weitem schon erblickte er seine Tochter. Sie saß auf einer Moosbank unter den mächtigen Stämmen — durchsichtig blaß, schmal in ihrem schwarzen, enganliegenden Kleide — und sah dem Kinde zu, das sich eifrig mit dem Bau einer kleinen Grotte beschäftigte. Ihr Vater war schon nahe bei ihr, als sie seine Schritte knistern hörte auf dem mit dichten Schichten abgefallener Nadeln bedeckten Grunde, und den Kopf erhob.

„Maria!" rief er aus, und Tränen traten ihm in die Augen.

Sie stand auf, wollte sprechen, auf ihn zueilen, sank aber stumm zurück mit einem unendlich dankbaren Lächeln.

Er neigte sich zu ihr herab und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn. Sie flüsterte etwas Unverständliches, ihre Nasenflügel bebten, ihre Lippen waren halb geöffnet, sie zogen die Luft hörbar atmend ein.

Wolfsberg nahm Platz neben ihr. „Hätte ich doch gewußt ...“ sagte er, „warum nicht ein Wort schreiben ... Wie unrecht.“ Von Rührung übermannt, zog er ihre Hände an seinen Mund und küßte sie und sprach leise: „Niemand liebt dich, wie ich dich liebe, und niemand hat dir so weh getan.“

Alles war ihm Vorwurf, ihr abgehärmtes Aussehen, ihr verwahrloster Wohnort, das Fremdtun Erichs, der sein Spiel unterbrochen hatte und ihn ernst und fragend ansah, ohne ihn zu begrüßen.

Auf einmal blitzte es freudig auf in den Augen des Knäbleins. Er trat an seine Mutter heran. „Schau dorthin,“ sagte er, legte sein Händchen flach an ihre Wange und zwang sie, den Kopf zu wenden. Die Sonne ging unter; ihre letzten wagrechten Strahlen schimmerten durch die Stämme der Bäume, das Angesicht des Kindes flammte in ihrem Widerschein; goldene Lichter spielten auf seinen dunklen, leicht gelockten Haaren.

Wolfsberg betrachtete ihn mit schmerzlicher Bewunderung. „Nun, was ist mit dir?“ begann er. „Du siehst mich ja gar nicht an. Kennst du mich nicht mehr?“

„O ja — o ja!“ gab Erich zur Antwort, senkte den Kopf und wandte seine ganze Aufmerksamkeit einem Käfer zu, der an einem Grashalm emporzuklimmen suchte.

Auch Maria wagte nicht aufzublicken. Die Erinnerung an den Abscheu, mit dem Gräfin Agathe das Kind von sich gestoßen hatte, durchzitterte sie, und sie murmelte: „Verzeih ihm, er ist so scheu geworden in der Einsamkeit.“

„Wir wollen ihn schon zutraulich machen,“ sagte ihr Vater und streckte dem Knäblein die Rechte entgegen. „Schlag ein, kleiner Wolfsberg, schlag ein, mein Enkel. Auf gute Freundschaft!“

Der Graf blieb einige Zeit daheim, und alle, die in seinem Dienste standen, erfuhren, wie begründet ihr Schrecken über seine Ankunft gewesen war. Er ging streng ins Gericht; seinen

unverschämtesten Ausbeutern, seinen aufgeblasensten Würdenträgern brach der Angstschweiß aus, als er, ohne die Stimme zu erheben, mit geschlossenen Zähnen zu ihnen sprach: „Weh euch, wenn ich bei meiner Wiederkehr nicht jedes Versäumnis eingebracht finde, hundertfach."

Seine Abreise verschob er von Tag zu Tag. Er hatte Erich liebgewonnen; er beschäftigte sich mehr mit ihm, als er mit Maria getan, da sie noch in so zartem Alter stand. Halbheit war seine Sache nicht. Er wollte den Enkel, den er anerkannt, von aller Welt anerkannt sehen und ihn für eine glänzende Zukunft erziehen. Als er jedoch seine ehrgeizigen Pläne vor Maria entwickelte, traf er auf Widerstand. Sie strebte für Erich das Gegenteil von allem an, was ihrem Vater wünschenswert erschien; ja, sie forderte von ihm das feierliche Versprechen, daß ihr die entscheidende Verfügung über das Kind bewahrt bleibe im Leben und im Tode.

Zweifelnd und erschrocken sah er sie an, aber eine andre Antwort als „ja" hatte er auf einen von ihr geäußerten Wunsch nicht mehr.

Ihre unerschütterliche Gelassenheit bewegte ihn in allen Seelentiefen. Es schien ihm die Gelassenheit einer halb Abgeschiedenen, die nicht mehr wünscht noch hofft. Ihre Mutter, in ihrem letzten Lebensjahre, hatte in ruhigen Stunden denselben Ausdruck stiller Trostlosigkeit gehabt. Maria war jetzt das vollkommene Ebenbild der unglücklichen Frau, und Wolfsberg schauerte manchmal zusammen, wenn sie ihm unerwartet entgegentrat.

Am Abend vor seiner Abreise waren sie aus dem Salon, in dem der Tee genommen worden, in den anstoßenden Erker getreten. Aus seinen hohen, schmalen Fenstern sah man über die Bäume des Gartens, über das Dorf hinweg auf eine von Trümmern, die aus dem Steinbruch herabgerollt, teilweise bedeckte Hutweide. Die Dämmerung war eingebrochen, und in

ihrem täuschenden Scheine meinte man einen ungeheuren Friedhof vor sich zu sehen. Wolfsberg blickte lange gedankenvoll hinaus. Ein letztes Mal suchte er Maria zu überreden, ihren düsteren Aufenthalt mit dem auf einem seiner Güter in Tirol oder in Oberösterreich zu vertauschen: „Wo du mir leichter erreichbar wärest und auch Tante Dolph, für die die Reise hierher zu beschwerlich ist, dich besuchen könnte. Und die andern, die vielen, die dich lieben. Was mir nur die kleine Fee alles aufgetragen hat! Sie droht, wenn du ihr durchaus nicht erlaubst zu kommen, es ohne deine Erlaubnis zu tun."

„Gib es nicht zu!" rief Maria flehend aus. Eine tiefe Röte spielte auf ihren Wangen. „Ich kann niemand sehen, lieber Vater. Laß mich hier vergraben, tot für alle sein; nur so ertrage ich das Leben."

Zur Abfahrt Wolfsbergs versammelten sich seine Angestellten mit ihren nicht immer „besseren" Hälften im Schloßhofe. Auch der Vorsteher der Gemeinde war da. Der Graf hatte derselben einen Teil ihrer Schulden abgenommen, gegen seine Überzeugung, aber auf Marias Fürbitte. — Er kam mit ihr und mit Erich die Treppe herab, beantwortete die devoten Kratzfüße und Knixe der seiner Harrenden mit einer ablehnenden Gebärde, umarmte seine Tochter, küßte und segnete seinen Enkel und sprang in den Wagen.

Maria blieb regungslos stehen und sah ihm nach. Plötzlich bemerkte sie, daß auch die übrigen sich nicht vom Flecke rührten, sondern in untertäniger Haltung erwarteten, von ihr entlassen zu werden. — Die freche Feindseligkeit hatte sich in eine kriechende verwandelt.

Ein Jahr nach dem Tode Hermanns schrieb Tessin an Maria. Seine Versetzung auf einen höheren, wieder überseeischen Posten sollte noch im Laufe des Jahres erfolgen; er kam, bevor er ihn antrat, für einige Zeit in die Heimat zurück. In bewegten, tiefe,

unwandelbare Liebe atmenden Zeilen bat er um die Gunst eines Wiedersehens und knüpfte daran eine Hoffnung, die vielleicht zu kühn war, um in Erfüllung zu gehen. Doch lebe er von ihr, und auf sie verzichten zu müssen, wäre sein Untergang.

Maria las mit Schrecken und Grauen. So war die Vergangenheit nicht begraben? So streckte sich die Hand des Urhebers ihrer unsühnbaren Schuld noch immer nach ihr aus? Die Stunde der Erniedrigung stieg wieder auf vor ihrem geistigen Auge — unfaßbar, ein hölliſches Rätsel... Ihr Herz stand still, ihre Zähne schlugen zusammen... Mit dem Aufgebot aller ihrer Kraft trat sie zum Schreibtisch und richtete hastig einige Zeilen an ihren Vater:

„Antworte für mich — du weißt alles... Hilf, rette mich vor diesem Menschen, schütze mich vor der Gefahr, jemals wieder von ihm zu hören."

Sie schloß den Brief Tessins in den ihren und schickte damit einen Reitenden, dem sie selbst die größte Eile auftrug, nach der Post.

In Gedanken begleitete sie ihren Boten. Jetzt konnte er beim Steinbruch sein und jetzt an der Brücke, und wenn er tüchtig jagte, kam er noch zurecht zur Abfahrt des Postkarrens. — Und der brauchte dann vier Stunden, bis er zur Eisenbahnstation gelangte. Vier volle Stunden... Wenn nur die vorüber wären, sie würde leichter atmen.

Jetzt also, dachte sie, ist der Brief auf der Bahn, als die Schloßuhr zehn schlug.

Sie hatte die Leute zur Ruhe geschickt und ging nun rastlos in ihrem Schlafzimmer auf und ab, bis sie endlich todmüde auf ihr Lager sank, neben dem das kleine Bett Erichs stand. Er schlief fest und sah gescheit und lieblich aus. Seine Mutter schöpfte Mut und Kraft aus seinem Anblick; ihre Besorgnisse schienen ihr mit einem Male töricht. Was lag daran, ob die Antwort auf den Brief, der ihr zugeflogen war wie ein Pfeil

aus dem Busche, einen Tag früher oder später kam? — — Was lag daran? — Sie sprach sich Vernunft zu; sie schalt die Schwäche des Willens, der nichts vermochte über das Treiben aufgeregter Nerven, über das tolle Pochen des Herzens. Gegen Morgen fiel sie in leisen, durch wirre Träume gestörten Schlaf und erwachte, in kalten Schweiß gebadet. Sie stand mühsam auf und schickte Erich mit seiner Wärterin in den Garten. Gegen Mittag kam er wie gewöhnlich zur Unterrichtsstunde in das Erkerzimmer, wo Maria ihn erwartete.

„Mutter," rief er, „es ist jemand angekommen, ein Herr, mit den Schimmeln vom Postmeister, und der eine hinkt."

Sie war aufgefahren, hatte einen raschen Blick nach der Tür geworfen, als ob sie entfliehen wollte, und war dann auf ihren Platz zurückgesunken. „Jemand angekommen," wiederholte sie. „Weißt du, wer?"

Nein, er wußte es nicht.

Aber sie wußte es ... Tessin hatte ihre Antwort nicht abgewartet — er war gekommen.

Die Tür, die vom Gang in das Nebenzimmer führte, wurde aufgerissen. Man vernahm Lisettens kreischenden Ausruf: „Jesus! Herr Jesus!" — „Ich darf niemand vorlassen," sprach ein Diener laut.

„Mutter," rief Erich, „warum schreien sie so da draußen?" Er breitete seine Arme aus und stellte sich schützend vor sie hin: „Fürchte dich nicht!"

Und jetzt polterte sehr aufgeregt Lisette herein: „Nein, denk dir nur ... Graf Tessin nennt er sich, und ich schwöre darauf, es ist derselbe ... Aber was ist dir denn? ..."

Maria war aufgestanden; ihr Gesicht hatte einen fremden Ausdruck angenommen. Finster und kalt sah sie den eintretenden Tessin an, der bei ihrem Anblick totenblaß geworden.

Erich stürzte ihm entgegen: „Fort, du, fort, wir wollen dich nicht ..." und drohend erhob er die Faust.

Die Lippen Teſſins verzogen ſich; er lächelte das Kind an mit einem Gemiſch von Verlegenheit und Spott; er wünſchte ſich weit weg von hier, er verfluchte ſeine Ungeduld.

In liebevoll gehegter Erinnerung hatte er Maria immer nur ſo vor ſich geſehen, wie ſie war in der ſüßeſten und ſiegreichſten Stunde ſeines Lebens. Er hatte die ſchönſte Frau in Gedanken tauſend- und tauſendmal in ſeinen Armen gehalten. Das wahnſinnige Verlangen nach ihr, das ihn oft in der Fremde ergriffen, wuchs von Minute zu Minute, ſeitdem er den Boden der Heimat betreten. Er zweifelte nicht — ſie liebte ihn noch; ſie hatte immer nur ihn geliebt, ſie harrte ſeiner mit derſelben Sehnſucht, mit der er ihr entgegengeſtrebt — —

Und nun war's erreicht; er ſtand am Ziel, und was es ihm bot, war eine grauſame Enttäuſchung, die zu verbergen ihm die Faſſung fehlte. Langſam trat er näher und verbeugte ſich ſtumm.

Maria winkte Liſetten, den Knaben fortzuführen. Er ſträubte ſich, mußte aber gehorchen. Am Ausgange noch wandte er ſich um und warf einen Blick voll Trotz und Mißtrauen auf Teſſin.

XXI.

Maria ſah dem Kinde nach. Funken flimmerten vor ihren Augen; ihr war, als ob die Wand, an der ſie lehnte, ſchwankte, als ob die kleinen, runden Scheiben der Erkerfenſter wie Kreiſel wirbelten, platzten wie Seifenblaſen... Sie biß ſich in die Lippen, ſie wollte ſtandhaft bleiben, ſie wollte die Herrſchaft behaupten über ihre ſchwindenden Sinne. — Einmal wieder rief ihr die Erinnerung das alte Zauberwort zurück: Nur ruhig!

„Wie dürfen Sie es wagen?" ſtieß ſie plötzlich hervor. „Was

wollen Sie ... Warum haben Sie meine Antwort nicht abgewartet?"

„Welche Frage ..." erwiderte er, betroffen über diesen Empfang. „Aus Ungeduld, aus Sehnsucht."

„Nach dem, was Sie hier erwartet? ...!"

„Was mich hier erwartet? Sie meinen den Schmerz, Sie leidend zu finden," — „und furchtbar verändert," setzte er in Gedanken hinzu.

Die widersprechendsten Gefühle kämpften in ihm, Mitleid, Groll, Trotz und Wehmut. Ihm schien jede Gunst erreichbar und jedes Glück, — sollte er das seine nun suchen im Besitz einer verwelkten Frau? ... Aber — es war doch sie! sie, die ihm die heftigste Leidenschaft seines Lebens eingeflößt hatte ... Er fühlte von neuem ihren bestrickenden Einfluß und überließ sich ihm. Das Bewußtsein eines begangenen Frevels an diesem armen Weibe erwachte und zugleich — nur Lügner behaupten, daß er großmütiger Regungen unfähig sei — der Vorsatz, seine Schuld wieder gut zu machen.

Noch immer hatte er dagestanden, den Hut in der Hand, und nahm jetzt unaufgefordert Platz, Maria gegenüber. Allmählich fand er die Züge, die ihm so teuer gewesen, in diesem bleichen Gesichte wieder. Es trug die Sporen von schweren Seelenqualen, die um ihn erduldet worden ... Ein nicht geringes Genüge für seine Eitelkeit. —

Tessin sprach einige Worte der Rührung und des Bedauerns; sich selbst jedoch sagte er: „Sie ist jung, sie wird genesen, sie wird wieder aufblühen in meinen Armen; ich will der Gott sein, unter dessen Hauch ihre Wangen sich von neuem färben, ihre Lippen lächeln werden, der sie auferweckt und zurückführt zu allen Daseinswonnen."

Er begann ihr seine unveränderte Liebe zu beteuern; er erzählte von der Kunst, die er angewendet hatte, um sich immer in Kenntnis von allem zu erhalten, was sie betraf. So wußte

er denn auch von ihrer „hochherzigen Verzichtleistung“ und schwur, daß er den Anspruch, der ihm daraus erwuchs, geltend machen werde.

Mit einer Art stumpfer Ergebung ertrug Maria seine Nähe, seinen unverwandt auf sie gerichteten Blick. Der ihre blieb so abwesend, so leer, daß sich Tessin eines Zweifels an der leichten Ausführbarkeit seiner göttlichen Sendung nicht erwehren konnte. In gereiztem, unwillkürlich herausforderndem Tone schloß er: „Sie haben Ihrem Sohne den Namen genommen, der ihm vor dem Gesetz zukam; das kann nur in der Absicht geschehen sein, ihm dafür den Namen zu geben, der ihm in Wahrheit gehört, — den meinen.“

Jetzt machte sie eine heftig abwehrende Bewegung: „Ihm Ihren Namen geben und Ihnen dadurch ein Recht auf das Kind — Ihnen?“ — Sie beugte sich vor. In ihren Augen hatte sich eine Flamme der Verachtung entzündet, die ihn traf wie ein glühender Pfeil.

Er zuckte zusammen, er rang nach Fassung und rief dennoch fassungslos aus: „Gräfin ... Maria, Sie haben mich geliebt!“

Sie neigte den Kopf, eine brennende Röte flog über ihre Wangen. „Ich habe geglaubt, Sie zu lieben, und Sie — sind schlau gewesen, Sie haben es verstanden, einen Brand des Schuldbewußtseins gegen Sie in meine Seele zu werfen ... Dann haben Sie sich einen Spießgesellen geworben, und mit seiner verräterischen Hilfe sind Sie gekommen und haben mich überrascht, gemeiner, ehrloser als ein Dieb, und ich habe mich an Sie weggeworfen ... Und nachdem das Unwiderrufliche geschehen, nachdem die Schuld begangen war ... eine Schuld, die von den Tränen der Reue so wenig weggespült werden kann wie der Fels von der Welle, die zu seinen Füßen brandet ... dann ist mir der Mann, neben dem ich bisher hingegangen wie eine Blinde, teurer geworden von Tag zu Tag ... Er hat mich

die Liebe kennen gelehrt, die ewig ist; er, in dessen Seele die reinste Güte und Treue vereinigt waren ... Und diese Empfindung in einem Herzen, das seiner unwürdig geworden ... Das seltenste, köstlichste Glück vergeudet — um welchen Preis!" Ein Schauer des Ekels durchrieselte ihre Glieder.

Im Innersten entrüstet, äußerlich jedoch starr und unbeweglich, hatte Tessin ihr zugehört. Wie er sie jetzt haßte, die Törin, die sich — um ein geringes zu spät — in ihren Mann verliebt hatte; wie er sie lächerlich fand mit ihrer Sentimentalität und ihrer krankhaften Reue! Eine kleine Abkühlung tat not, und so murmelte er denn höhnisch: „Wie müssen Sie mir geflucht haben."

„Nur mir ... Sie sind ohne Rechtsgefühl; ich hatte es und täuschte dennoch das edelste Vertrauen, betrog — — um Sie!"

Ihr Blick glitt über ihn hin, und er spürte ihn wie etwas Körperliches, das von ihm herunterwischte: allen Wert, alles Selbstbewußtsein, alle eingebildete Herrlichkeit ... Er knirschte, er meinte Notwehr üben zu müssen, und dazu war ihm jedes Mittel gut.

„Sie regen sich auf," sprach er frostig. „Wollen Sie sich töten?"

„Nein, ich will leben, um mein Kind zu erziehen ... Ich will es lehren, rechtschaffen sein und wahr und stark; ein Feind alles dessen, was glänzt und scheint und lügt ... Er soll ..." Ihr keuchender Atem stockte.

„Sagen Sie es doch kurz heraus," rief Tessin mit bitterem Lächeln. „Er soll das Gegenteil von dem werden, wofür Sie mich halten ... Glück auf, Gräfin — möge die Erziehung gelingen. Nur rate ich Ihnen: seien Sie nicht zu rüde — manche Lektion schlägt deshalb nicht an, weil sie in gar zu schonungsloser Weise gegeben wurde."

Maria hatte ihr Haupt gesenkt, sah vor sich hin und nickte nur zerstreut zu seinen Worten. — „Er soll auch —" begann sie,

„nie erfahren, daß Sie sein, sein —" es war ihr unmöglich, es auszusprechen. „Sie bleiben immer für ihn ein Fremder!... Das fordere ich, darüber werde ich wachen, dabei muß es bleiben, wenn ich nicht mehr da bin, ihn zu beschützen vor Ihrem Einfluß, Ihrem Beispiel... Ein Fremder. Schwören Sie mir — — oder nein — versprechen Sie mir... Aber nicht, wie euresgleichen einer Frau etwas verspricht, einer Frau, der gegenüber Ehrlosigkeit nicht entehrt... Warum? warum? — Vielleicht weil sie euch nicht zur Rechenschaft ziehen kann." Sie zitterte und bebte, und es schien, daß er eine gewisse Befriedigung empfand über ihre maßlose Aufregung. Er war die gelassene, kaltblütige Überlegenheit selbst, er war kräftig und gesund, seine Nerven waren von Stahl.

„Gräfin," sagte er in ermahnendem Tone, „Sie wollen etwas von mir und hören nicht auf, mich zu beleidigen. Ist das klug?"

Maria griff mit beiden Händen an ihre Stirn. „Unklug!" jammerte sie, „ganz töricht und unklug... Verzeihen Sie mir..." Es klang schrill, wie ein der innersten Natur, dem widerstrebenden Willen, mit übermächtiger Gewalt abgerungener Schrei: „Verzeihen Sie mir und erfüllen Sie meine Bitte."

Er tat, als wenn er sich besänne, und sagte nach einer Weile: „Es soll geschehen."

Maria fiel rasch ein: „Bei allem, was Ihnen — — — aber was ist Ihnen heilig?" setzte sie entmutigt hinzu.

Jetzt wurde seine Miene ernst und überzeugt: „Die Erinnerung an die Stunde, die Sie aus Ihrem Leben tilgen möchten, und die ich nicht tauschen würde gegen alle Erdengüter. Bei dieser Erinnerung verspreche ich's." Er stand langsam auf. Ein wilder Wunsch, sie an sich zu reißen, sie noch einmal an seine Brust zu pressen, ergriff ihn.

Da erhob sich auch Maria, und sie standen Aug in Auge.

Später, nachdem er alles, was er je angestrebt, errungen

hatte, das Glück sich an seine Fersen heftete, Unternehmen und Gelingen für ihn eins geworden schien, gedachte er manchmal jenes seltsamen, stummen, kurzen Kampfes zwischen ihn und einer zarten, sterbenden Frau, — in dem er unterlegen war.

Sie hatte nach der Tür gewiesen, und er hatte sich bezähmt und Gehorsam geleistet.

Maria blieb aufrecht... Sie mußte aufrecht bleiben. — Wenn sie sich jetzt verriete, sie sich selbst, welche Torheit wäre das!... Nein, sie tut es nicht, sie will nicht, sie ist stark.

Die Tür öffnet sich wieder, Erich kommt hereingelaufen. „Mutter!" ruft er, der Herr ist schon fortgefahren."

„Ja — jawohl — —."

Und jetzt spricht Lisette, die dem Kinde gefolgt ist: „Merkwürdig, nein, wie merkwürdig!... Felix Tessin — den Namen kenn ich nicht, aber den Menschen... Was hat der nur gewollt? Ich möcht darauf schwören, daß es derselbe ist, der zuletzt beim armen Wolfi war." —

„Es wird so sein —" stammelte Maria unverständlich — „Bruder und Schwester durch ihn gemordet, —" und sie stürzte leblos zusammen.

Lange Zeit verging, bevor ihr Bewußtsein wiederkehrte. Im jähen Schrecken hatte Lisette an den Professor, an Wolfsberg, an Wilhelm telegraphieren lassen: „Gräfin erkrankt, gleich kommen." Halb sinnlos raufte sie sich die Haare und hörte nicht auf zu schreien: „Sie ist tot, mein Kind ist tot!" Bei dem ersten Zucken jedoch, das durch den Körper der Ohnmächtigen lief, bei dem ersten Aufschlagen ihrer Augen machte Lisettens Verzweiflung der unerschütterlichsten Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit Platz.

Mit Mühe sprach Maria einige Worte: „Laß Wilhelm und Helmi kommen, gleich, hörst du? — gleich!" — Eine erdrückende Angst schien auf ihr zu lasten; sie verlangte nach dem Kinde, und als man es ihr brachte, erkannte sie es nicht und hielt es

für den kleinen Hermann. „Da bist du —" murmelte sie, „das war ein tiefer Schlaf... O, wie habe ich mich nach meinem Erstgeborenen gesehnt!"

Es wurde Nacht; die Kranke lag regungslos. Ein Eiskübel war an ihr Bett gestellt worden; Lisette und Klara erneuerten abwechselnd die Umschläge auf ihrer Stirn.

„Sie sieht uns nicht, seien Sie sicher, Fräulein," flüsterte das Kammermädchen. „O Gott und ihre Augen! — wie blaue Flammen, mit Schleiern davor."

Auf dem Tische stand eine verdeckte Lampe; der schwache Lichtkreis, den sie an die Decke warf, fesselte den Blick Marias. In dem bleichen Schimmer bildeten sich flutende Wellen, und ein weißer Schwan zog über sie hin, und in den Lüften erklang eine liebliche Musik. Die verstummte plötzlich; ein Stern war vom Himmel gefallen, und der Stern war ein Weib, und entsetzliche Ungeheuer zerfleischten es... Hunderte von Fratzen, Köpfe ohne Leiber schwebten heran, Augen ohne Köpfe, die vielen Augen, die sich in die ihren bohrten. Sie fürchtete sich nicht, sie fand das alles natürlich. Natürlich auch, daß sie auf ihrem Bette lag und zugleich dort oben stand, in dem webenden Schein, an der Seite Hermanns. Er deutete auf sie und sagte: „Ich sehe dein Herz, es blutet, und es hat einen schwarzen Fleck, einen kleinen, kleinen Fleck, der verfinstert die Welt."

Draußen heulte der Sturm, umpfiff das Haus, schleuderte Regengüsse gegen die Scheiben der Fenster, rüttelte an den Angeln, warf sich gegen das Tor, das stöhnend Widerstand leistete.

Lisette sprach: „Das verwünschte Wetter! Es hält dich wach, mein armes Kind!"

„In Dornach ist es still," versetzte Maria, — und nach einer Pause: „Glaubst du? — glaubst du es, liebe Alte?"

„Was soll ich glauben? was wünschest du, das ich glauben soll?"

„— Daß sie mich dort dulden werden in der Gruft?"

„Wie du nur sprichst!"

„Staub bei Staub, aber — wie wunderbar ..." Sie machte einen Versuch, sich zu wenden: „Der eine ist gekommen —"

„Wer denn? ich verstehe dich nicht."

„Du hast ihn doch selbst gebracht," erwiderte sie leise mit einem Schatten von Ungeduld, „sein Vater schickt ihn, er soll mich nach Dornach führen ... meinem lieben Dornach —" sie lächelte glückselig, als sie den Namen nannte — „zu meinem Hermann ... dahin, wo er jetzt ist ... Wir werden liegen, Hand in Hand, hinter den Steinen. Nicht ein Laut wird zu uns dringen, nicht eine Stimme ... nicht einmal die Stimme des Gewissens ..."

„Sie phantasiert, und ich sage Ihnen, man muß um den Geistlichen schicken," flüsterte Klara Lisetten zu. Von der wurde sie rauh angelassen.

„Ja, just phantasieren wird sie! das fällt ihr ein. — Sie spricht aus dem Schlaf, hat's von klein auf getan."

Maria versank in einen dumpfen Halbschlummer, aus dem sie von Zeit zu Zeit auffuhr, um nach Wilhelm und Helmi zu rufen. Gegen Morgen wurde sie ruhiger, und so fand sie der herbeigeholte Bezirksarzt. Als er hörte, daß Professor Hofer stündlich erwartet werde, äußerte er den Wunsch, mit dem berühmten Arzt zusammenzutreffen, und nahm sich vor, später wiederzukommen. Seine Meinung über den Zustand der Kranken behielt er für sich; etwas zu verordnen fand er überflüssig.

Lisette triumphierte. Gab dieses Benehmen des Doktors ihr recht oder nicht? Wäre er so fortgegangen, ohne sich auszusprechen, ohne nur ein Rezept aufzuschreiben, wenn er die geringste Besorgnis hätte?

Sehr gelegen kam ihr in dieser Stunde ein Antworttelegramm aus dem Hause des Professors; es meldete, er sei für

drei Tage verreist. So hatte sie noch Zeit, ihre Aufforderung zu widerrufen, und brauchte sich nicht wieder von ihm „die alte Furchtputzen" schelten zu lassen.

Der Optimismus Lisettens besaß eine mitteilende Kraft. Im ganzen Schlosse herrschte Fröhlichkeit. Der Kastellan setzte die unterbrochenen Singlektionen seines Zeisigs wieder fort und werkelte ihm unermüdlich das Liedchen vor: „Wenn ich am Morgen früh aufsteh ..." Die Männer traten wieder fest auf, die Frauen schlugen lärmend die Türen zu; alles kehrte ins alte Geleise zurück.

Maria hatte sich auf das Ruhebett tragen und dieses an das Fenster rücken lassen. Sie war erschöpft und halb betäubt und glaubte immer, den Wagen, der Wilhelm und Helmi brachte, hereinrollen zu hören.

„Nimm doch Vernunft an," ermahnte Lisette, „sie können noch nicht da sein, trotz der Relais, die der Verwalter geschickt hat; außer es wäre ein Wunder geschehen, oder — sie hätten einen Extrazug genommen."

Eine dieser Möglichkeiten mußte eingetreten sein, denn gegen Abend waren die Ersehnten da, begleitet von Doktor Weise. Mit heiteren Mienen liefen ihnen die Diener entgegen und verkündeten, es gehe besser, es gehe gut.

Lisette kam die Treppe herabgestürzt; sie warf sich beinahe auf die Knie vor dem Ehepaar und umarmte beinahe den Doktor. „Das vergelte der liebe Gott den Herrschaften, daß Sie sich so beeilt haben ... Jetzt wird sie glücklich sein." Unablässig zum Vorwärtsschreiten anspornend, machte sie den Wegweiser über die Treppen und Gänge.

„Sie gehen zuerst," sprach Wilhelm zum Doktor, „und bestimmen, ob die Gräfin uns sehen darf."

Er ließ die Einwendungen Lisettens nicht gelten; sie mußte sich bequemen, Weise anzumelden, der auch sofort vorgelassen wurde, während Wilhelm und Helmi im Nebenzimmer warteten.

Er völlig verstört, sie sorgenvoll, gebeugt, mit blassen Wangen. Die tröstlichen Versicherungen, mit denen sie empfangen worden, flößten ihnen wenig Vertrauen ein. Sie erbebten, als Lisette endlich erschien.

„Nur kommen, nur kommen! Sie fragt nach den beiden Herrschaften und nach niemand sonst," rief sie und entfernte sich diskret.

„Nun denn in Gottes Namen," sagte Wilhelm, und Helmi legte sachte die Hand auf die Klinke. Da trat ihnen Weise aus der Tür entgegen.

„Nichts zu machen," flüsterte er tief betrübt — „eine Herzruptur, worunter man sich freilich nicht vorstellen darf — nun, mit einem Wort: es ist aus."

Wilhelm taumelte, wie wenn ihn jemand vor die Brust gestoßen hätte.

„Aber — sie lebt noch ..."

„Noch, ja, noch," und Weise schob den Türflügel zurück.

Maria lag gerade ausgestreckt. Das letzte Tageslicht warf seinen bleichen Glanz über ihre von der erhabenen Majestät des Todes schon verklärten Züge. Umflossen von der goldigen Pracht ihrer Haare ruhte ihr Haupt in den Kissen, und sie machte eine vergebliche Anstrengung, es zu heben, als Wilhelm und Helmi eintraten. Diese strich mit zitternden Fingern über die Hand der Kranken.

— „Dank, daß ihr kamt... Dank und eine Bitte, —" sprach Maria. „Ihr seht, ich darf nicht leben für das Kind ... ich darf auch nichts abtragen von meiner Schuld ..."

„Du hast sie gesühnt, o Gott im Himmel, wie gesühnt!" rief Helmi.

— „Gebüßt, nicht gesühnt — das hätte ich nie gekonnt ... Schwer ist mit solchem Bewußtsein das Leben ... und schwer der Tod ..."

Wilhelm begann leise, dann brach es wie ein Schrei aus seiner Brust: „Nein, nein, du wirst nicht sterben!"

„Doch — und ihr, gute Eltern, ihr habt um einen Sohn mehr — den meinen ... Ja?"

Beide schluchzten: „Ja."

Helmi bettete den Kopf der Kranken etwas höher, und Marias Blick ruhte auf ihr mit einem Ausdruck wie aus einer andern Welt.

— Und nun ließ sich durch die tiefe Stille das Herannahen eines Wagens vernehmen. Hufschlag und Peitschenknall erschallten vor dem Tor; es wurde zurückgeschoben in seinen eisernen Schienen und dröhnend rollte ein wuchtiges Gefährt herein.

Maria hatte aufgehorcht. „Der Vater ... mein armer Vater," sagte sie. Angst und Sorge malten sich in ihrem sterbenden Gesichte, ein banges Flehen war in ihrer Stimme: „Wilhelm, Helmi — in meinem Schreibtisch — ein Brief an euch — enthält mein Testament ... das Kind bewahren vor jedem andern Einfluß — vor jedem ... Schwört mir —"

„Sei ruhig," sprach Wilhelm, und jetzt klang sein Ton sicher und fest, „wir übernehmen, wir allein, die Verantwortung für diese Seele."

„Mein armer Vater!" wiederholte Maria. „Das Glück ist nicht, wo er es sucht. Gut sein ist Glück, einfach, selbstlos und gut, wie Hermann, wie ihr ... Erich soll dereinst in Wolfsberg das Werk fortsetzen, das ich hier im Geiste meines Hermann begonnen habe ... in dem ich unterbrochen ward ... er soll ... Wo ist Erich?" fragte sie laut.

Da erscholl ein helles Lachen. „Er kommt, und wer noch?" sprach jemand, die Schwelle überschreitend — und ins Zimmer flatterte Fee, Erich an der Hand: „Da ist sie, da ist deine kleine Fee; jetzt wirf sie hinaus, wenn du's übers Herz bringst." Sie war an das Ruhebett herangetreten, prallte plötzlich zurück und stöhnte: „O! — O!"

Maria sah sie an, ein mattes Lächeln irrte um ihren Mund und begrüßte diese Abgesandte des Lebens, die da hereinge-

drungen war, so lieblich, so frisch und rosig mit ihrem Lachen wie Lerchenschlag.

Von einer feigen Regung ergriffen, wollte Fee entfliehen; aber sie bemeisterte sich, sie blieb, hob Erich zu seiner Mutter empor, nahm sanft und zärtlich ihren Arm, legte ihn um den Hals des Kindes und stammelte:

„Du hast ihn gerufen."

„Kleine Fee," sagte Maria, „leb wohl, liebe kleine Fee."

Nun war es vorbei mit der Fassung der jungen Frau. Sie warf sich ungestüm an Marias Brust und brach in einen Sturm von Klagen und Tränen aus. Wilhelm machte die Sterbende frei von ihr, er wollte Fee hinwegführen; sie riß sich los, sank auf ein Kissen am Ende des Zimmers, wo sie sich wand in krampfhaften Bemühungen, ihr Schluchzen zu unterdrücken.

Lisette kam, Erich zu holen, und empfing den Dank ihrer Herrin „für lange Treu." — „Auch du bist diesen edlen Menschen empfohlen ... sie werden dich nicht trennen von dem Kinde ... Hab es nicht zu lieb ... wie du dein großes Kind gehabt hast, arme Alte."

„Niemand mehr so lieb," und sie küßte die teure Hand ihrer Einen und Einzigen mit heißen, bebenden Lippen. Jeder Nerv an ihr zuckte; sie hielt es nicht aus, nahm Erich, der, stumm und bestürzt, kaum zu atmen wagte, und trug ihn fort.

Helmi war niedergekniet: „Maria, Vielgeliebte," flehte sie leise, „geh nicht unversöhnt aus dem Leben, erfülle deine Christenpflicht ... Bereite dich vor, an das Herz des Allgütigen zu sinken."

„Des — Allgütigen?"

„An den du glaubst — —."

„An den ich glaube? ..." sehnsüchtig hauchte sie es nach. — „Alles verloren, Helmi — den Glauben an die Vorsehung ... den Glauben selbst an meinen freien Willen ... Und doch nur einen Wunsch ..." Ihre letzte Kraft erschöpfte sich in den Worten: „O, hätte ich nie ein Unrecht getan!"

Das an Wolfsberg abgesandte Telegramm wurde ihm nach dem Gute Gräfin Dolphs, wo er sich zu kurzem Besuche eingefunden hatte, nachgeschickt. Dort traf es ihn am späten Abend. Er reiste sofort ab. Ein Schnellzug brachte ihn auf die erste Station der Lokalbahn, die ihn weiterbefördern sollte. Da begann die Qual des Wartens von einem Bettelzug zum andern, des Einherhumpelns hinter einer kriechenden Lokomotive. — Wolfsberg kam in Versuchung, hinauszuspringen und nebenherzulaufen, — um wenigstens das Gefühl zu haben: es geht vorwärts!... Dann wieder griff es ihm wie mit eisernen Klammern in die Brust: „Warum so eilig? Wonach hastest du? — Er hatte die Gewißheit, daß ihn ein Leid erwartete, dem er nicht gewachsen war. Gefoltert von Angst und Ungeduld, kam er mittelst einer elenden Fahrgelegenheit auf der letzten Post vor Wolfsberg an. Dort konnte ihm nur noch ein abgejagter Reitgaul zur Verfügung gestellt werden. Auf den schwang er sich, trieb ihn wütend an und ließ an dem unglücklichen Tier seine zornige Verzweiflung aus.

Es dunkelte, als er im Dorf ankam. Das einförmige Gebimmel des Totenglöckleins schallte ihm entgegen. Leute standen in Gruppen beisammen, ein ganzer Zug wandelte über den Feldweg dem Schlosse zu... Noch ein Stockhieb auf die Flanke des erschöpften, keuchenden Pferdes; es griff aus, fiel, sprang auf und brach im nächsten Augenblick völlig nieder. Der Reiter machte sich los aus den Bügeln. Ein stechender Schmerz am Fuße hemmte seine Schritte, er schleppte sich dem Zuge nach. Vier Lichter schwankten an dessen Spitze, und weißliche Rauchwölkchen umqualmten sie. Wolfsberg verbiß seinen Schmerz, strebte weiter mit grimmigem Bemühen und rief: „Halt! halt! Komm einer und helfe mir!“

Seine Stimme blieb ungehört von den ihre Kirchengebete murmelnden Wallern. Am Gartentor waren die Lampen entzündet worden. Der Geistliche im Ornat, Kirchendiener und

Chorknaben mit Laternen und Weihrauchfässern schritten vorüber in den Hof.

„Wartet! Helft mir!" röchelte Wolfsberg todesbang.

Dieses Mal wurde er gehört. Der Zug hielt, die Leute sahen sich um; sie konnten lange nichts unterscheiden in der Dunkelheit, bis plötzlich ein Bursche sprach:

„Es is der Graf, dort beim Feldstein steht er, dem is was g'schehn."

Einer flüsterte es dem andern zu, — doch mehr tat keiner.

Endlich erbarmte sich ein alter, krüppelhafter Mensch, ging hin und stützte und führte ihn.

Beinahe zugleich mit dem Priester trat Wolfsberg in das Sterbezimmer. Die Fenster waren weit geöffnet. Am Himmel schwebte eine finstere Wolke; sie glich einem riesigen Vogel mit weit ausgespreizten Flügeln. Der von ihr verhüllte Mond warf eine Fülle silbernen Lichtes über eine Stelle am Horizont. Auf dieser ruhten Marias schon gebrochene Augen. Dort, wo es hell war, wo der verklärende Schimmer sich breitete, — lag Dornach.

Glaubenslos?

Erzählung

I.

„G'nug g'schimpft, Bauer," sagte der Großknecht Seppl mit unendlichem Gleichmut und machte einen Katzenbuckel, um die Joppe, die ihm über den Rücken herabzurutschen begann, festzuhalten.

Der Bauer wurde noch zorniger, er stieß mit vom Schreien bereits heiserer Stimme neue Flüche hervor, ballte die Faust und drohte dem vor ihm stehenden schönen, kräftigen Burschen.

Sein Anwesen, sein Weib, sein Kind hätte Ambros Kogler in diesem Augenblick darum gegeben, aufspringen, den Seppl an der Gurgel packen und erwürgen zu können. Aber der Bauer mit seiner Hünengestalt, seinem Stiernacken war ein ohnmächtiger, geschlagener Mann. Gelähmt an beiden Beinen seit zwei Jahren, und elend krank seit etwas mehr als vier, da er den unglücklichen Sturz beim Abstieg von der Sängerwand getan. Dort oben auf der Alm hatte er seinen Kühen gar oft nachsehen müssen im Sommer 1886. Früher war das freilich nicht nötig gewesen; auf die alte Sennerin konnte man sich verlassen; aber die junge, lustige, schwarzäugige Lisel brauchte Aufsicht. An der ließ Ambros es denn nicht fehlen, und die Dorfbewohnerschaft ebensowenig an Glossen darüber. Es war ein arges Klatschnest, das Gebirgsdörfchen Schran in der Nähe von Heiligenbrunn; niemand durfte sagen, daß besonders viel Gemütlichkeit dort zu Hause sei.

„G'schicht ihm recht, dem alten Schippel," hieß es, wenn er vorüberhinkte, das Gesicht schmerzverzerrt, brummend über

die verfluchten Beine, die nicht mehr gehorchen wollten. „G'schicht ihm recht, hat ein schönes, braves Weib und lauft dem pfiffigen Dirndl nach, das von ihm nix mag als sein Geld."

Wie oft hatten sie es so laut gesagt, daß er's hören mußte, wie oft es leise gezischelt hinter ihm her: „G'schicht ihm recht," und nun verfolgte es ihn. Er las es auf der Stirn seines Weibes, in den unschuldigen Augen seines Kindes. Wenn er vor seinem Hause saß im Rollstuhl, den Kopf in die Kissen zurückgelehnt, stundenlang allein — weil er's so wollte, weil er Gesellschaft nicht brauchte — und den Himmel anstarrte, stand es auf einmal da, geschrieben im Blau: „G'schicht ihm recht," — und in seinen schlaflosen Nächten, während die Krankheit an seinen Knochen nagte, klang es ihm in den Ohren: „G'schicht ihm recht!"

Jetzt fuhr er zusammen wie gebissen... den verächtlich verzogenen Mund seines Knechtes hatten die verdammten Worte umzuckt — „du Hund!" schrie er ihn an.

„G'nug g'schimpft," wiederholte Seppl, immer unerschütterlich gelassen. „Die Dachdecker haben's dem Bauern selber g'sagt, sagen's, anders tun sie's nit als um den Preis. Will der Bauer nit? Gut. Muß halt im Winter fleißig Schnee ausg'schaufelt werden im Stall." Er machte ein paar kurze Züge aus seinem „Nasenwärmer," schielte nach der Sonne, die hinter den zackigen Felsspitzen des Zinnberges versank, und wandte sich zum Gehen.

„Schuft bestochener!" keuchte Ambros, „da bleibst, Diebskerl... Wohin? du..."

„Futtern," fiel Seppl ein und schritt unbekümmert weiter.

Das Geschrei Koglers verwandelte sich in ein Brüllen — und nun trat ein blasses, junges Mädchen aus dem Garten neben dem Hause: „Um Gottes willen, der Vater," sagte sie mit einem scheuen Blick nach dem Alten und setzte leise hinzu, da Seppl mit etwas verlegenem Gruße an ihr vorüber wollte: „Hast ihn wieder geärgert?"

„Ich nit ihn, er sich selber," erwiderte der Knecht und sah sie von der Seite an.

In seinen dunkeln Augen erglomm ein sanftes, warmes Licht, ein Ausdruck liebevollen Mitleids belebte die unbeweglichen Züge des, wie man ihn nannte, hölzernen Seppls: „'s Bronerl kennt ihn ja, mir tut nur leid um Sie, Sie wird's jetzt kriegen," murmelte er, lächelte ihr zu und setzte seinen Weg fort.

Der Bauer schäumte, stieß seine Tochter, die sich ihm angstvoll und zagend genähert hatte, von sich, und schwor, den Seppl aus dem Haus zu jagen, gradaus ins Kriminal. — Sein Zorn übernahm die Rolle der Phantasie und spiegelte ihm vor, er halte sie bereits fest, da in seinen Händen, die Beweise, die den Knecht brandmarken sollten, als einen von allen Handwerkern, die für den Hof arbeiteten, bestochenen Betrüger.

Während er schrie und gestikulierte, war eine große, sehr zerlesene Bibel, die auf seinem Schoße gelegen hatte, zu Boden gefallen. Ihr folgten die Brille und ein Buchzeichen aus durchbrochenem Kartenpapier, das die zierlich in roter Seide gestickte Widmung trug: „Von deiner dankbaren Tochter."

Eine Klosterarbeit, ein Andenken an die glückseligen Stunden in der Schule bei den guten Nonnen, die für das verprügelte Kind nur Aufmunterung und Lob hatten.

Broni kniete nieder, hob die zu Boden gefallenen Sachen auf und legte sie auf den Sessel neben dem Rollstuhle Koglers. Das Buchzeichen war zerknittert, sie suchte es glatt zu streichen. Dabei beugte sie sich immer tiefer, während die Stimme ihres Vaters über ihrem Haupte wie ein Gewitter grollte.

Jedes seiner Worte traf, sie glaubte ihm alles, sie hatte ihn Roheiten genug gegen Schwächere, als er war, ausüben gesehen, um ihn der ärgsten fähig zu halten.

„Aufg'schaut!" brach er los: „Mir in die Augen g'schaut ... Ja so, traust dich nicht, hast ein schlecht's G'wissen?"

Sein ewig Nahrung suchendes Mißtrauen hatte plötzlich neue und sehr ausgiebige gefunden: Die hält's mit dem Seppl! Weil sie hört, daß er weggejagt wird, kriecht sie vor Schrecken in sich zusammen. Ja, ja, er meinte es schon gemerkt zu haben, daß der Großknecht um sie herumschlich wie die Katz' ums Vogelnest. Sie natürlich sitzt ihm auf, dem bocksteifen Kerl mit dem leeren Säckel, der jetzt in der Wirtschaft herumkommandiert und sich für unentbehrlich hält. Sitzt ihm auf, wie sie einst den Nonnen aufgesessen ist, denen auch gelüstet hat nach dem Erbe der Koglertochter ... Zum Glück lebt er noch, der Bauer, allen zur Strafe, die ihn gern begraben hätten, schon hundertmal.

Vroni war aufgestanden und blickte mit Grauen in sein aufgedunsenes Gesicht.

Derselbe Gedanke erwachte zugleich in ihnen beiden. Für den Bauern ein Grund nie versiegenden Grolles, für Vroni die Erinnerung an das einzig Gute und Schöne, das sie in ihrem jungen Leben erfahren hatte.

„Unsere Bravste!" wurde sie vorgestellt, wenn der Herr Pfarrer, bei seinen regelmäßigen Besuchen der Spittler im ersten Stock des Hauses, auch einmal in der ebenerdig gelegenen Arbeitsschule vorsprach ... Die Arbeitsschule! das bedeutete für Vroni den Himmel auf Erden, den Frieden, die Liebe. War sie abends gescholten oder gar zerbläut zu Bett gegangen, sie schlief doch sanft und glücklich ein, mit der Hoffnung auf den Morgen, der sie wieder finden werde auf dem Wege zu ihrem irdischen Paradiese.

Dort traf sie regelmäßig als die erste ein und genoß dafür allerlei Vorzüge; sie durfte die Blumen begießen, die auf den Fenstern standen, das Lämpchen vor dem Muttergottesbild am Eingang anzünden, sie durfte sich auch den Schwestern nützlich machen, beim Betreuen eines greisen Ehepaares, das auf Gemeindekosten — das heißt für einige Raummeter Holz jährlich — im Kloster untergebracht war.

Arme Leute, einst arbeitsam und harmlos, jetzt halb blödsinnig und sehr boshaft geworden, durch das Alter, das Siechtum, den erzwungenen Müßiggang. Grenzenlos war die Langmut, deren sie bedurften und die sie erfuhren. Die alte, selbst schwerleidende Schwester Therese stand nach einer, in qualvollen Gesichtsschmerzen durchwachten Nacht frisch und heiter in der Krankenstube. Ihr Anblick schon brachte Trost und Aufmunterung; immer hatte sie ein gutes Wort oder, wenn's galt, einen Scherz bereit. Sie lüftete, wusch, fegte und war bei der Arbeit die Rüstigkeit selbst.

Schwester Cornelia, die junge, die schöne, leistete indessen die niedersten Dienste bei den greisen Kindern mit der freudigen Demut einer Heiligen. Grobheit, oft tätliche , war der Dank, den sie erfuhr, und fast schien's, als dürste sie nach ihm, als gebühre sich's zu leiden um die Gunst, die Wunden an den Füßen des Mannes verbinden, die blinden Augen des Weibes pflegen zu dürfen.

Vroni sah das alles mit an, in großer Liebe und Bewunderung. Das Beispiel wirkte, sie wollte es befolgen. Eine Klosterfrau werden, eine junge, schöne wie Schwester Cornelia, galt ihr bald als der Inbegriff des Erstrebenswerten.

Ihrer Mutter hatte sie von ihrem Zukunftstraum erzählt, und die Mutter hatte dazu gelächelt, sie geküßt, ihr die Wangen gestreichelt und die blonden, die langen, dichten Zöpfe des Töchterleins durch die Finger gleiten lassen.

Eines Tages, als Vroni froh und glücklich aus der Schule heimgekehrt war, hatte sie den Vater allein in der Stube getroffen. Er saß am Fenster, die Pfeife im Munde, dampfte gewaltig und seufzte zwischen jedem Zuge tief und schmerzlich auf. Das Kind wußte sofort, daß er sich in der weichen Stimmung befand, die ihn manchmal nach einem besonders heftigen Zornesanfall ergriff. Er streckte ihr die Hand entgegen; sie glaubte, Tränen in seinen Augen zu sehen. Da ging ihr Kinderherz über,

und sie vertraute dem Vater den stillen Wunsch, der es erfüllte. Nicht eine Silbe sprach er, ließ sie ganz ausreden, erhob sich, nahm seinen Hut, schlug ihr damit ins Gesicht, daß sie taumelte, und ging mit dröhnenden Schritten aus dem Hause, geraden Weges dem Kloster zu.

Von Stunde an durfte Vroni die Schule nicht mehr betreten.

Aus den Klauen der Nonnen hatte ihr Vater sie gerettet; sollte es nur geschehen sein, damit sie jetzt in die eines habgierigen Habenichts falle?

„Beicht!" schrie er sie an und packte sie beim Arme. „Mir sollst beichten, nicht den Pfaffen. Was hast mit der Canalli?"

„Mit wem?" stotterte sie; er aber wiederholte:

„Beicht!... Was habt's miteinander ausgemacht hinter mein'm Rucken?"

Sie verstand ihn anfangs nicht, sie las es erst allmählich aus seinen wild abgebrochenen Reden zusammen, was er meinte. In ihr bäumte eine Entrüstung sich auf, um so qualvoller, als sie ohnmächtig war.

Nicht abgestumpft, nein, nein! aufs höchste gereizt und empfindlich gemacht hatten sie die Mißhandlungen, die sie erduldete, seitdem sie lebte. Wenn sie Worte gefunden hätte für den dumpfen Vorwurf gegen den Vater, der ihr atembeklemmend auf dem Herzen lag, hätte sie gesagt: Ich, verliebt? Nur die Lebenden lieben, und ich lebe ja nicht, neben dir lebt man nicht, man leidet und bangt nur. Besinnt sich je einmal die bedrückte Seele, daß sie jung ist, und treibt ein Keimlein, du zertrittst und zerstampfst es gleich. Ach, wäre ich stark und hätte eine fröhliche Natur wie der liebe Bursche, der uns gestorben ist, aus dem Hause nur braucht' ich zu springen, und alles wäre gut. Du hast auch ihn gequält, du kannst nicht anders. Aber ihn verfolgen die Furcht, der Abscheu nicht. Er ließ sie und den Gedanken zurück im trostlosen Daheim. Draußen, erlöst vom Fluche deiner Nähe, bei den fremden Menschen, die du schmähst und verachtest, jubelten

seine Jugend, seine Kraft sich aus... Ich bin anders — ich fühle deine Gegenwart immer; die Angst vor dir weckt mich aus dem Schlafe, vergällt mir Essen und Trinken, erstickt jedes Stückchen Freudigkeit in mir... Weißt du das nicht? Hältst mich einer anderen Empfindung noch fähig? Bist so blind, daß du dein eigenes Werk nicht siehst, du Tor, der eine lebendige Quelle zerstört hat, und sich einbildet, sie sprudle.

„Der Vater meint, ich hab' den Seppl gern" — sie würgte anfangs die Worte mühsam hervor, dann, ganz von selbst, drängten sie sich auf ihre Lippen, brachen hervor ohne ihren Willen, daß sie, der Feigling, über diese Äußerung einer ihr fremden Macht in ihrem Innern erbebte: „Ich hab' niemanden mehr gern, nicht einmal einen Hund, seit der Vater meinen alten Scholi totgeschlagen hat."

Der Bauer starrte sie an. Wie — ein Vorwurf?... Er fordert Rechenschaft von ihr, und sie antwortet mit einem Vorwurf?... Steht die Welt auf dem Kopf? Hat das Verhältnis zwischen Vater und Kind einen Purzelbaum gemacht?... Na, freu dich, wart, er bringt's wieder zurecht.

Allerlei Rachepläne durchkreuzten sein Hirn, doch war er unfähig, ihnen Ausdruck zu leihen; er stieß nur Beschimpfungen aus und preßte den schmächtigen Arm seiner Tochter zusammen, daß sie sich wand in lautlosem Schmerze.

Zwei Mägde, die Rechen auf den Schultern, kamen links von der Wiese her, die das Gehöft bis an den Saum des Waldes halbkreisförmig umringte. Mitleidig blinzelten sie dem gefolterten Kinde zu und schlüpften ins Haus. Fast unmittelbar darauf erschien unter der Tür eine schlanke, hohe Frauengestalt in einfacher, dunkler Kleidung. Ein im Nacken geknüpftes, schwarzseidenes Tuch umschloß ihren würdevoll getragenen Kopf und verbarg die reichen Haare, deren Scheitel wie ein Marderfell schimmerte.

„Ambros", sprach sie mit tiefer, ruhiger Stimme, und er ließ

ein undeutliches Brummen vernehmen und zog die Hand vom Arme des Kindes zurück. Sein Weib schritt die drei Stufen, die zum Eingang des Hauses führten, langsam herab.

Ein freudiger Schein war über das Gesicht Vronis geflogen beim Anblick der Mutter. Da kam Hilfe und Rettung. Mit sehnsüchtiger Begeisterung schaute sie zu der Nahenden hinauf. Wer in der ganzen Welt ist so schön und herrlich wie meine Mutter? fragte sie sich — und allzusehr schmeichelte ihre Liebe nicht. Manche Jüngere konnte die Bäuerin beneiden und tat es redlich um den Glanz ihrer feurigen Augen, um die blanken Zähne. Die Stirn war nieder und gerade, die Nase kräftig, leicht gebogen ... Wenn nur um den Mund mit den roten, vollen Lippen der bittere Zug nicht läge, der selbst beim Lächeln nicht verschwindet und dem Herzen ihres Kindes so weh tut.

Sie befahl Vroni, ins Haus zu gehen und Anordnungen zu treffen zum Empfang eines Gastes. Ein kleiner Tisch sollte hineingetragen, Wein und Brot gebracht werden.

Das junge Mädchen gehorchte, und Ambros rief: „Kommt er?"

„Er kommt."

„Wer hat's g'sagt?"

„Die Resl hat ihn von weitem g'sehen."

„Wo?"

„Unten auf der Brucken."

„Beim Nußbaum?"

Die Frau nickte.

„Da kommt er richtig wieder", sprach der Bauer, sehr erfreut über die Mitteilung, aber durchaus nicht gesonnen, es merken zu lassen.

„No ja — seine Schuldigkeit is, die Kranken besuchen. Nur in acht soll er sich nehmen, daß er mir keinen Verdruß macht, nur ärgern soll er mi nit."

„Er — dich?" versetzte die Frau gedehnt, und Ambros fuhr fort:

„Die Bibel her! Aus der Bibel will ich ihm's beweisen, daß alles falsch is, was er neulich geschwätzt hat... Die Bibel!" wiederholte er gebieterisch.

Aber seine Frau hatte das Buch vom Sessel genommen, hielt es gepreßt an ihre Brust und sprach, ein paar Schritte zurücktretend: „Ich bitt dich, Ambros, gib Fried' mit der Bibel."

„Hoho", lachte er grimmig auf, und sie fuhr sanft zuredend fort:

„Der Herr Kooperator sagt, auf die Auslegung kommt's an, und was verstehen wir von der Auslegung?"

„Wir? wir?" wiederholte er höhnisch. „Du und ich, ein Weibsbild und ein Mann? wir sein gleich, wir zwei — was?"

„Ich hab' nur nit sagen wollen du, daß du nit bös wirst. Ich möcht' dich gut haben, eh der geistliche Herr kommt, du hast ihn am Samstag völlig gekränkt."

„Kann sein, kann auch sein, daß ihm's heut grad so geht."

„Das tät mir leid."

„Glaub's, so eine heilige Lichtputzen, die alle sechs Wochen beichten tut, die sieht's nit gern, daß ein Stellvertreter Gottes auf Erden", dabei faltete Kogler die Hände und blickte, eine heuchlerische Miene annehmend, zum Himmel, „dasitzt beim dummen Bauern und nit weiß, was er ihm antworten soll."

„Hat er dir nit wie oft schon gesagt, ein Kind fragt mehr in einer halben Stund', als ein Erwachsener antworten kann im ganzen Jahr?"

„Muß ein Esel sein, der Erwachsene. Das sag ich, ich weiß nit, was das heißt, die Antwort schuldig bleiben, und gar ein'm Kind!"

„Ja, du", sagte Frau Anna, und es lag in dieser kleinen Silbe ein niedergehaltener Haß, eine Geringschätzung, die alle Sprachen der Welt nicht auszudrücken vermöchten.

Aus seinem Tone wieder sprach gemeiner, triumphierender Hohn, ein widerlich blödes Selbstbewußtsein: „Jo, ich!"

In dem kurzen Gespräch zwischen Mann und Weib türmte sich's wie Berge von Anklagen hinter jedem Worte. Wie oft schon mußten ähnliche zwischen ihnen gewechselt worden sein, um zu reizen und zu empören, wie es offenbar geschah. Dieselben Nerven, in der immer gleichen Weise gezerrt, zuckten krampfhaft beim geringsten Anlasse, die wunden Stellen im Gemüt öffneten sich jedesmal rascher und bluteten jedesmal länger nach, und nie und nie ward ihnen Zeit gegönnt zu heilen. Seitdem der Bauer, durch Krankheit zur Untätigkeit verurteilt, seiner Frau die Herrschaft über das Haus hatte abtreten müssen, machte er um so brutaler sein angeborenes Vorrecht geltend, der Höherstehende, der Gescheitere, der Maßgebende zu sein.

Sie hingegen, die in Wirklichkeit war, wofür er sie hielt, der leitende Verstand, die Seele des ganzen großen Anwesens, sie glaubte schon das Außerordentliche getan zu haben, wenn sie zu seinen groben und hochmütigen Reden schwieg. Und er täuschte sich meistens über die Ursache ihres Schweigens, legte sie zugunsten der Triftigkeit seiner Behauptungen aus und triumphierte. Worüber er sich aber nie täuschen konnte, das war über die Bedeutung ihres selten und immer erst nach schwerem Kampfe mit sich selbst ausgesprochenen: „Ich bitte dich, Ambros." — Es klang, wie wenn zwei Eisschollen aneinandergeprallt wären, und durchfröstelte ihn und reizte ihn zu der Wut, in welcher er dann die niedrigsten Schmähungen seines Weibes, und der Weiber überhaupt, hervorsprudelte.

Die habe ich lieb gehabt — den habe ich lieb gehabt, einzig, heiß, jahrelang, sagten sich dann diese beiden Menschen, und waren so arm geworden und an die Armut so gewöhnt, daß sie an die Tage des Reichtums mit Beschämung, mit verständnislosem Grauen dachten.

Bei dem Manne, dem trotz seiner Roheit gutmütigeren, verrauchte diese Empfindung mit dem Zorn, der sie erweckt hatte;

an der Frage nagte sie unablässig, machte sie hart und mitleidslos und unfähig zu verzeihen.

Die Magd hatte einen Tisch herbeigetragen, Frau Anna half ihn sauber decken. Broni kam mit einer Flasche Mailberger und einem Laib Brot und hastete eilends ins Haus zurück. Vor den Bauer wurde eine mächtige Schüssel mit kaltem Kalbsbraten und ein tiefer, bis zum Rande mit gestockter Milch gefüllter Teller hingestellt. Er war den Vorbereitungen zum Abendmahle mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt. Die Bibel mußte neben ihn auf den Tisch hingelegt werden, das verlangte er mit solchem Ungestüm, daß die Frau, die sich in Gegenwart der Magd nicht beschimpfen lassen wollte, nachgab. Nun zog er die Fleischschüssel an sich: „Der Kooperator nimmt eh nie nix", meinte er und begann gierig und heißhungrig zu essen. Die vorangegangenen Gemütsbewegungen hatten seinen Appetit geschärft.

Wenige Minuten später hieß die Bäuerin den Erwarteten willkommen.

Der Geistliche war ein Mann von dreißig Jahren, ungewöhnlich groß, mit schmalen Schultern und etwas eingesunkener Brust. Er hatte statt der bequemen, langsam aufsteigenden Straße den steilen Fußweg, der zum Koglerhofe führte, gewählt und ihn rasch zurückgelegt. Nun lüftete er den breitrandigen Hut, dem Ehepaare ein freundliches „Guten Abend, Bauer und Bäuerin!" zurufend.

Er zog ein Taschentuch aus der langen Soutane und wischte sich den Schweiß von seinem Angesicht und von den kurzgeschnittenen, lichtblonden Haaren, die an der Stirn und an den Schläfen wie Silber schimmerten. Noch blasser als gewöhnlich sah er aus nach dem anstrengenden Marsche und atmete hörbar und stoßweise. Frau Anna erlaubte sich in halb mütterlichem, halb ehrfürchtigem Tone die Bemerkung: Rot müsse eins aussehen, dem ein scharfer Gang gut angeschlagen habe. „Der Hochwürden ist

viel zu geschwind gegangen, da verschlagt sich das Blut in die Brust, der Hochwürden erlernt das richtige Bergsteigen nicht."

„Recht haben Sie, Frau Kogler", sagte Pater Leo; „der Bewohner des Flachlandes steckt mir nach zwei Jahren noch immer in allen Gliedern. Ich laufe da herauf in demselben Tempo, in dem ich von Nöglitz nach Ebenfeld gelaufen bin; aber etwas Schöneres als dort sieht man bei Euch am Ende des Spaziergangs."

Mit seliger Bewunderung ließ er den Blick über das Tal zu seinen Füßen, über die rötlich schimmernden Spitzen der Berge gleiten, die den See umschlossen: „Wo es so viel Schönes gibt, da sollte es nur lauter Gutes geben", fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Kogler hatte seinen Eifer im Verschlingen der für ihn aufgetragenen Speisen etwas gemäßigt seit dem Erscheinen des Geistlichen und lud ihn nun ein, Platz zu nehmen und ein Glas Wein zu trinken.

Der Geistliche setzte sich an seine Seite und sprach, auf die Bibel deutend: „Ihr habt meinen Rat nicht befolgt, habt Euch wohl wieder mit dem Auslegen der Heiligen Schrift zu tun gemacht."

„Richtig erraten! hab' auch was g'funden, was Neues", versicherte Kogler voll Ungeduld, den ‚Aufsitzer', den er in Bereitschaft hatte, anzubringen. „Hab' heut den ganzen Tag darüber nachdenkt, umasunst."

Er konnte ordentlich Deutsch reden, hatte in seiner Jugend fünf Klassen der Volksschule mit gutem Erfolg absolviert. Hier und da nur, wenn ihm daran lag, recht nachdrücklich zu werden, brachte er ein Wort oder einen Satz im Dialekt.

„Umasunst", wiederholte er; „jetzt aber sind Sie da, geistlicher Herr, und werden mir eine Aufklärung geben. Im dritten Kapitel des Buches Mose steht, daß Gott zu der Schlange, von der die Eva verleitet worden ist, gesprochen hat: Auf deinem

Bauche sollst du gehen und Erde fressen dein Leben lang. Und jetzt möcht ich halt wissen, wie hat sie sich denn bewegt, bevor der Fluch Gottes sie getroffen hat? Hat sie Flügel gehabt oder Füße? sagen Sie mir", sprach Ambros und blickte den Priester dabei dummdreist, mit spöttischer Herausforderung an.

„Ein siebenjähriger Knabe hat mir jüngst dieselbe Frage gestellt, er freilich ganz unbefangen und arglos. Ihr braucht nicht stolz auf sie zu sein", sagte Leo.

„Wenn schon einer gefragt hat, müssen Sie also die Antwort fix und fertig in der Taschen haben", versetzte Kogler, sehr verletzt darüber, daß er mit einem siebenjährigen Knaben in eine Reihe gestellt wurde.

„Erraten: Ich brauche mich auch nicht lange zu besinnen; die Antwort lautet: Ich weiß es nicht."

Der Bauer meinte auf die Art sei er nicht abzuspeisen; was ihn wunder nehme, sei nur, daß der Hochwürden, der ihn doch kennt, es versucht.

„Und ich wundere mich, lieber Freund", erwiderte Leo, „wie Ihr Freude daran haben könnt, Euch und mir immer von neuem zu beweisen, daß die Bibel für uns manchmal ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist. Es hat Zeiten gegeben, da Gelehrte und Weise über Fragen, nicht viel wichtiger als die Eure, jahrelang studiert haben, und in welchen es dann zwischen den Anhängern der verschiedenen Auslegungen zu blutigen Kriegen gekommen ist. Heute halten wir es anders, sollen es anders halten und uns sagen: Was ich in Dingen der Religion zu wissen brauche, lehren mich die heiligen Schriften. Die Kenntnis dessen, worüber sie mich in Zweifel lassen, kann ich entbehren."

„Schlaf, Verstand, schlaf", murmelte Kogler, und der Priester rief:

„Im Gegenteil! wache auf, Verstand, und suche die göttliche Weisheit zu ermessen, die in diesem Buche enthalten ist. Von dem Maß deiner Kraft, deiner Schärfe hängt die Größe des Anteils

ab, den du von dem Schatze heben wirst." Leo hatte die Hand auf die Bibel gelegt und mehr zu sich selbst als zu seinem Wirte gesprochen, und so fuhr er fort: „Ob dieser Wunderborn Erbauung, Trost und Wahrheit bietet, ob er Irrtum und Zweifelsqualen erweckt, das hängt von dem Schöpfenden ab."

Kogler machte eine verdrießliche Gebärde. Er bemerkte wohl, daß der Kooperator seinen eigenen Gedanken nachhing, und nahm das übel. Wer ihn besuchte, hatte sich ausschließend und jeden Augenblick ganz allein mit ihm zu beschäftigen: „Is mir zu hoch das alles", sprach er gereizt, „der Hochwürden bleibt nit bei der Sach', wir sind weit weg kommen von der Schlangen im Paradies."

„Verzeiht, Kogler", entschuldigte sich der Geistliche und wurde verlegen wie ein bei einem Unrecht ertapptes Kind. Überhaupt war, trotz des Ernstes in seinem Gesicht, trotz der frühen Falten auf seiner Stirn, etwas Kindliches in seinem Ausdruck; es lag um den Mund mit der schön geschweiften Oberlippe, sprach aus den dunkelblauen, milden Augen, deren Blick eine Seele verriet, rein bis auf den tiefsten Grund.

Er suchte das Gespräch von Koglers Lieblingsthema abzulenken, es gelang ihm aber nicht.

„Ich hab' noch was", hieß es immer wieder, und immer neue Bedenken brachte der Bauer vor und vergaß Essen und Trinken über dem Vergnügen, zwei Menschen auf einmal zu ‚sekkieren', den Geistlichen und Frau Anna, deren Wangen glühten vor Entrüstung über die albern frevelhaften Reden ihres Mannes. — Kogler hatte seine besten Trümpfe bis zuletzt aufgespart. Der Doktor aus dem nächsten Städtchen, der ihn öfters besuchte, habe ihm mitgeteilt, erzählte er, daß die Sterne lauter solche ‚Erden' sind wie die unsrige, und daß unsere Erde ein Stern ist, aber ein kleiner im Vergleich zu vielen, vielen anderen: „Jetzt sagen Sie mir, Herr Kooperator, ist das so?"

Der Priester bejahte es.

„Und da soll der liebe Herrgott", fiel Ambros mit listiger Miene ein, „sechs Tage g'schaffen haben an unserm kleinen Stern, und die Millionen große sind an einem fertig gewesen, an dem er noch dazu die Sonn' und den Mond ans Firmament gesetzt hat? — Das kann nit so gewesen sein, das war anders ... Wie war's? Heraus mit der Sprach'. Man hört immer, daß der Hochwürden ein so gelehrter Herr is, möcht' auch was davon spüren."

„Die Wissenschaft beantwortet solche Fragen nicht. Haltet Euch an den Glauben, Kogler", erwiderte Leo. „Glauben ist mehr als Wissen und glauben können das höchste Glück."

Die Bäuerin hatte die Weingläser vollgeschenkt, und Ambros ermunterte seinen Gast:

„Stärken Sie sich, der da gibt Kraft." Mit der Rechten führte er eines der Gläser zum Munde, mit der Linken schob er das andere dem Geistlichen zu. Es geschah jedoch in so schwerfälliger Weise, daß sich das Tischtuch zusammenknüllte und ein Hindernis für das Glas bildete, über das es hinfiel, seinen Inhalt auf den Tisch ergießend.

Der Bauer fuhr auf. Sein Gesicht wurde blaurot bis an die Wurzeln der buschigen Haare: „Da hab ich's", schrie er, „jetzt kommt mir der Tod schon herauf in die Pratzen. Am Freitag vor acht Tag' hab' ich's zum erstenmal gemerkt." Er betrachtete den Rücken seiner breiten Faust und schlug ihn heftig gegen die Lehne des Rollstuhls: „Pamstig wie ein schlechter Rettich ... Grad so hat's angefangen bei die Füß' ... Warum, sagen Sie mir Hochwürden, warum muß ich so elend zu Grund' gehen? Tot sein bei lebendigem Leib, das is das Ärgste, und mein Weib ..." er hielt inne, er sah zu ihr, die stumm und düster neben ihm stand, empor und: „G'schicht ihm recht!" meinte er in ihren strengen Zügen zu lesen.

Ein wutvolles Wimmern entstieg seiner Brust, mit bebender Stimme rief er den Priester an, klagte und tobte gegen die

„Seinige", die von der Gerechtigkeit Gottes zu ihm sprach, noch mehr — von der Liebe und Barmherzigkeit des Vaters im Himmel ... „Ein sauberer Vater!" knirschte er.

„Ambros!" drängte sich's mit angstvollem Stöhnen über die Lippen seiner Frau: „Verbieten Sie ihm das Lästern, Hochwürden", flehte sie, er lästert sich um sein Seelenheil. Jesus Maria! So sein, wie der sein Lebtag gewesen is, und sich noch versündigen mit jedem Gedanken und mit jedem Wort. Herrgott ... so nah der Stund', in der's heißen wird, Rechenschaft ablegen vor'm ew'gen Richter! ... Was will er dem antworten, wenn der ihm sagt: Kein Erbarmen für den Frevler, der mit einer Lästerung auf der Zungen zu mir kommt?"

Kogler starrte sie mit weit aufgerissenen, drohenden Augen an. In Jahren hatte die Frau in seiner Gegenwart nicht so viele Worte aneinandergereiht. Die Schweigsame, der er oft in seinem geschwätzigen Zorne zugerufen: „Hast die Sprach' verloren?" öffnete plötzlich den Mund zu langer Rede, in der sie ihn behandelte wie einen Abgeschiedenen, ihn, der vom Tode nur faseln, aber an ihn beileibe nicht ernstlich denken wollte. Sie stellte sich ihren Ehemann schon vor — gestorben, begraben, verdammt ...

Auch in den Zügen Leos malte sich eine qualvolle Betroffenheit, nur die der Bäuerin blieben unbeweglich; mutig und gelassen erwartete sie das Losbrechen des Sturmes, den sie heraufbeschworen hatte und dessen Nahen der immer kürzer werdende Atem verkündete, der sich pfeifend aus der Kehle des Bauers drängte.

Da — im Augenblick der peinlichsten Spannung, öffnete sich die Tür des Hauses, und Broni kam herausgeschritten. Sie trug auf einer Platte einen silbernen Trinkbecher, ihren größten Reichtum und Stolz, ihr Patengeschenk. In einem Glasschränkchen bewahrte sie ihn auf, neben ihrem Gebetbuch und ihren Heiligenbildern. Weder sie noch irgend jemand hatte je daraus getrunken.

Das alles war dem Geistlichen durch sie selbst berichtet worden, und als er gefragt: „Wird auch nie jemand aus dem Becher trinken?" hat sie mit einem schwachen Lächeln auf ihrem jungen, leidensmüden Gesichtchen geantwortet: „Der Hochwürden wird schon sehen."

Und nun kam sie und kredenzte ihm in dem mit winzigen Tröpfchen angereiften Becher sein Lieblingsgetränk, frisches, klares Quellwasser vom Koglerhof-Brunnen, das beste weit und breit.

„Dank Ihr, Vroni", sprach er freudig gerührt, „Dank Ihr, Sie Kleine, ja, die Vroni, die weiß, was mir schmeckt. Die Vroni lebe hoch! — Auf ihre Gesundheit!"

Leo hob den Becher, leerte ihn und stellte ihn auf die Platte zurück, die ihm das Mädchen mit ausgestreckten Armen entgegenhielt. Plötzlich fuhr er zusammen. Er hatte auf einem dieser zarten, dünnen Arme vier blutunterlaufene Striemen erblickt. — Ein rascher, fragender Blick auf die Bäuerin, ein Augenwink, und er wußte, was geschehen war, und murmelte vor sich hin: „Wieder und wieder, immer und immer!"

„Ihr seid schrecklich, Ihr seid unverbesserlich", setzte er laut hinzu, als Vroni sich ins Haus zurückbegeben hatte. „Ein Mann wie ein Bär, heute noch, Kogler, und vergreift Euch an einem schwachen Kinde."

„Kooperator", erwiderte Ambros grob, „mischen Sie sich in das, was Sie angeht. Hier ist mein Haus, und hier bin ich Herr."

Leo kreuzte die Arme über seiner heftig arbeitenden Brust; er beugte sich vor und sah Ambros ins Gesicht: „Kogler", sprach er eindringlich und streng, „wißt Ihr, was ich Euch am meisten wünsche? ... Ich wünsche Euch, daß Ihr Euer Kind nicht überlebt. Die Toten sind oft mächtiger als die Lebendigen ... Wenn dieses Kind, dem Ihr die volle Last Eures Mißtrauens, Eurer Selbstsucht, Eurer Härte und Grausamkeit aufbürdet, eines Tages

unter ihr zusammenbräche ... Kogler, ich schlage meinen Wert nicht hoch an, ich bin ein armer und sündiger Mensch und denke mir oft beim Anblick des einfachsten und geringsten meiner Brüder — wär' ich wie du ... dann aber, dann, das glaubt mir — möcht ich nicht an Eurer Stelle sein!"

Der Bauer hatte ihn anfangs einige Male zu unterbrechen gesucht, war aber bald still geworden und hatte sich nach der Seite gewendet, um den fest auf ihn gerichteten Augen Leos auszuweichen: Die Toten sind oft mächtiger als die Lebendigen ... Ja, da hatte der Priester recht, gestand sich Ambros, und rieselnde Schauer durchliefen ihn vom Wirbel bis zur Sohle.

Sein Bub! sein Bub! das erste Kind, das ihm seine Frau geboren, der gesündeste, kräftigste, der einzige von vier Söhnen, den sie aufgebracht hatten. Drei jüngere waren gestorben, noch in der Wiege. Jahr für Jahr wanderte ein kleiner Sarg aus dem Koglerhof nach dem Gottesacker. Und dem Einzigen, der blieb, hatte sein Vater die Kindheit und die Jugend vergällt, so viel er konnte. Die unausrottbare Fröhlichkeit des Buben war ihm zuwider. Was hatte der Bub zu lachen und zu singen, wenn Trauer im Hause herrschte, oder wenn den Vater die Leber drückte und die Galle stieg? So hatte er ihn mißhandelt, wie er jetzt den „Krietsch", die Vroni, mißhandelte, weil sie in seinen Augen eine Kopfhängerin und — das geht immer zusammen — falsch und heimtückisch war.

Trotz alledem liebte Kogler sein Kind und liebte auch seine Frau, und hatte, wie manche gewaltsame und tyrannische Natur, einen starken Familiensinn. Nur natürlich, alle Rechte für ihn, die Pflichten für die anderen. Er sah das Verhältnis zwischen sich und ihnen ungefähr so an wie das des Jägers zu seinen Hunden. Dieser sagt: Für den Hund, der keine Prügel verträgt, gehört die Kugel; aber für den, der sich prügeln läßt, hat er Schmeicheleien — eine Mutter findet keine süßeren für ihr Kind, das sich an sie schmiegt.

Solche Regungen hinschmelzender Zärtlichkeit kannte auch Kogler gar gut; sie hatten ihn mehr als einmal ergriffen dem Sohne gegenüber, als der noch lebte, und wie oft nach dessen Tode ... „Mein lieber Bub!" sagte er dann mit einem schmerzvollen Aufschluchzen leise vor sich hin.

Eine lange Pause entstand. Ambros senkte den Kopf. Erst gestern hatte der Arzt ihm versichert, er könne achtzig werden, stecke mit samt seinen Gebresten in einer besseren Haut als viele Junge, und dabei — jetzt erst kam es ihm mit peinlicher Klarheit zum Bewußtsein — Broni, die eben aus dem Zimmer trat, ernsthaft, ja traurig nachgesehen. Wie? soll die Letzte auch noch vor dem Vater gehen? Soll er wieder zuschauen, wie ein Sarg aus dem Hause getragen wird, dieses Mal einer, dem er das Geleite nicht mehr geben, hinter dem er nicht mehr schreiten kann, die Mütze in den gefalteten Händen, anstandshalber Gebete auf den Lippen, Groll im Herzen ... An seinem Rollstuhl vorüber würde der Zug sich bewegen, die Fahrstraße erreichen, ihre Windungen verfolgen den Berg hinab bis zur letzten, die man vom Koglerhof deutlich übersehen kann, und die um das alte Gemäuer des Kirchhofs bog.

Ambros hatte das ganze Bild vor Augen, und ein großes Mitleid mit sich selbst erfaßte ihn; aber auch Mitleid mit dem Kinde. Wenn er geahnt hätte, daß sie so früh sterben müsse, er wäre anders gegen sie gewesen ... Bitter leid tat sie ihm jetzt. Alle seine Härte schmolz. Eine der plötzlichen Wandlungen vom verbissensten Zorne zur schwachmütigsten Empfindelei ging in ihm vor. Er ließ den Kopf noch tiefer sinken, schlug sich auf die Brust, Tränen traten ihm in die Augen, und er seufzte: „Arme Broni!"

Seine Frau betrachtete ihn mit verächtlichem Lächeln; sie wußte, daß nun kommen würde, was ihr den heftigsten Widerwillen einflößte: seine Selbstanklagen, sein Jammern über sich, seine Ausbrüche unfruchtbarer Reue, und — das Ärgste, sein

Verlangen nach Liebkosungen, die ihn trösten, ihm beweisen sollten, daß sie ihm verziehen habe, daß sie „wieder gut" sei.

Leo hatte den Bauer gleichfalls beobachtet und nahm nun von neuem das Wort. „Ihr sagt: Arme Vroni! Mit Unrecht, Kogler. Euer Kind ist reich und beneidenswert. Sie hat ihre Unschuld, ihre Güte, ihren frommen Glauben, sie hat die ungetrübte Reinheit ihrer Seele. Scheidet sie von uns, dann sind wir zu bedauern, nicht sie."

„Ja, ja —", bestätigte Ambros.

„Ja — sagt er heute, weil Sie dastehen, geistlicher Herr", sprach die Frau und zog die Brauen finster zusammen, „und morgen wird er was anderes sagen".

Der Priester warf ihr einen inständig bittenden Blick zu, vor dem der ihre sich beschämt zu Boden senkte. „Er wird nicht. Was er heute sagt, wird er auch morgen sagen und immer, von nun an immer. Ich verspreche es, ich verbürge mich für ihn. Kogler, Ihr werdet mein Vertrauen nicht täuschen."

Er hatte den Bauer nie anders gesehen als streitsüchtig, hochmütig, boshaft, ein Joch und ein Geißel für alle, die ihn umgaben. Der zerknirschte Riese flößte ihm jenes namenlose Erbarmen ein, an dem die Liebe den größten Anteil hat.

„Drei Worte", rief er, „Ihr braucht nur drei Worte zu sagen. Ich verlange, um Euch zu glauben, keine Beteuerung, keinen Schwur — nur die drei Worte: Ich verspreche es."

„Ich verspreche es", sprach Ambros, völlig überwältigt durch dieses Vertrauen, und legte aufschluchzend seine derbe Rechte in die Hand, die ihm der Priester über den Tisch reichte.

„Seht ihn, hört ihn", wandte sich jener zur Bäuerin, „schenkt auch Ihr ihm Glauben".

Ein fast unmerkliches Achselzucken war die Antwort der jahrelang immer von neuem getäuschten Frau.

Leo verstand sie wohl und versetzte eifrig und warm: „Ich

sage nicht, Ihr seid ihm Glauben schuldig, ich sage, das heißt, ich flehe: Schenkt ihm Glauben."

„Nur noch einmal", winzelte Kogler.

„Wir verlangen viel", fuhr der Geistliche im früheren Tone fort, „ja, das Höchste, was ein Mensch dem andern schenken kann. Deshalb heischen wir auch nicht, wir bitten, wir rufen Ihre Großmut an, Frau Koglerin."

Er, er hatte das, worum er bat, im überreichen Maße — den Menschenglauben, und der war seine Stärke und seine Schwäche, der Quell der Begeisterung, mit der er lehrte, und der Verzweiflung, die ihn nach allzu herben Erfahrungen ergriff. In diesem Augenblicke war er von ihm durchdrungen. Es gibt keine Unversöhnlichkeit, weil es keine ganz bösen Herzen gibt... Die beiden sind es gewiß nicht, — ein Funke der alten Liebe muß in ihnen zu erwecken sein.

Leo richtete seine überzeugenden Worte an das Weib, rief alles Gute in ihr an, machte jede milde Regung in ihrem Gemüte zu seiner Verbündeten. Lange vergeblich — der Bauer geriet in Trostlosigkeit.

„Hilft alles nix! die ist nit weich zu kriegen — ich vergiß ihr alles — sie vergißt mir nix."

„Das ist wahr", erwiderte die Frau, „er vergißt. Heute hat er ein Kind braun und blau geschlagen, morgen weiß er nix mehr davon. Aber das Kind hat Schmerzen, so oft sich's rührt, die kommen von die Schläg', die's vom Vater kriegt hat. Das ist der Unterschied."

Sie war äußerlich wieder ruhig und gelassen, wollte dem Manne nicht Vorwürfe machen, nur berichten, erklären, wie es gekommen, daß ihr eheliches Verhältnis ein so schlechtes geworden war.

Ambros, kleinlaut und gebrochen, machte hie und da einen von plumper Sentimentalität nicht freien Einwurf. Bald aber schloß er die Augen und ließ Gericht über sich halten. Daß sein

Weib nur einmal ihr eiskaltes Schweigen brach, daß er sie sprechen hörte, frei und aufrichtig, empfand er als eine Wohltat.

Und der Priester, unter dessen mildem Einfluß ihr verschlossenes Herz sich geöffnet hatte, ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren, stimmte ihr bei und bestätigte durchdrungen:

„Ja, Bäuerin, ja, Ihr habt viel zu verzeihen."

„Verzeihen?" Sie hatte wieder ihr bitteres Lächeln: „Um das steht es nicht, Hochwürden. Er erbarmt Ihnen jetzt, Sie haben ihn noch nie so klein gesehen, ich aber gar oft, und so g'wiß er morgen die Augen aufmacht, so g'wiß is er wieder der Alte, hat sich selber die Absolution erteilt und braucht meine Verzeihung nicht."

„Ich aber brauche sie", rief Leo. „Wißt Ihr nicht, daß Euer Unrecht mein Unrecht ist, daß ich verantwortlich bin für euch alle ... Die Schuld dieses Mannes, die Eure fällt auf mein Gewissen. Gibt es eine größere, als nicht verzeihen können?" Sein Blick verfinsterte sich. „Deshalb bitte ich Euch, wie nur ein Sohn seine Mutter bitten kann: Verzeiht."

Befremdet sah die Bäuerin ihn an. „Das ist ja viel zu viel", sprach sie. „Was soll ich tun? Daß ich lüg', möchten Sie selbst nicht, Hochwürden. Nur weil Sie so drauf warten und wie unser lieber Heiland die Sünden der Welt auf sich nehmen, sag' ich in Gottesnamen: Verzeihen — ja. Vergessen — nein."

Da brauste er auf im Zorne. „Nicht vergessen ist nicht verziehen ... Bäuerin, Ihr bringt mich um einen schönen Glauben, den an Euch. Verzeihen, nicht vergessen, die Lieblosigkeit hat diesen Ausspruch erfunden, die Gedankenlosigkeit plappert ihn nach. Verzeihen ist vergessen. Bäuerin — vergeßt!"

Er war aufgesprungen, sein weißes Angesicht schien zu leuchten in der hereinbrechenden Dämmerung, ein Apostel des Lichtes stand er vor dem erschütterten Weibe — sie meinte in seiner hocherhobenen Rechten ein flammendes Schwert blitzen zu sehen. Sie erzitterte, sie beugte sich: „Alles", sprach sie, „alles, Hoch-

würden — nur das eine nicht — ich kann's nicht — soll ich lügen?" Frau Anna holte tief Atem und begann wieder mit ihrer alten, immer schwerer erkämpften Gelassenheit: „Mein Bub is an der Lungenentzündung g'storben. Der Tod hat ihn weggemäht wie mit der Sensen. Und wie er dagelegen is im Sarg, hat er noch eine Schrammen gehabt auf der Wangen, von einem Schlag, den ihm vor drei Tag der Vater geben hat für nix und wieder nix. Hochwürden, die Schrammen auf dem armen, wachsbleichen G'sicht, die seh ich noch immer. Der Tod hat sie nicht wegg'wischt von seiner Wangen, mir wischt niemand die Erinnerung dran weg aus mein'm Gedächtnis ... Die steht immer da, die macht mich hart und bös, die nimmt mir das Mitleiden, das ich mit dem Mann haben möcht' in seinen Schmerzen, die macht, daß ich mir denk', wenn ich ihn so schwer leiden seh, Gott mög mir's nicht anrechnen in meiner letzten Stund, mir denk' ..."

„G'schicht ihm recht!" unterbrach Ambros sie mit einem Schrei der Verzweiflung. Er hatte sich aufgerichtet, er starrte sie an wie ein Verurteilter den Richter: „Sag's heraus — ich denk' mir's ja auch — ich seh ihn ja auch, mein'n Buben — ich weiß ja auch, ich hab', was ich verdien' ..."

Diese Worte waren noch nicht über seine Lippen gekommen, nicht in seinen schwersten Stunden.

„Gott im Himmel — Ambros ...", stammelte die Bäuerin, „das sagst du?" Sie faßte sich an die Schläfen, sie glaubte zu träumen.

Aber der Priester nahm ihre Hand und legte sie in die bebende Rechte des Mannes, der sie an seine Brust preßte und zu seinem Weibe emporblickte wie erlöst.

II.

Das Pfarrhaus in Schran steht etwas abseits von der Kirche und von der Dorfstraße, am Eingange einer breiten, grünen

Schlucht. Auf dem Schindelpanzer, der seine Mauern verkleidet, wuchern Moose, ranken allerlei Schlingpflanzen empor, und bestens wird für ihr Gedeihen durch die ringsum herrschende Feuchtigkeit gesorgt. Auch die Obstbäume empfinden ihre über und über nährende Kraft, spreizen sich, lassen sich's wohl sein und vergessen vor lauter lustigem Blättertreiben beinahe völlig, Früchte zu zeitigen. Das Haus verschwindet fast hinter den von ihnen gebildeten üppigen Laubdächern und -wänden. Trotzdem fällt es dem Herrn Pfarrer Thalberg nicht ein, lichten zu lassen mit Axt und Beil.

„Denn", sagt er, „ich bin kein Freund von scharfen Maßregeln".

Der Winter tut ja ohnehin das Seine im Entlauben der Bäume; auch würde an sonnigen Tagen, in den weißgetünchten Zimmern des Geistlichen, das Licht zu grell für seine alten Augen. Das Grelle jedoch scheut er; in jeder Art und Form ist es ihm widerwärtig, er möchte immer dämpfen, das grelle Licht, die grellen Farben und Töne und ganz besonders — die grellen Empfindungen.

Auf diese Schwäche seines treuen Dieners nahm der liebe Herrgott offenbar gnädige Rücksicht, da er ihm Pater Leo zum Kooperator bestellte. Von dem geht aus, was dem Pfarrer als das Höchste und als der Anfang und das Ende aller Weisheit gilt — der Frieden. Er quillt ihm aus dem lauteren Bronnen seiner Seele, aus der Übereinstimmung seiner Fähigkeiten und Neigungen mit dem schon in der Kindheit, als dem einzig seinen, erkannten Beruf. Redlich erfüllte er ihn, wandelt still und eifrig seinen Weg so gewiß dem rechten Ziele zu, als ein Gott ist, der dem vielgetreuen Knecht eine Heimstätte bereitet hat in seinem Himmel. Sein Umgang ist Glück und Erbauung. Wie oft schon hat der junge, gelehrte Priester den alten, ungelehrten hinaufgetragen in ganz unerhörte Höhen des Denkens, so sanft und gelinde, daß dem Greise dabei nicht einmal schwindelte, und er

behaglich wieder herunter kam ins liebe alltägliche Leben. Da ist man doch wieder daheim und — überall gut, zu Haus am besten.

Freilich, gestehen muß man's, sie haben kühne Gedanken, die Menschen. Es gibt kein noch so unergründlich scheinendes Gebiet im Bereiche der Natur oder der reinen Spekulation, wo sie nicht herumschnüffeln und manches, und sogar erstaunlich vieles, das unwiderleglich ist, herausbringen.

Nur zu! und Ruhm und Heil ihnen, den fleißigen, scharfsinnigen Forschern. Aber sie machen doch eine gar weite Reise, um endlich da zu stehen, wohin schon ein paar Schritte sie geführt hätten, vor dem selben verschlossenen Tor, vor dem der Pfarrer steht. Viel Plag, ihr Herren, um geringen Ertrag. Selbstverständlich relativ gering. Eure Unwissenheit in Ehren! Sie ist von kurios anderer Sorte als die meine, bekennt in freudiger Demut der Geistliche; die beiden verhalten sich zueinander wie die seltene, kunstvoll und weise gezogene Pflanze zum Unkraut, das am Wege wuchert.

Solchen Betrachtungen überließ sich der alte Pfarrer, während er, den Spaten in der Hand, damit beschäftigt war, eine schöne, kreisrunde „Scheibe" um den Stamm eines Birnbaums herzustellen. Auf einmal hielt er in seiner Arbeit inne, horchte einem noch aus weiter Ferne von der Straße herübertönenden Gerassel, lehnte den Spaten an den Baum und schritt quer durch das Gärtchen der Straße zu. Sie stieg jäh auf neben der Schlucht, und die Höhe herab kam im schärfsten Trabe zweier kräftiger, aber sehr abgejagter Rotschimmel ein Leiterwagen gepoltert, in dem einige leere Fässer hin und her kollerten.

„Halt!" rief der Pfarrer dem Knechte zu, der im Wagen stehend sein Gespann mit geschwungener Peitsche antrieb: „Halt! sag' ich, bleib stehen."

Der Knecht gehorchte, wenn auch widerwillig, er rückte sogar die Mütze, und der Geistliche trat vor die Pferde hin, untersuchte ihre Zäumung und lockerte ihnen die Kinnketten.

„Kinnketten, wozu? Bist der einzige im ganzen Ort, der Kinnketten anlegt, und schau nur, schau, jetzt hast auch schon wieder die schweren Stangen!" setzte er ganz traurig und vorwurfsvoll hinzu.

„Sein die leichten," behauptete Hiesl.

„Die schweren sind's. Schäm dich der Lüge, Hiesl, schäm dich auch, so nach Haus zu jucken. Die armen Viecher, wie sie schwitzen! Und so kommen's in' Stall. Von Abreiben ist bei dir keine Red'. Jetzt aber fahrst im Schritt, und wenn ich dich noch einmal erwisch wie heut wieder, verklag' ich dich beim Wirt, und du verlierst den Dienst."

Hiesl gab keine Antwort, machte ein bitterböses Gesicht, und fuhr, wie ihm befohlen war, langsam weiter.

Der Pfarrer sah ihm lange mit mißtrauischer Aufmerksamkeit nach, ohne zu ahnen, daß er selbst, und zwar sehr scharf und streng, beobachtet wurde.

Seine Wirtschafterin, Frau Sperber, war aus dem Hause getreten, und unter den Baumzweigen durchguckend beobachtete sie sein Tun mit Mißbilligung: „Was ihn die Pferd' nur wieder angehen!" brummte sie vor sich hin. „Wenn's noch seine eigenen wären. Hat aber selber nicht einen Huf und nicht eine Klau im Stall. Ja, Stall! haben müßt' man ihn. Ein bisserl was haben sollt man außer den Sorgen ums Eigentum fremder Leut."

Sie kreuzte ihre langen, mageren Arme und lehnte sich mit ihrem ansehnlichen Buckel an die Wand. Der Pfarrer geriet ein wenig in Verlegenheit, als er, zum Hause zurückkehrend, sie dastehen sah, gallig und dräuend, mit der Miene einer Richterin.

„Guten Abend, Hochwürden," sprach sie ihn nachlässigen Tones an, „'s ist Acht. Ich hab' einen Brief hinaufgetragen. Mich gewundert, daß Hochwürden noch draußen sind. Zwölf Grad und recht feucht. Haben sich aber noch ärgern müssen mit dem Hiesl. Gesund ist das freilich nicht. Die innere Hitz' vom

Ärgern und die Kälte von draußen, da wird die Verkühlung schon da sein."

„Und wenn ich mich verkühle," erwiderte der alte Herr, „ich habe noch nicht bemerkt, daß Sie den Schnupfen davon bekommen hätten."

„Schnupfen kaum, Verweis vom Herrn Doktor gewiß. Erinnern sich vielleicht, wem der Herr Doktor aufgetragen haben, auf den Herrn Pfarrer acht zu geben?"

„Geben Sie acht auf Ihre Kasserollen, Frau Sperber, und mich lassen Sie unbeaufsichtigt. Ich bin schon vor vierzig Jahren majorenn geworden, barbe bleue!" sagte der Geistliche sehr ernsthaft und sehr sanft.

Frau Sperber war trotzdem wie niedergedonnert. „Jetzt fangen Sie gar an zu fluchen. Nun ja, können halt den Husarenleutnant nicht vergessen."

Der Pfarrer steckte beide Hände in die Taschen seines langen Überrocks. Sein großer, charakteristischer Mund mit den braunroten Lippen verzog sich zu einem wehmütigen Lächeln, seine tiefliegenden Augen hatten einen eigentümlich schmerzlichen Blick. „So gern ich möchte," seufzte er.

„Und warum möchten denn? Ist ja in der Art eine schöne Zeit gewesen."

„Lassen Sie das gut sein, Frau Sperber," versetzte der Greis erregt. „In der schönen Zeit gibt's manches — wenn ich daran denke, muß ich, oder müßt' ich mich eigentlich genieren."

„Haben doch immer so lustig nach Haus geschrieben vom Kriegsschauplatz. Der Herr Graf Papa haben sich nicht genug freuen können, und wie erst die Komtessen Schwestern! Aber die Frau Gräfin haben oft gesagt: Das ist ein Rausch, der vergeht, unser Georg wird doch nichts anderes als ein Priester; wozu der Herr Graf meinten: Wie Gott will. Waren beide so gescheit."

„Und gut."

„Und gut."

„Ja, meine Eltern!" Der Pfarrer nahm den Strohhut ab und entblößte seinen kahlen Scheitel, den ein Kranz von kurz gehaltenen, schimmernd weißen Haaren umgab. Über der lichten Stirn, die sehr abstach von dem rostfarbigen Gesicht mit der mächtigen, breitrückigen Nase, stand ein kleines Haarbüschel empor und nahm sich aus wie ein bereiftes Sträuchlein in der Öde.

„Alle wie die Engel," nahm Frau Sperber wieder das Wort, „die gräflichen Eltern und die gräflichen Kinder. Mein Abschied vom Haus, erinnern sich noch? Wird heutzutag eine Tochter ausgeheiratet, wie ich ausgeheiratet worden bin, die Kammerjungfer? Wissen noch? Wissen auch, wie ich dagestanden bin in Tränen und im Brautstaat, und wie Hochwürden — waren freilich damals noch kein Hochwürden — zu mir gesagt haben...: Amalie, schön sind Sie nicht, aber interessant, und zu meinem guten Sperber: Beneidenswerter! Erinnern sich noch?

Der Pfarrer errötete. „Mit Beschämung, Frau Sperber. Ich erlaubte mir einen Spaß, und noch dazu einen schlechten, in einem solchen Augenblick, dem ernstesten und feierlichsten im ganzen Leben. Nein, wirklich — man glaubt sich's oft selbst nicht, wessen man fähig war."

Die Haushälterin machte eine ausgleichende Bewegung mit der Hand. „Nehmen es nicht so hoch. Meinem Seligen hat's geschmeichelt, wir haben darüber gelacht, er und ich, und noch am selben Tag haben wir zusammen geweint um die Herrschaften. Waren gar so gut! Niemandem was zuleid getan, jedem was zulieb. Und grad sie so arg heimgesucht vom Unglück. Armut, Krankheit, Tod, eins nach dem andern ist's über sie gekommen. Schlag auf Schlag... Warum grad über die?" rief sie heftig aus. „Wo ist da eine Gerechtigkeit? Warum den Allerbesten das Allerschlechteste?"

„Warum?" wiederholte der Pfarrer mit leisem Vorwurf. „Diese Frage gehört zu denen, die wir nicht stellen dürfen."

„Sehr kommod freilich, kenn' das schon! Wenn keine Antwort wissen oder wissen wollen, kommt gleich die Ermahnung: Fragen ist verboten. Gelt, Hochwürden?"

Sie hatte ihre Worte bedächtig und gleichsam zielend, wie vergiftete Pfeile gegen ihn abgeschossen, aber nicht vermocht, seine Langmut im geringsten zu erschüttern.

„Schön," sagte er, „oder eigentlich nein, nicht schön, sondern einmal wieder einer Ihrer Anfälle von rebellischem Geist. Ich bedaure Sie, Frau Sperber; es muß unangenehm sein, solche Anfälle zu haben. Jetzt aber ist's wirklich kühl geworden," setzte er hinzu, von einem leisen Frösteln durchrieselt, und trat in das Haus.

Er stieg langsam die steile hölzerne Treppe hinauf, die unter seiner geringen Last in ein verdrießliches Gestöhne ausbrach, und als er die Wohnungstür öffnete, miaute sie wie ein böser aus dem Schlaf aufgeschreckter Kater. Das Zimmer, in das der alte Herr trat, war niedrig und ganz symmetrisch eingerichtet. Dem Eingang gegenüber zwei Fenster, in jeder der Längswände eine Tür, von denen die eine in des Pfarrers, die andere in des Kooperators Schlafzimmer führte, neben jeder Tür ein Glasschrank zwischen zwei hölzernen Sesseln, in jeder Ecke ein schmales Glasschränklein. Über diesen schwebte Frau Sperbers Geist, waltete ihre ordnende Hand. Sie enthielten ein wenig Silberzeug und Glas und Porzellan, teils zum Gebrauch, teils zur Zierde. In dem einen der großen Schränke befand sich die Bibliothek des Pfarrers, eine durchaus nicht reiche Sammlung, die nur die Werke des Heiligen und Dichters Franciscus von Sales vollständig umfaßte. Der zweite barg eine höchst harmlose Hausapotheke, einige Mineralien, ein Herbarium und allerlei etikettierte Säcklein mit Gemüse- und Blumensamen.

In der Vertiefung der Fenster, mit ihrem von Alter Van-Dykbraun gefärbten Holzgetäfel, war ein Bauer zu sehen, in dem aufgeblasene Gimpel und andere Singvögelfamilien unter

der sorgsamen Pflege des alten Pfarrers sich des Lebens freuten. Den Vögeln galt sein erster Blick beim Betreten des Zimmers, dem zweiten bot sich eine liebliche Überraschung. Auf dem zum Abendessen schon gedeckten Tisch prangte eine mit Almenrausch umkränzte Schüssel voll Walderdbeeren. Sein Lieblingsobst, seine Lieblingsspeise überhaupt, und in dieser Schönheit, mit diesem Duft nur an der einen Lehne der Sängerwand zu finden, die ein Kind nicht leicht erklimmt. Der Geistliche zog die Hand, die er schon nach einer der köstlichen Früchte ausgestreckt hatte, wieder zurück. Er begab sich in den Vorraum und rief:

„Frau Sperber, darf ich bitten?"

„Ja," erwiderte sie, vor der Küchentür erscheinend, noch böse, sonst hätte sie gesagt: „Befehlen?"

„Wer hat die Erdbeeren gebracht, die schönen Erdbeeren, die auf dem Tische stehen?"

Seine Stimme hatte einen weichen Flötenton angenommen, der deutlich bat: Machen wir doch wieder Frieden, Frau Sperber. Trotzdem lautete die Antwort so kurz abfertigend als möglich.

„Die Vroni."

„Welche denn? Doch nicht die Kogler-Vroni?"

„Grad die." Sie machte Miene, in ihre Küche zurückzukehren, aber der Priester rief:

„Geduld, Frau Sperber. Der Kogler schickt ins Pfarrhaus nichts als höchstens, Gott verzeih ihm, wie ich ihm verzeihe, einen Fluch. Wenn die Kleine etwas bringt, tut sie's hinter dem Rücken des Vaters. Das dürfen wir nicht dulden, wir dürfen uns nicht zu ihren Mitschuldigen machen. Mir ist, als hätte ich das schon so ein paar Dutzend Male gesagt, wenn mir recht ist, Frau Sperber."

Sie machte ihr hoffärtiges Gesicht, sah nicht einmal mehr geradeaus zum Geistlichen hinauf, sondern ganz schief über ihre höhere Achsel und ließ die Worte nachlässig von den Lippen fallen: „Was das für Geschichten sind wegen ein paar Erdbeeren."

„Ein paar?" wiederholte er mit schmerzlichem Vorwurfe. „Wenn es aber auch nur ein Erdbeerenstengel wäre, gute Frau Sperber ..."

„Und Hochwürden haben Erdbeeren so gern, und solche kriegt man nicht wieder, und sind so gesund die Erdbeeren für die Lungen, und richten den Magen ein."

Das letztere sprach sie nur, weil sie schon im Zuge war, nicht, weil ihr Gebieter sie anhörte. Er war ins Zimmer zurückgegangen, hatte Bronis lockende Darbietung vom Tische genommen, und reichte sie nun, auf der obersten Treppenstufe stehend, der Haushälterin, die nolens volens heraufsteigen und ihm die Schüssel aus der Hand nehmen mußte:

„Sagen Sie bei Gelegenheit der kleinen Broni, daß und warum ich ihre Erdbeeren nicht gegessen habe. Sagen Sie es aber sanft und liebreich. Sie verdient's, sie hat es ja gut gemeint, die arme Kleine!"

Frau Sperber ließ diese Ermahnung über sich ergehen mit der Miene eines Professors, der gezwungen wird, eine Schülervorlesung anzuhören, und schoß sodann, immer nur eine Profilansicht ihrer strengen Physiognomie darbietend, in die Küche zurück.

Der Pfarrer begab sich wieder in sein Zimmer und blieb dort eine Weile vor dem Tische stehen. Mit Mißbehagen betrachtete er einen daliegenden großen Brief, schien im Zweifel, ob er ihn öffnen solle oder nicht, ließ es nach einiger Überlegung bei dem letzteren bewenden und ging zu seinen Vögeln, um ihre Käfige mit Tüchern zu verhängen.

Bei den Gimpeln hielt er sich nur kurze Zeit auf, mit den kleineren Sängern hatte er lange zu tun. Er schlichtete einen Streit, der zwischen einigen noch flaumflügeligen Finkenjünglingen entbrannt war, lobte ein Meisenschwesternpaar, das blutjung und kugelrund auf dem höchsten Stäbchen unter der Kuppel des Bauers aneinander geduckt hockte, und aus halbgeschlossenen Äuglein duseligverdutzt dreinschaute. Eine Kanariengroßmutter,

die, gesträubten Gefieders, mit ihrem alten harten Schnabel wild um sich hackend, dem Herrn entgegenstob und ihm die gehässigsten Dinge, die man nur denken kann, zukreischte, ihre ganze Nachkommenschaft und all ihre Nebenvögel verlästerte, erhielt einen scharfen Verweis.

„Weiß schon, weiß schon, Madame! Die übrigen sind alle zusammen nichts wert, und nur Sie ein Urbild und eine komplette Musterkarte der verschiedenartigsten Vollkommenheiten. Weil Sie alt sind, soll man Sie ehren, sagen Sie? Sie haben unrecht. Vom Alter allein wird man nicht ehrwürdig. Nehmen Sie sich zusammen, Madame, sonst werden Sie als warnendes Beispiel aufgestellt; ich will Ihnen sagen wem. Einer gewissen Frau Sperber ... O" — unterbrach er sich und trällerte recht erschrocken und mit wenig Glück den Zerstreuten spielend: „Sper — brrr — brrr" den Vögeln vor.

Die eben Genannte war plötzlich eingetreten, brachte die Lampe, zündete sie an, stellte sie auf den Tisch und verriet nicht durch eine Miene, daß sie den letzten Satz, den der Pfarrer gesprochen, sehr wohl verstanden hatte, und sich jetzt innerlichst an seiner Bestürzung freute.

„Nun," wandte sich der Pfarrer in möglichst unbefangenem Ton an seine Dienerin, „was ist's mit unserem Kooperator, kommt der heute gar nicht heim?"

„Schon da," lautete die Antwort, „und mir scheint, voller Sorgen."

„Sorgen? Bilden Sie sich nichts ein. Was soll der für Sorgen haben?"

„Keine soll er haben, der gute, liebe Herr, hat aber und ihrer genug."

„Davon müßt' ich doch auch wissen, davon spräche er doch zu allererst mit mir."

„Mit Hochwürden zu allerletzt, um Hochwürden nicht zu alterieren."

Der Pfarrer hatte eine kleine Regung der Ungeduld: „Liebe Frau Sperber, seien Sie nicht gar zu gescheit," sagte er, war aber sehr beunruhigt und blickte Leo forschend und bekümmert an, als dieser nun auf ihn zukam, den Hut in der Hand, mit glühenden Wangen und blitzenden Augen, und um Verzeihung bat wegen seines langen Ausbleibens.

„Nun, nun, Er ist da," erwiderte der Pfarrer, ihm freundlich auf den Arm klopfend. „Grüß Ihn Gott. Wie geht's, wie steht's? Er sieht ja gut aus und ganz heiter. Nichts ist Ihm, nur hungrig wird Er sein. Frau Sperber, geben Sie uns etwas zu essen."

III.

Munter plaudernd saß der Greis bei Tische, ließ sich den Pfannkuchen schmecken, den die Haushälterin aufgetragen hatte, trank ein Glas frischen Wassers dazu und behauptete, die Pfarrhofquelle mache der Koglerquelle den Rang streitig. Er stellte Betrachtungen darüber an, wieviel wohl eine Flasche dieses edlen Getränks kosten würde, wenn es so schwer zu haben wäre, wie feiner Champagner. „Was meint Er, Kooperator? Sag Er auch einmal was," ermunterte er seinen Gast. „Warum so schweigsam? Hat unser Raubvogel, die Sperber, am End' recht, ist Er verdrießlich? Nicht wahr, nein! nur müd. Er hat gewiß einen schweren Tag gehabt, sich der leidenden Menschheit gewidmet, das nimmt einen her. Gönn Er sich jetzt Ruhe, geh Er schlafen. Gute Nacht, mein Sohn."

Der Kooperator erhob die gesenkten Augen nicht, seine Mundwinkel zuckten, er versuchte zu sprechen, brachte aber nur eine undeutlich gemurmelte Bitte um Verzeihung hervor.

„Schon wieder," sprach der Greis halb im Ernst, halb im Scherze. „Was Er nur heute hat mit seiner Um-Verzeihung-

Bitterei. Ich kann dir nichts verzeihen, lieber Sohn, ich wüßte nicht was; deine Entschuldigungen bringen mich in die größte Verlegenheit."

„Nicht so gut! Seien Sie nicht so gut gegen mich, Hochwürden," bat Leo, „sonst kann ich wieder nicht reden, und einmal muß ich Ihnen alles sagen. Es drückt mir das Herz ab, verfolgt mich Tag und Nacht. Es ist ein großes Unrecht, eine große Sünde — ein unerträglicher Schmerz."

Der Greis schüttelte den Kopf: „Du und eine große Sünde. Was das für Ausdrücke sind, für Übertreibungen, wie sie dir nicht ähnlich sehen, Kooperator. Du bist mir ja, ich glaube wirklich, ausgetauscht worden."

„Hochwürden!" schrie Leo auf, „wenn Sie wüßten, wie es in mir aussieht!"

Pfarrer Thalberg hatte ein sanftes und ernstes Lächeln: „Ich weiß es vielleicht. Anwandlungen, mein lieber Sohn; sie vergehen. Man glaubt's freilich nicht; einen solchen Kampf hat noch keiner gekämpft, meint ein jeder. Er ist nicht wahr. Hunderte, Tausende haben ihn durchmachen müssen, und viele haben bestanden. Zu diesen wirst auch du gehören."

Leo wollte ihn unterbrechen, er ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Zweifelst du an meinem Kooperator? Ich nicht. So; und jetzt gute Nacht, und morgen, wenn du dich ausgeschlafen hast und gestärkt erwacht bist, dann reden wir weiter. Oder," verbesserte er sich, „lieber von etwas anderem. Ja, nicht nein, nicht protestieren! Weiß einmal einer, das Übel, das an mir nagt, liegt in der Natur der Dinge, ist unabwendbar, weiß es, und hat Eisen im Blut, und Mark in den Knochen, dann schweigt er."

Der Pfarrer richtete sich energisch auf, eine große Willenskraft sprach aus seinem alten Rassegesicht, funkelte aus seinen blauen, tiefliegenden Augen: „Ich habe nie davon geredet! —

das steht wie eine Mauer, gibt einem einen Halt während des Sturmes und später ein gutes Gefühl. Schweigend leiden, was du leiden mußt, ist männlich, ist priesterlich; sich immerfort ausdrücken ist schwammig. Verstehst du?" fragte er voll Freude an diesem guten Bilde.

„Ja, Hochwürden, ja," versetzte Leo dumpf. „Wenn es sich aber um mehr handelt als um ein Ringen gegen gemeine Versuchung? Wir sind hier von einer solchen Bestialität umgeben, daß schon der Ekel vor ihr genügt, um die Bestie im eigenen Innern zu überwinden. Solche Kämpfe sind Kinderspiel im Vergleich zu dem Zwiespalt, der bis an die Wurzeln meiner Überzeugung gedrungen ist, mir meinen Glauben erschüttert und mir die Liebe geraubt hat zu meinem Beruf."

„Leo!" rief der Pfarrer voll Entsetzen, und der fuhr mit erzwungener Ruhe fort:

„Schrecklich, nicht wahr? Als ob einem der Boden unter den Füßen schwände. Meine Pflicht ist, der Inbegriff meines Dichtens und Trachtens soll sein, dem Guten zum Sieg über das Böse zu verhelfen.

„Gut und bös im Sinne meines Berufs. Nun, lieber Vater. Das wahrhaftige reine Gute und das Gute im Sinne meines Berufes — widersprechen einander in gar manchem Betracht."

Der Greis hielt sich den Kopf: „Wann denn? wo denn? Über den Grübler! So hab' ich dich noch gar nicht gekannt!"

„Wie oft schon wollte ich Ihnen mein Bekenntnis ablegen, Hochwürden Immer hielt die Scheu, Ihren Frieden zu stören, mich davon ab, und auch die Selbsttäuschung: du wirst allein mit dir fertig werden, du mußt!"

Der alte Geistliche versuchte noch immer auszuweichen: „Schau, schau, da hast du ja das Rechte schon getroffen gehabt. Warum denn abgehen vom Rechten? Bleib dabei. Bleib dabei," wiederholte er, da Leo die Brauen finster zusammenzog und

das Haupt schüttelte. „Oder prüfe dich wenigstens noch einmal ernstlich, ob es nicht Hirngespinste sind, mit denen du dich herumschlägst. Es gärt schon lange in dir, sagst du, und du hättest nicht davon gesprochen? Warum sprachst du erst heute und warum just heute?"

„Weil ich heute eine Stunde durchlebte, die an allen Pfeilern meiner Kraft gerüttelt hat. Eine unvergeßliche Stunde, ein Wendepunkt in meinem Dasein."

„Ich schritt dahin durch den Wald, und plötzlich schien alles Licht, das mich umgab, sich in einen Blitzstrahl zu vereinigen, der vor mir niederzuckte und einen Augenblick alles um mich her blendend erhellte. Dann sanken Erde und Himmel in Dunkel, und eine Stimme, eine milde, tiefe, herzbewegende Stimme rief mir zu: Wo du mich suchst, du Tor, da bin ich nicht!"

Er hielt inne; sein unstet flackernder Blick senkte sich wieder: „Ich wandelte weiter im tiefen Waldesschatten. In meinem Innern aber war es hell. Da glühte wie Sonnenbrand ein Widerschein der Flamme, die ich gesehen, und die Stimme, die ich gehört hatte, tönte nach. — Hochwürden!" unterbrach er sich, er holte tief Atem, und Schweißtropfen standen auf seiner bleichen Stirn: „Ich zweifle nicht mehr, ich bin zur Erkenntnis gelangt, und die Erkenntnis ist etwas Entsetzliches, und die Stunde, in der sie uns überkommt, abschließend wie der Tod. Sie reißt alles nieder, vernichtet die Früchte des heißen Strebens einer ganzen Vergangenheit. Gibt's einen Ringenden, dem sie erspart geblieben ist? Auch Ihnen nicht, Hochwürden... Auch Ihnen nicht!"

Der Greis zuckte nachdenklich die Achseln: „Durchaus erspart, Kooperator, und ich müßt' lügen, wenn ich sagen sollt', daß ich dich ganz verstehe. Was du mir da erzählst, kommt mir vor wie ein Wunder."

„Wunder ist alles, und das größte, daß ich zu Ihnen zurückgekehrt bin, Hochwürden," versetzte Leo hastig. „Hierher, wo

mich alles so seltsam halbvergessen und fremd anmutet, als wäre ein Leben voll reicher Erfahrungen vergangen, seitdem ich den alt vertrauten Raum zum letztenmal betreten habe. Ihr ehrwürdiges Angesicht, mein Vater, seh ich, wie von einem Schleier verhüllt. Sie sind mit in weite Ferne entrückt. Ich wage nicht, meine Hand nach der Ihren auszustrecken. Mir schaudert davor, die Gewißheit zu erlangen, daß sie mir unerreichbar wäre."

Thalberg streckte ihm die Rechte entgegen: „Da ist sie, mein armer Sohn, ergreife sie, 's ist nur die Hand eines geringen alten Mannes, aber einen Halt kann sie dir vielleicht doch bieten."

Leo zögerte: „Erst hören Sie mich an, Hochwürden. Ich darf Ihre Nachsicht nicht erbetteln. Sie müssen erwogen haben, ob ich Ihrer noch würdig bin."

„So sprich," sagte Thalberg, stützte den Ellbogen auf den Tisch und legte die Fingerspitzen an die Stirn, das Gesicht von Leo abwendend.

Der begann, erwähnte flüchtig seines Besuches im Koglerhof, ausführlicher eines Gespräches mit der kleinen Vroni. Sie war quer über die Wiese gelaufen, hatte ihm den Weg abgeschnitten, ihn an der Straße erwartet und ihm ihr Leid geklagt. Der Vater ist so schwer krank, wenn er plötzlich stürbe — was geschähe mit ihm? In den Himmel könnte er nicht kommen, und wie furchtbar die Qualen im Fegefeuer sind, das hat sie schon als kleines Kind gehört. Sie weiß aber auch, daß es fromme Frauen gibt, die sich's zur Lebensaufgabe gemacht haben, für die Einlösung der armen Seelen zu beten.

‚Sie heißen Karmeliterinnen und sind heilig,' sagte die Kleine, wurde über und über rot und wußte nicht, wie sie die Frage herausbringen und demütig genug stellen konnte, was man zu tun habe, um der Aufnahme gewürdigt zu werden in diesen Orden, den herrlichsten von allen, durch welche Bußübungen, welche Opfer sie zu erringen sei.

„Hochwürden," sprach Leo, „sie ging neben mir her, schmal und blaß und zart wie ein Hauch, das Gegenteil von dem, was man sich unter einem Dorfkind vorstellt, auch in ihrer Art und Weise. Ein Unrecht des Kogler, sein Hochmut, ist ihr zum Segen geworden, sie hat nicht umgehen dürfen mit Altersgenossen und -Genossinnen. Unter schwerem Drucke ist sie aufgewachsen zwischen dem rohen Vater und der schweigsamen Mutter — es gibt nichts Einsameres, aber auch nichts Reineres, als dieses Kind, nichts Schöneres als den freudigen Mut, mit dem sie alles, was sie hat und ist, hingeben will, um einem, dessen Pflicht gewesen wäre, ihr Gutes zu tun, und der ihr nur Böses getan hat, die ewige Seligkeit zu erkaufen. Was würden die besten Eltern oft geben, um eine ähnliche Regung in den Herzen ihrer Kinder zu wecken! Hier wächst es wild und verborgen, und geschieht das einmal, dann geschieht es hundert- und hunderttausendmal. Es gibt keinen Einzelfall in der reichen Natur. Das Gute lebt im Menschen. Der Trieb zum Guten ist oft stärker in ihm als der Trieb zum Schlechten. Du darfst dran glauben! Der Gedanke erfüllte mich mit Entzücken, mir war, als wüchsen mir Flügel. Zu dem Kinde aber sprach ich von Gottes unermeßlicher Barmherzigkeit. Bös sein, heißt leiden, für jeden, der nicht ganz verderbt ist. Dein Vater ist nicht verderbt, wie schwer hat er unter seiner Bosheit gelitten, längst schon, da er noch ganz gesund war. Soll der Allbarmherzige einen verdammen, der schon hier auf Erden seine Schuld mit solchen Qualen bezahlt hat?"

„Kooperator, im Grund hättest du das nicht sagen dürfen," fiel der Pfarrer ein, und Leo versetzte:

„Hochwürden, einen Augenblick vergessen Sie Ihres Amtes, sprechen Sie zu mir wie ein Mensch zum andern. Thalberg, Verehrter! glauben Sie an Fegefeuer und Hölle?"

„Ich bin ein Diener der Kirche, lieber Sohn, und glaube, was zu glauben die Kirche mir vorschreibt. Das sollst auch du.

Die kleine Vroni hat nicht mit Leo Klinger, sondern mit dem Diener der Kirche geredet."

„Dem war dabei seltsam zumute," rief Leo aus, „der kam sich recht klein vor neben diesem Kinde, das nicht wußte, wie es sich tief genug vor ihm demütigen sollte. ‚Ihre Bestimmung ist nicht, Klosterfrau zu werden,' sprach er zu ihr, ‚werden Sie eine rechtschaffene Bauersfrau, und wenn Sie einst das Erbe Ihrer Eltern antreten, verwalten Sie's zum Besten der Armen, der Unwissenden, der Irrenden. Erziehen Sie brave Kinder, denen Sie Pflichtgefühl und Nächstenliebe ins Herz pflanzen und die Ihre guten Werke fortsetzen sollen. Diese Werke, Kind, werden für Ihren Vater beten.' — Sie erhob die Augen mit einem gar rührenden Ausdruck von freudig hoffendem Vertrauen, das nur noch wie ein leichter Schatten die schüchterne Frage trübte: Darf ich das glauben? etwas so Schönes glauben?

Sie wollte sprechen, hielt aber plötzlich inne. Der Sepp vom Koglerhof war uns nachgekommen mit ellenlangen Schritten. Er sah wild drein, grüßte kurz und sagte im Vorübergehen zu Vroni: ‚Die Bäuerin hat schon zweimal nach Ihr gefragt.' Die Kleine blieb sogleich stehen, verabschiedete sich und eilte heimwärts.

Mir aber war das Herz leicht. Ich ging den Reitberger Weg herab. Sie kennen das Bild, das man da vor sich hat, den herrlichen Ausblick auf den See und auf die rings um ihn steil aufsteigenden Berge. Nie so märchenhaft, scheint mir, wie kurz nach Sonnenuntergang. Da gibt's kein grelles Licht mehr und noch keinen tiefen Schatten; in den weichen Konturen, den verschwindenden Farbentönen weben Zauber, die unbeschreiblich sind. Das oft geschaute Bild erschien mir erhebender denn je, und wunderbar der Einklang zwischen seiner Schönheit und der Schönheit der Kinderseele, die sich mir eben erschlossen hatte. Eine freudige Zuversicht erfüllte mich. Vielleicht war diese kleine Vroni berufen, durch die Macht ihres Beispiels mehr

Gutes zu wirken, als wir jemals zu wirken vermögen. Sie steht ihren Mitbürgern näher, sie gehört zu ihnen, kennt sie besser, als wir je imstande sein werden, sie zu kennen."

„Wer weiß?" sprach der Pfarrer, „und was die Macht des Beispiels betrifft, das so ein kleines Weiberl einmal geben soll, das ist ein Traun, hervorgerufen durch deinen viel, viel zu starken Menschenglauben. Eine gar gefährliche Sache dieser Glauben, mein lieber Sohn, weil er zu Enttäuschungen führen muß, und weil ihre natürliche Folge Menschenverachtung heißt."

„Sagen Sie, Verzweiflung an den Menschen und an unserer Fähigkeit, sie herauszureißen aus dem Pfuhl, in dem sie mit tierischem Behagen waten... Welch ein Erwachen war mir beschieden, zu gräßlich, Hochwürden; es machte mich Blinden sehend, und nie, nie wieder kann ich zurückkehren in den milden Dämmerschein frommen Glaubens, kindlicher Hoffnungen und Vertröstungen, der mich arme Schattenpflanze bisher umfing wie ein heiliger Mutterschoß. Das heißt," unterbrach er sich, „auch der Schutz hatte manchmal schon versagt und der Zweifel mich schon manchmal angekränkelt. Immer kämpft' ich ihn nieder — heute bin ich unterlegen."

Der Priester ließ die Hand sinken und sah dem Freund ins Gesicht: „Nun denn, was ist geschehen? Tatsachen, ich bitte dich."

„Ich bring' es nicht über die Lippen, ich kann nur andeuten, Sie müssen halbe Worte verstehen," sprach Leo. „Als ich in die Nähe der Talmühle kam, schallte mir ein Geschrei entgegen, so laut, daß es den Lärm der Säge übertönte. Ein Mann und eine Frau stritten miteinander, und dazu heulte ein Kind. Sehen konnte ich sie nicht, denn sie waren durch die am Wegrain aufgeschichteten Bretterwände verdeckt. Der Lärm wurde immer wüster, ich eilte hinzu und stand plötzlich vor den Streitenden. Es war der Müller, die Schober und ihr Franzl, mein besonderer Schützling. Hochwürden wissen, wieviel ich auf den Jungen

gehalten, wieviel ich mich mit ihm beschäftigt habe ... er tat mir so leid — eine Mutter haben, wie die seine, und arm sein, kränklich und von abschreckender Häßlichkeit ... Hätte er mir doch nicht leid getan, hätte ich ihn seinem Schicksal überlassen, es wäre besser gewesen. Hochwürden, die drei erschraken und verstummten, als sie mich so ganz unerwartet erblickten. Der Müller riß den Hut herab und machte einen förmlichen Weiberbückling. Die Schober wurde noch fahler, als sie gewöhnlich ist, Franzl sprang zur Seite und stellte sich vor einen Gegenstand, der am Boden lag und den er vor mir zu verbergen suchte.

‚Was habt ihr denn, was gibt's?' fragte ich, und wie aus einem Munde antworteten die drei: Nichts, gar nichts! Ich aber sah, daß die Schober ihrem Buben verstohlen Zeichen machte, und daß er, rückwärts gehend, mit den Fersen etwas ziemlich Schweres immer näher gegen den Zaun schob. Da ging ich hin, faßte ihn an den Schultern und zwang ihn, stehen zu bleiben. Er brüllte, wie wenn er gefoltert würde, die Mutter stürzte sich auf ihn, spielte sich auf die Löwin, die ihr Junges verteidigt, der Müller schnitt ein bedenkliches Gesicht und ersuchte mich unter Kratzfüßen, dem Rangen nichts zuleid zu tun, ich könnte mir am Ende noch Unannehmlichkeiten zuziehen. Diese ganze Komödie wurde nur aufgeführt, um meine Aufmerksamkeit von dem Ding abzulenken, das ich nun deutlich sah, da ich den Buben zur Seite geschoben hatte.

Es war eine entsetzlich verstümmelte Henne. Die Augen waren ihr ausgeschnitten und — — nun sie war gräßlich gemartert und dann lebendig begraben worden. Der Müller, dem sie gehörte, hatte den Franzl bei der Missetat erwischt und die Henne ausgegraben; sie zuckte und flatterte noch ... Diese Grausamkeit war aber lange nicht die ärgste, die der Bub an Tieren schon begangen hatte, und die Leute würden ihn längst angezeigt haben, wenn ... Je nun, sie trauen sich halt nicht. Und warum nicht? — weil sie wissen, daß der Bub dem Ko-

operator sein Liebling und ‚seine Erziehung' ist. Der Kooperator, sagt die Schober, laßt sich nix drein reden, nicht einmal von ihr. Wer den Buben verklagt, verklagt eigentlich den Kooperator, und mit der Geistlichkeit will sich niemand verfeinden. Wenn der Müller jedoch drauf rechnen dürfte, daß ich ihm keine ‚Schwulitäten' mache, ginge er lieber heut als morgen zum Bezirksrichter.

Das Weib kreischte wild auf. Angst und Wut verzerrten ihr gräßliches Gesicht. Gut denn, er möge gehen, er möge reden. Sie geht mit und wird sich auch kein Blatt vor den Mund nehmen; sie wird sagen, was sie und was das ganze Dorf vom Müller weiß, nur die Obrigkeit und nur wir nicht, Hochwürden. Und nun, in Gegenwart des Kindes, das jedes Wort gierig einsog und verstand und genoß mit grauenhafter Schadenfreude, warf sie ihm Dinge vor ... Frevel von so fürchterlicher Art ..."

Der alte Priester hatte den Kopf sinken lassen, preßte das Kinn an die Brust und lauschte schaudernd den entsetzlichen Enthüllungen, die Leo zögernd und mühsam vorbrachte.

„Der Müller," schloß er, „leugnete, klagte andere an. Was hatte dieser getan und jener! Er nannte die Namen von angesehenen Männern in der Gemeinde, und was er sagte, trug den Stempel der Wahrheit, erklärte mir so manches, das mir bisher rätselhaft war ... Hochwürden! und mit diesen Seelentötern bringen wir unser Leben zu, an ihrer Unverbesserlichkeit nützen unsere besten Kräfte sich ab!"

Tief aufseufzend lehnte sich Thalberg in seinen Sessel zurück und fragte: „Was hast du getan?"

„Ich habe nicht einmal etwas gesagt. Eh' ich ein Wort fand, hatte das Weib mir Rat erteilt. Klug wär's von mir, den Müller abzuhalten, zu Gericht zu gehen, um ihren Franzl zu verklagen. Alle Leute wissen, wieviel ich mich abgebe mit dem Kind. Schaut's, was dabei herauskommt, wird's heißen. Die

Geistlichen können nicht einmal so einem Fratzen seine Fehler abgewöhnen. Ich krieg' noch zu hören: Sie sein die Mutter, warum lassen Sie sich die Einmischung gefallen?"

„Bekannt, wohlbekannt!" unterbrach ihn Thalberg. „Das ist ihre Art, uns die Waffen aus der Hand zu winden. Sei's! Was mich betrifft, ich habe mich hineingefunden, ihnen nicht mehr ungerufen zu kommen. Ich verkehre mit ihnen von der Kanzel aus, im Beichtstuhl, beim Religionsunterricht, am Krankenbett, im übrigen halte ich mich fern."

„Das heißt," rief Leo, „mit ihnen nie anders als in Amt und Würden verkehren, ihnen nie menschlich nahetreten, keinen Anteil nehmen an ihrer Arbeit, ihrem Schicksal, es heißt: Salvieren wir uns und geben wir sie auf."

„Oho, was sagst du da?"

„Ich sage, Hochwürden, wir sind diesen Menschen Lehrer, — Herrgott, was wissen wir selbst? — Erklärer des Unerklärlichen, Richter, so lange sie uns eine übernatürliche Macht zuschreiben. Tröster in sehr seltenen Fällen. Wir können den Besseren unter ihnen eine mit Mitleid gemischte Ehrfurcht einflößen, — aber das Beste, das ein Mensch dem andern geben kann — nie!"

„Und das wäre?"

„Das ist Vertrauen."

„Ja, Vertrauen," wiederholte der Pfarrer, „damit sparen sie, aus Armut noch mehr als aus Geiz."

„Verwirrend kam mir das alles in jenem Augenblick zum Bewußtsein. Ich hatte mich nie so ohnmächtig gefühlt der Schlechtigkeit gegenüber. Ich ging, und sie kicherten hinter mir her, sie werden sich wohl versöhnt haben. Jedes Wort, das dieses Weib gesprochen hatte, war mir wie ein Tropfen heißen Bleies aufs Herz gefallen. Sie hat recht im Grunde, ich bin kein Erzieher, weil ich kein Menschenkenner bin. Ich durchschaue nicht einmal ein Kind. Es war ja manchmal ein Verdacht in mir auf-

gestiegen, ich schämte mich seiner, ich fürchtete mich, ihn auszusprechen, um meinen Zögling nicht auf unrechte Gedanken zu bringen. Und wenn die Erfahrung, die ich eben gemacht hatte, die erste in ihrer Art gewesen wäre!... Sie war es nicht, frühere Erfahrungen, die mich hätten belehren können, sind nutzlos an mir vorübergegangen."

„Weißt du, warum?" rief der Pfarrer eifrig; „weil deine Gelehrsamkeit dich vom Nächstliegenden abgezogen, deinem eigentlichen Wirkungskreis entfremdet hat. Die Stimme, von der du gemahnt worden bist, das war die Stimme deines Gewissens, das dich auf den rechten Weg zurückrief."

Leo blickte lange schweigend vor sich hin. „Erlauben Sie mir, Ihnen mit einem Gleichnis zu antworten," sagte er endlich:

„Es lebte einst ein Mann, dessen heimatliches Dorf zu Füßen einer hohen Bergkette lag.

„Einmal wandelte die Lust ihn an, ihre Schluchten und Wälder kennen zu lernen. Er unternahm weite Wanderungen ins Gebirge, kehrte aber immer wieder zu den Seinen zurück und war bei ihnen zufrieden und glücklich.

„Bald jedoch genügten diese Ausflüge ihm nicht mehr; der heiße Wunsch erwachte, den höchsten Grat des höchsten Berges zu erklimmen, um von dort einen Ausblick zu gewinnen hinüber ins Jenseits der Berge, und im himmlischen Lichte der Sonnennähe das All zu überschauen.

„Unwiderstehlich zog es ihn empor. Dorngestrüpp und Felskanten zerrissen seine Kleider und seinen Leib, seine Sohlen bluteten — er fühlte keinen Schmerz, nur eine große Enttäuschung, denn je höher er stieg, je höher schien die Bergesspitze zu ragen und hüllte sich zuletzt in dichten Nebel. — Ich werde dich nie erreichen, ich werde dein Geheimnis nie durchdringen, begriff der Wanderer endlich. — Aber schon das Streben nach unerreichbaren Zielen ist herrlich; herrlich ist die wachsende Erkenntnis des Geistes, der zu uns spricht aus den kreisenden

Sternen, dem tosenden Wasserfall, herrlich ist das Licht, das den aufwärts Schreitenden umflutet. Ich will zurückkehren und den Meinen von den Wundern, die sich mir geoffenbart haben, erzählen.

„Und er wandte sich um — sein Blick schweifte in weite Fernen und suchte sein heimatliches Dörfchen und fand mühsam den armen kleinen Punkt in der Dunkelheit des ihn umschließenden Tales.

„‚Wie,‘ rief er aus, in dieser licht- und luftlosen Enge habe ich gelebt? Ich faß es nicht, Welten rollten zwischen dem Damals und dem Heute. Sie sind nicht wegzutilgen, und nie, nie mehr finde ich den Weg, der heimwärts führt, nie wieder kann mein Haupt sich beugen unter das niedere Dach meiner elterlichen Hütte!“

„Das ist ein furchtbares Gleichnis,“ sprach Thalberg. „Ich meine aber, wenn du der Wanderer wärst und wüßtest, in einer dieser dunkeln Hütten wohnen Menschen, die deiner bedürfen, du hättest dir, den aufgetürmten Welten zum Trotz, einen Weg gebahnt, und wärst zurückgekommen zu den Deinen.“

„Wer sind die Meinen?“ fragte Leo herb. „Diese Menschen nicht. Es ist meine schwere Schuld, daß ich so spät erkenne: Ich bin ihnen nichts und kann ihnen nichts sein. Der Unterricht, den ich ihnen gebe, die Lehren, die ich ihnen erteile, sind wie das auf den Felsengrund in die Dornen gefallene, vom Wind verwehte Samenkörnlein des Evangeliums. Wenn ich erziehe, erziehe ich den einen oder den andern zur Heuchelei — und so ist, was ich leiste, weniger als nichts!“

Pfarrer Thalberg schüttelte den Kopf: „Aus dir spricht die Entmutigung. Und die, siehst du, die kenn’ ich auch. Man muß sie überwinden.“

„Nicht jedem gelingt’s,“ versetzte Leo. „Bessere als ich, Höherstehende als ich, Priester wie ich, sind in demselben Kampf unterlegen. Auch diese, ich bin es gewiß, haben sich gefragt:

Wo sind die Früchte meines Wirkens? und sich geantwortet: ich weiß keine. Auch sie haben nach der Erkenntnis des Guten gerungen, und was sie errangen, nicht in Einklang bringen können mit den Forderungen, die ihr Amt an sie stellte. Es gibt zwei Unvergessene — der eine sucht Erlösung von dem qualvollen Zwiespalt zwischen seiner Pflicht und seiner Überzeugung, in den Wellen der Donau ..."

„Erbarme dich seiner, Allbarmherziger!" stieß Thalberg hervor.

„Der andere fand jenseits des Ozeans eine Heimat und wurde ein großer Schriftsteller ..."

„So sagt man, ich kann das nicht beurteilen, ich bin ein unwissender Mensch. Aber eine Heimat hat er drüben nicht gefunden. Hat wieder und wieder zurückkommen wollen, in die seine, und sich doch nicht getraut, ihre Grenze zu überschreiten, hat wahrscheinlich bei allem seinem großen Ruhm und Reichtum den Vagabunden und den Bettler beneidet, der den Fuß unbehindert auf seine mütterliche Erde setzen darf. 's ist zu traurig, lieber Sohn, sprechen wir nicht von den Fahnenflüchtigen, beten wir für sie."

Leo starrte ihn an und erhob plötzlich die gefalteten Hände mit inbrünstig flehender Gebärde: „Wenn Sie für Fahnenflüchtige beten, werden Sie auch für mich beten, Hochwürden."

„Du Tor, du Tor!" der Greis griff sich an den Kopf. — „Was? ein Fahnenflüchtiger willst du mir werden? Du Tor, du Tor!... Was sind die Kämpfe, denen du dich entziehen willst, gegen den Sturm, der dich draußen erwartet! Er will hinaus in die Welt, dieser Mensch in diese Welt, in der der Haß aller gegen alle rast und tobt — in der sie einander nichts mehr verzeihen, in der der Parteigenosse das Schlechteste, der Gegner nicht das Beste ungestraft tun darf, in der eine Nation gegen die andere, ein Stand gegen den andern und sogar ein Geschlecht gegen das andere in Waffen steht. In was für Waffen,

Herr mein Gott! Nicht die des ehrlichen Krieges, in dem der Soldat noch im Feinde den Nebenmenschen und dadurch sich selbst achtet — eines Kriegs mit schändlichen Waffen, denn die Pfeile, die da fliegen und treffen, sind ins Viperngift der Verleumdung getaucht... Wir sehen die Wissenschaft mißbraucht im Dienste des Mordes, wir sehen unsere göttliche Religion der Liebe, der höchsten Duldung, der tiefsten Demut zum Werkzeug des Ehrgeizes, des Strebens nach Macht entheiligt... Genug —" Thalberg hielt erschöpft inne. Erst nach längerer Zeit gewann er die Kraft fortzusetzen: „Was willst du, du — mit deinem friedfertigen Herzen in dieser Welt des Hasses? —

„Bleib treu, bleib bei mir... Stell dir so recht vor, was das für mich wäre, wenn ich eines Morgens erwachen und meinen Kooperator nicht auf seinem Posten finden würde. — Ich bitte dich, schau den Brief an, den die Sperber dort hingelegt hat ans äußerste End' vom Tisch. Ich brauche ihn nicht zu öffnen, um zu wissen, was drin steht. Es wird wieder geklagt werden über mich. Ich bin oben nicht gar gut angeschrieben; sie finden mich nicht scharf genug. Wenn es jetzt noch hieße: Sein Kooperator ist entflohen. Sie waren sehr gut miteinander, er wird wohl davon gewußt haben... Leo!" brach der Greis plötzlich aus: „Das wirst du mir nicht antun! Du gehst nicht fort von mir."

„Hochwürden," erwiderte Leo erregt, „die Wahrheit über alles. Soll ich lehren, was ich nicht für wahr halte? Soll ich mit der Hölle drohen? Soll ich den Aberglauben, das einzige, was diese Menschen bezwingt, nähren?"

„Was — Aberglauben!" Thalberg rang die Hände: „Großer Sünder!" rief er heftig aus. „Um den Glauben handelt sich's, um den Glauben, den du verloren hast. Sag nicht: ohne deine Schuld, du bist schuldig, der Selbstüberhebung, des Hochmuts. Du bist ein großer Sünder. Ein Priester — und glaubenslos!"

Seine Entrüstung hielt nicht an; ehe er sich dessen versah,

hatte sie sich in Wehmut verwandelt, und so fuhr er sanften Tones fort: „Aber weil du ein Sünder bist, habe ich Erbarmen mit dir, oder mit anderen Worten: liebe ich dich, ich armer Sünder, dich den armen Sünder."

Leo wollte etwas erwidern, der Pfarrer bat: „Geh, geh zur Ruh'! Vielleicht öffnet Gott, während deine leiblichen Augen geschlossen sind, dein inneres Auge der Erkenntnis."

IV.

Das Zimmer des Kooperators bildete ein längliches Viereck. Die Wände der kleinen Stube verschwanden größtenteils hinter dicht besetzten Bücherbrettern, die bis zu den altersbraunen Balken der Decke reichten. Ein den beiden Fenstern gegenüber offenstehender Schrank enthielt Erd- und Himmelsgloben, astronomische meteorologische Instrumente. Den Raum, den er frei ließ, nahm von der einen Seite das eiserne Bett, von der andern ein hinfälliges Öfchen ein, das sich beschämt über die Nutzlosigkeit seines Daseins hinter ein riesiges Waschbecken auf derbem Gestell zurückzog und trübselig niederblickte zum Steinkrug zu seinen Füßen, in dem im Winter das Wasser regelmäßig über Nacht einfror. Wohltat war es dann für Leo, die brennenden Augen, die von ringenden Gedanken heiße Stirn ausgiebig zu kühlen.

Den Rest der Einrichtung machten zwei Strohsessel aus, ein Kleider- und Wäscheschrank und ein Tisch aus weichem Holze, auf dem die verschiedensten Gegenstände neben- und übereinander standen und lagen. Ein Reiseschreibzeug, ein Mikroskop, allerlei Mineralien, Bilderbücher und Spielereien primitivster Art, bestimmt, das Entzücken unverwöhnter Dorfkinder auszumachen, mit Rechnungen bedeckte Schiefertafeln, eine

große Garbe Feldblumen, ein zerlesenes Büchlein: die heiligen Schriften des Neuen Testaments, übersetzt von Kistemacker. Es war aufgeschlagen bei Lucas 19, eine Campanula als Buchzeichen eingelegt, und im zweiundvierzigsten Vers waren die Worte unterstrichen:

„Hättest auch du es erkannt, ja an diesem deinem Tage, was zum Frieden dir gereichen sollte!"

An der Wand neben dem Bette hingen unter einem schönen Stiche von Carpaccios Mariä Tempelgang zwei Miniaturbildnisse in Bronzerähmchen. Sie stellten die Eltern Leos vor, als Brautleute, sehr fein und charakteristisch gemalt. Ein ungleiches Paar, das sich da zusammengefunden hatte. Der Mann schon ältlich, untersetzt und kurzhalsig. Man meinte ihn schnaufen zu hören, eingeknöpft und eingeschnallt wie er war in seine Uniform eines Jägerhauptmanns. Die eisenfarbigen Haare wuchsen ihm tief in die niedere und flache Stirn herein, die dunkelgrauen Augen blickten verdrossen und hochmütig. Die Mundwinkel waren herabgezogen und von einem Ausdruck unüberwindlichen Eigensinns umlagert. Gegen die Behauptungen und Befehle, die von diesen Lippen fielen, hatte ein Untergebener oder ein Schwacher wohl kaum einen Einwand gewagt. Die letzte aber, die sich einer solchen Kühnheit unterfing, das war gewiß des Hauptmanns junge Braut gewesen. Weltfremd, wie aus einer verzauberten Insel kommend, den kleinen Kopf mit seiner Krone hellblonden Haares etwas gesenkt, schaute sie unter ihrem Schleier hervor und schien mehr angetan, den Kampf des Lebens fliehen als ihn aufnehmen zu wollen. Von ihr hatte der Sohn die sanften blauen Augen, das kindlich reine Oval des Gesichtes, die hochaufgeschossene Gestalt. Und nicht bloß äußerlich war die Ähnlichkeit zwischen ihnen, die Seele der Mutter lebte in Leo fort. Zwölf Jahre zählte er, als er sie verlor; aber das geistige Erbe, das sie ihm hinterließ, trat er an als ein Volljähriger. Zu diesem Erbe gehörte auch die Er-

innerung an das stille Märtyrertum der Verstorbenen in ihrer Ehe, deren Trostlosigkeit ihm immer klarer zum Bewußtsein kam, während sie sogar von Nahestehenden für eine glückliche gehalten wurde. Zu einem Streit kam es nie, denn Elisabeth fügte sich widerspruchslos in den Willen ihres Herrn. Allerdings war er oft verdrießlich, aber durfte man ihm das übel nehmen? Sein Dienst war schwer, sein Auskommen knapp; er fühlte das Alter und so manches Gebreste herannahen und hatte sich doch täglich und stündlich als der feste, stramme, eifrige Hauptmann zu erweisen, dessen Tauglichkeit zum Avancement unzweifelhaft scheinen mußte. Der Majorsrang einmal erreicht, dann mochte das Verhängnis in Gestalt des blauen Bogens hereinbrechen. Bei der Stabsoffizierspension würden er und die Seinen wenigstens nicht hungern. An sich dachte er zuerst, an sie aber doch auch; er hatte liebevolle Regungen trotz seiner Unliebenswürdigkeit. Zur Erkenntnis des Unheils, das diese Lebensverderberin für ihn bedeutete, brachte er's freilich nicht. Er liebte seine Frau leidenschaftlich und ausschließend, er lechzte nach Gegenliebe und hatte keine Ahnung davon, daß sein eigenes Wesen Zuneigung nicht aufkommen ließ. Als ewig Gekränkter, ewig in seinem besten Rechte Verkürzter, schritt er neben dem jungen, ihm angetrauten Geschöpf als verkörperter Vorwurf einher. Er belastete die zur Selbstquälerei ohnehin nur zu sehr Geneigte mit einem nie ruhenden Schuldbewußtsein, und sie bedurfte all ihrer Kraft, um gegen die stets wachsende Abneigung, die ihr unglücklicher Peiniger ihr einflößte, anzukämpfen. Im Gebete suchte und fand sie Trost und Stärke. Die Kirche, die sie, ihren Sohn an der Hand führend, gebeugt und gebrochen betrat, sah er sie aufgerichtet und ermutigt wieder verlassen. Damals schon mußte sich dem Kinde die Antwort auf die Frage aufdrängen, wo Frieden und Mut in der Trübsal zu holen sind. Die segenspendende Quelle versagte nie; sie floß am reichsten, als man ihrer am meisten bedurfte, in den

ganz bösen Tagen, da Hauptmann Klinger erfuhr, daß er statt der ersehnten Beförderung die Versetzung in den Ruhestand zu erwarten habe.

Kurze Zeit nach dieser bitteren Enttäuschung verließ er die Stadt und zog sich mit Frau und Kind nach seinem Geburtsort, einem kleinen Dorfe in Schlesien zurück. Man hatte von dort eine halbe Meile weit zu gehen bis zur nächsten größeren Ortschaft, wo sich eine Kirche befand und wo der Bezirksarzt lebte; aber eine deutsche Schule war vorhanden, und mitten im Dorfe stand noch halb und halb aufrecht das Häuschen, in dem Klinger das Licht der Welt erblickt hatte und in dem seine Eltern, bescheidene Bauersleute, gestorben waren. Das zum Hause gehörende Feld hatte sich im Laufe der Zeiten in Uniformen, Goldborten und Federbüsche verwandelt, denn ein Offizier, der avancieren will, muß sich auch in seiner Adjustierung von anderen auszeichnen; aber ein Garten von mäßigem Umfang und die Ruinen eines Stalles, der einst zwei Kühe beherbergte, waren übrig geblieben. Als locum tenens lebte die Witwe des Dorfschneiders in dem Häuschen, eine Großtante des Eigentümers, eine rüstige alte Frau, die in Dankbarkeit gegen den Neffen zerschmolz, als er ihr erlaubte, den Verschlag auf dem Dachboden, in dem sie sich mit ihrem Bett und ihrer Truhe eingerichtet hatte, auch ferner zu bewohnen. Wenn das eine gute Tat war, so brachte sie reichen Lohn. Die alte Schneiderswitwe leistete den Verwandten aus der Stadt unschätzbare Dienste. Sie wurde Frau Elisabeths Ratgeberin und kräftige Hilfe bei der Einrichtung des kleinen Haushaltes und Leos beste Freundin; denn so schöne Märchen, wie sie erzählen konnte, hatte er noch nie gehört. Die zwei Frauen und das Kind griffen beherzt zur Schaufel, zum Besen, zur Hacke und sogar zur Kelle, wenn es dem, den Gewohnheiten seines Standes unterworfenen Maurer einfiel, „blau zu machen" vom Montag bis zum Samstag. Der Zimmermann, der Schlosser, der Glaser fanden eifrige

Handlanger an ihnen, indes der Hausvater mit finsterer Miene spazieren ging, mit finsterer Miene heimkehrte oder von seinem Schmollwinkel aus, was die anderen taten, bespöttelte und tadelte. Der schlimmste Tag für seine Frau war der letzte in der Woche, an dem sie zitternd und bebend zu ihm kam, um ihm die Rechnungen vorzulegen. Da brach er in Zorn aus und erklärte, nicht zahlen, nicht der Narr sein zu wollen, der sich ausbeuten läßt.

Am Sonntag, zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter, wanderte die Familie mit der übrigen Gemeinde auf stellenweise sehr schlechten Wegen hügelauf, hügelab zur Kirche. Anfangs kamen sie gar stattlich angerückt, der Hauptmann in seiner noch fast neuen Uniform mit blitzblank geputzten Knöpfen, die Gattin und die Tante in ihren besten Gewändern, der schöne Knabe im dunkelblauen, von der Mutter nach englischem Muster angefertigten Matrosenanzug. Von Jahr zu Jahr wurde die Uniform Klingers fadenscheiniger, das Kleid und der Umhang Frau Elisabeths zweifelhafter in der Farbe, dünner im Stoffe. Leo trug nur noch Jacken, die ihm bis zu den Handgelenken, und Hosen, die ihm kaum bis zu den Knöcheln reichten. Nur Tante Philomenas weiter, dunkelgrüner Rock, ihr großes, rotgestreiftes Tuch mit den langen Fransen trotzten den Unbilden der Witterung und waren das Bleibende im Wechsel, wie ihr lederfarbiges Gesicht, ihre lebhaften braunen Augen, die dürre, aber allzeit aufrechte Gestalt. In der Kirche fiel die Hauptmannsfamilie allgemein sehr angenehm auf durch ihre große Andacht. Der alte Soldat schüttete jeden Sonntag während der Messe sein schweres Herz vor dem Ewigen aus. Ein dunkles Bewußtsein der Widerwärtigkeit, mit welcher er eben erst seiner vielgeliebten Frau begegnet war, überkam ihn wohl, gestaltete sich aber mehr zur Anklage gegen sie, als zum Gewissensvorwurf gegen ihn selbst. Die Frau grollte ihm nie, verlor nie die Geduld, blieb immer sanft, nachgiebig, gehorsam; sie bemühte sich sogar, ihn zu erheitern;

ja warum? woher diese unerschöpfliche, fast beleidigende Langmut? woher? Klinger beantwortete sich die Frage selbst: aus einem Schuldgefühl. Schuldig war die Frau gegen ihn, die ihm Liebe und Treue geschworen hatte und nur die Hälfte ihres Schwures hielt. Treue übte sie, Liebe versagte sie ihm. Sie verstand nicht einmal seinen ganzen Wert zu schätzen. Sie würde vergessen, daß er sie aus tiefster Verlassenheit und Not zu sich emporgehoben hatte, wenn er es ihr nicht ins Gedächtnis zurückriefe. Er nahm Gott zum Zeugen seines edlen Benehmens beim Leichenbegängnis einer weitläufigen Verwandten, der Mutter Elisabeths. Mit ihr, die als Witwe eines kleinen Beamten eine minimale Pension, wie man sagt, „genoß", verlor das junge Mädchen die letzte Stütze. Jetzt hieß es, nur vom Ertrag ihrer Näharbeit leben, und Klinger erfuhr, was das bedeute, als er sich mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Teilnahme für andere, nach den Verhältnissen des Mädchens erkundigte. Wie hatte er sich da benommen? Was hatte er für die ihm fast fremde Base getan? An seinem Arme hatte er sie vom Friedhof weg zum Altare geführt — er wiederholte die Phrase gern, sie gefiel ihm so sehr. — Er hatte die Verlassene zu seiner Frau gemacht, nicht weil ihre Schönheit ihn überrascht und geblendet, nicht weil er sich plötzlich in sie verliebt hatte, o nein — aus reiner Großmut. Nun verdankte sie ihm alles, vom Hemde, das sie trug, bis zur sorgenfreien, geachteten Lebensstellung, alles. Und was forderte er dafür? Du weißt es, Herr und Gott, das Geringste, das ein Mann von dem ihm angetrauten Weibe fordern kann: ein wenig Liebe! nur einen schwachen Widerschein der großen, heißen Liebe, die er für sie hat. Herzlichkeit, auch etwas Bewunderung, abwechselnd mit Bedauern, nicht immer nur pflichtgemäße Rücksichten und gebührende Obsorge. „Großer, guter Gott, erwecke in ihr die Liebe, nach der ich schmachte, die sie mir versagt. Warum versagt? Weil ich um einige Jahre älter bin als sie? Ich fühle mich nicht alt — wird denn ein Mann überhaupt alt — der sich

jung fühlt und liebreich und liebebedürftig? Erwiderung, Herr! Schenk meiner Liebe Erwiderung!" —

So betete der Mann, und die Frau betete:

„Mein Gott, gib mir Selbstüberwindung und die Kraft zu verbergen, daß ich sie üben muß; nicht nur treu, auch freudig lasse mich meine Lebensaufgabe lösen; mir fehlt die Freudigkeit in der Pflichterfüllung. Mir graut vor zwei mir ewig geöffneten Armen, vor einem ewig heischenden Blick. Du weißt, daß ich vor ihnen fliehen möchte ans Ende der Welt — aus der Welt. Du kennst die Gewalt dieser gräßlichen Versuchung, die mich oft ergreift. Laß mich ihr nicht erliegen!" Schauer durchrieselten sie; sie fühlte ihre Wangen kalt werden, sie versteckte das Gesicht im Gebetbuch, damit niemand ihr Erbleichen sehe.

Das Kind an ihrer Seite aber schwelgte im Gefühl der göttlichen Nähe. Seine junge Seele flog zu Gott empor, ihm brachte es sein ganzes Herz dar. Voll Inbrunst und Begeisterung sang es das Meßlied mit; seine frische Stimme tönte aus dem schnarrenden Gesang der Gemeinde wie ein helles Glöcklein heraus.

Sehr würdevoll verrichtete Tante Philomena ihre sonntäglichen Gebete. Sie hatte Hausfrauengefühle in der Kirche, die sie fegen und schmücken half, und übte die schwierige Kunst, ein Auge in ihrem großgedruckten „Goldenen Himmelsschlüssel" ruhen zu lassen, und mit dem anderen den Meßner zu beobachten, der, noch ziemlich neu im Amte, sich zuweilen beim Schwingen des Weihrauchfasses, beim Präsentieren des Klingelbeutels und besonders beim Umhängen des Velums kleine Ungeschicklichkeiten zu schulden kommen ließ. Auch über die Schulbuben, die vor den Stufen des Altars knieten, übte Philomena strenge Aufsicht; die Strafe, die ihr scharfer Blick den Ungebärdigen androhte, ging am Montag in der Schule richtig in Erfüllung. Deshalb verfehlte er auch selten seine Wirkung. Die Alte war gefürchtet, das hieß in ihrem Kreise soviel wie geachtet. Ihre

ehrliche Frömmigkeit erbaute. Niemand klopfte stärker an seine Brust, niemand beugte sich tiefer vor dem Allerheiligsten, und niemand tat's mit so inniger Andacht.

Auf dem Heimwege erzählte sie dem Großneffen eine schöne Legende, der auch Frau Elisabeth aufmerksam lauschte. Der Familienvater schritt pustend voraus. Alle Honoratioren und die meisten Bauern grüßten ihn. Er dankte militärisch, was sehr imponierte. Seine Verdrossenheit und Unzugänglichkeit gaben ihm ein großes Ansehen; die Beamten, deren Besuch er erwiderte, fühlten sich ausgezeichnet. Auch die bescheidene Elisabeth erfreute sich allgemeiner Sympathie, und alle Männer, die viel älter waren als ihre Frauen, stellten die schöne, friedliche Ehe, die Klinger und seine Gattin führten, als Beispiel einer Musterehe auf.

Diese schöne und friedliche Ehe, die an inneren Kämpfen viel reicher war als manche, in der ein frischer, fröhlicher Krieg regiert, wurde auf die dem Manne unerwartetste Weise gelöst. Seine Frau enthob ihn der Sorge um die Zukunft, in deren Namen er ihr die Gegenwart oft unerträglich gemacht hatte. Sie begann zu kränkeln; der Arzt, den man herbeirief, nahm es fast übel, daß man ihn für nichts und wieder nichts dahergesprengt hatte. Die Frau Hauptmann sei, etwas Fieber abgerechnet, ganz wohl. Was sollte er verordnen? Sich gut nähren, Überanstrengung vermeiden? Das verstand sich ja bei einer solchen Dame von selbst.

Sechs Monate später schrieb er in den Totenschein „An Erschöpfung der Kräfte." Wenige Tage nur war sie bettlägerig gewesen, und täglich einige Male hatte Klinger seine Tante gefragt: „Steht sie noch nicht auf? Was fehlt ihr denn eigentlich?"

Er grollte, er machte der Kranken kurze Besuche, ermahnte sie zur Selbstbeherrschung, stellte die These auf und verfocht sie auch, daß niemand, der sich nicht verweichlicht, krank zu werden braucht. Einmal erschrak er aber doch über ihre Blässe und über

den Ausdruck des Leidens in ihren Zügen. Es war an einem rauhen Märzabend, der Sturmwind hatte den Himmel rein gefegt. In schimmernder Herrlichkeit stand der Vollmond schon hoch am Firmamente; sein milder Schein drang durch die kleinen Fenster der Krankenstube, breitete sich über das Bett, badete die Sterbende in Licht. Sie lag still und ruhig und war noch hold im Tode. Ihr Sohn kniete neben ihr. Er preßte sein Gesicht auf ihre Decke, um die Tränen zu verbergen, in die er ausgebrochen war beim Anblick der Mutter.

Als der Mann hinzutrat und sich, plötzlich weich und besorgt, über die schwer Atmende beugte, sprach sie, eine Hand in seinen Händen, die andere auf dem Haupte ihres Kindes, ihre letzte und zugleich ihre erste Bitte an ihn aus. Die lautete:

„Laß unseren Sohn geistlich werden, das ist sein Beruf, das ist für ihn das Beste."

Leo erhob sich bei diesen Worten und schlang den Arm um den Hals seiner Mutter; der Hauptmann jedoch versicherte, niemandem läge das Beste des Jungen mehr am Herzen als ihm, dem Vater. Über den Beruf, für den er ihn bestimme, nachzudenken, dürfte er sich aber noch Zeit gönnen. Höchste Zeit hingegen sei, daß die Hausmutter sich der Gefahr entzöge, bettlägerig zu werden, und ihre gewohnten Beschäftigungen wieder aufnehme.

Elisabeth lächelte bei dieser Zumutung und äußerte nicht einmal den guten Willen, ihr nachzukommen, was den Hauptmann peinlich berührte. Eine solche Stumpfheit war ihm neu an seiner Frau. Sie nahm überhaupt keine Notiz mehr von seiner Anwesenheit; sie sah die Tante, die eben eintrat, mit eigentümlich verändertem Blick gespannt und fragend an. Die Alte nickte. Draußen ließ Pferdegetrappel und das Rollen eines Wagens sich vernehmen, und dazwischen das Läuten einer kleinen Glocke.

Klinger trat ans Fenster. „Oho!" sagte er. „Der Herr Dechant in eigener Person. Kommt jemanden versehen. Wen nur?"

Hilf Gott! der Wagen, in dem der hochwürdige Herr und der die Glocke schwingende Kirchendiener saßen, hielt vor des Hauptmanns eigenem Hause. „Was soll das heißen? Wer hat den Geistlichen rufen lassen? Wer erlaubt sich so etwas, ohne mich zu fragen?"

Die Tante erklärte sehr gelassen: „Ich hab' mir's erlaubt. Elisabeth sehnte sich schon lange danach, ihre Andacht zu verrichten, weiß aber nicht, woher den Mut nehmen, es dir zu sagen."

„So?" war alles, was er herausbrachte. Unwillen, Kränkung, Zorn grollten in dem einen Worte. Mit wuchtigen Schritten verließ er das Zimmer durch die eine Tür, während der Priester durch die andere hereintrat.

Leo wußte noch heute, mit welchem, dem Hasse verwandten Gefühl er dem Vater nachgeblickt hatte. Das war anders geworden im Laufe der Zeit; allmählich war ein Gefühl des brennenden Mitleids in ihm erwacht mit diesem Manne, der, selbst unglücklich, das Unglück der Menschen, die er am meisten liebte, verschuldet hatte.

Allen, auch den endlich wieder herbeigerufenen Ärzte unerwartet, war Frau Elisabeth am folgenden Tage gestorben.

Sie hatte nach Leo gefragt, erstaunt geschienen, als er rief: „Da bin ich ja, da steh ich neben dir!" hatte ihn küssen wollen und nicht die Kraft dazu gehabt, den Kopf auf die Seite geneigt, die Augen zufallen lassen — und war eingeschlafen wie ein müdes Kind.

Klinger raste in Verzweiflung und trug sich anfangs ernstlich mit Selbstmordgedanken. Allmählich aber befreite er sich von ihnen, indem er sie aussprach, und kam endlich zu dem Schlusse, es sei nicht mehr der Mühe wert, auch nur einen Finger zu rühren, um die Last des Lebens abzuschütteln. Der schwere Kummer, der an ihm zehrt, werde ihn ohnehin bald ins Grab bringen.

Die Qualen, die er als Ehemann durchgemacht hatte, setzten sich dem Witwer in der Erinnerung fort. Er verschmerzte den

Beweis mangelnden Vertrauens, den seine Frau ihm noch kurz vor ihrem Ende gegeben hatte, nie. Ein Wahrzeichen! Nicht ihm, dessen größtes Glück es von jeher war, ihr jeden Wunsch zu erfüllen, hatte sie sagen können: „Laß den Priester rufen"; hinter seinem Rücken war's geschehen. Und wenn sie sich schon lange vorher krank gefühlt haben sollte (was ihm gar nicht ausgemacht war), warum hatte sie es ihm nicht gesagt, warum nicht Anspruch gemacht auf die Rücksicht, die eine Kranke verlangen darf? Sie wollte eben keine Rücksichtnahme von ihm, sie verhielt sich immer ablehnend gegen ihn, sie, seine Frau. „War das recht?" fragte er die alte Philomena, die ihm mit ihren klugen Augen fest ins Gesicht sah und unwillkürlich die schmalen, trockenen Lippen spöttisch verzog.

War's recht? Stundenlang konnte der Hauptmann über die Frage nachsinnen und ersparte sie später auch seinem heranwachsenden Sohne nicht.

Dieser litt unter der Liebe des Vaters fast eben so sehr, wie die Mutter darunter gelitten hatte. Der Hauptmann gab zwar seinen Bitten nach und brachte ihn aufs Seminar in die drei Stunden weit entfernte fürsterzbischöfliche Residenz, erwartete aber mit aller Bestimmtheit, daß der Student zur Ferienzeit, abgekühlt von seinen überspannten Ideen und enttäuscht durch die strengen Regeln des geistlichen Instituts, nach Hause kommen werde. Das Lob, das Leo erntete, die guten Zeugnisse, die er heimbrachte, machten seinen Vater nicht irre. Im Anfang sind die Herren Professoren immer nachsichtig, meinte er. Daß sie den Eifer des Zöglings auch in der Folge lobten, verdroß ihn. Gut denn, gut, es bleibt dabei, der Sohn setzt seinen Willen durch, wird Priester, und der alte Klinger ist kinderlos, denn, natürlich, ein Priester gehört der Kirche.

Die Zusammenkünfte zwischen den beiden gestalteten sich, so selten sie stattfinden konnten, immer unerquicklicher. Mit Keulen schlug der Hauptmann das Vertrauen seines Sohnes tot

und war dann außer sich darüber, daß ihm auch der keines entgegenbrachte.

Ein Wort Leos über die Mühsal, die Verantwortlichkeit seines Berufes, und Klinger triumphierte: „Deine Sache! Warum hast du ihn gewählt!"

Kam der Sohn mit heiterer Stirn, ruhig und zufrieden, dann wurde er am schlechtesten empfangen. Er konnte das Leben freilich auf die leichte Achsel nehmen, er, den sein Amt jeder Verpflichtung gegen die Familie enthob, der nie für eine Frau, für ein Kind, immer nur für das liebe Ich zu sorgen haben werde.

Leo hatte die Priesterweihen empfangen, versah seit Jahresfrist eine äußerst bescheidene Kaplanstelle in einem niederösterreichischen Dorfe. Immer spärlicher flossen die Nachrichten aus der Heimat. Er trug das bedrückende Bewußtsein mit sich herum, das Herz seines Vaters sei schwer von unausgesprochenem Groll gegen ihn. Da kam endlich als Antwort auf seine vielen Anfragen ein kurzer, vom Schullehrer geschriebener, vom Hauptmann diktierter Brief.

„Ich bin zwar ganz gesund", hieß es darin, „in meinem Alter kann man aber jeden Augenblick abberufen werden, und es ist gut, sich beizeiten vorzusehen für die letzte Reise. Da ich nun schon einen Sohn habe, der Geistlicher ist, so möchte ich auch von ihm die Tröstungen der Kirche empfangen."

Zwei Tage später war Leo da. So früh hatte man ihn nicht erwartet. Der Vater schien fast unangenehm überrascht, die Tante schlug halb freudig, halb erschrocken die Hände zusammen und stammelte: „Leo!... Hochwürden!"

Was waren sie alt geworden, die zwei! Im Sterbezimmer Frau Elisabeths, vor ihrem Arbeitstischchen saßen sie nebeneinander; die sonst unermüdlich fleißige Tante am hellen Sommernachmittag mit gekreuzten Händen, der Greis in seinem farblos gewordenen Militärpaletot, kahl und gebeugt, ein gebrochener Mann.

„Wir haben heute nichts Warmes zum Nachtmahl, gerade heute nicht", sagte Philomena ganz betrübt, stand auf und sah den Neffen voll Verlegenheit, Bewunderung und Ehrfurcht an. Plötzlich besann sie sich und wollte einen Sessel für ihn herbeiholen, denselben Holzsessel, auf dem er als Knabe die Nacht vor dem Tode seiner Mutter zugebracht hatte und trotz des Vorsatzes, wach zu bleiben, fest eingeschlafen war, zu ihren Füßen, mit dem Kopfe auf ihrem Bette ... Dort stand er noch ... Er mußte sich zusammennehmen, um nicht darauf zuzustürzen. Fast unhörbar traten die Worte: „Mutter! Meine liebe Mutter!" auf seine Lippen. Wenn sie noch lebte, welcher Empfang wäre ihm zuteil geworden!

Der Vater begrüßte ihn mit den Worten: „Die Geistlichkeit hat's gut, beim Militär ist ein Urlaub nicht so schnell zu haben." Es freue ihn recht sehr, seinen Sohn kräftig und gesund zu sehen und auch vergnügt, wie ihm scheine; etwas mehr Zeit hätte er sich aber lassen können. Besonders eilig sei es mit dem Beichten nicht.

Es kam aber doch bald dazu, schon am nächsten Morgen. Der Doktor, der den alten Herrn regelmäßig besuchte, war bald nach der Ankunft Leos dagewesen und hatte gesagt: „Ich an Ihrer Stelle würde mich jetzt gleich ins reine setzen mit unserem lieben Herrgott. Einen besseren Fürsprecher als den eigenen Sohn können Sie nicht finden", und mit schlauer Miene hinzugesetzt: „Es ist nur die Frage, ob Sie dem sein Urteil zu fürchten haben."

Das entschied. Leo erhielt vom Vater den Befehl, alle Vorbereitungen zu treffen; nicht nur beichten, auch kommunizieren wollte er; er war auch jede Stunde bereit, die heiligen Sterbesakramente zu empfangen. Das mag der Sohn, der Arzt, das ganze Dorf im voraus wissen, sprach er erregt, Geheimtuerei sei nicht seine Sache.

Als Leo am nächsten Morgen in das Zimmer seines Vaters

getreten war, hatte er ihn aufrecht im Bette sitzend gefunden. Das vertrauliche Lächeln, das die Lippen des Greises beim Anblick seines Sohnes, der im Chorhemd, mit umgehängter Stola vor ihm erschien, erstarb vor der wehmütig feierlichen Miene des jungen Priesters. Totenblaß und bebend sprach er den Segen über den alten Mann, und der empfing ihn voll Andacht, machte das Zeichen des Kreuzes und sagte:

„Vor allem höre, geistlicher Herr, und lieber Sohn: Ich bin ein armer sündhafter Mensch, wie du, wie alle Menschen überhaupt. Eines besonderen Unrechts wüßt' ich mich nicht anzuklagen. Ich hab' immer getan, was recht war, aber geworden ist mir mein Recht nicht. Ich hab' für gute Dienste schlechten Lohn geerntet und für große Liebe nicht die kleinste Erwiderung. Auf Erden hat's für mich keine Gerechtigkeit gegeben, so erwarte ich sie denn von meinem gnädigen Gott im Jenseits. Die Meisten fürchten die Vergeltung, ich hoff' auf sie. So ruhig wie ich kann nicht jeder hinübergehen." Unmittelbar an diese Worte fügte er die übliche Formel und eine Beichte etwas seltsamer Art an und schloß: „Alle meine wissentlichen und unwissentlichen Sünden ..."

„Unwissentlichen", wiederholte Leo. Es kam mit einem Schmerzens- und Angstschrei aus seiner Brust: „Meine unwissentlichen Sünden!"

„Sind mir von Herzen leid", fuhr Klinger fort, „und ich verspreche, lieber zu sterben, als Gott wissentlich zu beleidigen."

Leo war auf beide Knie gesunken und hatte mit unaussprechlich heißer Inbrunst gebetet: „Allbarmherziger! du hörst ihn. Seine unwissentlichen Sünden! Verzeih, Allbarmherziger, nimm dein mit Blindheit geschlagenes Kind in Gnaden auf!"

Und er hatte ein seliges Gefühl der Erfüllung gehabt, als er sich erhob von seinen Knien. Unbegrenztes Vertrauen, höchster Mut durchdrangen und beseligten ihn.

Dieses herrliche Bewußtsein des Zusammenhangs mit seinem

Schöpfer hatte ihn immer treu erhalten in der Pflichterfüllung, siegreich in der Versuchung. Als er die Entfernung der Fixsterne von der Erde zu ermessen begann, als unser Sonnensystem ihm zusammengeschrumpft war zu einem Punkt im All, auch da hatte sein Glauben nicht gewankt. Und heute stand er am offenen Fenster und sah zum sternenübersäeten Himmel hinauf, und der Anblick, der ihn sonst hoch über sich selbst erhoben hatte, drückte den in qualvoller Herzensnot ringenden Mann nieder — nieder bis zur Verzweiflung.

V.

Am frühen Morgen klopfte der Pfarrer an die Tür Leos. Der alte Herr sprach mühsam, Schauer durchfröstelten ihn.

„Ich kann nicht auf die Kanzel", sagte er und glitt mit seiner breiten, sehnigen Hand über die Stirn. „Gestern war die Predigt fertig in meinem Kopfe, jetzt sind alle Gedanken fort, bis auf einen einzigen ... Du mußt predigen, du mußt ihnen den Text auslegen: ‚Jesus weint über Jerusalem'. Das Hochamt will ich selbst lesen, ich will beim feierlichen Gottesdienst für einen Verirrten beten."

Er hatte sich auf einen Sessel sinken lassen: „Ja — der eine Gedanke frißt alle anderen auf."

„Ich hätte schweigen sollen", sagte Leo finster.

„Nein! nein! ... die Wahrheit über alles" ... Er unterbrach sich, er sah ratlos zu seinem Kooperator hinauf: „Oder nicht? Führt das Suchen nach Wahrheit auf Irrwege? — Wozu dort nach Wahrheit suchen, wo sie längst gefunden ist? Die Wahrheit", rief er, „die gut genug war für große Propheten, wird auch für dich gut genug sein."

Er erhob sich, er klopfte dem Freunde liebreich auf die Schulter und sprach ermunternd und flehentlich:

„Befestige dich wieder im Glauben!"

Jede seiner Mienen und Gebärden bat um ein Zeichen der Zustimmung, der Teilnahme wenigstens mit den Sorgen, die ihn quälten. Leo konnte es ihm nicht geben, er hätte es heucheln müssen. Er geleitete ihn zurück in seine Stube, verließ ihn schweigend und dachte: — „ein Funken Verständnis wäre mehr als all diese Güte und Liebe".

In dumpfer Versunkenheit ging er an sein Tagewerk und erwachte erst aus ihr, als die Kirchenglocke zur Predigt rief. Noch nie hatte er die Kanzel unvorbereitet betreten, für den gewissenhaft erwogenen Inhalt seiner Rede immer die klarste, einfachste Form gesucht, mit unermüdlichem, oft bis zur Pein gesteigertem Fleiße, und immer sich selbst die Schuld gegeben, wenn es ihm nicht gelungen war, zu rühren und zu ergreifen. Heute wußte er nur, daß er sprechen werde und über welchen Text.

Die Kirche war von einem verwilderten Rasenplatze, dem ehemaligen Kirchhofe umgeben. Eine niedere Mauer schloß ihn gegen die Straße, den Pfarrgarten und gegen die angrenzenden Felder ab. Seine beiden Zugänge aber standen Tag und Nacht offen. Ein breites Gittertor, das in gerader Linie zum Portale der Kirche führte, bildete den einen, den anderen, jenseitigen ein hölzernes Pförtchen. Zu diesem gelangte man vom Pfarrhof aus über einige Stufen und befand sich auf dem Wege zur Sakristei. Als Leo den betrat, bot sich ihm der altgewohnte Anblick. Die weibliche Dorfbevölkerung strömte scharenweise ins Gotteshaus, die Männer, Gruppen bildend, ließen sie vorbeidefilieren und schickten sich an, das Ende der Predigt im Freien abzuwarten. Junge Burschen lagen faul ausgestreckt im Grase. Sie blickten zur Seite, als Leo vorüberging. Jeder von ihnen grüßte schon von weitem, wenn er dem Kooperator allein begegnete; in großer Gesellschaft aber genierte sich die goldene Jugend, höflich zu sein. Einige ältere Männer zogen die Hüte, am freundlichsten tat's ein auffallend großer, schöner Mensch mit offenem Gesicht und

ehrlichen Augen. Zimmermann hieß er und war er und hatte durch einige Jahre die Bürgermeisterstelle bekleidet. In dieser Zeit wurde die Gemeinde ihre Schulden los. Bei der Wiederwahl fiel er aber durch. Wer mit sich nicht reden läßt, wer nicht einsieht, daß eine Hand die andere waschen muß in jedem Gemeinwesen, den setzen sie in Schran aus eigenem Antriebe nicht zum Vorgesetzten ein. Mehrere Bauern und Gewerbsleute, unter ihnen auch der Müller, verloren sich hinter der Kirche, als sie den Geistlichen kommen sahen; andere wünschten offenbar, von ihm bemerkt zu werden: „I wart nur, daß 's anfangt, dann geh i glei hinein," sagte ein dicker Wirt mit militärisch zugeschnittenem Schnurrbarte absichtlich laut zu seiner Umgebung. Und nun, knapp vor der Tür der Sakristei, lief ein kleiner Junge mit roter Nase und weit abstehenden roten Ohren auf den Priester zu, ihm die Hand zu küssen, und ein Weib knickste und knickste, als wollte es sich in den Boden hineinknicksen. Es war die Schober, die Mutter des Jungen, — Leo biß die Zähne zusammen und ging vorbei.

Bald darauf betrat er die Kanzel, betete, erhob sich und blickte zu den Versammelten nieder. Die Bänke der Frauen waren dicht besetzt, die der Männer wiesen große Lücken auf. Nun wackelte mit geschäftiger Miene der Müller herein, besprengte sich mit Weihwasser und beugte das Knie vor dem Altar. Ihm folgte einer von denen, auf die er sich gestern berufen hatte, ein Sündengenosse. Einer, der dieselben Wege ging, wie er, und ebenso unbehelligt — nicht nur von außen, auch durch das eigene Gewissen. Gelassen ging er seinem Platze in der Kirchenbank zu, setzte sich bequem hin und sah aus wie ein Patriarch mit seinem kahlen Schädel, seinem silberweißen Barte und dem tiefen Seelenfrieden, den sein wettergebräuntes Gesicht wiederspiegelte.

Den Priester überlief's, ein Grauen ergriff ihn. —

Der Frieden, der ihn anträumte aus diesem Menschenantlitze, war der Frieden des Tieres. Er wandte sich ab, er richtete den

Blick auf das Landschaftsbild, das vom offenen Kirchentore umrahmt, in heller Schönheit glänzte, und fing an zu sprechen. Langsam und schwer. Er mußte mit Gewalt bei jedem Worte eine Last heben, die ihm erdrückend auf der Brust lag, und alle seine Kraft aufbieten, um sich die Herrschaft über seine Stimme zu erkämpfen. Allmählich aber begann die sonst so milde Stimme zu dröhnen und schwoll immer mächtiger an zu einer Stimme des Zornes, die zum Himmel schrie, nicht um Sühne — hinter der Sühne birgt sich die Verzeihung —, um Rache. „Jesus weinte über die Verworfenheit der Menschen, über die Untaten, die sein göttliches Seherauge in aller Zukunft vollbringen sah. Seine heiligen Tränen flossen nicht nur über Jerusalem, sie flossen über euch! In euch wuchert die Sünde weiter und fordert die ewige Gerechtigkeit heraus." Leo wies ihr unerbittliches Walten nach. Die reifsten Gedanken seines Geistes, die tiefsten Empfindungen seiner Seele lebten in ihm auf und hinterließen eine leuchtende Spur. Wie Wolken hatte es sich's auseinander geschoben vor seinem inneren Auge, wie auf einem Bilde sah er mit wunderbarer Deutlichkeit verzeichnet den oft verhüllten, immer unauflöslichen Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe. Der Schein ist nichts. Äußeres Gelingen, blühende Gesundheit, lärmende Freude — dabei kann im Innern die Verzweiflung wohnen und nach und nach alles rings um sich herum verzehren, wie ein still glimmendes Feuer. „Jede über euch vergossene göttliche Träne", rief er aus, „wird zum Flammenstrom, in den der Engel des Gerichtes die Rechte taucht und damit an eure Herzen schlägt und, mögen sie dreifach gepanzert sein durch Kaltsinn, Stumpfheit, Verstocktheit, einen Brand hineinwirft, vor dem, was ihr Lust und Glück nennt, wie Zunder in Asche fällt."

Mächtiger mit jedem Satze wurde seine Rede und der Ton seiner Stimme klangvoller; sie drang ins Freie und lockte allmählich die draußen gebliebenen herein. Viele, besonders die

jungen Burschen kamen lächelnd, mit Mienen, die spöttisch sein sollten, sich aber sehr bald in verlegene und bestürzte verwandelten.

Der Engel des Gerichtes, von dem der Priester sprach, das war er selbst! ... So erschien er ihnen, wie er dort auf der Kanzel stand, in furchtbarer Schönheit, marmorblaß, mit glühenden Augen.

Und als ein Richter fühlte er sich. Ihm war, er brauche nur die Hand auszustrecken, um all die Verworfenheit, die ihn umgab, in den Abgrund zu schmettern.

Kein Plätzchen war mehr unbesetzt in der Bank der Männer, hinter den Bänken im Eingange, vor dem Eingange drängten sie sich. Bange Betroffenheit, Sehnsucht nach einem befreienden Worte lag auf allen Gesichtern, leise und unheimlich ertönte manchmal ein trockenes Aufschluchzen, ein angstgepreßter, sofort unterdrückter Schrei.

Aber den Priester auf der Kanzel überkam keine barmherzige Regung. Dräuend blickte er von seiner Höhe herab. Die Selbstanklage schwieg, die Demut war tot. Er durfte verwerfen, es kam ihm zu, ihm, dem im Streite wider sich selbst unerbittlichen, unermüdlichen Ringer, der feigen Stumpfheit gegenüber. Sein Kampf stellte ihn über alle. Einmal streifte sein Blick den zweier zu Tode erschrockenen Mädchenaugen, die zu ihm hinaufflehten; einmal glitt er über ein dunkles Männerangesicht, das ihn anstaunte und mit dem trotzigen Schrecken eines ungerecht Angeklagten fragte: Wie komm' ich dazu?

Du rührst ihn nicht, kleine Vroni, du fragst umsonst, armer Seppl. Auch die Gerechten bestehen vor diesem Kämpfer nicht.

Er schloß, er kniete, betete stumm und lang, die Stirn auf die Kanzelbrüstung gepreßt.

Kein Aufatmen wurde in der Kirche hörbar, kein Laut, bis die ersten Orgelklänge sie durchrauschten und das Hochamt begann.

Als Leo den Betstuhl neben dem Altare betrat, hatte schon

ein Fremder darin Platz genommen, ein halb weltlich gekleideter Geistlicher von stattlichem Aussehen, der, vertieft in sein Andachtsbuch, den stummen Gruß des Kooperators unerwidert ließ. Auf den Priester am Altar warf er aber von Zeit zu Zeit einen scharf beobachtenden Blick. Dem alten Herrn wurde das Darbringen des heiligen Meßopfers heute recht schwer. Mühsam ließ er sich auf die Kniee nieder, noch mühsamer erhob er sich. Mit der Brille hatte er auch immerfort zu tun, er mußte sie öfters herabnehmen, um sie abzuwischen, seine Augen sahen gar müd aus, und einmal fiel eine schwere Träne auf das Meßbuch, über das er sich beugte.

Leo wußte wohl, für wen der Greis heute mit so ganz besonderer Innigkeit und Inbrunst betete.

Das Hochamt dauerte ungewöhnlich lange, erschöpft kam der Pfarrer in die Sakristei und verließ sie, auf seinen Kooperator gestützt, der, den Greis geleitend, voll Besorgnis zu ihm niederblickte.

Die Kirchenbesucher, die sonst nicht eilig genug den Ausgang gewinnen konnten, der auf die Dorfstraße, das heißt in die Nähe des Wirtshauses, führte, mäßigten heute ihre Ungeduld. Sehr viele sogar machten den Umweg um die Kirche, um die geistlichen Herren, die ihrem Hause zugingen, zu begrüßen. Das war sonst fast ausschließlich die Sache der Armen und Bresthaften und etlicher Betschwestern und Betbrüdern, die sich der Gunst des Pfarrers nicht zu rühmen hatten. Selten ersparte er ihnen die Worte des Erlösers: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, aber sein Herz ist weit von mir."

Plötzlich befanden der alte Herr und sein Führer sich in einem Gedränge. Die Leute wichen langsam aus, alle grüßten. Die zwei Hoffärtigsten, der Bürgermeister und der Gemeinderat Steindl, der Besitzer des Steindlhofes, der dem Koglerhof nicht viel nachgab, zuerst, dann die anderen, und ein Gemurmel entstand. Fast jeder hätte den Geistlichen etwas zu sagen gehabt

und sah sie darauf an, scheute sich aber, sie anzusprechen, ohne dazu aufgefordert zu werden. Nur der Müller kratzfußte und begann in verbindlichem Tone: „Habe die Ehre einen . . .“ wurde erdfahl unter dem Blicke Leos, und die Stimme versagte ihm. Er stieß die Schober, die dicht neben ihm stand, mit dem Ellbogen fort, und sie wieder suchte sich loszumachen von ihrem Buben, der sie am Rocke festhielt. Über Nacht war er die Fabel des Dorfes geworden; der Zank zwischen seiner Mutter und dem Müller mußte versteckte Zeugen gehabt haben. Erwachsene und Kinder erteilten dem Schober-Franzl im Vorübergehen Rippenstöße und Püffe. Der Sohn des Zimmermanns, ein hübscher Bursche von fünfzehn Jahren, der das Käppchen aufs linke Ohr geschoben und hinter das rechte eine blutrote Nelke gesteckt hatte, versetzte ihm einen Tritt und schimpfte ihn „Hendelschinder“.

Nun ließ eine dünne, messerklingenscharfe Stimme sich vernehmen: „Platz für den Herrn Pfarrer!“ befahl sie. „Treisinger, Vogler, drängt nicht so! Platz für den Herrn Pfarrer und den Bezirksrichter!“

Er selbst rief's, der kleine Beamte, und schwenkte, um sich bemerkbar zu machen, seine Kopfbedeckung in der Luft. Die Leute gaben Raum, er gelangte in die vorderste Reihe, und die weltliche und die kirchliche Behörde tauschten herzliche Händedrücke. „Ich komme heute noch zu Ihnen“, sagte Leo leise. Der Bezirksrichter nahm eine bärbeißige Miene an. „Wegen der G'schicht mit dem Schober-Franzl. Das ist eine G'schicht. Größte Energie durchaus notwendig. Ich bin für häusliche Züchtigung bei so einer G'schicht.“

Nochmalige Händedrücke, und die Priester setzten ihren Weg fort, jetzt ungehindert, denn der Zimmermann ging voraus und stieß jeden, der nicht gleich auswich, nach rechts oder links zur Seite. Das Gartenpförtlein war vom Winde halb zugelehnt worden, der emeritierte Bürgermeister schob es zurück und sprach laut zum Kooperator: „Heute haben Sie es ihnen gegeben, Hochwürden!“

Der Pfarrer blieb abermals stehen, drohte sanft mit dem Finger und flüsterte, nur dem Angeredeten verständlich: „Ei, ei, Zimmermann, lieber Freund, hat Er das Evangelium vom Zöllner und vom Pharisäer vergessen?" Er wandte sich und erblickte nun, an den Pfeiler des Pförtchens gelehnt, die kleine Vroni und dicht hinter ihr die Kogler-Bäuerin. Vergeblich hatte Seppl gemahnt, es wäre Zeit, nach Hause zu fahren, die Pferde ständen „eh schon lang g'nug im G'schirr". Vroni widersetzte sich. Daß man ihr in aller Gottesfrühe die Erdbeeren aus dem Pfarrhof zurückgeschickt hatte, ließ ihr keine Ruhe. Sie mußte den Herrn Pfarrer sehen, ihn fragen, ob er denn bös auf sie sei und warum?... Die Erdbeeren, die furchtbare Predigt, standen sie vielleicht in einem ihr unerklärlichen Zusammenhang?

„Ich möcht' so gern auf den Herrn Pfarrer warten", hatte sie inständig gebeten, und die Mutter hatte nachgegeben, und der hölzerne Seppl hatte die Vroni angeschaut, daß ihr der Atem völlig ausgegangen war, und gesagt: „Ja so, Sie muß warten wegen 'n Alten", und sich auf dem Absatz umgedreht und zu der Koglerhof-Equipage begeben, die unter der Obhut des Wirtshausknechtes auf der Straße stand.

Leo erschrak vor der Angst, mit der Vroni ihn rasch ansah. Ihre Wangen brannten, die seinen überflog eine schwache Röte. Und nicht nur der Anblick Vronis, auch der der Bäuerin setzte ihn in Verwirrung. Sie grüßte ihn fremd und scheu, nachdem sie dem Pfarrer mit einem ihr eigentümlichen, würdevollen und traurigen Neigen des Hauptes ihre Ehrfurcht bezeugt hatte.

Thalberg sprach sie lebhaft und freundlich an: „Wie geht's zu Hause? Ein bissel besser? Das freut mich. Sie wissen ohnehin, aber ich wiederhol's doch: Wenn der Bauer heut oder morgen wünschen sollte, mich zu sehen, Sie brauchen nur zu schicken, — der alte Seelenhirt ist immer da. — Und Sie, Vronerl, verzeih Sie mir, daß ich Ihr schönes Präsent zurückgeschickt habe. Nahrungsmittel, weiß Sie, mag ich nicht annehmen. Aber den schönen

Almenrausch, mit dem Sie Ihre Erdbeeren aufgeputzt hat, den hab' ich mir behalten. Er steht im Glas auf meinem Fenster, Sie kann ihn vom Garten aus sehen. Gott befohlen! Gott befohlen!" wiederholte er, als die Kleine sich über die Hand, die er ihr gereicht hatte, beugte und ihre Lippen in demütigem Kusse auf ihr ruhen ließ.

Schweigend durchschritten die Geistlichen den Garten. Dem Greise war das Herz schwer. Sein Kooperator, der Mann des Friedens, hatte sich ihm gestern und heute in entsetzlichem Lichte gezeigt. Abtrünnig, glaublos und ohne Erbarmen mit der Schuld des Nächsten. Was wird jetzt noch geschehen? Was wird die Unterredung, die ihm mit diesem ganz verwandelten Menschen bevorsteht, bringen?

„Herr Pfarrer! Herr Pfarrer Thalberg!" rief's plötzlich hinter ihm, und er wandte sich um.

Der Fremde, derselbe Priester in halbweltlicher Kleidung, den Leo in der Kirchbank getroffen hatte, näherte sich mit großen Schritten: „Kennen Sie Ihren einstigen Kaplan nicht mehr?"

„Pater Pinzer!" Thalberg schrie es fast, entschuldigte sich aber sogleich: „Das heißt, Herr Konsistorialrat. Du bist, Sie sind ein großer Herr geworden, in den Jahren — wie viele sind's nur? —, in denen wir einander nicht gesehen haben. Willkommen! das ist doch schön, daß Sie sich meiner noch erinnern. Woher des Wegs? Wie geht's? Na, wie soll's gehen? Gut geht's ihm. Sie sehen ja prächtig aus!"

Wie neu belebt vor Freude ließ er seinen Gast eintreten und vorausgehen mit Leo, indes er selbst sich in die Küche begab und triumphierend ausrief:

„Besuch, Frau Sperber! Frühstück, Frau Sperber! schnell und ausgezeichnet! Was für ein Glück, daß heut Sonntag ist. Wir haben Brezeln."

„Zum Gerstenkaffee", sagte die Wirtschafterin. „Echten gibt's nicht bei uns."

„So gehen Sie zum Kaufmann, Frau Sperber! gehen Sie, laufen Sie! Wissen Sie, wer da ist? Der Pinzer, der Pater Pinzer, Madame!"

Sie lachte: „Unser ehemaliger Kaplan? Das war ein lustiges Herrlein!"

„Ist jetzt ein großer Herr: Kon-si-sto-ri-al-rat." Thalberg sprach jede einzelne Silbe mit feierlichem Nachdruck aus. „Stellen Sie sich das vor, wenn Sie können, und warten Sie ihm mit einem Frühstück auf, das sich gewaschen hat."

„Wir haben um und um nichts im Haus", erwiderte die Wirtschafterin. „Daß Sie auch so sind, Hochwürden! Die Erdbeeren von der kleinen Vroni, die könnten wir jetzt brauchen, die möchten uns den Tisch aufputzen. Aber so was darf's ja bei uns nicht geben. Außer dem Schmalhans dulden Hochwürden keinen Küchenmeister."

„Sie werden's schon machen. Ich verlasse mich auf Sie, Frau Sperber, eine solche Hausfrau! barbe bleue!"

Seelenvergnügt und ach, wie dankbar, daß er nur wieder einen Grund hatte, vergnügt zu sein, ging er, seinen lieben und hohen Gast zum zweiten Male willkommen zu heißen.

Dieser bemühte sich eine Zeitlang umsonst, das Gespräch, das der Pfarrer immer von neuem auf ihn zurückführte, auf die kirchlichen und Gemeindeangelegenheiten Schrans zu lenken.

Vom Kaffee, den Frau Sperber voll Stolz servierte, und der pur und echt war, wollte er durchaus nur eine Tasse nehmen. Tut sich gewiß einen Abbruch, indes ich schwelge, dachte Thalberg, und konnte nicht umhin, den Würdenträger seiner Hochachtung zu versichern und auch nochmals zu sagen:

„Eine schönere Überraschung als Ihren Besuch hätte ich nicht haben können."

„Mich wundert nur, daß es eine Überraschung ist", versetzte der Konsistorialrat. „Ich war angesagt. Seine bischöfliche Gnaden, dessen allerherzlichste Grüße ich mündlich wiederholen soll,

haben mich brieflich ansagen lassen. Ist das Schreiben nicht eingetroffen?"

„Das Schreiben?" — Der Greis geriet in Bestürzung. — „Doch", stotterte er. „Das Schreiben mit dem großen Siegel — das habe ich erhalten ..."

Aber noch nicht gelesen, sagte sich der Gast im stillen, ich kenne dich, mein Alter. Du scheust die Gemütsbewegungen. Das große Siegel hat dir imponiert, und ganz rein ist dein Gewissen nicht. Eine Weile weidete er sich an der Verlegenheit Thalbergs, dann tat er, als hätte er dessen letzte Worte überhört: „Der Brief wird sich verspätet haben. Kein Wunder; die Wege hier sind unter aller Kritik. Ich bin über Öls gekommen. Dieses Nest ist doch in Schran eingepfarrt. Sie riskieren den Hals, so oft Sie hinüberfahren. Wär's denn nicht Sache Ihrer Gemeinde, den Weg in gutem Stand zu halten?"

„Ja, ja, freilich. Aber wissen Sie, ich fahre nicht, ich gehe, und wenn der Weg im Winter gar zu schlecht wird für mich, dann geht mein Kooperator."

Pater Pinzer schüttelte den Kopf: „Sie haben das Recht zu fordern, daß der Weg unterhalten werde, und ein Recht soll man ausüben. Mit Strenge, wenn's nötig ist. Ganz aufrichtig, Verehrter, ich bin geschickt worden, um Sie aufmerksam zu machen, daß die Leute Ihre Nachsicht und Güte mißverstehen und mißbrauchen. Es gibt räudige Schafe in Ihrer Herde."

Der Pfarrer warf Leo einen ängstlichen Blick zu, der deutlich sprach: Das wissen sie schon dort oben!

„Gesindel", fuhr der Konsistorialrat fort, „das anonyme Briefe schreibt, in denen Sie verleumdet werden."

„Verleumdet, ich? —" Thalberg hatte ein unbeschreiblich sanftes und gleichmütiges Lächeln: „Vielleicht nicht verleumdet — ich muß selbst meine räudigen Schafe in Schutz nehmen —, vielleicht nur angeklagt."

„Sie haben gut scherzen, Herr Pfarrer. Seine bischöfliche

Gnaden, Ihr Schulkamerad, Ihr treuer Freund, der Sie liebt und hochhält, läßt Sie aber doch warnen. Un homme avisé en vaut deux."

Er sagte den letzten Satz in sehr gutem Französisch, und Thalberg konnte ihn nicht genug bewundern: „Nein, was Sie für Fortschritte gemacht haben! Mein ehemaliger Kaplan spricht französisch wie ein Botschafter", rief er aus, „und ich — ich hab's über ‚barbe bleue' nicht gebracht!"

Etwas ungeduldig über die Unterbrechung, fiel Pater Pinzer ein: „Darf ich die ‚Anklagen' vorbringen? darf ich gleich mit der schwersten anfangen? . . ."

„Fangen Sie an", erwiderte Thalberg munter.

„Man hat uns geschrieben, Sie hätten vor sechs Wochen eine Selbstmörderin auf dem Friedhofe begraben. Nun bin ich sogleich nach der heiligen Messe hingegangen, komme von dort und habe das Grab gefunden; die Daten stimmen. Die Hauptsache wird nicht stimmen. Die Tote war keine Selbstmörderin."

„Doch, lieber Herr Konsistorialrat, doch", versetzte Thalberg mit einem tiefen Seufzer. „Unser Doktor hat zwar konstatiert, daß die Tat in einem Zustande von Unzurechnungsfähigkeit begangen wurde, und das strengste kirchliche Gericht müßte mich absolvieren; meine Überzeugung aber ist: das Mädchen war bei Sinnen, wie sie in den See gegangen ist."

Pater Pinzer spreizte die ausgestreckten Arme gegen den Tisch und sprach: „Darüber zu entscheiden ist Sache des Arztes; Sie hatten sich an seinen Ausspruch zu halten."

„Ich hätte die Unglückliche unter allen Umständen begraben, und Sie hätten es auch getan, und Seine bischöfliche Gnaden hätten es gebilligt. Einer, der unserem Stand angehört, darf den Stab über sie nicht brechen."

„Einer, der unserem Stande angehört?" wiederholte Pinzer betroffen.

„Es ist eine traurige Geschichte . . . Schwere Strafe für

freilich schwere, schwere Schuld ... Aber die zwei Menschen waren gar jung, und er hat sich den geistlichen Beruf nicht ausgesucht, er ist gezwungen worden."

„Wie kann man sich zwingen lassen?" versetzte Pinzer wegwerfend.

„Ja, wie kann man sich zwingen lassen? — Je nun, um so trauriger. Die Lina war ein schönes Mädchen und das Kind so braver Leute, wie man hier nicht viele findet, des Frieselbauers und seiner Frau. Nach dem Tode der Eltern, die früh gestorben sind, haben die Lina und ihre vier Brüder miteinander weiter gehaust. Es sind rabiate Burschen, aber die Schwester hat über sie nicht zu klagen gehabt, und so ist alles gut gegangen, bis der älteste, der Loisl, geheiratet hat. Da war's aus. Die Schwägerinnen haben sich nicht vertragen. Zuletzt kam's so weit, daß die Lina sich entschloß, zu einer alten kränklichen Tante in Tirol, die vor kurzem wieder um sie geschrieben hatte, zu ziehen.

„Ins Frieselhaus ist aber nach ihrer Abreise der Frieden doch nicht eingekehrt.

„Die Brüder, und der Loisl am meisten, haben der Frau nicht verziehen, daß die Lina ihretwegen in die Fremde mußte. Von der ist im Anfang alle heiligen Zeiten einmal ein Brief eingetroffen, dann ein ganzes Jahr lang keine Nachricht. Auf einmal ist sie selbst da ... Vor der Pfarrei zusammengebrochen, mit der Stirn auf der Schwelle hat die Sperber sie gefunden. Das stolze Mädel, mit der Stirn auf der Schwelle.

„Wie das unselige Geschöpf bei mir angeklopft hat, so hat's vorher schon angeklopft gehabt bei seinen Brüdern, und die haben sie fortgejagt, grausam, und — nun," — Thalberg unterbrach sich, um in unsagbar milder und entschuldigender Weise fortzufahren: „Sie haben halt immer geglaubt: Eher fällt der Himmel ein, als daß unsere Schwester etwas Unrechtes tut.

„Und da kommt sie so zurück.

„Es war eine entsetzliche Verwirrung in ihr. Sie hat immer gesagt: Ich bin die Schuldige, ich hab ihn unglücklicher gemacht als er mich, und nicht zugegeben, daß der Schuldigere der ist, der die Pflicht hat, zu sorgen für die Seelen."

„Hat sie Beweise gehabt?" fiel Pinzer ihm ins Wort.

„Ja, Briefe, die sie mit den paar, vor der Flucht aus dem Haus der Tante zusammengerafften Sachen bei den Brüdern liegen gelassen hat, nach dem schrecklichen Auftritt mit ihnen. Ich bin gleich hingegangen, mir diese Schuldbeweise auszubitten, aber die Frieseln sind gegen mich nicht viel anders gewesen als gegen die arme Lina. So hab' ich nichts tun können, als ihr unterdessen ein Obdach verschaffen, für sie sorgen und denken: kommt Zeit, kommt Rat.

„Da werd' ich eines Tags mit der schrecklichen Nachricht geweckt.

„Der Toten haben die Brüder die Aufnahme ins Vaterhaus nicht mehr verweigert. Wie ich eintrete, liegt sie mitten im Zimmer auf der Bahre, und die vier wilden Kerle, Menschen wie die Bäume, stehen um sie herum. Dem ältesten sind große Tränen langsam über die Wangen geflossen, der jüngste, der Hansl, hat laut geschluchzt ... Sie waren sehr verwundert und sehr betroffen, wie ich wieder gekommen bin; das hätten sie nicht erwartet nach dem Empfang, den sie mir vor ein paar Tagen bereitet hatten. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt und gewispert, dann tritt auf einmal der Loisl auf mich zu und sagt: Wir haben die Briefe, an denen Ihnen so viel liegt, in der Zeitung abdrucken lassen wollen. Wenn Sie uns aber die Schwester in g'weihter Erde begraben, geben wir Ihnen die Briefe heraus; machen's mit ihnen, was S' wollen."

„Und was haben Sie damit getan?" fragte Pinzer eifrig.

„Auch begraben."

„Das können Sie nicht verantworten, Herr Pfarrer!"

„Mir scheint doch, Herr Konsistorialrat; ich sage es Ihnen

wieder: Sie hätten es auch getan, wenn Sie die Briefe gelesen hätten. Angeschrien hat's einen aus jedem Wort: ich bin nicht schlecht, ich bin nur schwach gewesen. Und dann hab' ich ihn auch gesehen. Er war bei mir. Solche Reue tut Wunder; sie hat schon aus manchem schweren Sünder einen Heiligen gemacht."

Eine lange Pause entstand. Jeder wartete, daß der andere zu reden anfange. Endlich sprach Pater Pinzer in ganz verändertem Tone: „Von den übrigen Denunziationen muß ich Ihnen noch berichten."

„Tun Sie's in Gottesnamen," erwiderte Thalberg.

„Es wird behauptet, Sie hätten — aus guten Gründen, sind wir überzeugt — einen Bittgang um Regen, den die Leute abhalten wollten, untersagt."

„Auch richtig. Das war im April. Auf dem fürstlich Trauburgischen Gut hinter Öls ist ein Meierhof abgebrannt und am Tage drauf in unserer Nachbarschaft ein großer Bauernhof. Natürlich sollte alles so geschwind als möglich wieder aufgebaut und unter Dach gebracht werden. Unsere Handwerker, Fuhrleute, Tagelöhner, die das ganze Jahr nach Arbeit seufzen, haben reichlich verdient, weder der Fürst noch der Bauer sind Sparmeister, und immer noch war Not an Arbeitern. Und gerade da wollen die Leute einen Bittgang unternehmen, in der Zeit, in der sie jede Stunde verwerten können zu eigenem und zu fremdem Nutzen! Und noch dazu hat mein Kooperator, der ein Astronom und ein Meteorologe ist, fast mit Bestimmtheit voraussagen können, daß es innerhalb der nächsten acht Tage ohnehin regnen wird."

„Sie wußten, daß ein Regen zu erwarten war, und unterließen deshalb den Bittgang um Regen? Sehr gut, Hochwürden." Pater Pinzer lächelte etwas ironisch. — „Und nun zur letzten der gegen Ihr Regiment ausgestreuten Verleumdungen. Sie richtet sich übrigens selbst durch ihre Unwahrscheinlichkeit, indem sie uns auftischt, daß Karten gespielt wurde

hinter einem Seitenaltar, während Sie auf der Kanzel standen und predigten."

„Dieser Vorwurf trifft," erwiderte der Greis mit schmerzlicher Beschämung. „Ja, ja, das ist vorgekommen, leider. Mein Kooperator hat die Urheber dieses Skandals auf frischer Tat ertappt und verwarnt."

Der Konsistorialrat wandte sich sehr huldvoll an Leo: „Ich bin überzeugt, daß eine von Ihnen erteilte Verwarnung ihre Wirkung ebensowenig verfehlt haben kann, wie Ihre heutige Predigt sie verfehlen wird. Ich habe den Eindruck, den sie gemacht hat, beobachtet, er war stark und tief und wird gute Früchte tragen. Und was ich am meisten bewundere: Sie haben ihn hervorgebracht, ohne mit den Strafen der Hölle zu drohen."

„Ich glaube an eine Hölle in der menschlichen Brust," sprach Leo.

Der Konsistorialrat betrachtete ihn sehr ernst:

„Es gibt auch eine solche," versetzte er, und Thalberg unterbrach das Schweigen, das nun eintrat, durch allerlei Erkundigungen nach Berufsgenossen, von denen er lange nichts mehr gehört hatte. Er war äußerst enttäuscht, als Frau Sperber den Wagen melden kam, der „den hohen Gast" weiter befördern sollte.

„Das ist ja die ganze Frau Sperber. Einmal heißt es: ‚hoher Gast', und dann will sie mich ‚weiterbefördern,'" sagte Pinzer, begrüßte sie freundlichst, stand auf und erwiderte Thalbergs Bitten, doch noch länger zu bleiben, mit der Versicherung, daß die Pflicht ihn rufe: „Ich muß heute noch jemandem meine Aufwartung machen, dem ich nicht so überraschend komme wie Ihnen, und der mich gewiß nicht so freudig empfangen wird wie Sie."

Schon im Begriffe, sich zu verabschieden, sagte er plötzlich: „Ich möchte doch auch Ihnen, Herr Kooperator, meinen Besuch machen. Wo wohnen Sie?"

Thalberg blieb in banger Sorge zurück. Wovon werden sie sprechen? Nur kein Wort zu viel, mein armer, ringender Sohn! Er trat ans Fenster und blickte ins dichte, grüne Laub der Bäume. Sein Herz war wieder recht schwer.

„Eine Bibliothek, kein Zimmer," hatte der Konsistorialrat beim Betreten der Stube Leos gesagt, nicht Platz nehmen wollen auf dem Sessel, den der Kooperator ihm hinschob, den astronomischen Instrumenten große Aufmerksamkeit gewidmet und noch größere den Büchern auf den Regalen. „In denen steckt ein Vermögen," sagte er, und Leo versetzte:

„Das kleine Vermögen, das mein Vater mit Mühe zusammengespart hat."

„Da sind sie alle," sprach Pinzer, auf eine lange Bücherreihe hindeutend. „Von Kopernikus über die Astronomia nova, die Philosophia naturalis, die Kosmogonie, bis Sciaparelli. Und da steht der große Jesuit neben dem berühmten Juden. Pater Secchi neben Baruch Spinoza. Die sind mit gutem Bedacht nebeneinander gestellt worden. In einem Punkte hat der Jude recht: alle Wissenschaft führt zu Gott. Wer da nicht Ihn findet, ist auf einen falschen Weg geraten oder auf halbem stehen geblieben. Nur weiter, also! nur vorwärts gestrebt! aber stets mit dem höchsten Ziel im Auge — dem Glauben, dem unbedingten, unerschütterlichen, zu dem Ihr Beruf Sie verpflichtet. Und wenn je ein Zweifel an der Echtheit dieses Berufes Sie erfaßt, kämpfen Sie ihn nieder. Ihnen brauchen wir nicht zu sagen: Mache dich berufen. Meiner Überzeugung nach sind Sie berufen und auserwählt. Noch etwas. Ihr alter Herr ist ein besonderer Günstling des Bischofs, man wird ihn hier ganz ruhig absterben lassen. Bleiben Sie so lange seine Stütze, Ihr nächster Schritt wird dann kein kleiner sein."

„Ich bin ohne Ehrgeiz," erwiderte Leo.

„Ich mag nicht fliegen, sprach der im Käfig geborne Vogel. Warten Sie auf das Gefühl, das Sie haben werden nach Ihrem

ersten Flug. Wenn Sie dann keine Sehnsucht empfinden nach einem zweiten, höheren, sind Sie der Mann nicht, für den ich Sie gehalten habe, als Sie auf der Kanzel standen."

Der Konsistorialrat blickte Leo mit wohlwollender Überlegenheit an und schloß:

„Sie haben keinen Ehrgeiz, sagen Sie. Nun, Ihr Streben soll ein ganz anderes, als das Streben kleinlichen, persönlichen Ehrgeizes, soll etwas Gewaltiges und Selbstloses sein. Trachten Sie, ein Eckstein unserer einzig wahren, heiligen Kirche zu werden, die allmählich die Weltherrschaft erringen und die Menschheit zum ewigen Heile führen wird."

VI.

Noch am selben Nachmittag kamen der Pfarrer, der Kooperator, der Bürgermeister und der Schullehrer beim Bezirksrichter zusammen, um zu beraten, was mit dem Schober-Franzl zu geschehen habe.

Als Vormund des ungeratenen Buben hatte auch der Zimmermann sich eingestellt. Er und der Bürgermeister erhoben Bedenken gegen den Vorschlag des Pfarrers und des Schullehrers, den Jungen in eine Besserungsanstalt zu bringen, und der Bezirksrichter betonte abermals seine Vorliebe für häusliche Züchtigung.

„Die Schober, die Hex', is im Stand und zündt einem 's Haus überm Kopf an, wenn ihr der Bub weggenommen wird," flüsterte der Bürgermeister dem Kooperator zu, neben dem er saß, und der Zimmermann war von der Überzeugung nicht abzubringen: wer als ungeratenes Kind in die Besserungsanstalt tritt, kommt als Galgenvogel wieder heraus. Seitdem der Herr Kooperator sich des Buben angenommen, habe er, der

Vormund, ‚sich nicht mehr nach ihm umg'schaut und denkt: Wenn im guten mit dem was zu richten is, bringt's der Herr Kooperator zuweg.' Im guten ist aber mit dem Kerl nichts anzufangen, und so will denn er ihn in Zucht nehmen, vielleicht sogar ins Haus, damit er ihn immer unter den Augen hat. Er kann's tun, Platz hat er genug, und daß sein Bub ihm verdorben wird durch den Nixnutz, braucht er nicht zu fürchten. Seinem Buben „is der Franzl von jeher z'wider g'west, und er hat ihn schon als a Kleiner beutelt, so oft er ihn g'sehn hat."

Der Bezirksrichter hatte während der Rede des Zimmermanns öfters gemurmelt: „So ist die G'schicht!" und verstohlen nach der großen Wanduhr geblickt, die ihm anzeigte, daß seine Tarokpartner seit einer Viertelstunde unten im „Gartensalettel" auf ihn warteten. Er war wie auf Nadeln und sagte eilig mit seiner dünnen Stimme: „Beuteln, Schopfbeuteln, aber nicht mehr als recht ist, sonst haben wir die G'schicht. Ich bin für häusliche Züchtigung, an der Hand des Gesetzes, Paragraph 145. Da heißt's: ‚Auf eine nicht übertriebene und der Gesundheit schädliche Art.' Somit glaube ich, meine Herren" — er sah sich im Kreise um und machte einen schüchternen Versuch, seinen Sessel zu rücken.

Der Pfarrer nahm keine Notiz davon: „Lieber Freund," sprach er zum Zimmermann, „Ihr Sohn hat in der Sache überhaupt nichts zu tun, als sich jeder Feindseligkeit gegen Ihren Mündel zu enthalten. Und Sie selbst, lieber Freund, seien Sie so gut, ergreifen Sie nicht gar zu scharfe Maßregeln; mit Grausamkeit kurieren Sie Grausamkeit nicht."

„'s is auch deswegen," setzte der Bürgermeister hinzu, „daß einem das Weib nix anzündt."

Der Schullehrer, der die ganze Zeit über stille Wut geschnaubt, aber kein Wort gesprochen hatte, rief jetzt: „Ich bleib' bei meiner Meinung: Zwangsarbeitsanstalt, sonst gibt's nichts

für den Rangen. Sie übernehmen ihn, Herr Zimmermann, ich wünsch' Ihnen viel Glück dazu, ich hab' keins mit ihm g'habt."

Die Sitzung wurde aufgehoben. Der Zimmermann begab sich zur Schober, um ihr zu verkünden, wer von nun an ihren Buben ‚zwiefeln' werde. Der Schullehrer und der Bürgermeister gingen nach Öls zum Bier, der Bezirksrichter eilte seelenvergnügt zur Tarokpartie.

Auf dem Heimwege sagte Leo zum Pfarrer:

„Es ist trostlos. Die Leute, die da beisammen saßen, gehören zu den besten in der Gemeinde, und was haben wir bei ihnen gefunden? Gehässigkeit, Feigheit, stumpfe, stumpfsinnige Gleichgültigkeit! Es handelt sich um ein ganzes Menschenleben, um alles Unheil, das er erfahren und bereiten kann, und der Gedanke macht ihnen nicht kalt noch warm... Solchen gegenüber hat sogar die Langmut des Gottmenschen versagt: ‚Die Lauen werde ich ausspeien aus meinem Munde', sprach er."

Eifrig ging Thalberg auf das von Leo angeschlagene Thema ein. Ihm war jedes lieb und recht; nur von der Möglichkeit eines Treubruchs sollte es nicht handeln.

Die Prophezeiung Pater Pinzers erfüllte sich, die Predigt des Kooperators trug gute Früchte. Einige dörfliche Don Juans faßten den Entschluß, zu heiraten und solide Hausväter zu werden. Leute, die man seit Jahren im Beichtstuhl nicht mehr gesehen hatte, erschienen darin mit allen Zeichen der Reue und gelobten hoch und heilig Besserung. In der Armenkasse fand sich eine ansehnliche Geldsumme, die seit Jahren nur auf dem Papier gestanden hatte, in Wirklichkeit vor.

Thalberg war glücklich.

„Jetzt kann Er doch nicht mehr leugnen, daß Er einen segensreichen Einfluß auf die Menschen nimmt, daß Er sie zum Guten zurückführt, also zu Gott, Er Glaubensloser"

„Ja, lieber Vater, ja, meine Predigt hat einigen Eindruck gemacht. Wie bald wird der verwischt sein!"

„Nun, wenn wir bemerken, daß sie rückfällig werden, mußt du eben wieder auf die Kanzel," sprach der Pfarrer mit einem freundlich bittenden Blick.

Leo schwieg; bei ihm stand es fest, daß er die Kanzel nicht mehr betreten werde; Gericht zu halten über die Gemeinde kam ihm nicht zu, dem ziellos irrenden Zweifler. Und die Sprache der Güte und Milde war an dieses Volk verschwendet.

Den deutlichsten Beweis dafür lieferte ihm Kogler, der doch geistig etwas höher stand als die übrigen Bauern. Gar bald nach seiner Einkehr in sich selbst war er wieder der zornwütige, für seine Umgebung unerträgliche Mensch von je und immer. Dauerhaftere Früchte trug die Versöhnung zwischen den Ehegatten bei der Bäuerin. Sie brachte jetzt den Launen ihres Mannes eine verzeihende und verständnisvolle Geduld entgegen, die etwas Großartiges hatte und den Kranken, wenigstens für Augenblicke, zu beruhigen vermochte.

Vroni lebte auf unter dem Hauch von Wärme, der die frostige Gelassenheit im Herzen ihrer Mutter schmelzen machte, ihr strenges Angesicht überflog und manchmal sogar den Schmerzenszug um ihren Mund verwischte. Da wußte das Kind sich vor Wonne und Entzücken nicht zu fassen. Auf solche Gefühle war es nicht eingerichtet, fand keinen Ausdruck für sie, mußte sich mit stummen Liebkosungen behelfen und mit dummen, zärtlichen Verkleinerungsnamen, die gar nicht paßten auf die würdevolle Erscheinung der Bäuerin. Aber Vroni meinte, sich die Mutter dadurch näher zu bringen, und fand das so schön.

Einmal kam's wie eine Erleuchtung über sie, und sie rief plötzlich: „Mutter, du und der Herr Kooperator, ihr seid die höchsten Menschen!"

Das war im Garten an einem Sonntagnachmittag. Der Seppl, statt mit den andern ins Wirtshaus zu gehen, beschäftigte sich damit, junge Bäume auszuschneiden; an einem Werktag hatte er nicht Zeit zu solcher Spielerei.

Bei den Worten Vronis zuckte er nicht, die große Schere bewegte sich so sicher und gleichmäßig in dem Gezweig wie früher. Der hölzerne Seppl machte seinem Spitznamen Ehre. — „Ich bin schon so," dachte er. „Wie's da drin bei mir aussieht, das weißt du, lieber Gott, du schaust hinein."

Ein eben so arger Tag für ihn war der nächste. Da mußte er mit dem Wägelchen zwei Stunden weit fahren auf die Eisenbahn, um den Großfuhrmann Poisbrunner aus Niederösterreich abzuholen. Eine angesehene Persönlichkeit, und erschien als Freiwerber für seinen Neffen, den Michl. Vor ein paar Wochen war der nach Schran gekommen zum Hochamt und hatte während des ganzen Gottesdienstes kein Auge von der Vroni verwandt, dafür aber auch der Seppl keines von ihm und vor sich hingemurmelt: „Kommt man dazu in die Kirch'? Daß dich! daß dich!" — und nur aus Rücksicht für die Heiligkeit des Ortes den Satz nicht beendet. Jetzt aber kam ein: „Daß dich der Teufel hol!" nach dem andern über seine Lippen. Sie glühten, und der ganze Seppl glühte, und dabei beschimpfte er sich: „Esel, was bild'st dir ein? Hast um und um nix, bist ein Knecht und möcht'st die Koglertochter haben?" Er blinzelte mit unbewußter Selbstironie zur Sonne hinauf und sprach sie an: „Jungfer Sonn', hat Sie vielleicht Lust, die Meinige zu werden?"

Vor dem Stationsgebäude, als der Poisbrunner auf einer Seite ins Wägelchen stieg, wäre er bei einem Haar auf der andern wieder hinausgefallen, so heftig rissen just in dem Augenblick die Pferde an.

„Hoiho!" schrie der kleine, kugelrunde Mann, im Gefährt niederfallend, und focht in der Luft herum mit den kurzen, dicken Armen, und strampelte ganz sinnlos mit den kurzen, dicken Beinen. „Hoiho! was für einen Dalken, der nicht fahren kann, schickt mir da der Kogler!"

Statt anderer Antwort knallte Seppl mit der Peitsche über die aufgeregten Eisenschimmel hin, daß das Echo in den Berg-

wänden widerhallte, und fegte haarscharf an der jäh abfallenden Steile des Weges hin.

„Jo, jo, die Eseln halten sich immer am Rand," brummte der Fahrgast; aber dabei regte sich im alten Großfuhrmann der einst eleganteste und kühnste Wiener Trabfahrer, und er bewunderte im stillen Seppls Fahrkunst.

Der aber dachte: „Wenn ich die Pferd' nit in der Faust hätte, wenn ich dem Hantigen sein'n Willen ließ, unten täten wir alle liegen, und heut käm' kein Freiwerber mehr auf den Koglerhof. Freilich, is der nit, is ein anderer. Donner und Wetter!... Und dann is noch einer ..." Da war er recht aufs lebendige seiner Eifersuchtsqualen gekommen.

Ja, der eine, mit dem sich's dem Seppl so seltsam fügte! Ihr höchster Mensch, wie sie sagt, neben der Mutter. Bis aufs Blut hassen konnte ihn Seppl, solange er ihn nicht sah. Sobald er ihn aber erblickte, wenn sie, ganz genau von gleicher Größe, Aug' in Aug' standen, da redete Ehrlichkeit mit Ehrlichkeit. Die des Knechtes plump und unbeholfen, die des Priesters von höchster, reinster Natur. Und da war's dem Seppl immer, als träte ein Unsichtbarer an ihn heran und legte ihm einen Zentner auf jede Schulter, daß er sich beugen mußte, so schwer das einem Hölzernen wird.

In fast ähnlicher Art wie mit dem Kooperator erging es Seppl mit der kleinen Vroni. Auch gegen sie konnte er sich aus der Entfernung aufbäumen und wurde in ihrer Nähe sofort mitleidig und gut.

Wenn der Gedanke: „Die kriegst du nie!" ihn gar zu bitter peinigte, warf er sich in die Brust und suchte Hilfe im Trotz: „Was scherst dich drum? bist der Seppl, die Bauersleut' brauchen dich mehr als du sie. Laß ihnen's merken, und g'fallt's dir nimmer bei ihnen, gehst halt."

Um solche Vorsätze fassen zu können, mußte er aber mindestens im Steinbruch an der Sängerwand, gute zwei Stunden weit

vom Koglerhof, zu tun haben. Auf dem Heimweg ging das innerliche Schmelzen an. Wär' die große Bauerstochter nur nicht gar so zart und blaß und schmächtig, und — hol's der Kuckuck, das war das Ärgste — und erbarmte sie einen nicht in die Haut ... Was Haut! das ging tiefer, das ging ins Herz hinein. Er glaubte sich's selbst nicht, daß er's bis zu einem Spaß gebracht hatte, unlängst da sie gar so traurig aus dem Zimmer des Vaters gekommen war, in die große Stube. Die Bäuerin saß am Tisch vor dem Rechenbuch und trug die Wochenausgaben ein. Seppl diktierte aus den Aufzeichnungen in seiner Brieftasche.

Da hatte die Kleine ihn ersucht, ihr im Garten ein zweites Blumenbeet herrichten zu lassen, das eine langte nicht mehr. Es kamen zu viele Bittsteller, die für ihre Toten auf dem Friedhof grad solche Levkoien und Violen haben wollten, wie die schönen, mit denen Vroni die Gräber ihrer Geschwister schmückte.

Ihm war grimmig zumute geworden; neue Blumen? Schon gut! wenn der Bauer noch lang lebt, putzen wir dein eigenes Grab mit ihnen auf. Aber er hatte dem Einfall nicht Worte geliehen, im Gegenteil sich auf den Lustigen gespielt und gesagt: „Was bitt't Sie denn? Sie braucht nur zu befehlen. Ich geh' jetzt zum Kaufmann und kauf' ein rosenfarbnes Bandl und bind' mir's um. Sie kann mich dann herumkutschieren wie ein Lamperl."

Da hatte sie so heiter gelacht, daß alles davon hell wurde, das dunkle Gesicht der Mutter und das dunkle Zimmer mit den kleinen Fenstern.

An dieses Lachen erinnerte sich Seppl so deutlich, daß er's zu hören meinte, und weil ihm dabei behaglich wurde, gönnte er auch dem Gespann sein Behagen; das Wägelchen rollte über die jetzt sanft abwärts laufende Straße, im kurzen Trabe der Pferde, und vor der letzten Anhöhe setzte er sie gar in Schritt.

Der Poisbrunner machte sich immer breiter auf dem Polster-

sitz, dampfte eine dicke, schwarze Zigarre und rief dem Seppl zu: „Im Anfang sind deine Roß g'flog'n wie die Adler, jetzt wackeln's wie die Enten."

„I kann s' nit heiß in Stall bringen," versetzte Seppl gleichmütig, „muß s' ausschnaufen lassen. Ihr seid's zu schwer, von dem vielen Geld."

Der Großfuhrmann lächelte geschmeichelt, zog seine Zigarrentasche heraus, suchte lang, bevor er darin den Glimmstengel fand, von dem er sich noch am leichtesten trennte, und wollte ihn dem Seppl schenken. Der aber dankte; lieber hätte er die Finger nach einer glühenden Kohle ausgestreckt, als nach einem Präsent von dem Geschäftsmann da.

War das ein Zusammenlaufen, Gucken und Wispern, als sie angefahren kamen auf dem Koglerhof! Alle hatten's „gleich weg," was der reiche Mann aus Niederösterreich hier wollte. Nur Vroni ahnte nichts, und als die Großmagd ihr zuraunte: „Wegen deiner kommt er, ein Freiwerber is!" fing sie an zu zittern, lief davon und versteckte sich hinterm Geschirrkasten in der Küche.

Die Mutter suchte und fand sie. Sie schwamm in Tränen, und die Bäuerin mußte das Kind förmlich mit Gewalt hineinziehen in die große Stube, in der Kogler freudig aufgeregt mit seinem Gaste tafelte. Dem fielen sogleich Vronis vom Weinen gerötete Augen auf, und da ihm der vorzügliche Schnaps, der aufgetragen worden und dem er tüchtig zusprach, mehr als gut die Zunge gelöst hatte, plumpste er mit der Frage heraus:

„Hat's vielleicht schon einen Schatz?"

Kogler besann sich sogleich des Verdachts, der unlängst in ihm aufgestiegen war. Die halt's mit dem Seppl! und die Zornader auf seiner Stirn schwoll: „Ich wüßt' nicht, wen!" stieß er hervor und hielt die Kleine im Bann seines dräuenden Blickes, den sie aushalten mußte, wenn auch schaudernd, sie konnte nicht anders.

„Ich wüßt' nicht, wen!" wiederholte der Vater, „'s wär' aber auch ganz alles eins; g'fragt wird die nicht."

Damit entließ er sie, und die Männer fuhren fort, über das Geschäftliche der Angelegenheit zu verhandeln, bis sich endlich die Bäuerin die Bemerkung erlaubte, gar zu feste Abmachungen solle man doch nicht treffen, ehe die jungen Leute einander wenigstens gesprochen hätten.

Kogler gebot ihr Schweigen und rief: „Was ich will, das g'schieht."

„Wenn's auch Gottes Willen ist," erwiderte sie.

Da lachte der Poisbrunner so heiser, daß es ordentlich wie in einem Dampfkessel brauste, schlug auf die Brieftasche voll Banknoten, die er recht großtuerisch auf den Tisch gelegt hatte, und sprach mit schwerer Zunge:

„Da is mein Herrgott, was der will, das g'schieht!"

Vor dem Schlafengehen warf sich Vroni ihrer Mutter um den Hals und schluchzte: „Ich möcht' gar so gern ins Kloster!"

Frau Anna dachte im stillen: „Wär' g'wiß besser für dich als in die Verwandtschaft hinein heiraten."

Am nächsten Morgen beschäftigte sich Seppl mit der Herrichtung des neuen Blumenbeets für seine kleine Herrin. Er hatte den Boden ausgegraben und schon vor Tage Erde aus dem Walde geholt, mit Gartenerde vermischt und gesiebt, und als er eben anfing, sie aufzuschütten, kam Vroni schon mit dem Rechen und strich über die Unebenheiten hin, bis die Erde fein und glatt wurde wie Sammet und einen kräftigen, gesunden Duft ausströmte.

„Ich riech' schon die Blumen, die aus ihr herauswachsen werden," sagte die Kleine.

Seppl hielt den Kopf hartnäckig gesenkt und schwieg.

Nach einer Weile begann Vroni von neuem und rechte dabei fleißig fort: „Weißt du, daß ich wieder ins Kloster möcht'?"

Er verwandte auch jetzt keinen Blick von seiner Arbeit. Ohne einander anzusehen, führten sie ihr wortkarges Gespräch.

„So dumm wirst doch nit sein," sagte er, und sie sagte:

„Das is nicht dumm."

„Aufsitzen is dumm."

„Wem sitz denn ich auf?"

„Verstell dich nicht, du weißt recht gut — dem Pfaffen halt."

„Um Gottes willen," rief sie, „Seppl, wen meinst?"

„Den Kooperator, den..." Er wagte nicht seinen Satz zu beenden. In dem leisen Aufschrei, den sie ausstieß, bebte eine schmerzvolle Herzensangst, die ihn mutlos machte.

„Gegen den sag nix. An unserm Herrgott versündigt sich, wer gegen den was sagt."

Seppl höhnte: „Der is dir halt 's Höchste."

„Das is er mir auch," erwiderte sie mit trotzigem Stolze.

Sie ahnte nicht, welchen Haß sie in ihm entfesselte. Hätte er den Priester doch da unter seinen Händen, daß er ihn zermalmen könnte, wie er die Erdschollen zermalmt. — „Ich werd' noch ein Narr," dachte er.

Am frühen Nachmittag ging Seppl ins Dorf herunter, Riemzeug abholen, das er beim Sattler bestellt hatte. Die Arbeit war beinahe fertig, nur noch eine Viertelstunde Zeit brauchte der Meister dazu.

„Wenn's g'wiß nit länger dauert," meinte der Knecht, „auf eine Viertelstund' kommt's mir grad nit an." Er stopfte seine Pfeife und setzte sich auf die Bank vor dem Hause. Und nun mußte, wie er später immer gedacht hat, der Satan die Schober daherführen, die Platz nahm neben ihm und sofort anfing, alle zu beschimpfen, die zugegeben hatten, daß der Franzl, ihr „Einzig's auf der Welt," ihr weggenommen wurde,

„Da kommt grad einer von denen," sagte sie, auf den Kooperator deutend, der aus dem Gärtlein der Pfarrei getreten

war und jetzt die Straße überschritt. „Und man muß noch G'schicht'n mit ihm machen."

„Ich nit," brummte Seppl und blieb sitzen, indes die Schober den Kooperator demütig bekomplimentierte. Leo, in Gedanken versunken, würde sie schwerlich bemerkt haben ohne ihre aufdringlichen Begrüßungen.

„Der Hochwürden geht ein bissel spazieren, noch vorm Gewitter, im Winkel hinterm Hundskopf steigt's bös auf," sprach sie kriechend freundlich, mit großer Zungenfertigkeit. — „Oder will der Hochwürden einen Krankenbesuch machen, beim Kogler vielleicht? Soll ihm schlecht sein, wie man hört, dem Kogler. Ich tät's aber nit raten, wegen dem Gewitter."

„Es wird nicht viel machen," antwortete Leo kurz und schritt weiter.

„Wer weiß," nahm nun Seppl das Wort, „Sie sollten heute nit hinaufgehen, Herr Kooperator, Sie kommen am End' nimmermehr herunter."

Es war ihm nicht die geringste Aufregung anzusehen, als er diese Warnung sprach.

Sie blieb unberücksichtigt, Leo setzte seinen Weg fort, und die Schober flüsterte dem Knechte mit einem abscheulichen Grinsen zu:

„Wär' ihm wahrscheinlich grad recht, wenn er nicht mehr herunter könnt'."

Auch da veränderte Seppls Miene sich nicht, nur daß ihm das Blut in die Augen stieg und daß seine Lider sich röteten: „Verdammtes Lästermaul," brummte er, ging ins Haus zurück, trat an den Werktisch und fand die Arbeit nicht genug fortgeschritten, um ihre Beendigung abwarten zu können. Am Abend werde er die Sachen abholen lassen, sagte er, bat sich vom Sattler ein scharf geschliffenes Messer aus, weil er auf dem Heimweg ein paar Hände voll Weidenruten mitnehmen wolle und sein Messer verloren habe, und ging langsam die Dorfstraße

entlang und auch ganz gemächlich an den einzeln stehenden Häusern, außerhalb des Ortes, vorbei. Freilich, einer seiner Schritte gab aus für zwei, und die lange, schwarze Gestalt, die er im Auge behalten wollte, hob sich deutlich ab von der weißlichen Straße und vom Grün der Wiesen. Von Minute zu Minute verminderte sich die Entfernung zwischen ihm und ihr.

Jetzt bog sie links in den Waldpfad ein, und Seppl murmelte: „Gut is." Der Kooperator hatte den sacht ansteigenden Weg gewählt. Ihm den abzuschneiden und auf einmal vor ihm zu stehen, war für einen Kenner des Waldes und einen Kletterer wie Seppl sehr leicht. Aber dann? Was dann? Wird Seppl etwas sagen, etwas tun, das er jetzt noch nicht weiß, das aber geschehen muß, das eine Entscheidung herbeiführen wird, vor der unser Herrgott selbst den Schwarzen dort nicht mehr rettet? Seppl will's zuerst im Guten versuchen; weil ihm Sprechen aber schwerer fällt als Tun, meint er, es wäre nicht übel, sich etwas Beredsamkeit anzutrinken.

Halb versteckt in einer Mulde, die der Boden da bildete, lag am Waldessaum eine kleine Schenke. Bei Tage still und leer, bei Nacht viel besucht von lichtscheuem Gesindel. An der Gaunerherberge war Seppl immer stolz vorübergegangen; heute ließ er sich vom Wirt eine Flasche Schnaps in den Flur heraus bringen und stürzte die Hälfte ihres Inhalts stehenden Fußes hinunter. Nun fühlte er sich gewappnet und gerüstet, nun wollte er's dem Feinde nicht nur geben, sondern auch sagen. Das Messer benützte er zuerst, um sich einen tüchtigen Stock zu schneiden; dann ging's zur dicht verwachsenen Kluft, die jäh hinaufführte zum Waldpfade. Er maß sie mit den Augen, stieß einen wilden Jauchzer aus, trieb den Stock ein, sprang ins Geröll und in großen Sätzen die Steile hinan.

Im selben Augenblick betrat Leo den ihm liebsten Teil des Waldes. Eine rissige Felswand begrenzte ihn von der einen Seite. Aus ihren Spalten wuchsen zierliche Nadelbäumchen

hervor, klare Wässerchen kamen heruntergeschossen, in der Ferne rauschte ein Wasserfall. Ausgezackte Felsblöcke krönten die Höhen, mächtige Ahornbäume breiteten ihre kraftstrotzenden Äste, schlanke, hoch aufgeschossene Buchen hatten all ihr Laub in die Kronen getrieben, durch sie gedämpft fiel das Licht herein, in dem die weißlichen Stämme fast geisterhaft schimmerten. Den Boden bedeckten wuchernde Moose und kerniges Waldgras mit einem weichen, elastischen Teppich, und weithin breitete sich schmucker Sauerklee in seinem immer frühlingsgrünen Kleide.

Leo sah umher mit dem für alles Gute und Schöne, das er verlassen soll, geschärften Auge des Scheidenden. Er hatte Mühe, seine Gedanken immer wieder zu dem Briefe zurückzuzwingen, der die Beweggründe seiner Flucht erklären und dem Konsistorialrat geschickt werden sollte. Der Priester konnte ihn nicht entschuldigen, der hochgebildete Mann, der Menschenkenner ihn vielleicht begreifen. „Geben Sie mich auf, aber verdammen Sie mich nicht," wollte er ihm schreiben. „Nicht als ein Kind der Welt fühle ich mich, ich trete hinaus, um einen Platz unter ihren Verstoßenen einzunehmen, und werde über das Ringen um das tägliche Brot das schwerste Ringen, das zwischen unvereinbaren Pflichten, zu vergessen suchen."

Der Wald wurde dichter, der Weg schmal, er schlängelte sich nun längs des Abhanges hin und den eingefaßten Wiesenplätzen zu, die schon zum Koglerhof gehörten. Tiefe Stille herrschte, der Himmel hatte sich allmählich verfinstert, das Gewitter zog langsam herauf. Ein fahles Leuchten zuckte auf am Himmel, dann ließ aus weiter Ferne das dumpfe Rollen des Donners sich vernehmen und fast zugleich in der Schlucht, an der Leo schon vorbeigekommen war, ein Rieseln von zu Tal gleitendem Sand und ein Herabkollern von locker gewordenen Steinen. Im Gezweig regte sich's, wie wenn ein Wild durchbräche.

Der Kooperator horchte, wandte sich und — stand vor Seppl,

der ihn mit haßfunkelndem Blick anstarrte. Er sah erhitzt und verstört aus, sein Atem flog, in dem halbgeöffneten Munde glänzten die kräftigen, gelblichweißen Zähne, der Hölzerne war nicht er selbst, er hatte etwas von einem Raubtier, das im Begriff ist, sich auf seine Beute zu stürzen.

„Seppl!" rief Leo, „wie siehst du aus? was ist dir? was ist geschehen?"

Eine zornige Frage war die Antwort: „Wo wollen's hin?"

„Du siehst, ich bin auf dem Weg zum Koglerhof."

„Dahin gehen's nit!... Ich sag' Ihnen, im guten sag' ich's," würgte Seppl hervor, „dahin gehn's nit!"

„Nicht? warum nicht?"

„Mit dem Koglerhof hat's ein End'. Wenn der Bauer, wie's heißt — wahr is nit — geistlichen Zuspruch brauchen tut, soll der Pfarrer kommen... Sie nit! Ich will nit — weil ich weiß, was Sie woll'n. Ich weiß, ich bin der einzige. Die andern sind blind"... Ha! wie floß ihm's nur so von den Lippen! Mit welchem sieghaften Gefühl erfüllte ihn seine so rasch und leicht erworbene Beredsamkeit.

„Ich will's nit, ich duld's nit, ich weiß, was schon geplauscht wird drunten im Dorf. Die im Koglerhof, die hören's freili nit. Das G'sind will sich's Maul nit verbrennen, der Bauer sitzt krank in der Stub'n, die Bäuerin is selber verschossen in Sie."

Er hielt inne, er erschrak. Was er da gesagt hatte, war mehr, war auch anderes, als er hatte sagen wollen.

Leo erwiderte noch immer nichts, er schien auf eine Fortsetzung der Rede Seppls zu warten und sprach erst, als nach einer Weile nichts nachkam:

„Bist fertig? ganz fertig? weißt nichts mehr?"

„Ich mein', 's wär g'nug," versetzte Seppl, drängte den Kooperator zur Seite und vertrat ihm den Weg.

„Und ich meine, daß du mich nicht länger aufhalten sollst, und rate dir, bleib da, versteck dich, laß dich nicht sehen auf dem

Koglerhof in dem Zustand, in dem du bist. — Du, Seppl, der den Leuten mit gutem Beispiel vorangehen soll. Was würde der Bauer sagen, und wie leid wäre es der Bäuerin und der kleinen Vroni!"

Die Aufregung Seppls hatte sich ein wenig gemildert unter dem Einfluß der sanft zuredenden Worte Leos. Als der aber den Namen Vronis aussprach, flammte der Zorn des Burschen wieder auf:

„Die nennen's nit! die haben's nit zu nennen! Ich sag's Ihnen im guten, weil ich mir's vorg'nommen hab; die nennen's nit, mit der machen's Ihnen nix zu tun, sonst," in die Tasche greifend, erfaßte er das Messer und zog es aus der Scheide: „Ich sag' Ihnen zum letztenmal im guten: Kehren's um... Sonst gibt's was — ich weiß jetzt, was 's gibt..." Er schoß einen Blick nach Leo — der Ausdruck ruhigen Staunens im Antlitz des Priesters verwirrte ihn, doch wiederholte er: „Ich weiß jetzt, was 's gibt."

„Du tust mir leid, Seppl, in deiner Tollheit. Auf die Worte eines Tollen achtet man nicht, weißt du," sprach Leo und streckte den Arm befehlend aus: „Mach Platz!"

„Wer nit hör'n will, muß fühl'n. Ich stech' Ihnen nieder," schrie Seppl. „Denken's an die Friesel Lina; wir wollen nit noch eine Friesel Lina im Ort!" Er schäumte, er stürzte auf den Kooperator zu.

Der sah das Messer glänzen, sah den Rasenden, der es schwang, und es durchzuckte ihn: — da wäre ja die Erlösung, der Frieden, der Tod. Eine selige Erwartung verklärte seine Züge, unwillkürlich breitete er die Arme aus. Fast zugleich aber kam er auch zur Besinnung: „Du darfst nicht — du darfst es nicht geschehen lassen; seine Schuld ist deine Schuld." Da senkte er die Arme und sagte:

„Tu nicht, was dich reuen würde!"

Seppl war wie geblendet zurückgetaumelt vor dem leuchtenden

Blick des Priesters, vor seinem emporgerichteten Angesicht. Die Wut in ihm wollte erlöschen; er bemühte sich, sie von neuem anzufachen. Es wurde ihm auch so schwach im Kopf und seine Zunge immer schwerer. Wo war sein Verstand, wo waren die vielen Worte, die er eben erst zur Verfügung gehabt hatte? Hastig suchte er nach ihnen und fand nur die:

„Kehren's um! Ich stech' Ihnen nieder, ich duld' nit, daß Sie von ihr sagen: die kleine Vroni, ich duld' nit, daß Sie von Ihnen sagt: mein höchster Mensch."

„Ihr höchster Mensch?" wiederholte Leo, „ist das so viel? hat sie denn hohe Menschen überhaupt schon gesehen? ... der höchste Mensch eines unerfahrenen einsamen Kindes!" Er trat dicht an den Knecht heran und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Seppls Blicke verschleierten sich plötzlich, er preßte sein Kinn an seine Brust, das Messer fiel ihm aus der Hand.

Da war sie, die wohlbekannte Empfindung, da hatte sie ihn: Nieder! nieder! beuge dich!

„Was für ein Narr bist du," fuhr Leo fort, „jemanden so lieb haben, wie du die kleine Vroni hast, und ihr einen Schmerz und einen Schrecken bereiten wollen. Ich begreif' dich nicht. Tut sie dir denn nicht leid? Du hast gewiß eine harte Jugend gehabt; die meine war auch nicht leicht; aber schwerer als wir beide zusammen hat's die Kleine. Leg nicht auch du einen Stein auf die Last, die ihr ohnehin aufgebürdet ist, laß sie nicht verzweifeln an dir."

Seppl wußte jetzt gar nichts mehr zu erwidern, seine Augen rollten unstet, und der Ton, in dem er brummte: „No jo, daß Sie reden können, weiß ich," hatte etwas von dem eines besänftigten Kettenhundes. „Aber das Tun?" fuhr er nach kurzem Nachdenken fort. „Is mit dem Tun auch alles in Ordnung? ... Woher die Ruh'? könnten's denn sterben, mir nix, dir nix?"

„Das ja. Ich wäre gern gegangen und mit leichtem Herzen."

„Ein so gutes G'wissen haben's" ...

Leo bückte sich, nahm das Messer vom Boden auf, betrachtete es und las langsam und nachdrücklich vom Hefte ab: „Johann Peter. — Das Messer hättest du, wenn ich jetzt tot daläge, nicht vergessen dürfen, dafür hätte der Sattlermeister sich bedankt.“ Er schüttelte den Kopf: „Schau nur, alles Gute, das du in deinem Leben schon getan hast, hast du vernünftig angefangen; beim ersten bösen Vorsatz, den du ausführen willst, benimmst du dich wie ein törichtes Kind. Bleib beim Guten, das paßt für dich. Nimm das Messer, nimm doch, sträub dich nicht und sprich auch nicht mehr. Der Rausch entschuldigt viel, den Rausch entschuldigt nichts. Und komm in dem Zustand nicht nach Haus, sage ich dir noch einmal.“

„Wie's glauben — Hochwürden,“ — das letzte Wort wurde mit einem letzten leisen Widerstreben ausgesprochen.

Leo setzte seinen Weg fort, und der Knecht blieb wie angewurzelt stehen und sah ihm nach.

VII.

Ein heftiger Regenschauer ging nieder, Blitz und Donner folgten einander unmittelbar, als Leo auf dem Koglerhof ankam und sich in die Stube des Bauers begab. Drückende Schwüle herrschte darin, die Luft schien förmlich schwer von all der Pein, die in ihr atmete.

Seit einigen Tagen wollte der Kranke auch beim schönsten Wetter nicht mehr ins Freie gebracht werden. Wozu? Neues gab es draußen nicht zu sehen, und der Anblick des Alten machte ihn nur traurig, erweckte schmerzliche Erinnerungen an die Zeiten, in denen er seiner Wirtschaft vorgestanden hatte und auf den Bergen und in den Wäldern umhergeschweift war,

nie zufrieden und glücklich — dazu war er nicht der Mann, dazu war er, seiner eigenen Meinung nach, viel zu gescheit — aber im Gefühl seiner Gesundheit und Kraft, und recht mit der Überzeugung, das müsse immer so fortgehen, und recht mit dem Willen, alle Zeit weiter zu leben, wie er jetzt lebte.

Kogler empfing den Priester mit spöttischem Bedauern, daß er nicht vorgestern gekommen war, und versicherte ihm, „Da hätten's Ihren Meister g'funden."

Der Poisbrunner, der Vatersbruder und „Göd" seines zukünftigen Schwiegersohnes, das ist einer, der hätte dem Kooperator selbst Lichter aufgesteckt. Er wohnt zwar in der Ebene, aber das geht mit merkwürdigen Dingen zu! Er schaut herunter auf die Leute, die „in der Höh" wohnen. „Bei Euch," sagt er, „is die Welt verschlagen, nicht bloß mit Brettern — mit Bergen."

„Ja," meinte Kogler, „die dort draußen sind aufgeklärt; die Gelehrten aus der ganzen Welt kommen bei ihnen zusammen und sitzen mit ihnen im Wirtshaus. In einer Viertelstund' erfahren so die Bauersleut' mehr, als unsere Schullehrer in ihrem ganzen Leben g'lernt haben; Ihre Astronomie," Kogler lächelte schadenfroh, „von der man nie was Rechtes erfahrt, die hat der Poisbrunner im kleinen Finger. Ich hab' mir sie aufschreiben lassen von ihm. Gib das Zettel her," befahl er seiner Frau, die bald nach Leo ins Zimmer getreten war und besorgt und mißbilligend die Reden ihres Mannes mit anhörte.

„Willst du das heute nicht lieber sein lassen, Ambros," sprach sie, „wir hätten mit dem Herrn Kooperator von was andern zu reden, an dem uns viel mehr g'leg'n is, und wo wir doch so gern seine Meinung hören möchten."

Der Bauer schalt und schrie: „Wir möchten? Du möchtst. So sind die Weiber. Immer die alten Geschichten, nix ohne die Geistlichkeit. Und ich sag', was die Famili betrifft, duld' ich keine Einmischung. Sie wissen's, Herr Kooperator, und haben sich

immer danach g'halten, und so sein wir gut auskommen miteinander. Her mit dem Zettel," fuhr er die Bäuerin an, und sie machte keine Einwendung mehr; sie holte aus der Tischlade ein Bögelchen, das eine ungeübte Hand mit Ziffern und Namen beschrieben hatte, und wollte es vor ihren Mann hinlegen.

Er aber verlangte, daß sie sich neben ihn setze und die Antwort auf die Fragen, die er stellen werde, ablese. „Kannst froh sein, daß d' auch einmal was lernst," versicherte er ihr.

In einer Bude im Wurstelprater in Wien hatte der Großfuhrmann gesehen, was er „die ganze Astronomie" nannte. Wie die Erde sich um die Sonne dreht und der Mond um die Erde, und noch vieles, das ihm wieder entschwunden war. Aber einiges von dem Merkwürdigsten stand da aufgeschrieben auf dem Zettel, und das sollte Leo bestätigen oder verneinen. Dem Kogler lag daran, zu erfahren, ob die Astronomie im Wurstelprater und die des Kooperators dieselbe Astronomie sei. Dort behaupten sie unter anderem, daß die Sonne, die so groß ausschaut wie ein Suppenteller, größer ist als die Erde. „Wievielmal?" wandte der Bauer sich an seine Frau. „Schau nach."

Die Bäuerin wurde sehr rot, suchte eifrig und buchstabierte: „Ei—ne Mil—li—on Mal. Aber," sagte sie dann, „ich bitte, Hochwürden, wie kann man das wissen?"

„Du hast nicht zu fragen," brummte Kogler, „das is meine Sach'. Ich frag': is das richtig mit dem Million Mal?"

„Es ist richtig," antwortete Leo.

„Und is 's auch richtig, daß von viele Stern' das Licht, eh's zu uns kommt, braucht — wie viel Jahr?" unterbrach er sich.

„Sechs—hun—dert," las Frau Anna.

„Sechshundert Jahr," wiederholte Kogler. „Is das so?"

„Es ist so."

„Verflucht!" schrie der Bauer. „Vor sechshundert Jahr' haben's g'scheint; ob's noch am Himmel stehn, weiß kein Mensch,

sagt der im Wurstelprater. Die Stern', die ich seh, sein vielleicht gar nimmer da! Was ich seh, is vielleicht gar nicht da." Er blickte angstvoll um sich. „Vielleicht is aber allerlei da, was ich nicht seh... Das is ein Gedanken! Können Sie bei dem Gedanken schlafen, Herr Kooperator?... Ich nicht. In der Nacht packt's mich manchmal fürchterlich. Alles geht mir durcheinander im Kopf herum. Und zuletzt kommt's immer wieder auf das heraus, was wir schon einmal miteinander g'sprochen haben. Ich frag' halt, ich kann mir nicht helfen: wenn die Erd' gar so was Kleinwinziges is — was bin denn ich?"

Seine Frau schlug entsetzt die Hände zusammen: „Was du alles fragst, Ambros! Es ist sündhaft. Ist's nicht sündhaft, so was zu fragen, Hochwürden?"

„Die Frage ist nicht sündhaft", erwiderte Leo, „es gibt kaum eine, die demütiger wäre. — Was bin denn ich? Was vermag und was bedeute denn ich?..." Er schwieg und begann erst wieder nach langem und ernstem Besinnen: „Wenn ich von Euch fort müßte —"

„Wär' nicht übel!" sagte Kogler, höchst ärgerlich über die Annahme einer solchen Möglichkeit, und Leo fuhr fort:

„Dann ging ich mit dem traurigen Bewußtsein: von allen Worten, die ich Euch gesprochen habe, ist nicht eines haften geblieben. Ihr aber habt jetzt etwas gesagt, das ich mir oft ins Gedächtnis rufen will: — Was bin denn ich?"

„Sie, Hochwürden!" begann die Bäuerin. Voll Ungeduld schnitt ihr der Mann die Rede ab:

„Das ist jetzt ganz was andres, das war' nicht die Frag'. Meine Frag' war: Wenn also die Erd' für den Herrgott nur so viel heißt wie für mich ein Staubkörndl auf mein'm Feld, was soll er sich um das Staubkörndl kümmern? Er sieht's ja gar nicht, er kann's gar nicht sehn. Er weiß nix von uns, sagt der Poisbrunner; ob wir gut oder schlecht sein, ist ihm alles eins,

grad so wie's uns alles eins is, ob eine Ameisen eine tugendhafte oder eine nixnutzige Ameisen is."

„Die Ameisen sein nicht deine Geschöpfe", warf die Bäuerin ein, äußerst gequält durch die Reden ihres Mannes, „wir aber sein die Geschöpfe Gottes, und darum —"

Kogler zuckte wegwerfend die Achsel und nahm keine Notiz von dem Einwande: „Es gibt überhaupt, sagt der Poisbrunner, nix Guts und nix Schlechts, alles is dem Menschen angeboren und muß so sein."

„Ja, ja, lieber Kogler", sprach der Kooperator, „was sein muß, das ist; unter anderm zum Beispiel: das Gewissen."

Der Bauer stutzte und erwiderte dann mit ziemlich mühsam zur Schau getragener Zuversicht: „Das G'wissen is was Eing'lernts, sagt der Poisbrunner."

„Ich glaube das nicht. Warum? — die Frage zu beantworten ist leicht oder — unmöglich. Euch ist gewiß schon oft gesagt worden: Das Gewissen ist die Stimme der göttlichen Wahrheit in uns. Bescheidet Euch damit, ich kann Euch nichts Besseres sagen."

„Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß", rief Kogler plötzlich mit ausbrechender Verzweiflung. „So sein Sie immer. Ich hab' Sie nur herausg'fordert, und Sie sein mir aufg'sessen. Ich hab' mir nicht erwartet, daß Sie ja sagen werden zu der Wurstelprater-Astronomie. Ich hab' mir erwartet, daß Sie sagen werden: Lauter Schwindel, der den Wiener Leuten vorg'macht wird, weil sie so unterhaltungssüchtig sind. Die Erd' is die Welt. Wegen ihrer hat Gott die Sonn', den Mond, die Sterne g'setzt an die Feste des Himmels, wie's in der Bibel heißt. Und die Erd' wieder is nur wegen der Menschen da. Der Mensch, den Gott nach seinem Bild g'schaffen hat, is die Hauptsach', um den dreht sich alles, und kein Haar fallt von seinem Haupt ohne den Willen Gottes. Das hab' ich mir erwartet, daß Sie sagen werden, und das wär' mir ein Trost g'wesen. Aber von Ihnen kriegt man

kein Trost. Sie haben mir nie einen geben, nicht jetzt und nicht früher."

„Ihr habt recht, Kogler", versetzte Leo, „ganz recht, ich bin ein schlechter Seelsorger; aber Euern gesunkenen Mut möchte ich doch aufzurichten versuchen. Es ist mir auch nicht anders gegangen wie Euch, auch ich bin unter dem Sternenhimmel gestanden mit der Empfindung eines Versinkenden, eines Verlorenen ...

„Eines Tages aber ging ich im Sonnenschein über die Wiese, sah etwas glänzen im Grase und hob es auf. Es war ein Mücklein mit fein geäderten Flügelchen, die schimmerten hell wie Glas, und eine zarte, farbige Zeichnung war auf ihnen zu sehen. Wunderbar! Nun mußte ich doch denken: mit welcher Liebe ist das ausgeführt! Die unfaßbare Weisheit, die das Weltall durchdringt, es erhält mit ewig triumphierender Macht, finde ich in dem kleinsten ihrer Werke wieder. Und so mein ich denn, daß unser Vertrauen darum nicht schwächer zu werden braucht, weil wir diese ewige Weisheit als eine so unermeßliche große erkennen, und uns selbst so klein fühlen."

„Das meinen's?" fragte Kogler tief aufatmend. Sein Weib trat zu ihm und wischte ihm den Angstschweiß von der Stirn.

Er brummte: „Schon gut! mach dich nicht wichtig mit deiner Pflege."

Im Grunde wäre ihm die zärtlichste Pflege die liebste gewesen. Den gewalttätigen Mann ergriff jetzt oft eine kindliche Sehnsucht, geliebkost, gehätschelt zu werden. Aber das hätte man erraten müssen, und wer in seiner Umgebung durfte ihm eine Schwachheit zutrauen? Da war die Tochter, die vor ihm zitterte, da war die auf die Wahrung seiner Würde von dem ganzen großen Hausstand immer bedachte, stolze Frau. Am wohlsten tat ihm noch der Priester, der ihn — er fühlte das recht gut, und in diesem Augenblick mit einer Regung der Dankbarkeit — wenigstens moralisch hätschelte.

So entfaltete er Leo gegenüber ungewohnte Liebenswürdigkeit und forderte ihn auf, dazubleiben, bis das Gewitter, das schon im Abnehmen war, sich ganz verzogen haben würde. Der Kooperator nahm die Einladung dankbar an. Er hatte eine inständige Bitte an den Bauer zu richten und bisher vergeblich auf die Gelegenheit gehofft, sie vorzubringen.

Plötzlich erscholl von der Küche herüber lautes Geschrei und Gelächter. „No — was is denn los?" rief Kogler. „Was treiben die Dienstboten? unterhalten sich, kirren wie närrisch, statt zu arbeiten. Schau nach!" befahl er der Frau. Sie war aber noch nicht bis zur Tür gekommen, als die geöffnet wurde und der Müller eintrat. Er war in Hemdärmeln und barfuß, hatte den Rock und die Stiefeln draußen gelassen, bückte sich tief, schnitt ein klägliches Gesicht und winselte: „Ein armer Wallfahrer bittet um ein Almosen."

Kogler runzelte die Stirne: „Das ist ja der Müller, was führt denn der für eine Komedi auf?"

Der Müller wurde verlegen, als er den Kooperator erblickte, blies seine breiten Nasenlöcher auf und machte ein wahres Leichenbittergesicht. Er kam von Rothessen, erzählte er, hatte sich gleich am Montag dahin begeben, zur wundertätigen Muttergottes, und auch dort seine Beichte abgelegt.

„Wenn du nur auch deine Sünden ablegen tätest", sprach der Bauer verächtlich.

„Die ganze Zeit is schön g'wesen, und grad vor einer Stund' hat mich's G'witter erwischen müssen. Ich bin naß worden bis auf die Haut, in den Stiefeln is mir's Wasser hineing'loffen, ich hab 's draußen in der Kuchel umkehrt, aufg'hängt zum Abtropfen mitsamt mein'm Rock. Da haben Eure Mädeln so drüber g'lacht, Bäuerin."

Sie sah unzufrieden und ungläubig aus: „'s wird wohl über was anderes g'wesen sein, ich kenn' Eure Späß, die sein nit so unschuldig."

„Ganz unschuldig waren's, und ein Bildel hab' ich jeder mitbracht; ich werd' ihnen doch Bildeln mitbringen dürfen. Seid's nit harb, Bäuerin, ich bin jetzt der Reinste in der ganzen G'meind."

„Weil dich der Regen abg'waschen hat", sagte Kogler, immer im abfertigenden Tone; ein Gespräch mit diesem Menschen schien ihm offenbar entadelnd.

„No, no, nit bloß von außen, auch inwendig. Ich hab' die Absolution und auch einen Ablaß", wandte der Müller sich an Leo mit kriechender Demut.

Der Kooperator sah ihn fest und streng an und schwieg.

„Wenn's Euch Ernst wär' mit der inwendigen Reinlichkeit", nahm die Bäuerin das Wort, „ginget Ihr nicht zu einem fremden Geistlichen beichten, dem Ihr vorlügen könnt, was Ihr wollt, sondern zu unserm Herrn Pfarrer oder zum Herrn Kooperator."

Der Müller schob seinen runden Kopf, der an den einer Schildkröte mahnte, vor, spitzte die Lippen und sprach: „Ja, das is halt so eine Sach'. Dem alten Herrn will man nicht zu oft kommen, die Seelsorg' wird ihm ohnehin schwer, hört man und sieht man auch."

Aha, dachte Leo, du bist wohl einer von den anonymen Denunzianten.

„Und der Herr Kooperator, na, der verlaßt uns ja eh."

„Is wahr?" rief Kogler erschrocken, „is wahr? Sie haben grad so was dergleichen g'red't."

„Natürlich is wahr", bestätigte der Müller wichtigtuend. „Am Sonntag, wie der Herr Kooperator so b'sonders schön gepredigt hat, da hat er einen gar hohen Zuhörer g'habt. Die Leut' glauben, daß es der Herr Bischof selber g'wesen is, oder gar eine Eminenz."

Leo maß ihn: „Glauben die Leute?"

„Wie ich Ihnen sag'. Und dem hohen Herrn hat die Predigt so g'fallen, daß er den Herrn Kooperator am liebsten gleich mitg'nommen hätt' nach Wien."

„So, nach Wien?" wiederholte Leo.

„Er wird was Großes — ein Domherr oder noch mehr."

„Und wer verbreitet dieses unsinnige Gerücht?"

„Ich glaub', es geht aus Ihrer Näh' aus, von der Frau Sperber vielleicht."

„Sie irren, Müller; durch Frau Sperber sind nie Unwahrheiten verbreitet worden", erwiderte Leo.

Der Müller geriet in Bestürzung: „Ich bitt' um Verzeihung, Hochwürden, wenn ich Ihnen beleidigt hab'; ich wüßt' freilich nicht durch was, und ganz gegen meinen Willen wär's g'schehen, wenn's g'schehen wär'. Ich bin ein guter Kerl auch gegen dich, Kogler, schau. Ich krieg' von dir kein gut's Wort, und da bring' ich dir die G'sundheit mit."

„Was bringst mir?" fragte der Bauer, und in seinem Tone bebte etwas wie freudige Überraschung, wie aufkeimende Hoffnung.

„Ein Bild von der wundertätigen Muttergottes. Das hat schon vielen Kranken die G'sundheit wiedergegeben. Das Gebet, das dabei is, mußt aber am Morgen und am Abend beten, und wenn d' zum Beten zu schwach bist, mußt 's Gebet wenigstens denken und 's Bild andächtig anschaun."

Kogler verschlang das Blättchen, das der Müller ihm reichte, mit den Augen, besann sich jedoch, die Hand danach auszustrecken. Da legte der andere es vor ihn auf den Tisch hin.

„Nimm's, Kogelbauer, oder nimm's nit, werd' g'sund oder bleib krank, wie d' willst. Ich empfehl' mich jetzt; ein bisserl trocken wer'n meine Sachen schon sein, und zu regnen hat's beinah aufg'hört." Er grüßte den Bauer und die Bäuerin und verbeugte sich vor Leo. „Empfehl mich, Herr Domherr, und bitte meine Gratulation in Gnaden anzunehmen."

Er ging, die Bäuerin begleitete ihn, so sehr er dagegen protestierte: „Ich hätt' den Weg auch allein g'funden", versicherte er, „aber ich seh schon, ihr geht nit als Hausfrau mit, sondern als Polizei."

„Das is ein schlechter Mensch", sprach Kogler, als sie draußen waren, „aber sein Heiligenbild is am End' doch zu was gut. Was meinen's, Hochwürden?"

Er wartete auf eine Antwort, die nicht kam, so flehentlich auch sein gespannter Blick um eine Barmherzigkeitslüge bat.

Die Bäuerin kehrte zurück und nahm ihren früheren Platz neben ihrem Manne wieder ein: „Sie verlassen uns, Herr Kooperator, ja, ja, es wird schon nicht anders sein", sprach sie. „Ein Herr, wie Sie, kann sich nicht versitzen an einem so kleinen Ort wie Schran. Das is ja für ihn ein viel zu kleiner ... zu kleiner ..." Sie suchte nach einem Ausdruck, den sie nicht fand.

„Ein zu kleiner Wirkungskreis, meint Ihr, Bäuerin? Nun seht, wenn ich ihn aufgebe, geschieht's, weil ich fühle, daß ich nicht einmal dem gewachsen bin."

„Das versteh' ich nicht, Hochwürden, ich weiß nur, ein größeres Unglück, als daß Sie uns verlassen, könnt' uns Schraner nit treffen."

„Irrtum, Bäuerin! Ich bin noch nicht lang bei Euch, aber doch schon lang genug, um zu wissen: die Guten brauchen mich zu ihrem Heile nicht, und die Schlechten zu bessern, geht über meine Kraft. Du hast nichts geleistet! ist die Antwort, die ich mir Abend für Abend geben muß, wenn ich mir Rechenschaft ablege von meinem Tagewerk."

„Die Schlechten könnt' vielleicht nicht einmal der liebe Herrgott besser machen", entgegnete die Bäuerin mit großer Gelassenheit. „Aber wir brauchen Ihnen, die Kinder brauchen Ihren Unterricht, die Kranken und die Unglücklichen Ihren Trost."

„Trost? da weiß ich mehr Menschen, die ihn brauchen, als Menschen, denen ich ihn spenden kann. Ihr wäret darin glücklicher, wenn Ihr's sein wolltet, Kogler", wandte er sich an diesen. „Ihr könntet heute mit dem Bewußtsein schlafen gehen, ich hab' meinem armen, verzagten Kinde seine Seelenruhe wiedergegeben."

„Was?" der Bauer stemmte sich mit dem linken Arm an die Lehne seines Rollstuhles und machte eine mühsame und vergebliche Anstrengung, um seinen schweren Körper aufzurichten und sich zu Leo hinüberzubeugen. Die Bäuerin wollte ihm zu Hilfe kommen — er schrie sie an:

„Laß den Klumpen liegen, wo er liegt: Und Sie, geistlicher Herr, Ihnen sag' ich, ich weiß, wo Sie hinaus wollen, sind wahrscheinlich von der Frau ang'stift."

„Ich bitt' Euch —"

„Ersparen Sie sich eine Fehlbitt', ich weiß, was ich tu, ich weiß, warum ich mir einen auswärtigen Schwiegersohn aussuch'. Ich will's nicht seh'n, wie ein Hiesiger auf meinen Tod paßt und auf die Erbschaft."

„Ich und dreimal ich. Um die Broni handelt sich's und nicht um Euch. Ihr sollt sie nicht einem Wildfremden hinwerfen, weil's grausam, weil's sündhaft wäre ... Wir haben eben von der großen Liebe gesprochen, die das All durchdringt. In Übereinstimmung mit ihr sollen wir handeln. Ihr könnt mir freilich antworten: Ich sehe auch viel Kampf und Grausamkeit und überall den Sieg des Starken über den Schwachen. An dieses Beispiel will ich mich halten, ich der Starke. Das steht mir zu." Ein herbes Lächeln verzog seinen Mund. „Sprecht so, handelt so, verharrt in Eurer Unverbesserlichkeit! Ihr wißt nicht, was Ihr Euch damit tut — und mir. Mir, Kogler. Ihr ahnt nicht, was für ein Leiden das ist: ringen zu müssen, ringen sollen und immer einsehen: du ringst mit dem Unüberwindlichen!"

Kogler brummte etwas Unverständliches. Was hatte der Geistliche zu klagen? Wen in der Welt geht's an, wo den der Schuh drückt? Das möge er mit seinem Herrgott ausmachen. Um ihn, den Kranken, handelt sich's, um das, was für ihn gut wäre.

„Befreien's mich von meinen schwarzen Gedanken! richten's mich auf!" rief er dem Priester zu.

„Tut an anderen, Kogler, was Ihr wollt, daß an Euch geschehe. Wann habt Ihr je einen Menschen aufgerichtet?"

Der Bauer schwieg, und Leo begann in milderem Tone wieder:

„Eure Broni ist mir vor ein paar Tagen vorgekommen wie ein junges Zweiglein, das, im Schatten entsprossen, sich plötzlich besinnt: Außerhalb meines totenstillen Dunkels gibt's goldiges Licht, wonniges Regen und Weben. Es streckt sich sehnsüchtig und erhascht ein bißchen Wärme, einen Sonnenstrahl, und seine kränklichen Blättchen färben sich, ein neues frisches Leben durchhaucht sie. — — Heute hat mich an der Schwelle Eures Hauses wieder das blasse, verschüchterte Mädchen begrüßt und so unglücklich ausgesehen, daß mir's weh getan hat."

„Wird sich alles geben und machen in der Eh'. Davon versteh'n Sie nix, geistlicher Herr", erwiderte Kogler mit spöttischer Unverfrorenheit. „Mir liegt mein Kind mehr am Herzen als Ihnen, ich hab' ihr den Poisbrunner Michel einmal ausg'sucht. Soll ein braver Mensch sein, is reich, is nicht von hier, g'sehn hat er sie auch, g'fallen hat sie ihm auch, damit Punktum, 's bleibt dabei."

„Er hat sie gesehen, sie hat ihm gefallen, und das genügt. Auch nach Eurer Meinung, Bäuerin?" fragte der Kooperator, und Kogler rief:

„Was sie meint, is ihre Sach', dreinzureden hat's nicht. Das könnten's wissen, Hochwürden, das steht im G'setz."

„Darauf beruft Euch nicht. Es gibt höhere Rechte, als das Gesetz gelten läßt, die einer guten Mutter zum Beispiel, die auch eine gute Ehefrau war." Er sah den Mann und das Weib abwechselnd mit einem langen Blick an: „Ich denke mich in eine vergangene Zeit zurück, in Eure Jugendzeit, lieber Freund. Das muß ein Fest gewesen sein auf dem Koglerhof, als Ihr einhergefahren kamt — ich habe mir alles genau erzählen lassen —, ein Sträußlein im Knopfloch, die schöne junge, schwer errungene

Frau an Eurer Seite, und wie Ihr aus dem Wägelchen sprangt und sie in Euern starken Armen heraus und hoch in die Höhe hobt, daß sie zu fliegen meinte, und jauchztet: ‚Schau dich um, das ist der Koglerhof, dein g'hört alles da herum, der Wald, die Felder, die Wiesen und die Herden, die darauf weiden, das Haus und die ganze Wirtschaft, und der ganze Bauer dazu!'"

Über die Züge der Bäuerin hatte ein Freudenglanz sich gebreitet, und ihre Augen schimmerten feucht: „Ambros, ja", murmelte sie.

Der Bauer senkte den Kopf: „Vergessen, meiner Seel, ich hab' an das alles lang nicht mehr gedacht, 's wird aber schon so g'wesen sein."

„So war's", sprach die Bäuerin, „ich weiß noch gut. Ich weiß, daß ich mir denkt hab', wie du mich zur Frau eing'setzt hast über alles: an dem ganzen Reichtum lieget mir nix, wenn du nicht dabei wärst. Und so war alles schön, daß ich dich gern g'habt hab' aber doch das Schönste."

„Ja, ja, 's war alles schön, bis das Unglück mit die Kinder kommen is und der Unfrieden", Kogler klopfte an seine Brust, „da drin".

„Er ist nicht immer ‚da drin' geblieben", versetzte Leo, „hat sich hinaus verbreitet ... Die andern haben unter ihm gelitten. Es war nicht leicht, das Leben neben Euch. Und ist doch ertragen worden in Geduld und Treue."

„Von der Frau", sagte Kogler dumpf und leise.

„Sie war gestählt durch die Erinnerung an glückliche Jahre, an einstige Liebe. Soll Eure Vroni eine solche Erinnerung nicht haben, wenn für sie schwere Tage kommen, die keinem ausbleiben? Gebt sie nicht einem Wildfremden, laßt ihr Zeit, den Zukünftigen kennen zu lernen und ihn lieb zu gewinnen."

„Zeit lassen", erwiderte der Bauer unwirsch, „kennen lernen, lieb g'winnen, weiß Gott, wie lang die dazu brauchen tät, sie is so ein verschlafenes Ding."

Die Bäuerin ergriff seine Hand: „Was liegt daran? So warten wir halt. Du kannst ja warten", sprach sie mit warmer und innigster Überzeugung. „Der liebe Gott wird dich noch lang erhalten."

„Amen! Amen!" sagte Kogler durchdrungen und tief beglückt durch ihre Zuversicht.

Der liebe Gott wird dich noch lang erhalten! Welche Wonne, das zu hören, so zu hören!

„Wennst glaubst, wenn Sie glauben, geistlicher Herr, so wollen wir in Gottes Namen warten", sprach er nach einem letzten Zögern.

„Das ist recht und wird sich Euch lohnen."

Ganz beseelt von freudiger Erwartung und Hoffnung blickte der Kranke zu Leo hinauf, der herantrat und ihm die Hand reichte.

Er ergriff sie mit der Linken: „Ich kann Ihnen nur die geben, die Rechte hat der liebe Herrgott g'schlagen", sagte er, schloß die Augen und lauschte mit andächtiger Aufmerksamkeit den tröstenden Worten, die der Priester an ihn richtete.

Als Leo sich auf der Schwelle nach ihm umwandte, um ihn zum letztenmal zu grüßen, sah er ihn das Heiligenbild inbrünstig an die Lippen drücken.

Der Scheidende sagte der Bäuerin und Vroni, die ihm im Garten entgegen kam, Lebewohl, und schritt, ohne einen Blick nach dem Koglerhof zurück zu werfen, dem Walde zu. Er ging immer rascher; ihm war, als befände er sich schon auf der Flucht.

Er hatte sich in den Wald gestürzt, sich durchgearbeitet durch dichtes Gestrüpp, war vorwärts gerannt, sein Fuß verhing sich in den harten Wurzeln der Alpenrosen, er strauchelte und schlug mit der Stirn an einen Baum, und der physische Schmerz war ihm eine Labung ohnegleichen. Ein schwerer Blutstropfen rann von der Schläfe über seine Wange herab. Mehr, mehr von dem Blute, das in seinem Haupte siedet! Einen Dornenkranz hätte

er mit Entzücken um dieses Haupt geflochten und tief eingesenkt, wenn es ihm nicht als Frevel erschienen wäre.

Plötzlich öffnete sich vor ihm eine Lichtung zwischen den Bäumen, er blickte hinunter in das herrliche Tal, auf den im Abendrot schimmernden, von Bergen umschlossenen See. Schwere, schneeweiße Nebel lagerten auf den Abhängen wie eingeschlafene Riesen, wurden wach, streckten sich und glitten in die großen Mulden und Täler, indes über ihnen der Himmel wie in hellem Feuer stand.

„Großer Gott, mein großer Gott der Liebe und Schönheit", rief Leo aus, „zeige mir die Brücke, die von dir, Unermeßlicher, zu dem kleinen Gott hinüberführt, der den Menschen erfaßbar scheint, an den sie sich klammern können."

In den Wipfeln rauschte es sanft und melodisch, die Vögel zwitscherten eifrig, rosiges Licht floß durch den duftenden Wald. Langsam und planlos weiter schreitend, fand sich Leo endlich auf dem Fußpfad, der zu den Buchen führte.

Dort erwartete ihn ein zerknirschter, finster blickender Mensch. Den sprach er an:

„Da bist du ja, Seppl, und wieder bei Sinnen?"

Seppl versuchte zu antworten, aber der Ton blieb ihm in der Kehle stecken.

„Hast du nachgedacht über dich?" fragte Leo.

„Ich hab' nachdenkt."

„Auch über das, was geschähe, wenn ich beim Richter anzeigte, daß du mit dem Messer auf mich losgegangen bist?"

„Ja, auch über das."

„Glaubst du, daß du ohne Strafe durchkämst?"

„Ich glaub's nit."

„Glaubst du, daß sie dich nach abgebüßter Strafe wieder aufnehmen würden im Koglerhof?"

„Fragen's nit, was Sie wissen!" schrie Seppl mit schmerzlichem Beschwören.

„Bis zum heutigen Tage habe ich dich für einen braven Menschen, für eine seltene Ausnahme unter den hiesigen Burschen gehalten; heute hast du mir bewiesen, daß du bist wie alle, vielleicht sogar ..."

Seppl hatte sich während dieser Rede des Geistlichen gewunden wie ein Gefolterter, jetzt fiel er ihm ins Wort:

„Nein! nein, Hochwürden, sagen's das nit! nur das nit. Ich bitt' Ihnen, Hochwürden, halten's mich um Gottes willen noch weiter für eine Ausnahm'. Sie können mich unglücklich machen, ich weiß, Sie können zum Richter geh'n — ich geh gleich mit, wenn's wollen, aber in ein'n Topf mit die andern werfen's mich nit! Das war heut, seitdem ich hier bin, mein erster Rausch und is mein letzter g'west. 's is auch nix mehr übri von ihm, als daß ich noch reden kann. Morgen wird's aus sein damit. So sag' ich Ihnen halt, Hochwürden, ich war wie b'sessen ... Die Schober ... der höchste Mensch ... die Vroni ... Hochwürden", brach er aus, „ich hab's so schreckbar gern! von jeher; aus Erbarmen, weil's gar so ein schwaches Dingerl is, aus ... aus — ich weiß nit was! ... Hab' ich's bewiesen, daß ich's gern hab'? Hätte ein andrer ausg'halten, was ich aushalt' vom Bauern auf'm Koglerhof? Um ihretwillen halt' ich's aus — und jetzt sitz' ich da ..." Er fuhr sich in die zerzausten Haare und schloß mit plötzlicher Resignation: „Machen's mich unglückli, Hochwürden. Führen's mich zum Richter."

„Ich führe dich vor den strengsten Richter, vor den Richter in deinem Innern. Vor dem stehst du jetzt. — Mit dem mach's aus."

„Hochwürden!" stammelte der Bursche und warf sich nieder auf die Knie: „Verzeihen Sie mir!"

Leo legte ihm die Hand aufs Haupt. „Verzeih dir selbst nicht so leicht, wie ich dir verzeihe, Seppl", sprach er.

„Ist's vorbei, ist alles wieder gut, mein lieber Sohn?" Fortwährend drängte sich die Frage dem alten Pfarrer auf, aber er sah seinen Kooperator an — und schwieg.

Dem Abend nach Leos Rückkehr vom Koglerhofe folgte eine wundervolle Nacht. Der Vollmond stand am wolkenlosen Himmel, nicht ein Lüftchen regte sich. Thalberg und Leo gingen nach dem Abendessen noch lange vor dem Hause auf und ab.

„Mir fällt auf", sagte der Pfarrer, „daß ich dich oft müßig sehe, es geht abwärts mit deinem Fleiße."

„Mit meinem Fleiße ist es aus", antwortete Leo.

„Warum denn? das verstehe ich nicht. Beten scheint mir besser als Studieren, aber Studieren doch tausendmal besser als Grübeln."

„Ich bin nicht ein Gelehrter von Beruf, ich bin von Beruf ein Priester", erwiderte Leo. „In meiner früheren Gemeinde unter gutmütigen, rechtschaffenen Menschen, denen ich ein Lehrer und Tröster war, konnte ich meinen Beruf erfüllen. Dieses beglückende Bewußtsein stählte mich, gab mir die Kraft, auch in der Wissenschaft weiter zu streben. Wenn alles andere versagt, die Wissenschaft bleibt dir, meinte ich. Das war ein Wahn. Mit der Freude an meinem Beruf ist auch die Freude an meinen Studien dahin."

„Setze sie dennoch fort. Astronomie und Religion vertragen sich miteinander. Viele große Astronomen sind fromme Menschen geblieben."

„Ja, fromm in einem allerhöchsten Sinne. Nie habe ich mich frömmer gefühlt als in den Stunden, in denen die Wissenschaft mich die Größe Gottes ahnen ließ. In die Grenzen einer Persönlichkeit nach irdischen Begriffen konnte ich ihn nicht bannen, aber verbunden blieb ich mit meinem unfaßbaren Gott und fühlte mich in Übereinstimmung mit seinen höchsten Gesetzen, wenn ich nach Wahrheit strebte und das Gute tat."

Thalberg wurde immer nachdenklicher, das Gespräch geriet ins Stocken. Endlich begann der Greis: „Du bist im Grunde nicht auf einem Irrweg, du hast nur einen Umweg eingeschlagen und wirst zurückkehren zum unbedingten Glauben. — Laß mir diese Hoffnung", sagte er in bittendem Tone, da Leo ihn unterbrechen wollte, und setzte mit Selbstüberwindung hinzu: „Der erste Zweifel überhaupt, wann ist er dir gekommen? Vor kurzer, vor langer Zeit?"

„Das geschah vor Jahren", antwortete der Kooperator beklommen und trübe. „Wie eine kleine Schlange durch eine fast unsichtbare Ritze gleitet, glitt er herein. Nun suchte ich der Spur des Weges nach, den er genommen haben konnte, und fand den haardünnen Spalt und suchte ihn zu verschließen, aber je eifriger ich's tat, desto weiter klaffte er auseinander, und ich meinte zuletzt an allen Grundpfeilern des hochaufgetürmten Baues unseres Glaubens einen Riß zu entdecken, durch den der Zweifel eindringen kann."

„Unglücklicher Mensch!" rief der Pfarrer, „Schwergeprüfter, will ich sagen. Vielleicht läßt es Gott der Herr selbst zu, daß der Seelenfeind diese Zweifel in dir erweckt. Vielleicht sollst du dich in diesem Kampf nur stählen zu einem größeren, siegreichen Kampf gegen die Macht der Finsternis."

„Ich habe denselben Gedanken gehabt, lieber Vater. Als ich die Stimme zu hören wähnte, die mich nach höheren Zielen streben hieß, da war ich nicht bestürzt und erschrocken, da glaubte ich, daß der Pfad mir gewiesen würde, den ich zu betreten habe, und daß ich meinen Mitmenschen zurufen sollte: Kommt, betretet ihn mit mir! Ich will euch dahin führen, wohin mich Gott geführt hat — zu einer reineren Erkenntnis. Erweitert euern Blick, werdet weiser, wachset im Guten, damit auch eure Anschauung von Gott wachsen könne."

Pfarrer Thalberg machte eine sehr bedenkliche Miene bei diesen Worten des Kooperators, unterbrach ihn aber nicht.

„Und in dem beseligenden Augenblick, in der schönen, erhabenen Stimmung erlebte ich, was Sie wissen. Ich fühlte mich als der Apostel eines verfeinerten, veredelten Menschenvolks, und vor mir öffnete sich ein Abgrund des Lasters und spie mir seinen verpesteten Giftstrom ins Gesicht... Lieber Vater — Sie haben meinen Menschenglauben oft als eine Gefahr gerügt; er wäre mir längst entschwunden, wenn ich ihn nicht hätte retten, nicht mit Gewalt die Augen zudrücken wollen."

„Nun, nun", sagte der Greis beschwichtigend, „ich kenne die Schraner und halte es doch bei ihnen aus. — Und das sollst auch du."

„Müßt' ich nur nicht verzweifeln an der Möglichkeit, meinen Beruf weiter auszuüben", versetzte Leo kaum hörbar. „Soll ich, Haltloser, lehren? — Oder ich, ein Priester, Ärgernis geben?"

Thalberg blieb stehen, ließ seine verschränkten Hände sinken und sah seinen Kooperator mit grenzenloser Güte und Teilnahme an. „Soll ich lehren, fragst du? — Ja, du sollst, antworte ich dir — und du wirst lehren, ohne Ärgernis zu geben. Lieber Sohn, ich dein Beichtiger, dein Pfarrer, befehle dir sogar, mich morgen wieder zu vertreten. Auf den morgigen Tag fällt das Patronatsfest in der Benefizienkapelle zu Öls. Dort lieseſt du an meiner Stelle die heilige Messe und unterweiseſt, wie ich's bei dieser Gelegenheit immer getan habe, nach dem Gottesdienst die Kleinen. Auf mein Geheiß werden sie dich in der Schule erwarten."

„Ja, ja, Frau Sperber, ich komme!" rief er der Wirtschafterin zu, die sich schon mehrmals unter der Tür gezeigt hatte. In den hellen Kleidern, die sie mit Vorliebe trug, und vom Mondesglanz strahlend umflossen, nahm sie sich aus wie ein kleines, buckliges Gespenst. Sie murmelte Unverständliches von „Nachtkühle", „Nachttau" und „Schnupfenfieber"! Es war recht unheimlich.

„Komme auch du, mein Kooperator", sprach der Greis und nahm den Arm Leos. „Du willst, daß ich ruhig schlafe, nicht

wahr? Nun, nun, ich brauche keine Beteuerungen. Dann also gehst du morgen früh nach Öls. Versprich's."

„Ich verspreche es."

„Den blinden Freisinger besuchst mir nach der Schule."

„Gewiß, Hochwürden."

„Und bringst gleich dem Wirt die Sustentationsgelder für die Woche. Da."

Er zog ein altes, vielfach geflicktes Portemonnaie aus der Tasche und entnahm ihm mit der Unbeholfenheit eines, der nicht die Gewohnheit hat, mit Geld umzugehen, eine Anzahl kleiner Silbermünzen: „Na, bring' ich's denn nicht zusammen? Doch! Nimm das mit. Und jetzt, gute Nacht." Er lüftete den Hut, grüßte zum Sternenhimmel hinauf und stand so eine Weile in anbetender Bewunderung unbedeckten Hauptes.

Das Gespensterchen unter der Tür knirschte.

Aber Thalberg bemerkte es nicht: „Erhebend!" sprach er. Dann traten sie ins Haus.

Noch vor Sonnenaufgang war Leo auf der Wanderung nach Öls. Von der Fahrgelegenheit, die ihm zur Verfügung gestellt worden war, machte er keinen Gebrauch. Ein tüchtiger Marsch in der stärkenden, morgenfrischen Luft tat dem Schlaflosen mit seinem überhitzten Kopfe und seinen fröstelnden Gliedern not.

Trotzdem er sich immer auf der Fahrstraße gehalten und so einen Umweg gemacht hatte, kam er doch vor der bestimmten Stunde in Öls an. Das war ein noch schöner und höher als Schran, auf einem der Vorberge des mächtigen Gebirgszuges gelegenes Dörflein. Es hatte ein paar krumme Gäßchen und einen Platz, den zwei Halbkreise von äußerst ungleichen, aber meist uralten Holzhäusern bildeten. Unter ihnen zeichnete sich die Schule weder durch Höhe noch durch Größe, sondern durch einen dicken aufgetragenen, weißen Anwurf aus. Den Ort beherrschend, stand auf einem Hügel die schmale Kapelle mit ihrem kahlen, spitzen Turme inmitten des Friedhofs, und unweit von

ihr das Haus des Glöckners, der auch zugleich die Funktionen des Meßners und des Totengräbers versah.

Er machte den Eindruck eines gut situierten, mit sich und mit dem Leben zufriedenen Mannes. Seine Gestalt war groß und vierschrötig, der Kopf klein und die Stirn auffallend nieder. Jeder, mit dem er sprach, wurde von ihm freundlich und recht dümmlich angelacht und bekam bei der Gelegenheit wenigstens den Duft von etwas Geistigem zu spüren.

„Schön, daß Sie so früh kommen, Hochwürden", begrüßte er den Kooperator. „Mei Weib hat m'r auftrag'n, wenn einer von die geistlichen Herren kommt, bitt' ihn, daß er mich b'sucht. S' is krank, mei Weib. I hob's scho lang g'sogt, wenn der nur nix is, ober sie hot g'sogt: nix is m'r. Jetzt'n wor ober gestern der Doktor beim Schmied, und do bin i hergang'n und hob'n g'ruft. No, und da hat er g'moant, a poor Wochen wird's scho no dauern." Der Glöckner hatte dies alles in seiner einfältig vergnügten Art gesagt, nur dazu geblinzelt, als ob er in grelles, blendendes Licht sehen müßte.

Leo ließ sich zu der Kranken führen. Sie lag in einem reinlichen Bette; das Zimmer war sauber aufgeräumt; in der Ecke neben dem Ofen spielten drei kleine Kinder mit einer alten, verdrießlichen Katze, der ihre Ruhe lieber gewesen wäre als alle Aufmerksamkeiten, die man ihr erwies.

„Geh, Peterl, geh, führ die Kinder hinaus", sagte die Frau, nachdem sie den Geistlichen willkommen geheißen hatte.

Peter gehorchte ohne Zögern. Er ging auf die kleine Gruppe in der Ofenecke zu, gab jedem Kinde und auch der Katze einen Klaps — aus welchem Grunde war nicht einzusehen — und schob dann alle drei hinaus. Die Tür schlug er kräftig hinter sich zu, wahrscheinlich um seinen Eifer im Erfüllen des Wunsches seiner Frau zu betätigen.

Die Kranke hatte ihm unbeschreiblich wehmütig nachgesehen. „Ich bin so froh, Hochwürden, daß Sie da sind. Nehmen's

Platz, Hochwürden; in seiner Bestürzung hat Ihnen der Mann nit amol ein'n Sessel angetragen. Er is so viel bestürzt, a Fremds sieht ihm's gar nit an. Ich weiß 's schon seit ein'm Johr, daß ich sterben muß, er weiß 's erst seit gestern."

Leo sagte einige Worte der Ermutigung, denen die Glöcknersfrau zwar in stummer Ehrfurcht lauschte, denen sie aber widersprach.

„Nein, nein, Hochwürden, es is aus mit mir, ich weiß und hab' mich schon in den Willen Gottes ergeben. Meine Sorg' is nur, was g'schehen wird, wenn ich nimmer da bin. Mein Mann is ein gar ein guter Mann, Hochwürden, aber dumm is er halt. Die erste beste Pfiffige kriegt ihn herum, und damit das nit g'schieht, hab' ich ihm schon eine ausg'sucht. Die Mergel Gertrud tät' ihm passen, das is ein tüchtig's kreuzbraves Mädel, die schauet d'rauf, daß er sich nit vertrinkt. Und meine Kinder hat's von jeher lieb g'habt, die wär' eine gute Mutter für sie. — Und jung und hübsch is auch", setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Der Mann", begann sie wieder mit leiser und zitternder Stimme, „weiß von nix, ich spar' mir's auf bis zum letzten Augenblick. Wenn's drum und dran sein wird, dann sag' ich ihm: Jetzt stirb' ich, jetzt versprich mir, daß d' den Kindern kein andre Mutter gibst als die Gertrud. Versprechen wird er's, was versprechen ein'm die Männer nit all's? Aber wird's auch g'schehn? Mei Peter is schwach, Hochwürden, der vergißt, wenn ihn niemand erinnert: B'sinn dich, was d' dein'm Weib im Sterben versprochen hast."

Sie suchte sich ein wenig aufzurichten, fiel aber wieder in die Kissen zurück; sie konnte nur ihre flehend gefalteten Hände an die Lippen führen. „Erinnern Sie ihn, Hochwürden, er gibt so viel auf Ihnen."

Es brannte ihm auf der Seele, daß er ihr keine feierliche Zusage geben, daß er nur antworten konnte: „Seid ruhig, es wird geschehen; er wird gehalten werden, sein Wort zu lösen. Wenn nicht durch mich, durch einen andern ..."

„Ein'n andern?" die Kranke heftete ihre weitgeöffneten Augen mit einem Ausdruck der Enttäuschung auf ihn. „Unsern Herrn Pfarrer, meinen Hochwürden? den guten Herrn, ja — nur zu gut beinah ... No, Gott seg'n ihn. Ich sag' ein'n jed'n vergelt's Gott, der sich um die Meinigen annimmt nach mein'm Tod."

Das ist ein Sterben! dachte Leo, ein anderes, als das meine gewesen wäre, wenn mir Seppl das Messer in die Brust gestoßen hätte. Hier Klarheit, Einigkeit mit sich selbst, liebevolle Fürsorge bis übers Grab hinaus. Dort schmähliches Ermatten vor dem ausgekämpften Streit, feige Sehnsucht nach dem Ende.

Er versicherte ihr nochmals, daß er ihres Auftrags eingedenk bleiben werde, nahm Abschied und ging.

Das kleine Gotteshaus war schon überfüllt, als Leo es betrat. Unter dem festlichen Geläute der Glocken hatte die Gemeinde sich versammelt.

Nach dargebrachtem Meßopfer begab der Kooperator sich in die Schule, wo die Kinder ihn erwarten sollten. Zu seiner Überraschung fand er jedoch im Lehrzimmer nur ein einziges Bübchen, das mitten in der vordersten Bank saß, bei seinem Erscheinen aufsprang und ihn von der Seite pfiffig anguckte.

„Nun, Andresl, was heißt denn das? Wo sind denn die andern?" fragte Leo.

„Die sein beim Spiel'n, Herr Katechet", lautete die Antwort.

Es zuckte und blitzte vor Schelmerei im Gesicht des Kleinen, das hübsche feine Züge hatte, aber durch zahllose Sommersprossen entstellt wurde. Unter den braunen, glänzenden Augen bildeten sie förmlich Sättel und flossen ineinander, wie die Sterne der Milchstraße.

„Spiel'n sein's gang'n", wiederholte er, steckte beide Hände in die Taschen seiner kurzen, ledernen Höschen und drehte und streckte sich, und fand sich offenbar sehr schön in seinem schneeweißen Hemde mit den neuen Hosenträgern und dem Brustlatz, auf dem sein Name „Andreas Bogner" eingestickt war.

„I weiß, wo's sein, soll i 's hol'n gehn?" fragte er voll Schadenfreude und kostete im voraus den Hochgenuß, als der Überbringer einer Botschaft, und noch dazu einer unangenehmen, zu fungieren.

„Du bist wohl so lustig, weil du dich als der einzige fühlst, der seine Schuldigkeit getan hat?"

„Jo", erwiderte der Musterknabe und wiegte sich voll Tugendstolz in seinen schmalen Hüften. Er hätte am liebsten getanzt.

„Die andern werden gewiß bald kommen, was meinst du?"

Andresl zuckte höchst verächtlich mit den Achseln, und sein hoffärtiger Ausdruck sprach deutlich: Ich weiß nicht, was die Lümmel vorhaben.

„Höre, du kleiner Mensch mit der großen Selbstachtung", sagte der Kooperator, „es ist hier schwül und dumpf, mache die Fenster auf, bleibe da und warte hübsch geduldig auf die Schulkameraden. Ich will indessen den Herrn Lehrer im Garten aufsuchen."

Als Leo nach einer Viertelstunde zurückkehrte, fand er das Zimmer wohlgelüftet, aber ganz leer. Der eifrige Hörer hatte den Auftrag erfüllt, alle Fenster weit geöffnet — und sich auch davon gemacht.

Dem Herrn Katecheten blieb nichts übrig, als seine Schüler zusammenzusuchen. Er holte sie einzeln aus den Häusern und in Gesellschaft von ihrem beliebtesten Spielplatz ab, und zog dann mit ihnen, an jeder Hand ein Kind führend und die übrigen vor sich hertreibend, ins Schulhaus.

Keines sprach; das Gewissen in seiner niedrigsten Form, als Furcht vor der Strafe, regte sich in jedem Angehörigen der kleinen Herde. Ganz still schlichen sie auf ihre Plätze und warteten mit Bangen auf das Verhör, das nicht ausbleiben konnte: Ihr wußtet, daß wir kommen würden, der Herr Pfarrer oder ich, warum habt ihr uns nicht erwartet, wie euch befohlen war?

Aber der Herr Katechet stellte zunächst kein Verhör an. Was

mochte das zu bedeuten haben? War sein Zorn so groß, daß er gar nicht auf einmal herauskonnte? Oder war am Ende gar kein Zorn da?

Der Unterricht begann mit dem Erzählen einer kleinen Legende.

Unterwegs hatte sich Leo ihrer besonnen. Sie stammte aus dem Legendenvorrat seiner Tante Philomena und knüpfte an das Evangelium von den Kleinen an, die der Heiland zu sich rief.

„Einmal", lautete sie, „ging Jesus mit seinen Jüngern durch einen Ölweidenhain und sah eine große Kinderschar, die einem goldenen Wagen nachlief. In dem Wagen saß ein reiches Kind und streute Spielzeug und Blumen aus. ‚Ihr Kindlein', rief der Heiland, ‚bleibt ein wenig stehen, kommt zu mir und seht mir in die Augen'. Aber die Kindlein sahen sich bloß flüchtig nach ihm um. Nur das jüngste von ihnen hielt inne im Lauf und war schon im Begriffe, dem göttlichen Rufe zu folgen. Da stießen die andern es vorwärts, und es leistete keinen Widerstand, und nun rannten alle dem goldnen Wagen nach und lasen das Spielzeug und die Blumen, die das reiche Kind ihnen zuwarf, vom Boden auf.

„Viele Jahre vergingen; aus den Kindern waren erwachsene Leute geworden. Die wußten längst nicht mehr, wie die schönen Sachen ausgesehen hatten, denen sie einst mit so tollem Eifer nachgejagt. Eines aber konnten sie nie vergessen, und gerade das, was sie nur wie im Fluge gesehen hatten — den traurigen Blick, den der Heiland ihnen zugeworfen hatte. Manchen ging es sehr gut in der Welt. Sie tanzten, sie warfen die Hüte in die Höhe und riefen: Juhe! sie schritten im lustigen Hochzeitszuge einher, hinter der Fiedel und der Pfeife; sie schmausten an einer reichbesetzten Tafel; aber auf einmal sahen sie diesen traurigen Blick wieder vor sich, hörten die traurige Stimme, die ihnen umsonst zugerufen hatte: Kommt zu mir! und mit ihrem Vergnügen war es vorbei. Wär' ich doch stehen geblieben, dachte ein jeder, ich

wäre jetzt glücklich. Ich hätte das Angesicht des Heilandes freudig leuchten, seine Augen mich liebevoll anblicken gesehen, und diese Erinnerung würde mein ganzes Leben verklären."

Er ließ eine Erläuterung der Legende folgen, und der Ton, in dem er sprach, war so sanft, seine Miene so freundlich, daß viel der gesenkten Köpfchen sich wieder aufrichteten.

Andresl wagte sogar zu gähnen, obwohl er sich eigentlich dazu zwingen mußte. Sein Nachbar, der Pauli vom Schmied, ein größerer Junge und der eigentliche geistige Urheber des Wegbleibens aus der Schule, stieß ihn mit dem Ellbogen an und flüsterte zornig:

„Was gähnst?" Und Andresl, ohne den Kopf zu wenden, antwortete:

„Nur so."

Pauli trat sich unter der Bank abwechselnd mit dem rechten auf den linken und mit dem linken auf den rechten Fuß, und tat sich dabei so weh er nur konnte, zur Zerstreuung. Er gehörte zu der weitverzweigten Sorte der Verprügelten und hatte eine Krankheit seines strengen Vaters benützt, um in einem Anfall von Übermut, den er jetzt selbst nicht mehr begriff, die seligen Stunden der Freiheit unverkürzt zu genießen.

Der Lori vom Maurer schienen die Taschen des Herrn Katecheten heute ganz besonders vollgepfropft, und daß er neulich auf dem Markt eine Menge Bildchen eingekauft, hatte sie selbst gesehen. Sie stellten ehrwürdige Gestalten vor, in bunten Gewändern mit goldenen Konturen, über einem Sternenhintergrund schwebende Engel, alles in köstlichen, ovalen Rähmchen, von verschiedenster Größe. Gewiß wollte der Herr Katechet heute, zu Ehren des Festtages der heiligen Anna, alles verteilen, und sicherlich das schönste an die Bravsten. Da wurde sie plötzlich von einem unwiderstehlichen Drang ergriffen, sich hervorzutun. Sie streckte die Schwurfinger in die Höhe und fragte: „Bitt', darf ich ein Glas Wasser holen?"

Leo dankte ablehnend, und nun begann sie ihre Umgebung mit Wohltaten zu überhäufen.

„Ich bitt' der Peperl scheint die Sonn' ins G'sicht, darf ich den Vorhang herunterlassen?"

„Ich bitt', darf sich die Reserl zu mir setzen, daß 's bei mir ins Buch schauen kann? Sie hat keins, und niemand will's hineinschauen lassen, weil's so arm is, daß nur ein einzig's Kleidl hat."

Reserl, ein vaterloses und von der Mutter verlassenes Kind, wollte vor Scham vergehen; ihre Lippen zitterten, und plötzlich floß ein Strom von Tränen über ihre Wangen.

Sie fing an ihr Elend einzusehen.

Leos Augen ruhten auf der kleinen Versammlung vor ihm. Der zukünftige Mensch verriet sich in jedem dieser Kindergesichter.

Vorherrschend war der Ausdruck harmloser und schläfriger Albernheit, viele Augen baten förmlich: Denk für mich, erspare mir das eigene Denken, ich bin ein unselbständiges Wesen. — Die bleiben den Verhältnissen untertan, werden sie nie beherrschen. Sichere Führung, eine feste Hand — und sie wären dem Guten gewonnen.

Andere wieder blickten treuherzig klug und frei in die Welt, und noch andere voll Energie und einem fast drolligen Selbstgefühl. Denen fehlt es nicht an festem Willen, der sich — vorläufig wenigstens — als Eigensinn und Trotz äußerte. Es kam auch unüberwindliche Verstocktheit vor, und diese Eigenschaft offenbarte sich in gleichem Grade bei Knaben wie bei Mädchen. Das sind sie, an denen die Erziehungskunst zu schanden wird, die Güte zum Leichtsinn, Strenge zum Starrsinn treibt, und denen doch das Recht zusteht, die gleiche Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu fordern, wie die lieblichen kleinen Geschöpfe, durch deren frische Augen man bis auf den Grund ihrer unschuldigen Seele blickt. Zu welchen Hoffnungen, zu welchen

Befürchtungen berechtigt ihr, dachte Leo. Wie viel Gutes, wie viel Böses wird von euch hinausgetragen werden in die Welt!

Vom Dorfe ziehen sie aus nach den Städten. Die Armen suchen dort als Arbeiter reicheren Erwerb, volleres Leben, Zerstreuung und Genuß. Die nach Bildung Dürstenden, die Ehrgeizigen — Begabte und Unbegabte — trachten nach Unterricht, füllen einen Teil der Schulen und der Hörsäle der Universitäten. Die Städtebevölkerung wird zum Teil so beschaffen sein, wie das Menschenmaterial es ist, das ihr vom Lande her zugeschickt wird. Da sprudelt eine der Quellen, die sich, zu einem Strome vereinigt, in das große Meer — die menschliche Gesellschaft — ergießen.

Eine dieser Quellen fassen, rein erhalten, rein im Sinne der uralten Moral: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und jeder ist dein Nächster, das wäre eine schöne Lebensaufgabe gewesen.

Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder? sprach der Gottmensch. Das bedeutet: Eben so nah wie diese, soll dir der Fremde stehen, der dir zum erstenmal auf der Heerstraße begegnet und dir die Hand reicht, oder — sie zum Schlage gegen dich erhebt.

Nach beendeter Lehrstunde schien die Sonne des Glückes über Gerechte und Ungerechte. Jedes Kind erhielt ein kleines Geschenk und außerdem einen unerwartet milden Verweis oder ein herzliches Lob.

Den alten Schützling des Pfarrers, den Leo noch besuchen mußte, fand er vor der Tür des Häuschens sitzend, in das ihn Thalberg eingemietet hatte. Er hielt einen Rosenkranz in den Händen, lehnte den Kopf an die Wand und schien sich angenehmen Vorstellungen hinzugeben. Der Ausdruck des Gesichtes, das ungefähr dieselbe hellgraue Farbe hatte wie die Haare, war der einer kindlichen Heiterkeit.

Als Leo ihn ansprach, stand er auf, hielt ihn erst für den Herrn Pfarrer und brauchte einige Zeit, bis er aus dem traum-

haften Zustand, in dem er sich befunden hatte, zu deutlichem Bewußtsein kam.

„Wie geht's, Freisinger?" fragte Leo.

„Mir geht's sehr gut," war die Antwort.

„Was ist's mit den Augen?"

„Die tun weh, ja, und blind werden's auch. Na, ich hab' die Welt siebzig Jahr lang g'sehn, das is g'nug."

„Wie seid Ihr versorgt, schickt der Wirt alle Tage ordentliches Essen?"

„Alle Tag, ja, sehr ordentlich. Manchmal vergißt er auch."

„So? Darüber werde ich ihn zur Rede stellen."

„Ich bitt' Ihnen, tun's das nit, geistlicher Herr. Es heißt gleich, der alte Müßiggänger wird da umsonst erhalten und is doch nit z'frieden. Der Mensch lebt nit allein vom Brot, sondern von jedem Wort, das aus dem Mund Gottes kommt. Der Herr Pfarrer hat mir viele solche Worte geben, da habe ich immer was zu leben," sagte er und lachte über seine praktische Art, den Text auszulegen. „Ich bin ein glücklicher Mensch," fuhr er fort. „Ich hab' nit einmal g'wußt, wie glücklich ich bin, eh' der Herr Pfarrer mir's auseinanderg'setzt hat. Was ich hab' verlieren können, mein Haus, mein Geld, mein Weib — zuletzt meine Kinder — hab' ich schon verloren. Jetzt kann ich nur noch mein bissel Gsundheit und mei Leben verlieren. Da sag' ich halt zum lieben Herrgott: Willst morgen, 's mir recht, willst heute, 's is mir auch recht; ich halt's aber auch hier noch a Weil' aus. Das Wiedersehn mit die Meinigen kann ich erwarten, 's wird ja dann für die Ewigkeit sein. Und auf Erden noch a bissel was abbüß'n, kann mir auch nit schaden. Wenn ich so dasitz' und nachdenk', fallt mir so manch's ein, was ich in mein'm Leben hätte bleib'n lass'n und was ich nit hätte bleib'n lass'n soll'n. So is ja recht gut, wenn's Abrechnen noch eine Zeitlang hinausgeschoben wird. Der Herr Pfarrer laßt 's freilich an Trost nit fehl'n. Seid's nur ruhig, Freisinger, sagt er immer, das is eine

gar eine große Wohltat, und so bin ich ruhig und z'frieden; was auch g'schieht, ganz z'frieden."

Mittag war vorbei, als Leo ins Gärtlein der Pfarrei eintrat. Thalberg stand an der Gittertür und erwartete ihn.

„Hast du es schon gehört?" fragte er. „Haben sie dir's im Dorf erzählt?"

„Ich habe mit niemandem gesprochen. Was ist geschehen?"

„Was stündlich zu erwarten war," erwiderte der Greis. — „Ich komme vom Koglerhof..."

„Um Gottes willen!" stieß Leo hervor. „Der Bauer? Sie sind gerufen worden? Es geht ihm schlecht?"

„Es ist vorbei."

„Tot?"

Thalberg nickte.

„Gestorben!... Wie gestorben?"

„Ganz sanft und ruhig, und hat allen Trost gefunden, nach dem er sich viel heißer sehnte, als ich je für möglich gehalten hätte."

„Heil Ihnen, lieber Vater," sprach Leo dumpf. „Ihr Glauben hat ihm geholfen."

„Das würde kaum möglich gewesen sein, wenn nicht vorher ein warmer Hauch der Liebe dieses Felsenherz erschlossen hätte. Dein Werk — du Glaubensloser!"

IX.

Der Poisbrunner hatte, als der vorsichtige Mensch, der er war, einem gemeinsamen Bekannten aufgetragen, ihm gleich Nachricht zu geben, wenn beim Kogler „etwas Plötzliches" eintreten sollte. So kam er denn am Morgen des Begräbnistages in Schran angerückt und brachte seinen schönen Neffen mit.

„'s g'hört sich, daß wir zwei dem Seligen die letzte Ehr' erweisen," sagte er zu der Witwe, nachdem er ihr seine Beileidsbezeugungen im Tone eines männlich beherrschten Schmerzes ausgesprochen, der einen guten Eindruck auf sie gemacht hatte. Trotzdem änderte sie nichts an der kühlen Weise, in der sie ihn begrüßt hatte. Sie machte ihm auch kein Hehl daraus, daß die Verlobung der jungen Leute unter allen Umständen aufgeschoben worden wäre. Mit Vroni, die doch auch gefragt werden müsse, sei von der Sache noch nicht geredet worden.

„Ich hab' g'meint, die wird nit gefragt," wandte der Poisbrunner ein.

Die Bäuerin erwiderte, „daß ihr Mann im letzten Augenblick seine Ansicht darüber geändert habe. Aufgeschoben sei jedoch nicht aufgehoben."

Die beiden Männer baten um Erlaubnis, sich in der Wirtschaft umsehen zu dürfen, was ihnen auch ohne weiteres gestattet wurde. Seppl erhielt den Auftrag, sie herumzuführen. Er tat's mit Verzweiflung im Herzen. Auskünfte waren aus ihm nicht herauszukriegen. Auf jede Erkundigung nach Kauf und Verkauf, nach Auslagen und Erträgnis war seine stehende Antwort:

„Das weiß i nit, da müßt's die Bäuerin fragen."

Gleich nach dem Tode Koglers wurde seiner Witwe bekannt gegeben, daß er schon vor Jahren ein Testament bei Gericht hinterlegt hatte. Zur allgemeinen Überraschung und gegen allen Bauernbrauch war darin der Witwe der Nutzgenuß des ganzen Vermögens und aller Liegenschaften bis an ihren Tod zugesprochen, Vroni aber, für den Fall, daß sie ihren Wunsch, ins Kloster zu gehen, ausführen sollte, auf den Pflichtteil gesetzt. Nach dem Tode der Bäuerin hatte dann der Besitz des Koglerhofs einem entfernten Verwandten zuzufallen. Der aber war indessen gestorben.

Das Leichenbegängnis des Bauers sollte, nach seiner letzt-

willigen Anordnung, das schönste sein, das seit Menschengedenken in Schran stattgefunden hatte.

Die Bäuerin kam dieser Verfügung in der großartigsten Weise nach: „Es muß bis zum Letzten alles so ausg'richtet werden," sagte sie, „wie er's anschaffen tät', wenn er noch was anschaffen könnt'."

Unter Assistenz auch fremder Geistlichkeit wurde Kogler zu Grabe getragen. Die Kirchenglocken in Schran läuteten unaufhörlich, so lange der Trauerzug sich in Bewegung befand.

Voran die Geistlichkeit und die Weihrauchfässer schwingenden Chorknaben, dann der Leichenwagen, schwarz ausgelegt, von einem schönen Rappen-Viergespann gezogen. Fackelträger gingen zu beiden Seiten nebenher. Der große, breite Sarg, der bei jedem Stoß in leises Schwanken kam, nahm denselben Weg, den schon viele kleine Särge aus dem Koglerhofe genommen hatten. Ihm folgten die Honoratioren, mit wenig Ausnahmen die ganze männliche Bevölkerung von Schran nach dem Rang und den Altersstufen geordnet. Hinter dem letzten Schulbuben erst, es war zufällig der Schober Franzl, kam die Witfrau, stattlich anzusehen in ihren Trauergewändern. Sie schritt aufrecht und tränenlos; in ihren strengen Zügen malte sich ein feierlicher, würdevoller Schmerz. Vroni hing an ihrem Arm und preßte von Zeit zu Zeit das vom Weinen gerötete Gesicht auf die gekreuzten Hände der Mutter.

Als der Wagen beim letzten der noch zum Hofe gehörenden Felder anlangte, um die Ecke und auf die Straße bog, scheute das handige der Vorauspferde vor einem Grenzstein, der kürzlich erst auf Befehl des Bauers weiß angestrichen worden war. Es stürzte sich auf das Sattelpferd, ein junges Tier, das nun vor Schrecken gegen die Stangenrosse auszufeuern begann. Seppl sprang hinzu, da bäumte es sich und schlug ihm mit dem Vorderhufe dicht am Gesicht vorbei. In dem Augenblick ertönte ein greller Angstschrei; Seppl erbebte vor Wonne. Das war

Vronis Stimme gewesen. Er stemmte sich ruhig gegen die Schulter des Pferdes, zwang es, den Kopf herunterzulegen, und führte es so weiter am Zügel, das Dorf entlang, der Kirche zu. Er ging stolz wie ein König, sah und hörte nichts mehr, wiederholte immer nur bei sich selbst: „Wie's Angst g'habt hat um mi!"

Die Trauerfeierlichkeiten endeten mit einem Leichenschmaus und einer Speisung der Armen. Die fremden Geistlichen waren vom Friedhof aus weggefahren, aber der Pfarrer und der Kooperator mußten teilnehmen an der Trauertafel, die im ersten Stocke des Koglerhofs in der guten Stube auf das reichste gedeckt war.

„Wenn die Pfaffen sich nur einmal heben täten," flüsterte der dicke Wirt dem Steindlbauer zu, „daß's a bissel lustig wer'n tät', und man doch ein Wort mit der Witib red'n könnt'. Is heut noch gar nit übel!" Er drehte den Schnurrbart und warf einen wahrhaft mörderischen Blick zur Bäuerin hinüber.

„Verdammt" hat sie ihm in die Augen gestochen beim Leichenbegängnis, als sie an der Spitze der Frauen einherging und noch ganz „teufelsmäßig sauber" aussah. „Die Tochter, das ist so a Nixl, — is ihr am Arm g'hängt, ordentlich wie a Sacktüchl." Die möcht' er gar nit. Er aber und die Witfrau, die gäben ein tüchtig's Paar. Der Wirt hat freilich schon zehn Dirndln 's Heiraten versprochen, er hat auch die triftigsten Gründe dazu gehabt, aber entschließen kann er sich halt nicht. Die Koglerwitib, die nehmet er vom Fleck weg. „Ja, die passet mir," vertraute er am Schluß dieser stillen Betrachtungen seinem Nachbar.

Der Steindlbauer lächelte verschmitzt. „Ich weiß noch einen, dem sie passen tät', verrat' ihn nur nit," sprach er. „So ein verflixter Kerl wie du is er freilich nit," — dafür aber, setzte er in Gedanken hinzu, hat er seine Wirtschaft fest z'sammg'halten, und Zeit is 's auch, daß er sich wieder nach einer Hausfrau

umschaut. Die Seinige liegt ja (man darf nur nit sagen, Gott sei Dank) schon vierzehn Tag' unter der Erden, und sich ins Altenstübel zurückzuziehen, daran denkt er noch lang nit.

Der Poisbrunner, der neben dem Steindlbauer saß, sah verstimmt drein und hörte nicht auf, seinem Neffen verstohlen zuzuwinken. Der „Tappschädl" machte kein Glück bei der präsumptiven Braut. Er hatte zwar schon ein paar Liter Wein im Leibe, blinzelte und girrte wie ein Tauber, aber die Vroni blieb dabei grad so beredsam wie eine Forelle und hatte ihn noch kein einziges Mal freundlich angesehen. Sie hielt die Augen hartnäckig auf ihren Teller gesenkt, ohne die Speisen zu berühren, die Michl ihr vorlegte. Einmal nur blickte sie flüchtig zum andern Ende des langen Tisches hinüber und begegnete einem Paar Augen, die mit liebevoller Besorgnis auf ihr ruhten, sich aber sogleich abwandten, weil die ihren gar so deutlich gesagt hatten: „Ich bitte dich, sieh mich nicht an!"

Bald darauf schlich sich Seppl unbemerkt aus der Stube.

Viel zu früh, nach der Meinung der meisten Gäste, forderte der Herr Pfarrer die Frau vom Hause auf, die Tafel aufzuheben und sich und der kleinen Vroni Ruhe zu gönnen. Aber man fügte sich, da ja bekannt war, daß die Fortsetzung des Festes im Dorfwirtshause stattfinden solle. Die Mutter und die Schwester des Wirtes hielten dort alles für eine Nachfeier bereit, bei der jeder Geladene bis zum goldenen Morgen auf Kosten der Bäuerin essen und trinken konnte, was und so viel ihm beliebte.

Der Poisbrunner und sein Neffe waren die letzten, die, von den Frauen bis ans Haustor geleitet, Abschied nahmen. Der junge Bewerber hielt Vroni im Flur zurück, während der Oheim und die Bäuerin vorausgingen.

„Ihr zwei Frau'n," sagte er zu ihr, „werd's jetzt ein'n schwer'n Stand haben. So viel G'sind und kein Herr im Haus."

„Meine Mutter is über ein'n Herrn," war Bronis Antwort. „Und dann is ja der Seppl da."

Der schöne Michl sah den Knecht, der regungslos an der Wand lehnte, über die Achsel an. „Eine Weil' kann's ja vielleicht geh'n," sagte er. „Wenn aber die Weil' vorbei is, dann b'sinn di nit lang; 's gibt so Leut', die sein auf's Warten nit eing'richt! Das merk dir halt. Ich sag's nur, weil d' jetzt was drein z' red'n hast. Sei g'scheit und merk dir's."

Er ging, nachdem er auch der Bäuerin Lebewohl gesagt hatte. Die trat ins Haus.

Gott, wie öde war es darin, und wie unheimlich still! Ein Mann wie der ihre, der seine Umgebung beständig in Atem erhält, noch in seiner Ohnmacht den Schein der Herrschaft zu wahren weiß, immerfort Rücksicht, Unterordnung, Aufopferung in Anspruch nimmt, hinterläßt eine größere Leere, als die für möglich gehalten hätten, die jahrzehntelang unter seinem Joche keuchten.

Broni und Seppl waren in den Garten hinausgetreten.

Die Nacht brach an, eine milde, ganz windstille Julinacht. Der Himmel war bedeckt, das Gras feucht vom Tau; in der Ferne erglänzte der See stellenweise wie blankes Blei; die Berge ragten schwarz in die Höhe, und ihre bewaldeten Kuppen oder ihre kantigen Felsenspitzen hoben sich kräftig ab von dem durchsichtigen Grau der Luft.

Broni atmete tief und erleichtert auf. Die Ruhe tat so wohl! Sie hatte sich danach gesehnt, weinen zu dürfen, traurig sein zu dürfen ohne Zeugen. Die Anwesenheit des treuen Menschen, der da schweigend neben ihr herging, ihrem Gärtlein zu, empfand sie durchaus nicht als eine Last; es war ihr ganz recht, daß der bei ihr blieb; sie hatte ihm ja etwas zu sagen.

„Ich möcht' dich bitten," begann sie, „daß d' mir noch ein Beet herrichtst. Da will ich Blumen zieh'n, ganz allein für den Vatern sein Grab."

„Gut," sagte Seppl.

„Willst du's gleich tun?"

„Jetzt gleich?" fragte er ganz ernsthaft.

Sie mußte lächeln: „Ach nein. Morgen, wennst so gut sein willst, oder übermorgen. Wennst halt Zeit hast."

„I muß mir eine nehmen. Meine Zeit g'hört ja eh Euch . . ." Er stockte — es stieg ihm glühheiß zu Kopfe. Seine Stimme wurde dumpf; wenn ihn einer an der Gurgel gepackt und gewürgt hätte, würde er in ähnlichem Tone die Worte hervorgebracht haben: „Euch Weibern — Frau'n," verbesserte er sich, „gib ich mei Zeit auch gern. Ein'n Herrn, ein'n andern wie mein'n alten, vertraget ich nit."

Broni war sehr erschrocken über seine Heftigkeit. Was hatte ihn plötzlich so bös gemacht? War er denn jetzt nicht dabei gewesen, wie sie dem Poisbrunner Michl zu verstehen gegeben hatte, daß sie sich den Koglerhof ohne einen Herrn recht gut denken konnte.

„Schau, wie bös d' gleich wirst," entgegnete sie und auch ihr wurde das Sprechen schwer. „Und ich bin z'fleiß dablieben und hab g'wart, bis alle fort sein, daß ich dir was sagen kann."

„Was denn, Bronerl?" kam es auf einmal so warm und weich von seinen Lippen, als ob er sie einwickeln wollte in lauter Sorgfalt und Zärtlichkeit.

„Das hab' ich mir ohnehin denkt, daß du ein'n neu'n Herrn nicht vertragen tät'st, und wollt' dir sagen: Mach d'r da drüber kein'n Kummer, du kriegst kein'n. Von mir aus nit. Ich heirat' nie, Seppl, ich bleib' bei meiner Mutter, bis 's stirbt; vielleicht stirb ich auch vor ihr, wer kann's wissen? Wenn ich's aber überleben müßt, da ginget ich halt in mein Kloster, wo's mir immer so gut g'fallen hat, zu meine guten Schwestern."

„O je!" erwiderte Seppl, „bis dahin werd'n die schon lang tot sein; sein ja alt. — Nein, nein," fügte er mit einem kummervollen Kopfschütteln hinzu, „heirat'n wirst, Kinder krieg'n wirst,

wie a Roserl wirst aufblühn ‚so ein arm's Kritscherl wie jetzt wirst g'wiß nit immer bleib'n."

Sie wunderte sich, daß er so sprach, und dachte doch auch: freilich, wie soll denn er wissen, wie ihr zumute ist. Er weiß es nicht und wird es auch nicht erfahren. Das wird sie nur einem, ihrem höchsten Menschen, anvertrauen, und bei ihm Trost und Hilfe finden in ihrer Herzensnot.

„Wir wer'n schon seh'n, was geschieht," sagte sie mit einem tiefen Aufseufzen, wandte sich und ging ins Haus.

Er folgte ihr mit den Augen und blickte noch steif und starr in derselben Richtung hin, als Vroni längst nicht mehr zu sehen war. Dann raffte er sich plötzlich auf, holte aus dem kleinen Schuppen, in dem die Gartengerätschaften aufbewahrt wurden, Schaufel und Harke herbei und begann die Erde an der Stelle auszuheben, an der das neue Blumenbeet angebracht werden sollte.

Daß 's morgen, wenn's herkommt, ein Überraschung hat die arme Kleine, dachte er.

Der Pfarrer und der Kooperator gingen langsam heim. Sie waren beide sehr einsilbig gewesen während ihrer Wanderung. Zu Hause angelangt, geleitete Leo den Greis in sein Zimmer, zu dem großen Lehnstuhl am Fenster, dem einzigen bequemen Sitzmöbel in der Pfarrei. Ermüdet ließ Thalberg sich hineinsinken. Leo mußte sich zu ihm setzen. Man besprach die Ereignisse des Tages und die Zukunft des Koglerhofes.

Von der Straße herüber erscholl wüstes Geschrei und lauter Lärm. Die leidtragenden Freunde des Verblichenen hatten diese eigentümliche Art gewählt, ihre Trauer zu bekunden. Sie johlten, stampften, stritten. Wenn das Schmerz war, was sich so ausschrie, mußte man ihn einen sehr wilden Schmerz nennen.

„Hören Sie, lieber Vater?" fragte Leo. „Die Folgen der Räusche, die sich die Leute im Trauerhaus angetrunken haben, stellen sich ein, aber noch wird lange nicht Einhalt getan. Die

Weinräusche sind nur das Vorspiel gewesen, jetzt kommen die Branntweinräusche, und morgen gibt es blutige Köpfe, verrenkte Arme und Beine. Die Wilden dürften es nicht anders treiben bei einer Totenfeier. Was meinen Sie, Hochwürden?"

„Kann dir darauf nicht antworten, mein Kooperator, bin nie unter Wilden gewesen, habe auch nie einen Augenzeugen solcher Festivitäten gesprochen," antwortete der Pfarrer und fügte ernster hinzu: „Aber so gar hoch wie du nehme ich die Trunksucht und Raufluſt dieser Leute nicht. Sie folgen der urvorelterlichen Sitte, das heißt Unsitte. Allerdings denk' ich mir oft: Ich bin seit dreißig Jahren hier und habe schon bessere Zeiten erlebt, so liederlich wie jetzt waren meine Schraner noch nie!... Oder scheint mir das nur so, weil ich ein alter Mann bin und die Vergangenheit deshalb in freundlicherem Lichte sehe als die Gegenwart? Ich will mich in große Reflexionen nicht einlassen; zuweilen aber, wenn ich eine Zeitung ansehe und von allen den Leidenschaften lese, die sich, eine mit größerer Schamlosigkeit als die andere, durchsetzen wollen und meistens doch Leidenschaften von sehr geringer Natur sind, da kommt mir's vor, als ob von einem ungeheuren Behältnis mit Hefe der Deckel plötzlich weggenommen worden wäre. Was drängt da nicht alles ans Licht! was dampft uns da entgegen! Greulich!... Aber — nur heraus! nur ausgären lassen! Auch diese Fermente wären nicht vorhanden, wenn sie nicht notwendig wären... Versteh mich recht... Nun, wie soll ich dir's erklären?" Er blickte hilflos und ratlos um sich — er errötete: „Ich versteige mich. Das sind Spekulationen von ganz hoher Art — die sollte ich stehen lassen, nicht wahr, mein Kooperator?"

Leo hatte ein niederes Bänklein zum Lehnsessel des Pfarrers gerückt und darauf Platz genommen; er beugte sich über die Hand des Greises, küßte sie und sprach:

„Niemand versteht es zu beschämen wie Sie."

„Ist das nun ein Kompliment oder ein Vorwurf? Eine Antwort ist's nicht. Ich kenn' mich nicht mehr aus bei meinem Kooperator ... Sprich nicht! Ich bitte dich. Du scheinst mir ruhiger seit ein paar Tagen ... sag nicht: Das ist Täuschung ... sag's um Gottes willen nicht! ..."

„Also nur: Gute Nacht, lieber Vater."

„Ja, die wünsch mir. In der letzten hab' ich furchtbar geträumt."

Er legte die Rechte auf das gebeugte Haupt Leos und zwang ihn mit sanfter Gewalt, das Gesicht emporzurichten. „Mir war's, als ob ich dich auf einer großen Reise wüßte und in deinem Zimmer auf deine Rückkehr warten würde. Auf einmal fiel mir ein: Er ist vielleicht schon zurück, und ich hatte nicht den Mut, mich zu überzeugen und mich im Zimmer umzusehen ... Nicht den Mut! wagte nicht aufzuschauen — — — Das war eine große Pein, denn der Gedanke: Er ist vielleicht da, hielt nicht Stich, wechselte immer mit dem: Er ist fort und kommt nicht wieder! Ein törichter Traum! Wirklich, während ich ihn träumte, dacht' ich: Ein törichter Traum! und bin doch aufgewacht in Angstschweiß gebadet, meiner Seel!"

Er sah dem Kooperator liebreich ins verstörte Gesicht: „Ich tu dir weh, weil ich dir unrecht tu, und möchte dir doch nicht unrecht tun, nicht einmal im Traume. Wenn's geschieht, geschieht's gegen meinen Willen. Mach dir nichts draus!"

Leos Haupt hatte sich wieder tief gebeugt: „Segnen Sie mich, mein Vater," sprach er leise.

Thalberg legte ihm beide Hände auf den Scheitel: „Jeder meiner Gedanken an dich, mein Sohn, ist ein Segen und ein Gebet."

Der Kooperator begab sich auf sein Zimmer, zündete die Lampe an, setzte sich zum Tische, zog die Lade heraus und entnahm ihr einen großen, halb beschriebenen Bogen, den er vor sich hinlegte und zu überlesen begann. Es war der Entwurf

eines Briefes, den er am Tage seiner Flucht für den Konsistorialrat zu hinterlassen gedachte. Alle Gründe, die ihn veranlaßten, den heiligsten Schwur zu brechen, die heiligste Pflicht zu verletzen und seinen Posten zu verlassen, wollte er darin genau dartun. Er wollte auch die tiefe Reue über seine Predigt vom vorigen Sonntag aussprechen.

„Ich hatte alle Selbstbeherrschung verloren," schrieb er, „alle Selbsterkenntnis; ich hielt mich für den einzigen Gerechten unter lauter Sündern. Das krasse Mittel wirkte, Sie selbst haben es gebilligt; ich aber kann und will es nie wieder anwenden, nie wieder drohen, die Zuchtrute nicht schwingen. Aber ohne das bin ich diesen Menschen gegenüber ohnmächtig. Wie viele Zweifel bedrängen mich! Wie selten stimmt, was ich lehren muß, mit meiner Überzeugung überein! Dennoch weiß ich, damit würde ich am Ende fertig. Die furchtbare Frage nach dem Wie? darf nicht gestellt werden, wenn ich nur wüßte: du kannst nützen, du kannst Gutes wirken."

An einer andern Stelle hieß es:

„Ich flüchte in die Welt hinaus, wie einst die Büßer in die Wüste flüchteten, und eine Wüste wird die Welt mir sein. — Ganz fremd, wie Sie vielleicht glauben, ist sie mir nicht; ich habe in ihr gelebt, mich unsagbar leichten Herzens von ihr abgewandt und ihrer nie wieder, auch nur mit einem Schatten von Sehnsucht, gedacht. Mein Beruf ist der des Priesters. Kann ich ihn nicht erfüllen, dann stürzt mir alles zusammen. ‚Berufen' sagten Sie? Ja, ja! Aber das — fühle ich jetzt: nicht auserwählt, und das ist entsetzlich ...

„Ich hoffe auf Verständnis — ich flehe Sie an, verdammen Sie mich nicht; wenn Sie ein Kämpfer gewesen sind, bevor Sie ein Sieger wurden: haben Sie mit mir Mitleid und Erbarmen."

Er schob den Bogen in die Lade zurück und versuchte, an seinen alten Freund zu schreiben.

„Sie werden sich in das Unabänderliche fügen," begann

er. „Sie haben es immer getan und daraus Ihren goldenen Frieden geschöpft. Lieber, Verehrter ...“ Er kam nicht weiter. Tränen stürzten ihm aus den Augen, ein lautes Schluchzen brach aus seiner Brust; er legte die verschränkten Arme auf den Tisch und das Gesicht auf die Arme. Nach so vielen durchwachten Nächten, durchquälten Tagen überwältigte ihn die Müdigkeit; er verfiel in einen traumhaften Zustand.

Ihm war, als sei er schon geschieden, als habe er den größten Schmerz, den des Losreißens von einem Vaterherzen, schon überstanden, und vor ihm breite sich nun, leer und kalt und unermeßlich, das Unbekannte — die Zukunft aus. Wie wird sie sich gestalten?

Er will dienen, ein Arbeiter unter Arbeitern sein wie jener wackere Priester, der sich nicht daran genügen ließ, von dem Elend der Mühseligen zu hören und zu lesen, der es geteilt hat und unerkannt geblieben ist. Sollte er nicht so glücklich sein wie jener, sollte ihm Gefahr drohen, erkannt zu werden, wird er fliehen, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, zuletzt vielleicht in einen anderen Weltteil, in die großartigste Natur ... an das brausende Meer, in Wälder, Landschaften von unerhörter, seltsamer Schönheit. Sie zogen an ihm vorüber, und Gebilde, lieblich und ungeheuerlich, bevölkerten sie, entstanden aus Tautropfen, wuchsen, platzten wie Seifenblasen eine um die andere — plötzlich in großer Menge ein ganzes Gewühl — zuletzt nichts mehr, alles eintönig und ruhig — himmlisch ruhig. Alle Stimmen der Erde, der Luft, des Meeres verstummten. — Er schlief.

Plötzlich fuhr er auf. Er hatte lange geschlafen. Die alte Turmuhr hob schnarrend aus und zeigte die dritte Morgenstunde an. In anderthalb Stunden geht die Sonne auf. Leo gedachte den prachtvollen Anblick noch einmal von einer hohen Warte, von dem Berge aus zu genießen, auf dessen Anhang der Buchenwald lag.

Er nahm seinen Hut, warf seinen Mantel um und trat sachte aus dem Zimmer, um Thalberg nicht zu wecken. Sein erster Blick fiel auf die Tür der Stube, in der sein alter Freund schlief, und er fragte sich: Wie willst du da vorüberkommen am Tage deiner Flucht? Wirst du es vermögen? Er machte die Qualen im voraus durch, die ihn erwarteten — wenn er's tat, wenn er das Verbrechen beging, den Greis zu verlassen.

Im Wirtshaus ging's noch laut und wüst zu. Der Lärm störte die Vögel des Pfarrers im Schlaf. Einige schüttelten sich und schlugen mit den Flügeln, andere erhoben ein schwaches Gepiepe. Dann war im Zimmer alles wieder still.

Leo stand regungslos; er bildete sich ein, die ruhigen, tiefen Atemzüge des Greises zu vernehmen. Er horchte eine Weile und schlich dann sachte hinaus, über die Treppe, vorsichtig an der Küche vorbei (Frau Sperber hatte einen leisen Schlaf), durch den Eingang ins Gärtlein, und war im Freien.

Die Landschaft lag noch im Schatten. Aus dem See stieg ein weißlicher Rauch in die kühle, leicht bewegte Luft. Am Himmel stand, über der felsigen Sängerwand, der Mond in silbernem Glanze, und neben ihm funkelte hell und herrlich der Morgenstern.

Leo schritt über die feuchte Wiese, durch das tauschwere Gras, dem Fußpfade zu, der zum Walde führte.

Als er diesen Weg gegangen war, nach seinem ersten Erwachen im Pfarrhause, hatte ihn, den bisherigen Bewohner des Flachlandes, ein berauschendes Entzücken ergriffen. Er hatte sich gesagt: Es gibt keinen Schmerz, kein Leiden, keine Traurigkeit mehr, die mich besiegen könnten. Ich öffne die Augen und bin glücklich. Meine Seele hat ihre Heimat gefunden; der Gott des Schönen, das ist der Gott der Güte und der Wahrheit, offenbart sich mir bei jedem Blick in diese holde und hehre Bergeswelt.

Unweit vom Dorfe zog sich der lange, schmale Friedhof bei-

nahe bis an den Waldesrand. Leo betrat ihn und wandelte langsam zwischen den Gräbern umher. Auf wie vielen der dunkeln, morschen Holzkreuze, die zu Häupten der kleinen Hügel standen, war die Schrift schon gänzlich ausgelöscht vom Regen und vom Schnee; von wie vielen war nur die Hälfte übrig; wer wußte noch von denen, die einst vielleicht mit großer Liebe dieses geborstene Kreuz aufgestellt hatten? Ebenso vergessen lagen auch die hier, deren Namen auf steinerne Denkmäler, die jetzt an der Kirchhofmauer lehnten, „für immer" und „zu ewiger Erinnerung" eingemeißelt worden waren.

An den zu klein gewordenen Friedhof hatte man erst kürzlich einen neuen Teil hinzugefügt. Als Leo dort anlangte, glaubte er an dem gestern geschlossenen Grabe die im Zwielicht und im wallenden Nebel undeutlichen Umrisse einer knieenden Gestalt zu sehen. Er näherte sich ihr, sie erhob sich zu ihrer vollen Höhe, und er erkannte die Koglerbäuerin.

„Kommen Sie auch für ihn beten, Hochwürden?" sprach das Weib. „Das is schön von Ihnen. Mich —" fuhr sie nach kurzem Schweigen und als ob sie ihr Hiersein entschuldigen müßte, fort, „mich hat's oben nit g'litt'n, 's is gar so still bei uns. Sie werden 's nit glauben, Hochwürden, aber das G'schrei und G'tu von dem Mann geht mir völlig ab. Und — muß er ein'm nit erbarmen? Da hat er zum erstenmal seit vierundzwanzig Jahr allein schlafen müss'n und unter lauter Tote ... Mein armer Ambros! — Um so viel hast dich g'sorgt in dein'm Leben und bist jetzt so still. So viel Platz hast eing'nommen in der Welt und liegst jetzt so klein beisamm da."

„In Frieden und erlöst von allen Leiden," sprach Leo, „gönnt ihm seine tiefe Todesruhe. Und Ihr, die Ihr noch mitten im Leben steht, habt Seelenruhe. Ihr sollt und dürft sie haben, Euer gutes Bewußtsein gibt sie Euch und wird sie Euch erhalten." Er wandte sich zum Gehen.

Aber die Bäuerin bat: „Hochwürden, noch ein Wort: Wie

ich Sie g'sehn hab' daherkommen, hab' ich mir denkt, Ihnen schickt Gott, daß Sie sich an dem Grab den Dank abhol'n, den ich Ihnen hab' bringen woll'n. Ich hab' Seelenruh', sag'ns, ja, ja! Ich kann hier knie'n und beten, ich kann hier steh'n und kann zu dem Mann unter der Erd' sagen: Alles Böse, das wir einander antan haben, — is vergessen! B'sinnen's Ihnen noch, Hochwürden? — Nit nur verziehn, vergessen. Ich hab' kein Vorwurf gegen dich, du hast kein geg'n mich am Herzen, wenn wir uns drüben im ewigen Leben wiederfinden."

Sie erhob die gesenkten Augen zu dem Priester, der ihr im fahlen Dämmerlichte noch bleicher erschien als sonst. „Und daß ich an dem Grab so beten und so steh'n kann, daß ich von G'wissensbissen nit g'foltert werd' bis an mein End', daß ich ruhig leb'n und, wenn Gott mich ruft, ruhig sterb'n kann, dafür hab' ich Ihnen z'danken, Hochwürden. Das is Ihr Verdienst. Sie hab'n schon viel Gut's in der Welt tan, an mir aber das Beste. Mich habn's erlöst, mir hab'ns das zeitliche und das ewige Heil bracht, und dafür werd' ich Ihnen all mein Lebtag segnen!"

„Es ist großmütig von Euch, daß Ihr so zu mir sprecht, Bäuerin," erwiderte Leo, „aber ich bin überzeugt, daß Ihr auch ohne meine Fürsprache Mitleid und Nachsicht mit Eurem Kranken gehabt hättet, und daß er versöhnt von Euch geschieden wäre."

„Glaub'n S' das nit, Hochwürden! Wie's ausg'schaut hat in mir, eh' Sie mich zurechtg'wiesen hab'n und wie nachher, das weiß niemand wie ich alleinig." Sie schwieg, sie überließ sich ihren Gedanken.

Ein leiser Wind hatte sich erhoben, strich kühl über die Nadelwälder und erfüllte die Luft mit würzigen Düften; die Nebel wurden dünner und durchsichtiger. Im Osten begann der Himmel sich zu lichten.

„Mir is schon oft vorkommen," nahm die Bäuerin wieder

das Wort, „daß 's Menschen gibt, die eine Macht hab'n über andre. Die ein'n wenden's zum Bösen, die andern wenden's zum Guten an. Die machen ein'm besser, wenn's mit ein'm umgeh'n. Zu die Menschen g'hör'n Sie, Hochwürden."

„Wenn das so wäre! Wenn das so wäre!" murmelte Leo.

Sie sah ihn groß und mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an. —

„Was sagen's, Hochwürden? Wenn das so wäre, sagen's? Is 's möglich, Hochwürden, daß S' das nit wiss'n? Haben's denn nit das G'fühl dervon?"

„Wahrlich nein!" rief er schmerzlich aus. „Wenn ich es haben könnte, was wäre das für mich! Versöhnung! Erlösung! Gepriesen die Zweifelsqualen, die in einem erhebenden Bewußtsein ihr Ende finden! Hochgelobt das Ringen, das mich zerfleischt, wenn es zum Erringen führt. Macht haben über die Gemüter und sie ausüben zum Besten der Menschen ... Wenn mir das zuteil werden könnte ..." Er hielt inne und richtete seine Augen fest auf die Bäuerin: „Ihr sagt, daß mir Macht gegeben ist über die Gemüter?"

„Das sag' ich, ja."

„Beweisen," sprach er gepreßt. „Beweist es, Bäuerin."

Rasch und fest entschlossen erwiderte sie: „Verlang'n Sie, was Sie woll'n. Ich tu's."

„Versprecht's nicht zu früh," sagte er sanft. „Es wird Euch schwer fallen, zu tun, was ich von Euch verlange. Ihr würdet etwas überwinden müssen, das ich manchmal an Euch getadelt und manchmal an Euch bewundert habe — Euern Stolz."

„Mein'n Stolz? Das wär' ja gut, wenn ich den überwinden müßt'."

„Es wär' gut und würde das Glück Eures Kindes begründen. Wollt Ihr zwei Menschen glücklich machen, Bäuerin? — Gebt die Broni dem Seppl zur Frau!"

Sie fuhr zusammen, sie warf den Kopf zurück, ein spöttisches

Lächeln kräuselte ihre Lippen: „Wenn wir nicht auf'n Friedhof stehn tät'n, ich möcht' glauben, daß Sie spaßen. Hochwürden. Die Koglertochter und ein Knecht?"

„Ihr habt ihn längst über die Knechte gestellt ... Wenn Ihr nicht seht, wie die Broni ihr Herz an ihn gehängt hat, so ist's der Stolz, der Euch blind macht. Was habt Ihr gegen den Seppl einzuwenden? Daß er kein Bauerssohn ist, der wahrscheinlich mit der Schwiegermutter nicht viel Umstände machen und ungeduldig darauf warten würde, daß sie ihm den Platz räumt?"

„Wär' schon möglich."

„Seid aufrichtig, bekennt selbst, daß Ihr den Seppl kaum mehr entbehren könnt, und daß ihn niemand zu ersetzen vermöchte auf dem Koglerhof. Wer versteht die Wirtschaft, die dort geführt werden muß, wie er? Wer kann Euch, die Ihr Herrin bleibt, eifriger an die Hand gehen, als er? Wer würde Euch höher in Ehren halten als er? Einen treueren Menschen gibt's nicht. Wenn Ihr ihm heute den Dienst kündigt, geht er so arm, wie er gekommen ist. Gebt ihm die Broni. Ihr bereitet dem Kind ein glückliches Leben, Euch ein zufriedenes Alter und dem Koglerhof ein schönes Weiterblühen."

„Das kann kein Mensch voraussag'n. Der beste Knecht, heißt's immer, wird der schlecht'ste Herr."

„Der Seppl wird eine Ausnahme machen. Dem liegt gar viel daran, zu den Ausnahmen zu gehören."

Die Bäuerin preßte ihr Taschentuch an die Stirn. „Nur das wenn Sie nicht von mir verlang'n möcht'n, Hochwürden!" sagte sie und begann erst nach längerem Besinnen wieder: „Daß die Broni anfangt, ihn gern z' hab'n, is mir selber schon vorkommen. Ich hab' aber nix drauf geb'n. So was vergeht am eh'sten, wenn niemand nix dergleichen tut. Übers Jahr is g'wiß verheirat' — die Erbin vom Koglerhof braucht nur aussuch'n

— und dann fangt ohnehin der Ernst an, und mit die Kinderei'n, die sie sich als ein junges Dirndl in Kopf g'setzt hat, is aus."

„Der Ernst fängt an," wiederholte Leo, „aber das Glück hört auf. Muß das sein? Gebt sie dem Seppl zur Frau, dann bleiben der Ernst und das Glück beisammen."

„Sie halt'n viel auf den Seppl," sprach die Bäuerin nach einer abermaligen Pause, „und ich mein' auch, so lang Sie auf ihn schau'n und ihm sag'n: ich bin gut g'standen für dich, wird er sich nix zuschulden kommen lass'n. Aber wie lang können's das noch tun, Hochwürden? Ich fürcht' immer, Sie wer'n nit alt am Dorf."

Sie sah ihn an und ihr schauderte. Was sie da gesprochen hatte, reute sie wie eine schwere Sünde. Zu wahr! wenn etwas gar zu wahr ist, soll's nicht ausgesprochen werden. Er wird am Dorf nit alt, wiederholte sie sich, und überhaupt nit alt. Er wird jung sterben, zu Grund geh'n am Leben, am Kummer über die elenden Menschen. Ein tiefes, ehrfurchtsvolles Mitleid mit ihm ergriff sie; eine große, begeisterte und zugleich beschützende Liebe zu dem Fremden und Einsamen, der ihr gegenüber die Sache ihres Kindes führte, der das Schicksal der andern zu dem seinen machte.

Ist nicht alles richtig, was er sagt? fragte sie sich und mußte antworten: Alles! — Aber sie blickte zu dem Grabe nieder und murmelte leise: „Der Mann dort unten hätt's nie zugeben."

„Der Mann weiß von irdischen Leidenschaften nichts mehr," erwiderte Leo gedankenvoll. — „Überwunden! — sein Unrecht, seine Irrtümer, seine Leiden ... Daß er im Sterben das Glück des Friedens kennen gelernt hat, daran denkt immer, Bäuerin, und dankt für diesen Segen, indem Ihr Euer Kind schon im Leben ein stilles und friedliches Glück finden laßt."

Sie zögerte noch: „Ich b'sinn' mich lang," sprach sie, ihr mühsames Ringen entschuldigend, „mir is halt nie eing'fall'n, daß so was möglich wär' ... Ich geb' mein Wort so schwer,

weil ich mein Wort halt' ... und daß ich das versprech'n werd'. — Unserm Herrgott hätte ich's nit glaubt, wenn er mir's vorausg'sagt hätte!... Aber Sie wollen's und was Sie woll'n, Hochwürden, kann nur's Beste sein. Und so sag' ich: Ja!" Sie streckte ihm die Rechte mit einer großartigen Bewegung entgegen: „Da haben's meine Hand drauf."

Die reine Seligkeit, die sich in seinen Zügen malte, dankte ihr. Stillbeglückt hatte er ihre Worte getrunken wie frische Lebenslust und innerlichst aufatmend vor sich hingeschaut.

Jetzt griff er mit beiden Händen nach ihrer dargereichten Hand: „Ich fasse sie wie die Hand einer Mutter," sprach er. „So viel Vertrauen, Bäuerin!... und ich ... Ihr sollt es wissen — Vertrauen für Vertrauen. Ich trug mich all die Tage mit dem Gedanken an Flucht, an feige, pflichtvergessene Flucht, von meinem Posten, von meinem alten, väterlichen Freunde, von euch allen — Ja, ja!" seine Stimme wurde laut und herb, „ich wollt' entfliehen."

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus: „Das kann nit sein... Ein'n solchen Gedanken hätten's nie ausg'führt!"

Er senkte die Augen vor dem schmerzlichen Blick, den sie auf ihm ruhen ließ.

„Ich bin nur ein einfach's Weib," nahm die Bäuerin wieder das Wort, „aber ich glaub' doch, ich hab' Ihnen oft ins Herz g'schaut. Die Schlechtigkeit der Leut' macht Sie verzagt. — Hochwürden, ich hab' auch mit viel Leut' z' tun und is allerlei G'sindel drunter. Die Wirtschaft geht aber doch fort, und am End' vom Jahr merkt m'r, daß der Nixnutzigste sein Biss'l mitg'holfen hat beim Antauchen, auf gute oder auf schlechte Art, mit sein'n Will'n oder geg'n sein'n Will'n."

„So ist es, und Ihr habt recht."

„Denken's auch an die Kinder. Unser Herr Pfarrer is zu gut mit ihnen. Sie haben freilich an ein'm Kind eine traurige

Erfahrung g'macht, Herr Kooperator, dafür können's an zwanzig andern gute Erfahrungen mach'n."

„Hoch gegriffen, Bäuerin," sagte Leo mit einem ernsten Lächeln. Aber er dachte an die Schule in Öls, an kleine, blonde Köpfe, die sich in tiefem Schuldbewußtsein geneigt hatten, an treuherzige Augen, die ihn in so aufrichtiger Beschämung angeguckt hatten, an ein armes, tränenüberströmtes Gesichtchen ...

Ein breiter, blasser Lichtstreifen zeigte sich am Himmel, sein Widerschein erhellte das Antlitz des Priesters. Sein Kampf war ausgekämpft. Ja denn! trösten, helfen, bessern. Hier leben und sterben, ungekannt, ungenannt im bergenden Schatten, in dem allein sein ganzes Wesen sich entfalten kann. Ein stiller Hüter an einer der unzähligen Quellen, aus denen Heil und Unheil in die Welt fließt.

„Habt Dank, Bäuerin, habt Dank! und auf Wiedersehen," sprach er nach einem bewegten Schweigen.

„Noch vor der Verlobung, Hochwürden, 's kommt mir völlig wie ein Wunder vor," versetzte sie in feierlichem Tone. „Was Sie für die Broni bei mir durchgesetzt haben, soll'n Sie ihr sag'n, Sie selber. Die Freud' spar' ich Ihnen auf."

Leo nahm Abschied und schritt dem Ausgang des Friedhofs zu. Sieghaft brach die Tageshelle herein. Der Mond glich jetzt einem durchsichtigen Wölkchen; der Morgenstern funkelte nicht mehr, aber er leuchtete noch.

Das Schädliche
Die Totenwacht

Zwei Erzählungen

Das Schädliche

Lieber Freund!

Wir haben eine Zeitlang im öffentlichen Leben Seite an Seite gekämpft. Du wirst mit den Waffen in der Hand sterben; ich habe mich vom Schlachtfeld abgewandt. Es war Dir unlieb, aber Du ließest die Gründe, die mich dazu bestimmten, gelten und gabst mir recht. Tue das noch einmal, gib mir noch einmal recht. In einer ganz andern Sache.

Unlängst hörte ich eine berühmte Schauspielerin zu einem großen Arzte sagen: „Sie müssen auch manchmal Komödie spielen." Er antwortete: „Ja, aber wir spielen schlecht." — Recht schlecht, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe. Schon vor Wochen, als ich nach Wien fuhr, um meinen Arzt zu konsultieren, las ich es ihm vom Gesicht ab: Dir ist nicht zu helfen. Und neulich, da ich ihn wieder aufsuchte und ein schmerzstillendes Mittel von ihm verlangte, verriet mir seine Bereitwilligkeit, mich in die Kunst, ein Morphinist zu werden, einzuweihen, daß er die Gefahr einer zukünftigen Entwöhnungskur für ausgeschlossen hielt.

Finita la commedia. — Eine Komödie war's übrigens nicht.

Wir haben von meinen Verhältnissen nie gesprochen; Du weißt von meinem Privatleben nicht mehr als alle Welt, das heißt: was geschah; nicht, wie es geschah. Ich will Dir meine Geschichte erzählen, ich will eine Generalbeichte ablegen.

Deiner Gerechtigkeit sicher, sehne ich mich nach Deiner Lossprechung.

Ich bin im Jahre 1829 geboren auf unsrem Schlosse Niedernbach.

Ich habe von meinem Vater eine eiserne Gesundheit und eine eiserne Willenskraft geerbt. Meiner Mutter verdanke ich den Abscheu vor allem Unreinen, der mich schon im Obergymnasium dem Spotte fünfzehnjähriger Jungen preisgab.

Sie lachten über mich und nannten mich einen heiligen Antonius; ich verachtete sie und nannte sie angefaultes Grünzeug.

Ich war nicht dumm, aber ich lernte schwer. Gott weiß, welche Mühe es mich gekostet hat, immer der Erste in der Klasse zu sein.

Während der acht ersten Studienjahre (mein Vater hatte mich für die staatsmännische Laufbahn bestimmt) wohnte ich in der Hauptstadt unserer Provinz bei einem Gymnasialprofessor.

Es war ein guter und gescheiter Mann, ließ sich aber ganz beherrschen von seiner hübschen, um viele Jahre jüngeren Frau. Albern und mißgünstig, machte sie ihm und auch mir das Leben schwer.

Die Weihnachts-, die Oster- und die Ferienzeit brachte ich in Niedernbach zu, wünschte die Stunde der Heimkehr jedesmal mit einer Sehnsucht herbei, die mir tagelang und nächtelang vorher den Appetit und den Schlaf raubte, und konnte doch nirgends so unglücklich sein wie zu Hause.

Meine Eltern führten eine traurige Ehe. Die Liebe hatte einmal wieder zwei Leute zusammengeführt, die nicht für einander paßten. Das Lebenselement meiner Mutter war der Friede. Sie strömte ihn förmlich aus. Sie hatte sich ihn errungen nach schweren Leiden, durch die Kraft einer wahrhaft erhabenen Entsagung. Mein Vater besaß eine Kämpfernatur, und während meine Mutter früh alterte, blieb er jugendlich in seiner schönen Erscheinung, seinen Leidenschaften und Neigungen bis an sein Ende. Er starb lange vor dem Eintritt ins Greisen-

alter. Die Krankheit, die ihn in wenigen Tagen hinwegraffte, trat plötzlich und mit furchtbarer Heftigkeit auf. Sterbend rang er noch wie ein Held mit dem Tode und begriff erst wenige Augenblicke vor dem letzten, daß auch er seinen Meister gefunden hatte.

Da richteten seine Augen sich auf meine Mutter. Wir alle, die sein Bett umstanden, schauderten. In diesem Blick lag ein Ausdruck von unaussprechlicher Reue und Todesangst, ein verzweiflungsvolles Flehen, wie das eines Verdammten zum Urquell des Heils.

Meine Mutter beugte sich über ihn und küßte seinen qualverzerrten Mund und schloß seine armen Augen mit ihren Lippen.

Der Eindruck, den ich in dieser Stunde empfing, hat sich nie verwischt. Ich werde nicht sterben wie mein Vater, ich werde ruhig hinübergehen, trotz des furchtbaren Ereignisses in meinem Leben, und obschon ich eigentlich ein Mörder bin.

Ich war sechsundzwanzig Jahre alt, als mein Vater starb, und hatte mir eben auf der Universität in Wien den Doktorhut errungen. Mühsam, mit Anspannung aller meiner Kräfte.

Zunächst verstand es sich von selbst, daß ich das Trauerjahr bei meiner Mutter in Niedernbach zuzubringen habe, und nachdem es verflossen war, dachte ich nicht mehr daran, unsern gemeinsamen Aufenthaltsort zu verlassen.

Die Tätigkeit des Landwirts, die paßte mir. Freilich hieß es beim ABC anfangen, und das geschah unter der Leitung meines alten Verwalters, eines ungelernten, aber tüchtigen Ökonomen. Niedernbach war für ihn die Welt, und zwar die denkbar beste, und das Interesse des Herrn dieser Welt das höchste Interesse überhaupt.

Die glücklichste Zeit meines Lebens begann. Bis jetzt war

Lernen für mich eine Plage; jetzt erfuhr ich, daß es ein Genuß sein kann. Ich habe ihn mir gegönnt und wurde mit der Zeit ein Landwirt, zu dem die Leute in die Schule gehen konnten und auch fleißig gegangen sind.

So günstige Verhältnisse wie die, die damals in Niedernbach herrschten, treffen sich freilich selten.

Eine aus arbeitsamen und in der Mehrzahl braven und friedfertigen Leuten bestehende Bevölkerung. Der Pfarrer ein Mann nach dem Geiste des Evangeliums; der Lehrer, zu seinem Amte innerlichst berufen, betrachtete die Kinder nicht nur als Schüler, sondern als Zöglinge. Zum Bürgermeister wurde ich gewählt, und ich hatte weder mir noch den Gemeinderäten das Amt bequem gemacht. Aber Ordnung hielten wir, die ehrlichen Leute waren obenauf, und die Lumpen mußten kuschen.

Das alles ist heute anders geworden.

Abgesehen von meiner amtlichen Tätigkeit, führte ich tagsüber dasselbe Leben wie mein Verwalter. Wenn es dunkel wurde, legte er sich zu Bette, ließ drei lange Pfeifen, drei Gläser Bier, den Unterbeamten und den Oberknecht kommen und nahm den Rapport ab.

Ich wechselte die Kleider und ging meine Mutter begrüßen.

Nach dem Abendessen, das wir im Bibliothekszimmer einnahmen, begaben wir uns in die Gesellschaft irgend eines großen Menschen. Um seinen gebannten Geist zu beschwören, brauchte man nur eines seiner Werke aufzuschlagen. Sogleich offenbarte er sich, ließ uns in sein Herz blicken, enthüllte uns seine tiefsten Gedanken.

Schöne, allzu rasch entschwundene Abende, die wir so zubrachten, zu dreien. Die Tage wieder kürzte mir viel zu knapp die gewaltige Zeitvertreiberin Arbeit. Und wenn einem die Tage zu schnell vergehen, wie erst die Jahre!

Ihrer fünf des ungetrübten Glückes rannen dahin; dann begann meine Mutter zu kränkeln. „Der Anfang vom Ende,

das aber noch länger auf sich warten lassen kann, als der Leidenden zu wünschen ist", sagten die Ärzte. Ich verfluchte ihre Weisheit, und in Zeiten, in denen das Übel stillstand, hoffte ich immer wieder gegen alle Wahrscheinlichkeit und alle Vernunft auf Heilung.

Während einer solchen Ruhepause meiner Sorgen legte ich den Grund zum Unglück meines Lebens. Ich verliebte und verlobte mich.

In unserer Nachbarschaft hatte sich ein Herr von C., ein ehemaliger Großindustrieller, mit seiner Familie angesiedelt. Er war ein Mann von Geist, Talent und strengster Redlichkeit. Ein geborener Österreicher, der aber viele Jahre in England zugebracht, dort ein ansehnliches Vermögen erworben und eine Familie gegründet hatte. Mit seiner stattlichen, einem alten schottischen Adelsgeschlechte entstammten Frau führte er die beste Ehe. Er war stolz auf seine Lady, und sie liebte ihren munteren, immer gut gelaunten „Sir James" noch viel heißer, als sie selbst passend fand für ihre zweiundvierzig Jahre. Sie hatten drei Töchter, drei Schönheiten. Die älteste und die jüngste waren blond wie die Mutter, die mittlere sah dem Vater ähnlich. Was man so ähnlich sehen nennt. Auch sie hatte braune Haare und einen olivenfarbigen Teint und große, tiefblaue Augen. — Aber ihn könnte ich deutlich beschreiben; sie zu beschreiben, wäre sogar einem Dichter unmöglich gewesen. Sie war das verkörperte Geheimnis, ein wunderbares, lockendes Rätsel. Ich habe nie wieder Augen gesehen, die so inbrünstig beschwören, so demütig flehen und so schrecklich drohen konnten, nie eine Stimme gehört von so bestrickendem Wohllaut, solchen Reichtum an Tönen für jeden Ausdruck der Zärtlichkeit und so herbem Klang für den Haß.

Das heißt — doch! Einmal lebte das alles wieder vor mir auf mit grauenhafter Treue.

Ich habe Edith geliebt, vom ersten Augenblick an. Ihre Schönheit blendete, ihre Anmut bezauberte mich. Sie war die schönste

unter den Schwestern, die begabteste und doch — das zurückgesetzte Kind. In jeder Kleinigkeit, in jedem Blick, den ihre Eltern auf sie richteten, in dem Ton, in dem sie zu ihr sprachen, verriet sich's: an der hatten sie keine Freude.

Und sie schien ein trotziges Gefallen an dem Unterschiede zu finden, der zwischen ihr und ihren Schwestern gemacht wurde. Sie klagte nie darüber, versäumte aber auch nie eine Gelegenheit, ihr Aschenbrödeltum recht ins Licht zu setzen. Das vor allem hätte mich warnen sollen, aber — ich war ja verliebt, mehr als verliebt; ich dreißigjähriger Mann liebte zum ersten Male und so blind und heiß wie ein Jüngling. Selbstverständlich wurde meine Mutter meine Vertraute. Sie hatte einen harten Kampf mit sich selbst zu bestehen gehabt, bevor sie sich entschloß, Edith zu sehen.

„Die Tochter eines Großindustriellen und viel zu reich für dich", sagte sie. „Gibt's denn kein armes, schönes Prinzeßchen auf irgend einem verwunschenen Schlosse mehr?"

Ihre Standesvorurteile und ihr Stolz schwiegen erst, als sie den Ernst und die Tiefe meiner Leidenschaft erkannt hatte.

Frau von C. hielt gute Nachbarschaft. Sie besuchte meine Mutter, die damals schon den Umkreis des Hauses nicht mehr überschritt, sehr oft und war immer willkommen. Von ihren Töchtern hatte sie sich trotz wiederholter Aufforderung noch nie begleiten lassen, und das wurde sehr recht und sehr feinfühlig gefunden von meiner Mutter. Ich mußte lange warten und lange bitten, bis endlich eine so dringende Einladung von ihr an alle Damen C. erging, daß sie nicht mehr ignoriert werden konnte.

Den Brief, der sie enthielt, überbrachte ich selbst. Am 12. Juli 1853 war's. Das Datum bleibt mir unvergeßlich.

Die Familie, regelmäßig bis zur Pedanterie in ihrer Lebensweise, brachte zur Sommerszeit die Vormittage im Maleratelier zu, das sich C. in einem Saale des Halbstocks eingerichtet hatte. Ein schöner, mit großem Luxus dekorierter Raum.

Seiner Begabung nach war C. ein Kaufmann im großen Stil, seiner Neigung nach ein Kleinmaler von peinlichem Bienenfleiß und, wie er offenherzig eingestand, voll Ehrgeiz. Die Bilder, die er auf die Ausstellung schickte, wurden fast immer angenommen und sogar verkauft. Darüber konnte er sich freuen wie ein Kind, und die paar hundert Mark, mit denen er für monatelange Arbeit bezahlt wurde, und die er sogleich verschenkte, machten ihn glücklich.

Seine Töchter malten auch. Die blonden — habe ich schon gesagt, daß sie Maud und Ethel hießen? — mit vielem Eifer und wenig Talent, Edith mit großem Talent und ohne Eifer. Sie brachte es nie über einen mehr oder minder flüchtigen Entwurf hinaus. Aber ein solcher Entwurf, an den sie eine Stunde gewendet hatte, war mehr wert, als die besten Bilder ihres Vaters zusammengenommen. Nicht etwa nach meiner parteiischen Meinung, sondern nach der der Künstler, die Herr von C. als gefeierte Gäste in sein Haus zog. Er selbst und seine Frau waren in dem Punkt mit Blindheit geschlagen.

„Sehen Sie doch unsre Maud, unsre Ethel, dieser Ernst! Sie haben das Genie des Fleißes. Edith spielt nur." — Es hieß überhaupt nur: Unsre Maud, unsre kleine Ethel und — Edith kurzweg. Das besitzanzeigende Fürwort blieb weg, wenn sie von ihr sprachen. Ich aber dachte im stillen: Je weniger die Eure, um so mehr die Meine.

An jenem Vormittag, an dem ich als Bote meiner Mutter zu den Nachbarn hinüberritt, fand ich Edith allein im Atelier. Ihre Eltern und ihre Schwestern waren in das „Kostümzimmer" gegangen, dem Auspacken einer längst sehnlich erwarteten Sendung alter Trachten vorzustehen. Edith machte sich ein wenig lustig über die „Anregungen" zu neuen Kunstwerken, die aus diesem Moder steigen würden, und ich segnete im stillen seine Ankunft, der ich das erste Alleinsein mit der Vielgeliebten verdankte.

Sie saß am großen Atelierfenster im vollen Tageslicht und war schön.

Ihr Anzug, ein hellgraues Kleid aus leichtem, weichem Stoff, mit einem einfachen Gürtel um den Leib, erinnerte an die Tunika der römischen Frauen. Sie hatte ihren rechten Fuß auf einen Schemel gestützt. Auf ihrem erhobenen Knie lag ein Zeichenbuch, in dem sie herumkritzelte in gewohnter nachlässiger Art. Bei meinem Eintreten war sie flammend rot geworden, hatte sich aber in ihrer Beschäftigung nicht unterbrechen lassen.

„Darf man fragen, was da gezeichnet wird?" sagte ich.

Edith überlegte eine kleine Weile und — reichte mir das Buch.

Ich mußte laut lachen. Sie hatte eine Karikatur von mir gemacht, eine geniale. Zum Aufschreien ähnlich meine große Nase, mein großer Mund, mein dicker Schnurrbart. Bei längerem Betrachten dieses durchaus nicht geschmeichelten Ebenbildes fiel mir aber der widerwärtige Ausdruck auf, den sie mir gegeben hatte, und ich fragte: „Komm' ich Ihnen wirklich so boshaft vor, wie Sie mich da verewigt haben?"

Sie antwortete ausweichend: „Daß Sie sehr bös werden könnten, das, ja, das glaub ich."

„Also doch nicht boshaft, nur bös, und bin's noch nicht, sollt's erst werden."

„Es bleibt nicht aus, alle Menschen sind bös, wenigstens gegen mich," sagte sie in dem unbefangenen und kühlen Ton, in dem man eine im Grund gleichgültige Tatsache bestätigt.

Ich fand das kindisch, und sie fragte:

„Warum denn kindisch? Wenn ich Ihnen sage, es ist nie jemand durch lange Zeit gut gegen mich gewesen, können Sie mir das Gegenteil beweisen?"

„Gewiß nicht; mir ist auch das Unbegreifliche wahr, sobald Sie es behaupten," erwiderte ich.

Und sie — ja, so ausführlich, wie ich da angefangen habe,

kann ich nicht fortfahren. Wenn ich mich noch so sehr bemühen würde, mir jede Einzelheit unseres Gesprächs zurückzurufen, es wäre vergeblich. Tot, tot. Auch Erinnerungen sterben, gottlob!

Nur einige Worte der — am Ende meines Lebens stehend, sage ich: — armen Edith und die Art, in der sie geäußert wurden, und die mich bezauberte, sind mir unvergeßlich geblieben.

Sie war nie geliebt worden, sie stand allein mitten unter den Ihren, und es konnte nicht anders sein, ihr „unglücklicher Charakter" verschloß ihr die Herzen auch der „besten und liebreichsten Menschen". Ich natürlich wünschte zu wissen, wie der „unglückliche Charakter" sich betätige. Da erhob sie den Kopf und richtete ihre Augen auf mich. Um ihren rosigen Kindermund spielte ein um Verzeihung bittendes Lächeln.

„Nun", sagte sie, „durch Verleumdung zum Beispiel, durch eine mit dem Bleistift verübte Verleumdung."

Ich hatte Mühe, nicht aufzuspringen, nicht ihre Hände zu fassen, nicht zu sprechen: „Böses Kind, werden Sie meine liebe Frau. Ich nehm's auf mit Ihrem unglücklichen Charakter."

Aber ich beherrschte mich, setzte das Verhör fort und kam zur Überzeugung, daß ich ein Opfer der Familie vor mir habe, eines der vielen jungen Wesen, deren Seelenregister, nach einem andern Grundton gestimmt, als der ihrer Umgebung, die Dissonanz verursachen im Kreis der Angehörigen.

Eine Frage stellte ich noch, es sollte die letzte sein: „Sie sind also nicht geliebt worden; haben Sie auch nie geliebt?"

Ohne Zögern, mit immer gleicher Einfachheit, antwortete sie: Doch, sie hätte sich's wenigstens eingebildet. Sie war damals siebzehn Jahre alt, er vierundzwanzig. Sie wußte heute noch nicht, was ihr mehr gefallen hatte an ihm, das Gute oder das Böse: sein Leichtsinn, seine Verschwendungssucht, sein tollkühnes Spielen mit der Gefahr. Sie hatten einander nur in Gesellschaft getroffen und dennoch — wie leicht verständigen sich zwei junge

Narren! — Schwüre ewiger Liebe getauscht. Er nannte sie Julia, und sie nannte ihn Romeo — ihre Eltern nannten ihn einen Abenteurer. Mit ihrer Einwilligung hätte sie seine Frau nicht werden können, so forderte er ihr das Versprechen ab, mit ihm zu entfliehen. Sie gab es; sie gab ihm auch den einzigen Schmuckgegenstand, den sie besaß, einen kleinen Ring, einen schmalen Reifen mit einem Rubin.

Kurz vor dem zur Entführung bestimmten Tage beging Romeo eine Unbesonnenheit, das heißt etwas, das dafür gelten sollte. Er schrieb einen Brief an Julia, den sie nie gelesen hat, der in die Hände der Mutter kam. Selbstverständlich bei den klösterlichen Einrichtungen im C.'schen Hause.

Edith wurde durch einige Zeit mit besonderer Kälte behandelt und erfuhr erst nach langem Ringen und Bangen in den Qualen der Ungewißheit, daß ihre Eltern den unvorsichtigen Briefschreiber zu einer Besprechung eingeladen und ihn bewogen hatten, vom Schauplatz zurückzutreten, sehr weit, bis nach Canada. Der Ring war dageblieben und ein kostbares Ding geworden. Nur um hohen Preis hatte der Liebende sich von ihm getrennt. Die Summe, die Romeo dafür forderte, betrug ungefähr so viel wie seine Schulden.

Eine klägliche Liebesgeschichte, die einen entsetzlichen Eindruck auf ein siebzehnjähriges Herz gemacht haben mußte.

So schwer hat das Leben schon an dir gesündigt, du armes Kind. Das Herz wollte mir übergehen, das entscheidende Wort drängte sich auf meine Lippen.

Edith machte eine flehend abwehrende Gebärde, faltete die Hände auf ihrem Schoß und lehnte den Kopf zurück. Ein seltsamer Blick aus ihren halb geschlossenen Augen, hilflos, trostlos, streifte mich.

Im Nebenzimmer wurden Schritte und Stimmen laut.

„Die Eltern kommen. Wollen Sie ihnen eine große Freude machen?" sprach Edith, „werben Sie um Maud."

Ich machte ihnen diese Freude nicht, ich übergab Frau von C. den Brief meiner Mutter, und die Antwort darauf lautete: „Ich werde die Ehre haben, morgen, mittags um zwölf Uhr, der Frau Gräfin meine Töchter vorzustellen."

Am nächsten Morgen ging ich wie gewöhnlich an mein Tagewerk. Ich hatte auf einem ziemlich entlegenen Hofe zu tun. Anfangs war ich ruhig und voll Zuversicht. Als die Stunde herankam, in der Edith die Schwelle meines Hauses überschreiten und zum ersten Mal vor meine Mutter treten sollte, wurde ich von einer unbeschreiblichen Unruhe erfaßt. Es klopfte und hämmerte in allen meinen Adern, ich sprach und wußte nicht, was, und gab einen verkehrten Befehl nach dem andern. Die Leute sahen mich ängstlich und verwundert an. Ich hielt's nicht mehr aus, ich ließ mein Pferd vorführen und jagte heim.

Eine furchtbare Hitze herrschte an dem Tag, die Sonne brannte herunter, als ob sie alles in Flammen setzen wollte.

Schweißbedeckt, wie ich war, gestiefelt und gespornt trat ich ins Zimmer meiner Mutter. Sie lag auf ihrem Ruhebett, leichenblaß und erschöpft, ein Bild des Leidens. So hatte ich sie nie gesehen, so mußte ich sie überraschen. Vor mir überwand sie sich, ihr edles, geliebtes Gesicht zeigte sich mir nie anders als beseelt vom Ausdruck sanfter Heiterkeit. In diesem Augenblick aber waren ihre Schmerzen stärker gewesen als sie.

Als sie mich erblickte, machte sie einen verunglückten Versuch, sich aufzurichten, fiel in ihre Kissen zurück und streckte mir stumm die Hand entgegen.

„Der Besuch hat dich ermüdet", sagte ich. „Sind sie zu lange geblieben?"

„Ganz kurz."

„Nun, Mutter, wie findest du Fräulein Edith?"

Sie sah mich bestürzt an, als hätte sie ein böses Gewissen.

„Mutter, wie findest du sie?"

„Unheimlich. Lieber Franz, nur die nicht!"

Das war der erste Eindruck.

Meine Mutter wäre aber nicht die hochherzige und gerechte Frau gewesen, die sie war, wenn sie sich seiner Macht unterworfen hätte. Sie hat ehrlich getrachtet, ihrer Herr zu werden, und oft wiederholt, daß es ihr unmöglich wäre, den Grund des Widerstrebens zu nennen, das ihr Edith bei der ersten Begegnung eingeflößt hatte. Später scherzte sie selbst darüber: „Wer weiß, vielleicht war's Eifersucht auf meinen Einzigen, vielleicht auch regte sich beim Anblick seiner Erkorenen die berüchtigte Schwiegermutter in mir."

Edith verstand allmählich ihre ganze Liebe zu gewinnen. Um so sicherer, als sie sich weniger darum bewarb, immer den letzten Platz einnahm, immer zurücktrat hinter ihren Schwestern. Sie tat das unauffällig, scheinbar absichtslos, als ob es das Natürliche wäre und nicht anders sein könnte. Ich hatte noch kein Liebeswort mit ihr getauscht, sie nicht wieder allein gesprochen seit unserem Zusammentreffen im Atelier und war doch im stillen ihrer Zuneigung gewiß.

Nicht ängstlich, selig war mir zumute, als ich eines schönen Tages um sie werben ging bei ihren Eltern. Ich wurde ins Schreibzimmer C.'s geführt und fand dort das Ehepaar. Sie hielt eine Arbeit, er ein Buch in der Hand, aus dem er ihr vorlas. Vorlesen war auch eine seiner Liebhabereien, und eine der ihren war Zuhören.

Die beiden Leute boten ein friedliches Bild, und ich meinte einen Blick in die Zukunft zu tun, und dachte mir: Ein Menschenalter, und wir sitzen ebenso still vergnügt und glücklich beieinander, Edith und ich.

Bevor ich ein Wort sagte, wußten sie natürlich schon, was mich zu ihnen führte.

Frau von C. senkte den Kopf. Ihr Profil war mir zugewandt;

ich sah, daß ihr feiner Nasenflügel bebte, und daß sich über ihre Wange ein heller Streifen zog. Blonde, hochgefärbte Menschen erbleichen so. C. hielt sich gerade wie gewöhnlich und hatte die Arme auf die Seitenlehnen seines Sessels gestützt. Die Finger seiner herabhängenden Hände, die sich aus seinem schneeweißen Anzug braun wie die eines Indiers herausstreckten, zuckten; auf seinem treuherzigen, glatt rasierten Gesicht dunkelte ein Schatten von Verlegenheit.

Als ich ausgeredet hatte, was bald der Fall war, trat tiefes, unangenehmes Schweigen ein.

Dann sagte C.: „Sie sind uns ein sehr willkommener Schwiegersohn."

„Sehr willkommen", bestätigte seine Frau, und ihre noch schlanke und imposante Gestalt emporrichtend, setzte sie hinzu: „Was Edith betrifft, ihres Jawortes können Sie gewiß sein." Das bestätigte wieder er, und das ging so fort. Sie sprachen abwechselnd, und was sie sagten, entsprang einer und derselben Überzeugung. Sie hatten zusammen nur eine Seele, einen Verstand, ein Urteil. Solche Eltern sind schlechte Erzieher; statt der vier Augen, die sie brauchen, haben sie nur zwei.

Als die Ehrenmenschen, die sie waren, teilten sie mir das große Ereignis im Leben Ediths, die geplante Flucht, mit, und daß sie sich darüber nie würden trösten können. Sie legten das beschämendste Geständnis ab, das Eltern tun können: „Wir haben nicht gewußt, das Vertrauen dieser Tochter zu gewinnen. (Traurig für euch, dachte ich, mir ward es geschenkt.) Sie ist eben anders als ihre Schwestern, die durch einen Wink zu leiten waren. Bei ihr hieß es biegen oder brechen. Das Kind verschlossen oder eigenwillig, wir streng bis zur Härte ihr gegenüber, weil wir das als unsere Pflicht ansahen. So hat sich allmählich eine Eiswand zwischen uns aufgerichtet. Edith liebt uns nicht, aber wir glauben, nein, wir sind überzeugt und danken Gott dafür, sie liebt Sie, ihr selbst unbewußt verrät sie's, und einmal

ist es uns gegönnt, ihr ins Herz zu blicken. Das erste Wunder, das die Liebe an ihr tut. Wer weiß, vielleicht nicht das letzte, vielleicht gewinnen wir an Edith eine Tochter, indem wir sie Ihnen zur Frau geben."

Sie wurde gerufen. Ein Blick auf ihre Eltern, auf mich, und sie blieb neben der Tür stehen, sie suchte mit beiden Händen eine Stütze an der Wand.

Ich war mir während der Unterredung mit Herrn und Frau von C. wie eingefroren vorgekommen. Als ich Edith so bewegt dastehen sah, übermannte mich mein Gefühl. Ich ging auf sie zu, ich wollte reden, ich konnte nicht; ich öffnete die Arme, und sie stürzte hinein.

Sie sprach zuerst: „Ist's wahr? Ist's möglich, mich? nicht Maud, nicht Ethel — mich!"

Nun kamen Tage, deren ich mit Stolz und Wonne gedächte, wenn sie den Eingang bilden würden zu einem schönen Leben. Jetzt aber eile ich über die Erinnerung an das Glück hinweg, das wie ein Giftpilz rasch emporschoß und rasch verdorrte.

Ediths Eltern und meine Mutter sagten: „Ihr kennt euch kaum", und sie drangen darauf, daß unser Brautstand lange dauere. Mir konnte die Zeit des Hangens und Bangens nicht rasch genug verfliegen, ich wollte sie kurz haben und setzte meinen Willen durch. Wir heirateten, wir reisten, kehrten heim. Ein Kind, ein Mädchen, kam zur Welt und erhielt in der Taufe den Namen meiner Mutter, Eleonore.

An dem Verhältnis zwischen Edith und mir hatte ein Jahr der Ehe nichts verändert. Wonach Edith sich gesehnt, seitdem sie dachte, grenzenlose Liebe, einen Menschen, dessen Abgott sie war, der sie töricht verzog, sie besaß es nun. Mit aller Kraft ihres mächtigen Wesens hielt sie ihr Eigentum fest, wachte mit eifersüchtigem Geiz über jede Regung meines Herzens. Das Gesetz

der Gesetze lautete bei ihr: Du sollst mich, deine Frau lieben, mich allein. Freilich gab auch sie sich ganz, und sie war ein reiches Geschöpf. Ich bin nie wieder einem Weibe von so viel Geist und Verstand, von so unerschöpflicher Einbildungskraft begegnet. Dazu ihr großes Talent, das hingereicht hätte, zwanzig „ewig Strebenden" einen Lebensinhalt zu schaffen, und mit dem sie spielte, das sie verwüstete. Bat ich einmal: „Führe diese Skizze aus, sie gäbe ein hübsches Bild," da hieß es: „Willst du mich los sein? Soll ich tagelang an die Staffelei angenagelt bleiben?" Und wenn ich meinte: „Schade um dein Talent", war ihre Antwort: „Ich will kein Talent haben und ausbilden, als das, dich anzubeten."

Aus der Mappe verschwand die Skizze, die ich gelobt hatte, und ich fand an einem der nächsten Tage ein Stück von ihr neben meinem Papierkorb recht absichtlich hingelegt.

Noch vor meiner Verheiratung hatte sich meine Mutter auf ein kleines Gut, das ihr Eigentum war und unfern von Niedernbach lag, zurückziehen wollen. Ich gab es nicht zu. Sie mußte bei uns bleiben, das Schloß war groß genug, um zwei voneinander unabhängige Haushaltungen zu beherbergen. — „Wir werden uns vertragen," meinte ich und behielt recht. Wir vertrugen uns. Meiner Frau wurde kein Grund gegeben, das landläufige oder, mit einem andern Wort für dieselbe Sache, das ordinäre Vorurteil gegen die Schwiegermutter zu teilen. Die ihre hat auch nicht den Schatten eines Anspruchs an sie erhoben und die geringste, selbstverständliche Rücksicht immer dankbar und fast als Gnade empfunden. Seitdem sie sich in ihrer frommen Menschenunkenntnis einbildete, Edith kennen gelernt zu haben, hatte sie nur Lob und Liebe für ihre „Tochter".

Die Liebe fand keine Gegenliebe; das Lob zu erwidern, nahm Frau von C. auf sich. Sie sprach es oft mit feierlicher Überzeugung aus, wenn sie zu uns herüberkam aus den Zimmern meiner Mutter. Dabei blickte sie Edith fest und streng in die Augen und

pries sie glücklich, in der Nähe einer solchen Frau leben, sich erbauen zu dürfen an diesem Vorbild der heldenmütigen Geduld im Leiden, der Güte gegen die Menschen und der Ergebung in den Willen Gottes.

Diese herausfordernde Bewunderung hat böse Früchte getragen. Sie hat mitgeholfen, das traurige Wunder zu vollbringen, daß eine Frau, der selbst die Fernstehenden, die Stumpfsten, Verehrung und Liebe zollten, nicht vermochte, dem Wesen, das ihr nach mir das teuerste war, die kleinste herzliche Regung abzugewinnen. Sie suchte sich und mich darüber zu täuschen, sie behauptete, Edith gehöre zu den jungen Geschöpfen, die sich schämen, eine warme Empfindung zu zeigen: „Und das sind die Besten, die Stärksten," sagte sie. „Wie sie ist, so ist sie mir recht. Eine Schwiegertochter, die mich mit Aufmerksamkeiten verfolgt, würde mir lästig! Ich bliebe ewig in ihrer Schuld, ich alte, an mein Ruhebett gefesselte Maschine, und käm' aus den Gewissensqualen nicht heraus."

Ich aber dachte bei mir: Warte nur Mutter, deine Güte wird die Gleichgültigkeit Ediths besiegen, und dann wirst du sehen, wie wohl es tut, von einem Sohn und von einer Tochter geliebt zu werden.

In dieser Hoffnung wurde ich betrogen.

Ich kam eines Vormittags früher als gewöhnlich nach Hause. Wir hatten Ethel zu Tische. Als ich ins Speisezimmer trat, hörte ich unsern Gast im Salon nebenan lachen und zugleich schelten: „Pfui, Edith, das ist abscheulich." Darauf unterdrücktes Gewimmer und wieder Lachen und Schelten. Ich öffnete die Tür und sah Edith auf dem Kanapee ausgestreckt liegen. Sie hatte ihr Spitzentaschentuch wie eine Haube auf den Kopf gestülpt, das Gesicht in Falten gezogen und äffte das Gebaren meiner Mutter nach in einer ihrer schweren Leidensstunden.

Meine Fäuste ballten sich: „Bravo, Komödiantin!" rief ich aus, stürzte auf sie zu und faßte sie hart an beiden Schultern.

Die Todesangst, in die Ethel geriet, brachte mich zu mir. Sie war auf die Knie gestürzt und schrie: „Verzeih, verzeih ihr, es war nicht bös gemeint."

Edith hatte nicht gezuckt unter meiner grausamen Berührung: „Ich hasse deine Mutter", sagte sie langsam und ließ auf jedem Wort die Stimme ruhen und biß die blanken Zähne zusammen. „Ich hasse sie, weil du sie mehr liebst als mich. Ich hab's immer gefürchtet, jetzt weiß ich's."

Bis hierher bin ich neulich gekommen. Dann wollte ich überlesen, was ich aufgeschrieben habe. Aber das darf ich nicht, sonst lege ich die Feder weg. Sie ist in meiner Hand ein schwaches Werkzeug, und was sie schildert, bleibt gar zu weit hinter der Wirklichkeit zurück. Die Aufzeichnungen erwecken kaum einen schwachen Begriff von dem Wesen Ediths, von der Kraft ihrer Leidenschaft, von der Lieblichkeit ihrer Hingebung, von der Anmut, die ihr treu geblieben ist, durch Irrtum und Sünde bis in die Verworfenheit.

Arme Edith! Wer weiß, wenn meine Liebe zu ihr die Stärke der ihren zu mir gehabt hätte, ebenso ausschließend, rücksichtslos, unbedingt gewesen wäre, vielleicht würde ich sie doch gerettet haben, die arme Edith, — und dann auch die andere ...

Vielleicht — das ist ein Wort! Ich muß es streichen aus meinem Vokabularium. Ich darf nicht denken: vielleicht, sonst ist mir eins gewiß — der Wahnsinn.

Nach der Rückkehr von unserer Hochzeitsreise hatte ich meine landwirtschaftliche Tätigkeit wieder aufgenommen. Sechs Wochen nach der Geburt des Kindes war Edith schon an meiner Seite gewesen: „Nimm mich mit und kümmere dich nicht um mich, ich werde dir nie lästig werden." Sie hielt Wort, sie wurde mir nie lästig, im Gegenteil, sie machte sich nützlich durch ihr Interesse an der Sache, ihren scharfen Blick, ihr richtiges Urteil über die

Menschen. Wir ritten oder fuhren zusammen aus und kamen zusammen nach Hause. Ihr war kein Weg zu weit, keine Beschäftigung zu gering, wenn sie nur bei mir sein konnte.

Mit dem Kinde gab sie sich wenig ab. Ich machte ihr Vorwürfe darüber; es war am selben Tag, an dem sie meine Mutter verspottet hatte. „Wenn es dir ähnlich sehe, würde ich's lieben. Aber das bin ja ich, das ist noch einmal die unglückselige Edith", erwiderte sie. „Aus der Art geschlagen, sagten die Eltern. Unfähig, das Ehrwürdige zu verehren, sagst du!"

Weinend, außer sich stürzte sie in meine Arme. „Lehr' mich's, lehr' mich gut sein, hab' grenzenloses Erbarmen! Hab' mehr Liebe zu mir als Abscheu vor meinen Fehlern."

Der Winter kam; C.s reisten mit Ethel nach dem Süden und ließen Maud, die meiner Mutter eine wahrhaft kindliche Zuneigung entgegentrug, bei ihr zurück. Edith und ich sollte den Fasching in Wien zubringen, und täglich mahnte meine Mutter: „Geht, Kinder, geht. Eure kleine Lore bleibt in guter Hut. Ihr habt auch etwas Zerstreuung wohl verdient, genießt sie." Maud stimmte bei, Edith verhielt sich passiv.

Ich weiß nun schon lange, meine Mutter wollte mich fort haben, ich sollte nicht Zeuge sein ihres letzten Martyriums, dem sie sich nahe fühlte, und gerade um diese Zeit schien sie mir auffallend wohler, und meine Zuversicht wurde durch die des Arztes erhöht.

Wir nahmen Abschied — wir. Ich ging nie mehr allein zu ihr hinüber, um nicht mit der Frage empfangen zu werden: „Wo ist Edith?" Sie gab sich Rechenschaft von der Eifersucht, die sie erregte, so sehr Edith auch bestrebt war, sie vor ihr zu verbergen. Meine Mutter sah alles in zu schönem Licht, und was sie in schönem Licht durchaus nicht sehen konnte, dafür fand sie eine Entschuldigung; aber — sie sah.

Sie hatte Toilette gemacht zu diesem unvergeßlichen Abschied. Man hätte sie für gesund halten können an dem Vor-

mittag; auf ihren Wangen schimmerte ein Anflug von Farbe, ihre Augen glänzten. Wie ein lichter Engel stand Maud neben ihrem Ruhebett. Sie ist gut versorgt, dachte ich, und dennoch überfiel mich's: du solltest nicht fort von ihr. Aber ich verscheuchte die weichmütige Empfindung, scherzte über die elegante Haube meiner Mutter und über das Spitzenkleid, in das sie sich geworfen hatte, und sie scherzte mit:

„Ich habe auch meine Eitelkeit, ich will euch in angenehmer Erinnerung bleiben."

Sie küßte Edith und dann mich auf die Stirn; gar gerecht teilte sie die Zeichen ihrer Zärtlichkeit zwischen uns.

Edith wandte sich. Ich aber schloß meine geliebte Mutter noch einmal an mein Herz und preßte meine Lippen auf ihren viel zu früh weiß gewordenen Scheitel und fühlte das Beben ihrer armen wunden Brust an der meinen. „Du leidest, Mutter", sagte ich. Sie schüttelte den Kopf, sie lächelte.

„Sei ganz ruhig, ich verspreche dir, wenn es gegen allen Anschein Ernst werden sollte, rufe ich dich."

Wir stürzten uns kopfüber in die Weltfreuden. Es ging, wie's immer geht beim Auftauchen einer neuen, die Aufmerksamkeit erregenden Erscheinung. Das Cliquenunwesen, das jetzt in der Wiener Gesellschaft herrscht, begann schon damals sich auszubilden. Viele kleine, streng abgeschlossene Kreise in dem großen Kreis mit den verschwimmenden Konturen. Es gibt keine bestimmbaren Grenzen zwischen denen, die zur Gesellschaft gehören, und denen, die sich zu ihr zählen und von außerhalb Stehenden zu ihr gezählt werden. Aus den kleinen Kreisen gucken sie hinüber, herüber, mißtrauen, lästern, ziehen sich zurück in ihren Bau, aber mit einer Beute, irgend einem Klatsch, irgend einer lächerlichen Empfindung. Sie rollt, vergrößert sich, wird durch die Leichtgläubigkeit erhärtet, eine steinerne Legende, an der sich kein Jota ändern läßt.

Von Edith wußte man schon nach den ersten Tagen, daß sie eine Kreolin, die einzige Tochter eines unermeßlich reichen Pflanzers auf Barbados war. Ihr grausamer Vater hatte sie gezwungen, zuzusehen, wenn er unbotmäßige Sklaven totpeitschen ließ. In ihrer Heimat nannte man sie die Perle der Antillen.

Diesen Unsinn, der mich ärgerte, fand Edith ergötzlich. „Jetzt brauch ich mich nicht erst interessant zu machen, ich bin's", meinte sie. Die scharfen, eindringenden Pfeile ihres Spottes schwirrten, die Witzworte, die sie sagte, bekamen Flügel, die Karikaturen, die sie zeichnete, hatten einen ganz außerordentlichen Erfolg. Man buhlte um die Ehre, in der Sammlung Edith zu figurieren. Was die Stellung einer jeden andern untergraben hätte, befestigte die ihre. Das alles schmeichelte mir und verdroß mich zugleich. „Dir ist nichts heilig", sprach ich einmal zu ihr, und sie zuckte die Achseln. „Weil ich nichts Heiliges finden kann auf dieser unheiligen Erde." Empört fuhr ich auf: „Edith!" Da schmiegte sie sich schon an mich, demütig und flehend, die Vielgefeierte. „Verzeih deinem armen, albernen Kinde, glaub ihm nicht. Unsere Liebe ist mir heilig."

Die Gesellschaftsmenschen nannte sie dumme Awaren, die sich hinter ihre Ringwälle verkriechen und von dort aus die Welt beurteilen. Aber einen Ringwall nach dem andern zu erobern, im Triumph in jeden einzuziehen, das unternahm sie, und das gelang ihr. Es konnte nicht anders sein. Nie hat jemand, den zu gewinnen sie sich bemühte, ihr widerstanden. Sie bezauberte die Männer und gewann die Frauen. Ich habe die Zähesten, die Unüberwindlichsten, die Vorurteilsvollsten klein beigeben gesehen, wenn sie sich herbeiließ zum Kampf mit ihnen. Ihr Verstand besaß im höchsten Grad, was man beim Auge das Akkommodationsvermögen nennt. Sie stellte jeden in die rechte Sehweite und sich neben ihn in seinen Gesichtskreis und war gescheit mit den Klugen, ernst mit den Ernsten, frivol mit den Oberflächlichen.

Bald gab es kein Fest ohne sie, und sie gehörte zu den gefeiertsten Frauen in der „großen Welt". Wenn wir vom Schauplatz eines ihrer Siege nach Hause fuhren, legte sie die Arme um meinen Hals und den Kopf auf meine Schulter und fragte: „Hast du mich wieder recht lieb, weil ich den andern so gut gefalle?" Jede Huldigung, die ihr dargebracht wurde, heimste sie ein mit Entzücken, um sich ihrer vor mir rühmen zu können.

Den letzten Ball im Fasching wollten wir noch mitmachen vor unserer Rückkehr nach Niedernbach, und auf dieses glänzende Abschiedsfest hatte Edith sich besonders gefreut und genoß es mit vollkommener Unbefangenheit.

Am nächsten Morgen, sehr früh, weckte sie mich, stand in Reisekleidern vor meinem Bette. „Wir müssen nach Niedernbach, Lieber, mit dem ersten Zug. Es ist ein Telegramm von Maud gekommen, deine Mutter ist etwas weniger wohl."

Ich sprang auf, verlangte das Telegramm. Es war verlegt worden; vielleicht war es in den kleinen Koffer geraten, den Edith und die Kammerfrau in aller Eile gepackt hatten. Niemand nahm sich Zeit es zu suchen, nur rasch in die Kleider; das Frühstück wartete, der Wagen war bestellt. Meine Frau hatte schon für alles gesorgt.

Eine furchtbare Reise trotz aller Mühe, die Edith sich gab, mich zu beruhigen. Eine entsetzliche Ankunft. Vor dem Tor trat Maud uns entgegen. Auf ihrem Gesicht las ich: du kommst zu spät.

Edith sprang aus dem Wagen auf ihre Schwester zu und flüsterte ihr hastig etwas ins Ohr. Maud horchte, ihre Augen wurden starr, sie wich vor Edith zurück, unwillkürlich, mit Abscheu. Sie konnte nicht lügen, sie konnte nicht, die Fähigkeit fehlte ihr. Ich erfuhr alles auf einmal. Meine Mutter war vor einer Stunde gestorben, sie hatte sich in ihren letzten Augenblicken vergeblich nach mir gesehnt. Ich war zu spät gekommen, weil Edith, um den Ball nicht zu versäumen, das Telegramm, das mich nach Hause berief, unterschlagen hatte.

An diesem Verrat starb meine Liebe. Aber — ein Geständnis, schwer abzulegen — die Leidenschaft überlebte den Haß und die Liebe. Der herbe Zusatz, den meine Selbstvorwürfe ihr gaben, vertiefte sie nur, sie wurde so recht eine erniedrigende Wonne, eine selige Bitternis, um so mächtiger, je elender sie macht, denn sie nährt sich von unsrer besten Kraft. Sie ist der aus Nektar und Wermut gemischte Trank, nach dem ewig lechzen wird, der ihn einmal gekostet hat. Er allein löscht den Durst des Erdgeborenen nach Lust und Leid zugleich.

Was heiße Reue — das heißt, nein, dieses Wort muß ich zurücknehmen, eigentlicher Reue war Edith unfähig; sie rühmte sich dessen sogar — was heiße Liebe tun kann, um einen Frevel zu sühnen, das hat Edith damals getan. Ich hätte ihr verzeihen oder sie von mir stoßen sollen, fand aber weder zum einen noch zum andern die Kraft. Es war ein gräßliches Wirrsal in mir. In einem Atem verurteilte und entschuldigte ich seine Urheberin. Ich sprach nicht die Verdammnis über sie wie ein Richter, ich fluchte ihr, wie man einen Spießgesellen flucht.

An der Leiche meiner Mutter war mein Gewissen erwacht. Ich lernte alle seine Qualen kennen. Die stummen Lippen der Toten hatten gesprochen: „Schlechter Sohn!"

Wie war's möglich gewesen? Ich begriff's nicht mehr, daß ich mich hatte täuschen lassen durch ihren frommen Betrug, irreführen durch ihre großmütige Verstellung; daß ich nicht erraten hatte, was sie mir verschwieg, den unaufhaltsamen Fortschritt der Krankheit, die an ihr zehrte, daß ich nicht geeizt hatte mit jeder Minute ihres entschwindenden Lebens. Und sie — die letzten Worte, den letzten Wunsch, alles, was sie aufgespart für den Augenblick, in dem es „Ernst werden sollte", hatte sie nicht aussprechen, mich nicht mehr segnen können.

Sie war so schwer hinüber gegangen, hörte ich. Die Sehnsucht nach mir in ihrem mütterlichen Herzen verlängerte den Todeskampf, ließ sie nicht friedlich hinübergehen.

Von der Zeit an habe ich eine reine Freude nicht mehr gekannt, ich war unheilbar verwundet.

Ob der Grund meines veränderten Benehmens gegen Edith ihren Eltern ein Geheimnis blieb, weiß ich nicht. Sie haben darüber nie Rechenschaft von mir verlangt, mir nicht die geringste Unzufriedenheit gezeigt. Im Gegenteil, sie waren rücksichtsvoller und aufmerksamer denn je für mich, kälter denn je gegen ihre Tochter. Auch an ihren Schwestern fand Edith keine Stütze. Maud, so vortrefflich, so pflichttreu, so liebevoll, wenn sie verehrte, war doch nicht ohne die gewisse Härte, die von großer Frömmigkeit unzertrennlich scheint. Diese Härte bekam Edith jetzt zu fühlen. Die kleine Ethel, die vor der unberechenbaren Schwester immer eine instinktive Scheu gehabt hatte, zog sich ganz und gar von ihr zurück, nahm keine Einladung mehr an. Umsonst forderte Edith sie auf, bat (und wie inständig!) umsonst: Komm zu uns. Bleib bei uns."

Dagegen empörte ich mich. An mir hatte Edith sich versündigt, mir, nicht den andern kam's zu, sie zu strafen. Einmal stellt' ich meine Schwägerin Ethel zur Rede: „Was hat Edith dir getan?" — Nun, ihr nichts, aber was mußte sie mir getan haben, daß ich so bös mit ihr sein konnte?

Sie war nur das Echo ihres Vaterhauses, und ich fand die Parteinahme, die mir dort zuteil wurde, sehr unberufen und sehr beschämend für mich.

Das absolute Alleinstehen Ediths erweckte am Ende doch wieder mein Mitleid, und wieder schlichen sich in mein Herz noch andere Empfindungen als die leidenschaftlicher Mißachtung oder leidenschaftlicher Hingerissenheit. Ich konnte nicht ausrufen: „Du irrst", wenn sie sagte: „Hätten wir deine Mutter am Leben gefunden, mein Unrecht wäre das selbe geblieben, aber wie anders würdest du's beurteilt haben!"

Es ergriff mich, wenn ich meine Schwäche verwünschte nach

einer Rückkehr zu ihr und sie dann sprach: „Sei ruhig, ich fühle deine Liebloſigkeit nie demütigender als jetzt in deinen Armen."

Es rührte mich, wenn sie meine rauheſte Abweiſung mit der Bitte beantwortete: „Mißhandle mich, je ärger, je beſſer. Um ſo früher tilgſt du meine Schuld gegen dich und wirſt endlich in der meinen ſtehen. Dann ſollſt du erfahren, wie die Liebe und was ſie verzeiht. Alles, alles! Es gibt nichts im Bereich des Denkbaren, das ich dir nicht verzeihen würde."

So brachte ſie mich langſam wieder in ihren Bann, aber wo blieb das Glück? An eine ſtille, gleichmäßige Exiſtenz in wohlgeordneter Häuslichkeit war an der Seite Ediths nicht zu denken; ein Haus führen iſt eine Mühewaltung, und davor graute ihr. Ihr graute auch vor dem Leſen eines ernſten Buches, und unrettbar lächerlich machte ſich in ihren Augen, wer mit ihr ein Geſpräch führen wollte, das nicht ausſchließend vom Nächſten, ſeinen Schwächen und Fehlern handelte. Wenn es *etwas* gab, das ihr Intereſſe und ſogar ihre Bewunderung erregte, ſo war's ein ſchönes Bild, und wenn es *Menſchen* gab, die wenigſtens ein Zeitlang von ihren Spöttereien und Läſterungen verſchont wurden, ſo waren es Künſtler. Aber Pietät flößte ihr ſelbſt der größte nicht ein. Dieſe Empfindung iſt ihr fremd geblieben bis ins Grab. Sie hatte zu ſcharfe Augen für alle menſchlichen Fehler, ihre eigenen nicht ausgenommen. Ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie zwei große Vorzüge beſaß; ſie war nicht eitel, und ſie kannte ſich ſelbſt. Die Stunden der Einkehr kamen ſelten und hinterließen keinen bleibenden Eindruck; kamen ſie aber, dann waren ſie furchtbar.

Später noch, in Tagen, in denen ich ihr noch viel ſchwerere Schuld zu verzeihen hatte, meint' ich, ſie müſſe Erlöſung finden können in der Kunſt und in der Religion. Sie wollte davon nichts wiſſen. „Das lebendige Leben intereſſiert mich, nicht das gemalte", ſagte ſie; „und beten? Lieber nicht. Mein Gebet wird immer zur Anklage. Warum hat der Ewige ein verpfuſchtes

Werk, wie ich bin, nicht zurückgeschleudert in das Nichts, da er es geschaffen hatte und sah, daß es nicht gut war."

Mit der kleinen Lore, die leidenschaftlich an ihr hing, beschäftigte sie sich wenig. Sie hatte kein rechtes Herz für das Kind. „Weil es dir nicht ähnlich sieht", sagte sie zu ihrer Entschuldigung, „sondern mein Ebenbild ist. Sieh nur, Lieber, die Gestalt, die Kopfform, die Augen: die meinen! Ihr Sprechen, ihr Lachen: das meine! Es ist schrecklich. Ich bin hineingeschneit gekommen in die Familie, wer weiß wie? Ich sehe keinen der unsern gleich, erinnere an keinen. Dieses Kind ist Fleisch von meinem Fleisch und Geist von meinem Geist. Es ist noch einmal ich, doppelt ich und wird doppelt unselig sein."

Sie verfiel in wahnsinniges Schluchzen. Ich ging aus dem Zimmer, ich wollte nicht weich werden.

Eine Viertelstunde später saß Edith am Klavier, spielte einen Walzer und lachte, lachte schallend über die Kleine, die zu tanzen versuchte und alle Augenblicke über ihre eigenen, ungelenken Füßchen stolperte und hinfiel. Endlich hatte sie genug und blieb auf dem Boden sitzen, ganz artig und erschöpft. Edith ließ sie hart an. Sogleich brach das Kind in Schreien aus, strampelte und plärrte und entwickelte so viel Zorn und Bosheit, als einem dreijährigen Ding nur irgend möglich ist. Seine Mutter betrachtete es eine Weile höchlich ergötzt, sprang plötzlich auf, hob's in ihre Arme, überflutete es mit Zärtlichkeiten und drehte sich mit ihm und tanzte und sang dabei ihrem wilden, schönen Kinde ein wildes, schönes Zigeunerlied vor. Jede ihrer Bewegungen, jede ihrer Gebärden paßte zu der Musik, war — wenn man so sagen darf — stumme Musik. Sie sah wohl, daß ich dastand und sie beobachtete, tat aber nichts dergleichen. Und das Kind, belohnt für seine Unart, war entzückt und jauchzte laut.

So erzog sie's.

Mein Haus hatte keine Herrin, mein Kind hatte keine Mutter, ich hatte keine Lebensgefährtin, ich hatte — eine schöne Geliebte.

Meine landwirtschaftliche Tätigkeit erweiterte sich von Jahr zu Jahr. Ein gemeinnütziges Unternehmen, das ich ins Leben gerufen hatte, gedieh viel schneller und nahm größeren Umfang an, als ich im Beginne mir hätte träumen lassen. Die leidige Politik erhob auch Anspruch auf einen Teil meiner Zeit; so hatt' ich Beschäftigung in Hülle und Fülle. Sie zog mich ab von meiner unfruchtbaren Reue, von der Pein meines inneren Zwiespalts.

Edith war nun oft allein. Sie klagte darüber; ich gab ihr zur Antwort: „Du hast dein Haus, dein Kind, deine sträflich vernachlässigte Kunst, du hast die Nachbarschaft deiner Eltern, nütz all den Reichtum aus."

Wieder muß ich ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie hat sich bemüht, meine Ratschläge zu befolgen.

Über meinem Schreibtisch hängt ein Bild — ich hab's von da nie verbannen wollen —, das stammt aus dieser Zeit und bittet für die arme Edith. Es ist ein Aquarell, mit außerordentlicher Kraft und Leichtigkeit hingeworfen, nicht ausgeführt. Einsam steht ein junges Weib am Rande einer Klippenwand. Tiefer Schatten um sie her, die Nacht bricht an. Aus dem Dunkel leuchtet, von durchsichtigen Schleiern umwallt, der blühende Leib. Hoch am Himmel sind die Umrisse einer dem Wolkendunst entrückten Lichtgestalt angedeutet. Zu der hebt das Weib den Kopf empor, der streckt sie hilferufend die Arme entgegen. Verzweiflungsvolle Sehnsucht glüht und schmachtet in ihren Augen, spannt jede Fiber ihres Körpers. Es ringt vergeblich. Geister der Tiefe haben ihn in Ketten geschlagen. Gestalten, schön und ungeheuerlich, aus einer selbstquälerischen, einer erfindungsreichen Phantasie geboren, kriechen, stürzen herbei. Sie zerren an den Fesseln und werden ihr Opfer in den Abgrund reißen. Hilfe! möchte man mit der Unglückseligen rufen.

Aber die Lichtgestalt bleibt abgewendet.

Ein Jahr nach dem Tode meiner Mutter wurde die Verlobung der kleinen Ethel gefeiert. Ein, wie's in Romanen und Novellen heißt, „schmucker Reiteroffizier" hatte ihr Herz und, was viel entscheidender war, die Sympathie ihrer Eltern gewonnen. Die Ehrlichkeit, mit der er ihnen eingestand, daß er sich um die Kleine nicht beworben hätte, wenn sie arm wäre, so sehr sie es ihm auch angetan, gefiel ihnen. Er trug einen großen Namen und hatte von einem kürzlich verstorbenen Verwandten die schwer belasteten Familiengüter geerbt. Nun hieß es (immer die alte Geschichte!) entweder heiraten und den Dienst verlassen oder ledig bleiben und weiter dienen. Zu dem letzteren erklärte er sich entschlossen, wenn er die kleine Ethel nicht zur Frau bekäme.

Meine Schwiegereltern legten die Angelegenheit in meine Hand, und ich brachte sie zu gutem Ende. Es war ebenso leicht, über die Verhältnisse meines zukünftigen Schwagers ins reine zu kommen, wie über ihn selbst. Man brauchte keinen besonderen Scharfblick, um zu erkennen, daß in dem gutmütigen Lebemann, der sein Geld hinauswarf, so lange er wenig hatte, ein solider Hausvater und Sparmeister schlummerte.

Die Eltern gaben denn ihren, im Sinne des Wortes, reichen Segen, und Ethel, die Tag und Nacht geweint hatte wie ein Fontänchen, während die Unterhandlungen mit ihrem Karl oder vielmehr mit seinen Gläubigern noch in der Schwebe waren, glänzte jetzt vor Glück an seiner Seite wie eine kleine Sonne.

Das Regiment Karls stationierte in der Nähe; er führte im Hause C. seine Kameraden ein, von denen er bald Abschied nehmen sollte, was ihm und ihnen schwer wurde. Bisher hatte es von Malern gewimmelt, jetzt wimmelte es von Malern und von Offizieren. Sie vertrugen sich vortrefflich miteinander. Schöne Pferde wurden vorgeritten und in allen Gangarten skizziert, gezeichnet und gemalt. Eine Hälfte des Tages gehörte

der Kunstbegeisterung und der „Arbeit" (sie nannten das so), die andre der Erholung bei Tisch, im Park oder im Tanzsaal. Es ging heiter her, und der Heiterste der Gesellschaft war mein Schwiegervater.

Eines seiner Bilder, ein spannlanger Landsknecht, hatte auf irgend einer Ausstellung irgend einen Preis bekommen. All sein Ehe- und übriges Glück in Ehren; aber der Augenblick, der die Nachricht der Erfüllung eines jahrelang still gehegten Wunsches brachte, war doch der schönste seines Lebens. Er kam vielen zugute. Daß ihm das Herz manchmal schwer war, dafür sorgte Edith, bewußt und unbewußt. Dann hieß es bei ihm: Wenn ich keine Freude habe, sollen doch die andern Freude haben, und er gab und half, wo er konnte. — War ihm aber eine Freude zuteil geworden, dann sollten die andern doppelt Freude haben, und seine Großmut überstieg die kühnsten Zumutungen, die man an sie gestellt hatte.

Die Meistgefeierte bei den Unterhaltungen und Festlichkeiten im Elternhause blieb immer Edith. Es war einmal so. Ob sie's darauf abgesehen hatte oder nicht, sie herrschte, wo sie erschien, und verdrehte den Leuten die Köpfe. Die leichten Siege über junge Künstler- und Soldatenherzen schmeichelten ihr nicht. Sie hatte etwas ganz anderes im Sinn als spielende Eroberungen, wenn sie sich herbeiließ, liebenswürdig zu sein mit diesen (ihr Ausdruck) armen Teufeln. Sie wollte mich eifersüchtig machen. Ich merkte die Absicht und wurde nicht verstimmt.

Daß sie selbst von Eifersucht gepeinigt wurde, suchte sie zu verbergen; aber Verstellung war ihre Sache nicht. Einmal eingestanden, wuchs die kläglichste aller Leidenschaften bis an die Grenze des Wahnsinns. „Du liebst mich nicht mehr, wen liebst du?" mit der Frage peinigte sie mich. Sie war eifersüchtig auf ein Buch, das ich las, auf jedes kleine Andenken an meine Mutter, auf eine unsichtbare Geliebte, die ich, sie wußte

nur nicht, wo? vor ihr verbarg. Sie war eifersüchtig auf Maud, die ich nur zu oft bitten mußte, sich des vernachlässigten Kindes anzunehmen, das der Willkür der Dienerschaft überantwortet blieb.

Eines Abends trat Edith plötzlich bei mir ein und fand mich schreibend. Sie war wie im Fieber, durchstöberte meine Mappe, riß die schon geschlossenen Briefe aus den Kuverts: „An wen adressierst du deine Liebesepisteln, wer vermittelt sie? Ich will's wissen — ich hab das Recht."

Ihre Aufregung erschreckte mich, und ich sagte: „Lies nur, lies alles, es wird dir als Schlafmittel dienen."

„Du fängst es eben sehr geschickt an. Ein Zeichen mehr, wie durchtrieben . . ."

„Edith!" schrie ich auf — und sie lag an meiner Brust, schmiegte sich an mich, angstvoll und bebend an allen Gliedern.

„Tu ich dir unrecht? Liebst du keine andre? Dann verzeih, und um des Guten, um Gottes willen liebe mich! Liebe mich wieder wie einst, aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele. Wenn du mich nicht mehr so lieben kannst, bin ich verloren. Ich hab zu wenig Seele, wie ich glaube, und zu wenig Herz, wie ich weiß. Ich habe keins, außer für dich. Gib mir deine Seele, dein Herz, damit ich wieder lebe. Willst du — willst du?" fragte sie heftig, fast drohend, und ich kämpfte zwischen Zorn und Erbarmen. Was forderte diese Frau? Meine Seele, die sie belastet hatte mit einem Vorwurf, der nicht ruhte, mein Herz, das sie in seiner heiligsten Empfindung verwundet hatte.

„Willst du?" wiederholte sie.

„Wollen ist nicht Können," antwortete ich. Sie sprang auf. Sie sah mich an, mit einem Blick, finster wie die Hölle, kreuzte die Arme über der Brust und sprach: „Auch gut."

Die zwei Worte sollte ich noch einmal hören.

Sie hatte gesagt: „Ich bin verloren," und sie war's, und ich war blind. Ich ließ mich in Sicherheit wiegen durch die Überzeugung, daß ich von Edith geliebt wurde über alles. Eine Frau, die liebt, wird nicht treulos, bildete ich mir ein. Die Pflicht ist nur ein schwacher Halt im Vergleich zu dem, den die Liebe bietet, die allgewaltige.

Falsch! — falsch, wie das Generalisieren immer ist, dieser trübe Born, aus dem Dummköpfe ihre Weisheit schöpfen.

Als ich die Gewißheit erlangte, daß Edith ihre unsinnige Rache an mir genommen hatte, nahm ich die meine. Die Frau verstand es, mich verrückt zu machen, und noch mehr ihn, den „armen Teufel." Ein lieber, braver Mensch, um den einem leid sein konnte. Grausam hatte sie ihn die längste Zeit zum Narren gehalten und, als ich sie deshalb zur Rede stellte, lachend gesagt: „Imperator, dulde, daß deine Sklavin vor dir kämpft und siegt."

Er war kein unerfahrener Jüngling, er war ein Mann. Vor wenigen Jahren hatte ein Zufall mich in die Lage gebracht, ihm einen wichtigen Dienst erweisen zu können. Als ich es erfuhr ... Nun, wir waren von Sinnen, er und ich, und fürchteten beide, zu früh wieder zu Verstand zu kommen.

Keine Zeugen, eine Pistole geladen, die andre nicht. Übers Taschentuch wird geschossen, zugleich. Das machten wir aus. Er zitterte, er war wie die Wand, indes ich glaubte, mir müsse das Blut bei den Augen herausspritzen. — Eins, zwei, drei — ich drückte los. Ein kurzer, harter Knall, das Zündhütchen war abgebrannt. Er hatte die geladene Pistole. Ja, was ist das? Er läßt den Arm sinken. „Schieß!" ruf ich ihm zu, „schieß du ..." und geb ihm einen Schimpfnamen, der mich heute noch reut.

„Nenn mich, wie du willst," sagt er, „ich kann auf dich nicht schießen, aber —" und hebt die Pistole und richtet sie gegen sich. Ich schlug sie ihm aus der Hand; unser Benehmen kam mir albern und kindisch vor.

Ich forderte von ihm: „Ertrag dein Dasein, ertrag's, sei's, wie es sei." Er versprach's, versprach auch, Edith nie wiederzusehen, und hat Wort gehalten.

Maud, zu der Edith nach der Entdeckung ratlos und verzweifelt geflohen war, machte sich zu ihrer Fürsprecherin. Sie erlangte von mir, was niemand außer ihr erlangt hätte. Ich verzieh.

Soll ich mich deshalb verachten? Verachtet mich, wer diese in Qual, Scham und Zorn hingeworfenen Bekenntnisse kalten Herzens Seite für Seite durchblättert? Ich bin euch ja nur ein Buchmensch, für den ihr eine andere, viel feinere Moral in Bereitschaft habt, als für euch selbst und eure Freunde. Seht euch nur um. Wie viele von euch und von ihnen, mit denen ihr in einem Regiment dient, im Landtag sitzt, im Reichsrat, im Klub und so weiter, haben verziehen. Und ihr drückt ihnen die Hand und nennt sie Ehrenmänner.

Nun, ich bin wie sie und kein Buchmensch, ich bin ein lebendiger Mann und schreibe meine lebendige Geschichte.

Ich verzieh also. Einmal — mehrmals. Das erste Mal, weil es ihrem Anwalt, dieser edlen Maud, gelang, Entschuldigungen für sie zu finden. Später, als es für sie keine Entschuldigung mehr gab — aus Verachtung.

Wir lebten in Wien und auf dem Lande unter einem Dache, wir sahen uns vor Fremden und waren dann höflich gegeneinander. Darin bestand unser Verkehr. Das Kind hatte eine verläßliche Wärterin; seine Mutter, die in Weltfreuden unterging, beschäftigte sich fast nie mit ihm, und das war mir recht.

Um der kleinen Lore willen hätte ich einen Skandal gern vermieden. Edith provozierte ihn. Es war die letzte Probe, auf welche sie meine feige Langmut stellte. Auch die versagte endlich, und wir trennten uns. Sie brachte ihr Leben fortan

teils auf Reisen (an aufmerksamer Begleitung fehlte es ihr nicht), teils in Paris zu. Ich löste mein Haus in der Stadt auf und zog mich vom politischen Leben zurück. Der Eigennutz unter der Maske der Fürsorge für das allgemeine Wohl, der mir dort auf allen Gebieten begegnete, ekelte mich zu sehr an.

Beschäftigung hatte ich genug. Mein Schwiegervater übertrug mir die Leitung seines Gutes, und in Niedernbach gab's vollauf zu tun. Die Wirtschaft war zurückgegangen, seitdem mein alter Verwalter unter der Erde schlief, die er geliebt und gepflegt, und seitdem ich meinen kleinen Wirkungskreis vernachlässigt hatte, um in einem großen — nichts zu leisten.

Von Vereinsamtsein war keine Rede. Mein Schwager und Ethel besuchten mich oft und brachten ihre lieben, schönen Kinder mit. Maud, die entschlossen war, unverheiratet zu bleiben, und das Leben einer weltlichen Klosterfrau führte, zog mit Erlaubnis ihrer Eltern nach Niedernbach, nahm sich der Erziehung Lores an und brachte den außer Rand und Band geratenen Haushalt wieder ins Geleise.

Meine Schwiegereltern — seien sie noch im Grabe gesegnet, die Vortrefflichen, sie waren für mich wie Vater und Mutter — sagten: „Jetzt sind wir wieder allein," fügten sich aber in diese Tatsache mit sehr freudiger Ergebung.

An jedem Ersten des Monats schickte Maud einen Bericht über Lore an Edith ab. Es kam manchmal eine höhnische und gehässige, ein andres Mal eine im Sturm des Schmerzes und der Sehnsucht geschriebene Antwort. Es kamen auch Briefe an mich. Ich antwortete nie, las überhaupt nur die ersten; ich litt zu viel dabei.

Ich habe einen guten Bekannten gehabt, der war ein Kinderfeind: „Kinder! Tiere mit menschlichen Angesichtern, egoistisch, gefräßig, grausam! Pfui!" Er ging ihnen aus dem Weg. Fand er bei seinen liebsten Freunden die Kinder im Salon, an der Tür kehrte er um. Er hätte gern geheiratet; aus Angst vor den

möglichen Folgen blieb er ledig. Erst als alter Junggeselle verliebte er sich so ernstlich und flößte so ernstliche Gegenliebe ein, daß er sich endlich doch an den Traualtar wagte. Sich und seiner sehr lieben, aber nicht mehr jungen Frau hatte er eingeredet: „Wir kriegen keine Kinder mehr."

Statt dessen war schon nach kurzer Ehe Aussicht auf Nachkommenschaft vorhanden, und der Kinderfeind geriet außer sich und quälte seine Gattin bis aufs Blut mit den Drohungen, die er gegen das Ungeborene ausstieß. Es erschien, und im Momente erwachte in dem bärbeißigen Manne der zärtliche Vater. Er war nicht wegzubringen von der Wiege, verstand jeden Quietsch, den das Würmchen tat, besser als Hebamme und Wärterin. Wenn er seinen Sprößling für einige Stunden verlassen mußte, sprach er wenigstens von ihm, langweilte damit alle Welt und brachte seine Frau in die größte Verlegenheit.

Ein zweites Knäblein kam, ein drittes, die Leutchen brachten es auf vier, und jeder neue Ankömmling war in den Augen des begeisterten Vaters immer der schönste, der meistversprechende. Bei jedem avancierte der Papa von der Wärterin zur Kindergärtnerin, von dieser zum Lehrer und zum Korrepetitor. „Wo ist jetzt dein Kinderhaß?" fragte ich ihn einmal. „Wo soll er sein? da ist er, immer der selbe," gab er mir zur Antwort. „Kinder, gräßlich; pfui!" „Aber die deinen?" Er riß die Augen weit auf und war grenzenlos verwundert. „Die meinen? Du wirst doch meine Kinder nicht mit andern vergleichen wollen!"

Das Beispiel dieses übrigens ganz tüchtigen und gescheiten Menschen warnte mich. Ich war nur zu sehr geneigt, in seinen Fehler zu verfallen. Mir schien Lore auch etwas ganz Unvergleichliches. Ich setzte mich nur zur Wehre gegen mich selbst, wenn ich spöttelte über das Entzücken, das sie allenthalben hervorrief. Im stillen gab ich ihr süßere Namen, als irgend jemand ersinnen konnte. Sie war das Licht meines Lebens, Hoffnung und Erfüllung.

Ihr Spielplatz lag den Fenstern meines Arbeitszimmers gegenüber. Das sogenannte Kapuzinergärtchen stieg da terrassenförmig empor, fast bis zur Höhe des ersten Stockes, und gerade vor mir, auf der Wiese, hüpfte die Kleine herum, schlug den Reif, den Ball, oder bepflanzte ein Beet mit den winzigsten Blumen, die sie auftreiben konnte: Augentrost, Flor, zwerghafte Hauswurz. Von den großen Blumen sagte sie: „Die sind alt, die mag ich nicht." Alles Alte flößte ihr Scheu ein, sie fürchtete sich vor alten Menschen, vor alten Tieren. Ich freute mich immer über das gute, frische Aussehen meiner Schwiegereltern; es täuschte das Kind, und sie bekamen nie von ihm den grausamen Ausspruch zu hören: „Ich mag euch nicht, ihr seid alt."

Ihretwegen hätte Lore ihn freilich ohne weiteres tun dürfen und — was nicht? Ihre Großeltern würden es allerliebst gefunden haben. Über Edith urteilten C.'s klar und unbefangen, über die Enkelin waren sie verblendet und blieben es, Gott sei Dank, bis ans Ende. Einen entschuldbareren Irrtum wüßte ich nicht zu finden. Das Kind war wirklich ein holdes, bezauberndes Geschöpf. Ich stand oft stundenlang am Fenster, hinter dem Vorhang versteckt, und sah ihr zu. Alles gelang ihr, alles gedieh unter ihren geschickten Händchen. Ihr Gärtlein wurde ein Schmuck der Wiese. In ihre Arbeit konnte sie sich versenken bis zur Weltvergessenheit. Da saß sie auf einem Puppensessel unterm Tannenbaum und stickte ein selbsterfundenes Muster auf durchlöchertes Papier oder auf irgend einen Stoff, ein Kleidungsstück. Eine Mantille Tante Mauds fand man einmal so verziert. „Ich mache kleine, junge Stiche, damit ich nicht so oft einfädeln lassen muß, weißt du, Johanna," sagte sie zu ihrer Kinderfrau und stichelte und stichelte! Manchmal hielt die eifrige Arbeiterin ihr Werk weit von sich, um zu sehen, wie sich's aus der Entfernung machte, und fuhr dann fort mit einem Fleiß, einer Ausdauer ...

„Nein," jubelte ich, „sie wird nicht werden wie ihre Mutter, die Ähnlichkeit ist nur eine äußere. Fleiß, Ausdauer waren Edith fremd."

Wenn Lore endlich doch arbeitsmüde wurde, sprang sie auf und rief ihrer Johanna zu: „Jetzt schau, jetzt werd' ich fliegen wie eine Schwalbe." Sie breitete die Arme aus und stob über den Rasen hin, leichtfüßig, anmutig, in großen Kreisen, in kleinen Kreisen, geradeaus. Jetzt rasch ein paar Flügelschläge mit den Armen angedeutet, ein Gezwitscher, dem Vogel, den sie nachahmte, abgelernt, eine rasche Wendung und wieder ein sanftes Hingleiten, das wahrlich einem Fluge glich. Ihre dunklen, seidenweichen Haare, die sie halblang und offen trug, flatterten, sie streckte den Kopf vor, richtete ihre Augen aufmerksam und regungslos in die Ferne, drückte den Mund fest zu und hielt in ihrem Flug nur inne, um ihre Johanna anzurufen: „Schau nur, schau, mach ich ein rechtes Schwalbengesicht?"

Ich hätte auflachen und zu ihr stürzen, sie in meine Arme nehmen, ihr Spielgefährte sein mögen, ihr Neger, ihr Hund.

Ich rang mit den zerschmelzenden Gefühlen, die mich beim Anblick dieser Kleinen, meines höchsten, des einzigen mir ganz zugehörenden Gutes, überfielen. Ich beherrschte mich immer. Ich habe das Kind nicht verwöhnt, nicht verzogen, ich bin mir keiner Schuld gegen meine Tochter bewußt, ich war im Anfang nicht zu mild, in der Folge nicht zu streng.

Lore stand im vierten Jahre, als ihre Mutter uns verließ. Sie hatte einen stummen, tränenlosen Abschied von der Kleinen genommen, und diese suchte sie am Abend im ganzen Hause, fragte jeden nach ihr, und als es hieß, sie sei fortgefahren, lief das Kind zum Tor des Hofes und wollte dort auf die Mama warten. Man mußte sie endlich mit Gewalt in ihr Bettchen bringen. Am zweiten Tage war sie halb, am dritten ganz getröstet. Vergessen hatte sie ihre Mutter nicht, ich merkte es oft.

Sie sprach nur selten von ihr; sie erriet mit wunderbarem Instinkt, daß sie's nicht sollte, nicht zu Hause und nicht bei ihren Großeltern. Die Anbetung, die sie für Edith gehabt hatte, übertrug sie auf mich — eine Zeitlang. Dann wurde der Großvater von ihr vergöttert. Bei ihm war sie am liebsten, bei ihm unterhielt sie sich am besten, es war nirgends so schön wie bei ihm. Auch diese Begeisterung legte sich, und Tante Maud trat in Gunst, und dann einer ihrer Vettern und dann ihr Pony. Sie trieb stets Götzendienst mit irgend einem Wesen oder mit irgend einer Sache, und mir schien die jeweilige Vorliebe immer mehr aus der Phantasie als aus dem Herzen zu kommen. Die Treulosigkeiten Lores beunruhigten mich.

Maud fand das ganz ungerechtfertigt. In ihren Augen war Treue das Höchste, die Blüte und Frucht der edelsten Kräfte im Menschenherzen. Zur Treue wie zur Dankbarkeit müsse man heranreifen; sie von einem Kind verlangen, sei töricht.

Wie gern ließ ich mich beschwichtigen! Doch gab es kein Ende für meine Sorgen; es traten immer neue an die Stelle der alten. Ich mußte der Kleinen nach und nach ihren Hund, ihr Lamm, ihre Vögel wegnehmen, denn sie quälte diese Tiere. Nur dem Pony ließ sie Ruhe, weil es sie einmal tüchtig gebissen hatte. Den Armen ging sie aus dem Wege, nicht nur den greisen, auch den jungen, denn wenn sie selbst nicht alt waren, so trugen sie doch alte Kleider.

Und so schrecklich dies alles mir war, trostlos machte es mich nicht. Unter den vielen Fehlern Lores entdeckte ich nicht einen von ihrer Mutter ererbten. Angeboren war das Schlechte ihr nicht, es konnte ausgerottet werden. Der Körper des Kindes entwickelt sich nicht gleichmäßig, warum sollten seine Seelenkräfte sich gleichmäßig entwickeln? Lore war gescheit weit über ihre Jahre, gut hatte sie noch zu werden, und gut sollte sie werden. An dieser Hoffnung hielt ich fest.

Eines Tages, eines schönen Sommertags, kehrte ich vom Feld zurück. Ich war nur vergnügten Gesichtern begegnet, die Ernte versprach vortrefflich zu werden. Freudige Erwartung lag gleichsam in der Luft und warf sogar in meine Seele einen Widerschein. Brot für alle. Brot, der Leckerbissen der Armen, Brot, das der Volksmund bei uns mit verkleinerndem Kosenamen nennt. Wahrlich ein trostvoller Gedanke.

Das letzte Stück Weges führte durch einen ziemlich entlegenen Teil des Gartens, zu dessen Pförtchen ich den Schlüssel bei mir hatte. Beim Einbiegen in einen breiten, dichten Laubgang, wen erblickte ich vor mir? Lore. Sie war allein; ich ging hinter ihr her, ohne daß sie es wußte. Da sah ich, daß sie Studien machte und sehr ernsthaft und unverdrossen wiederholte, was ihr nicht gleich gelang. Sie streckte sich, nahm eine steife Kopfhaltung an, änderte ihren leichten Kindergang. Die Ellbogen an den Leib gepreßt und ein bißchen zurückgeschoben, schritt sie kerzengerade einher, grüßte nach rechts und nach links mit freundlichem und doch würdevollem Neigen des Hauptes. Sie riß ein Blatt vom Strauch und brachte es dicht vor die Augen und betrachtete es, genau wie die kurzsichtige Tante Maud oft tat, Tante Maud, die sie nachzuahmen suchte — mit dem größten Glück.

Diese kleine Verruchtheit führte sie aus mit einer Anmut, einem Humor, die meine ungelenke Hand nicht schildern kann. Es hätte mich ergötzen müssen, wenn die Komödie nur nicht von der Tochter Ediths aufgeführt worden wäre, wenn sie mir nur nicht die Erinnerung an jene ebenfalls sehr gelungene Nachahmung ...

Kein Vergleich! ich wollte ihn nicht machen, ich wollte auch Herr der Erregung werden, die mich ergriffen hatte, und dann erst dem Kinde die verdiente Strafpredigt halten. Ich blieb stehen, wartete, hörte Johanna rufen und ihren Zögling schelten, weil er ihr davongelaufen war.

Am Abend, als Lore schlief, ging ich, wie so oft, zu ihr hinüber, setzte mich an ihr Bett und versenkte mich in ihren Anblick. Auch im Schlafe wechselte ihr Gesichtchen fortwährend seinen Ausdruck. Es begab sich immer etwas in ihrer Gedankenwelt, ihre junge Phantasie ruhte nicht, und die Bilder, die sie dem schlafenden Kinde vorgaukelte, spiegelten sich in seinen lieblichen Zügen. Es lächelte, es zürnte, die feinen Brauen zogen sich zusammen.

„Wen ahmt sie jetzt nach?" fragte ich die Wärterin und sah sie dabei scharf an.

Sie geriet in Verlegenheit, sie war dem Weinen nahe. Du lieber Gott. Sie hatte sich schon alle Mühe gegeben, es dem Kinde abzugewöhnen, aber umsonst. Lorchen entwischte, lief ins Frauenzimmer, in die Küche und führte dort ihre Komödien auf. Niemand war ihr heilig — die Worte trafen mich ins Herz — nicht die Großeltern, nicht der ... Johanna stockte. Und die dummen, abscheulichen Dienstleute lachen über sie, muntern sie noch auf.

Auch Maud erschrak, als ich ihr meine Entdeckung und Johannas Geständnis mitteilte. Aber sie riet: „Keine Ermahnung, keine Strafe; Lore soll nicht wissen, wie schlecht das ist, was sie tut. Wir dürfen den bei ihr so mächtigen Widerspruchsgeist nicht wecken."

Von nun an ließ Maud das Kind nicht mehr von ihrer Seite. Die Stunden ausgenommen, die ihren Andachtsübungen und ihren Armen gehörten, widmete sie Lore ihre ganze Zeit. Sie gab ihr den ersten Unterricht, und bei diesen Lektionen mußte man Lehrerin und Schülerin sehen! Die eine voll Hingebung an die Sache, von der Wichtigkeit ihres Amtes durchdrungen, die andre mit halbem Ohr hinhörend, immer zerstreut, den Kopf immer von der Tante abgewendet. Sagte die: „Ich bitte dich, Lore, gib acht!" bekam sie zur Antwort: „Sekir' mich nicht, ich geb' genug acht!" und wie's zuging, wer könnte das sagen?

Das scheinbar so lässige Persönchen hatte alles gehört, alles verstanden, sich alles gemerkt. Sie fand auch Vergnügen an den Unterrichtsstunden; aber wie hütete sie sich, das zu zeigen! Es hätte Maud Freude gemacht, und die sollte keine haben. Sie war ja selbst eine Freudeverderberin mit ihrer fortwährenden Überwachung der Nichte, mit ihrem langweiligen: „Tu das, es ist schön, tu das nicht, es ist nicht schön."

In Ungnade gefallen bei dem Kind, die Tante Maud! Sie teilte das Schicksal aller, für die sich das wandelbare kleine Ding eine Zeitlang fanatisch begeistert hatte — auch mein Schicksal.

Meine Tochter liebte mich nicht. Ich wußte es längst. Indessen — lächerlich, so etwas zu sagen! — ich wußte es und — glaubte es nicht.

Als ich's endlich doch glauben mußte, warb ich um die Liebe meines Kindes, wie man um Liebe nur werben kann. Von Pflicht, von Dankbarkeit nie ein Wort. Sie sollte sich selbst überzeugen, mit ihren eigenen klugen Augen sehen lernen, daß es einen Menschen gab, dem sie und ihr Wohl in Gegenwart und Zukunft alles war. Nichts konnte meine Liebe zu meinem Kind erschüttern. Sie hatte ihre Wurzeln im tiefsten Grund meiner Seele. Väterliche Liebe ist doch noch mächtiger als die Liebe zu einem Weibe.

Lore war sieben Jahre alt geworden, als sie mir zum ersten Mal bewies, daß sie des Mitleids fähig sei. Ein Marder, den ich erschossen hatte, flößte es ihr ein. Sie warf sich neben ihn auf die Erde, streichelte, küßte ihn und brach in Anschuldigungen aus gegen mich. „Wie bös bist du, o wie bös! Du hast ihn erschossen, und er war so schön und so jung. Armes Marderl, armes, armes!" klagte sie. „Es ist tot, seine schönen Augen sind tot, es kann nicht mehr herumlaufen, es kann sich sein Fell nicht mehr putzen, sein weiches, feines Fell. Wer hat dir das

erlaubt?" schrie sie auf, schlug mit ihrer Faust auf den Boden und funkelte mich mit ihren zornsprühenden Augen an.

Ich zwang sie, aufzustehen, nahm sie bei der Hand, führte sie in den Hühnerhof und zeigte ihr die Verwüstungen, die der Marder dort angerichtet hatte. „Siehst du," sagte ich, „nicht nur erlaubt ist mir's, ein so gefährliches Tier zu töten, ich muß das tun, um unser und der andern willen. Heute hat es unsre Hennen erwürgt, ihr Blut ausgetrunken und ihre Eier, morgen würde es beim Nachbarn einbrechen. Es ist gut und recht, das Schädliche wegzuschaffen aus der Welt."

„Das Schädliche?" wiederholte sie. „Nennt man einen Marder das Schädliche?"

„Man nennt in der Jägersprache alle Tiere so, die sich vom Fraße nützlicher Tiere nähren, des guten, armen Federviehs im Haus, im Wald und auf dem Feld, der kleinen Hasen, der jungen Rehe."

Sie besann sich. Über ihre Stirn flog ein Schatten. Die Augen langsam erhebend, richtete sie ihren erschreckend klugen und durchdringenden Blick zu mir hinauf, und spöttische Schadenfreude lachte aus dem Ton, in dem sie sprach: „Du bist also das Schädliche, und ich bin das Schädliche. Wir essen ja Hühner, Eier, Fasanen, Hasen und Rehe."

Ich hab ihr nicht geantwortet. Was hätte ich ihr antworten können?

In der Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. Ich lag da, wehrlos und gelähmt an allen Gliedern, und sah einen Marder an mich heranschleichen, mit leisen, leichten Schritten. Es war ein unvergleichlich schönes Raubtier, ich konnt's nicht hassen, ich mußte es bewundern, während es mein Herzblut trank, denn es hatte Lores Augen.

In Angstschweiß gebadet wachte ich auf...

Maud war, obwohl sie fortfuhr, regelmäßig zu schreiben, lange Zeit ohne Nachricht von ihrer Schwester geblieben. Fast ein halbes Jahr. Endlich, am 12. Mai 18.., kam ein Brief. Die Adresse war von fremder Hand, der eines berühmten Pariser Arztes, der auch ein Krankheitszeugnis geschrieben und beigelegt hatte.

Der Brief war von Edith. Er liegt vor mir, ich habe mich eben wieder in die schattenhaften, hastend und müd hingeworfenen Züge der einst so festen, künstlerisch ausgearbeiteten Schrift versenkt. Der Inhalt lautet:

„Maud, ich richte meinen Brief an Dich, sonst wird er nicht gelesen; ich schicke ein ärztliches Zeugnis, sonst wird mir nicht geglaubt. Du vermagst alles über Franz, bestimme ihn, zu mir zu kommen.

„Ich möchte ihn noch einmal sehen vor meinem Tode.

„Die Eltern nicht, Dich auch nicht. Lore..." Ein Fragezeichen, eine große, leer gelassene Stelle, dann:

„Ich weiß es nicht. Franz soll kommen; er soll nicht Rache dafür nehmen, daß er durch meine Schuld vom Totenbett seiner Mutter fern geblieben ist. Er soll kommen, es beschwört ihn Edith."

Karl und Ethel waren bei uns, als dieses Schreiben eintraf. Sie übernahmen es, die traurige Kunde den Eltern mitzuteilen und sie auf alle Fälle abzuhalten, uns zu folgen. Uns, das heißt Lore, Johanna, mir und Maud, die sofort entschlossen war, mitzukommen. Edith konnte vielleicht doch im letzten Augenblick wünschen, Abschied von ihr zu nehmen und ihr eine Botschaft an Vater und Mutter aufzutragen. In zwei Stunden waren wir reisefertig und auf dem Wege zur Eisenbahnstation. Der Kleinen wurde vorläufig das Ziel der Fahrt und auch deren Veranlassung verschwiegen. Sie erriet alles und war während der ganzen Reise von einer ausgelassenen Lustigkeit, die wir an ihr gar nicht kannten. Die sparte sie sonst wohl auf für die Gesindestube.

„Warum bist du so lustig?" fragte ich.

„Nun, weil wir auf der Eisenbahn sind, und ich bin so gern auf der Eisenbahn."

„Weißt du, wohin wir fahren?"

„Nein," erwiderte sie mit der größten Unbefangenheit, und Johanna platzte heraus:

„Aber Lore, du hast mir doch selbst gesagt: Wir fahren nach Paris."

Ich wollte wissen, woher sie das hatte, und sie provozierte förmlich ein Frag- und Antwortspiel und war übermütig und schlagfertig und gab die seltsamsten Einfälle und Beobachtungen zum besten. Maud und ich sahen einander oft ganz verwundert an. Unmöglich, den Spuren der Gedanken nachzugehen, die sich in diesem jungen Kopfe jagten. Und das selbe Kind, das so rasch begriff, für so vieles ein unerhörtes Verständnis besaß, hatte keins für die Gemütsstimmung, in der wir uns befanden, keine Teilnahme, keine Schonung.

„Ich glaube wirklich, du bist lustig, weil du siehst, daß Tante Maud und ich traurig sind," sagte ich, und sie zuckte die Achseln und tollte herum im Waggon, bis der Abend kam und sie einschlief.

„Du kennst die Kinder nicht," versicherte mir Maud. „Sie sind am munterſten, wenn ihre Umgebung übler Laune oder betrübt ist. Es liegt darin eine Art Notwehr, ein Bedürfnis, die Last abzuschütteln, die sich auch ihnen aufbürden möchte und die ihrer innersten Natur widerstrebt. Das haben die meisten Kinder, beobachte es nur."

Getreue Maud! Sie wußte, daß mir nichts auf Erden einen größeren Trost gewährte, als zu hören: dein Kind ist wie andre Kinder. Sie wollte mich beruhigen und beruhigte mich.

In Paris stiegen wir im Hotel du Louvre ab, in unmittelbarer Nähe von Ediths Wohnung.

Als ich die Meinen installiert hatte und mich anschickte,

meinen schweren Gang anzutreten, kam es zu einer Szene, die im Hause peinliches Aufsehen erregte. Lore lief mir nach bis zur Treppe, klammerte sich an mich und schrie, ich müsse sie mitnehmen zu ihrer Mama. Ihre Mama sei in Paris, der Großvater habe es ihr gesagt und die Großmutter (das log sie), und nicht mich, o nein, nicht den Papa, sie, ihre kleine Lore, wolle Mama sehen.

Unter Mitleidskundgebungen des Auditoriums, das ihr Toben um uns versammelt hatte, wurde sie ins Zimmer zurückgebracht.

Als ich vor ein paar Tagen diese Erlebnisse aufzuschreiben begann, war ich ein ruhiger Mensch und mit mir selbst im reinen. Jetzt hat meine Ruhe mich verlassen. Zweifel bedrängen mich. Es taugt doch nichts, in Erinnerungen zu wühlen. Wenn ich nicht so innig und so heiß nach deiner Lossprechung verlangen würde, Freund ... aber — mich verlangt nach ihr. Sie ist das Letzte, das ich noch ersehne.

Weiter also!

Der Arzt, ein alter, Verehrung einflößender Mann, empfing mich. Unser Gespräch dauerte nicht lange.

„Keine Hoffnung?"

„Keine."

„Stündliche Gefahr?"

„Nein, es kann noch einige Tage dauern."

„Wollen Sie ihr sagen, daß ich da bin?"

„Sie erwartet Sie; sie hat den Augenblick Ihres Eintreffens genau ausgerechnet. Ihr Wegbleiben hätte ihr verhängnisvoll werden können, Ihr Kommen wird ihr wohltun."

Das Krankenzimmer war groß und hell, die Vorhänge waren weit zurückgezogen. Im Sterben noch brauchte Edith das volle Tageslicht nicht zu scheuen. Wir begrüßten einander stumm. Als ich an ihr Bett trat, griff sie nach meiner Hand und

wollte sie an ihre Lippen ziehen; die Kraft dazu fehlte ihr. Lange, forschend, mit strengem Ernst sah sie mir in die Augen.

„Ich sterbe," sprach sie endlich, ganz in ihrer alten Art, das Ärgste, zu sagen, ohne bewegt zu scheinen.

Ich behielt ihre Hand in der meinen; ihr Anblick tilgte allen Groll aus meiner Seele.

„Ich habe gebeichtet und kommuniziert," sagte sie; „ich habe auch die letzte Ölung empfangen, Gott hat mir verziehen, verzeih mir auch. Ich verzeih dir."

„Du verzeihst mir — und was?"

„Ich verzeih dir, daß du mich nicht geliebt hast..."

„Edith!"

„Nicht genug geliebt, nicht so, wie's mich gerettet hätte. Deine Liebe hätte nicht sein dürfen wie die eines Mannes zu einem Weibe — sie hätte sein müssen grenzenlos, göttlich, wie die des Heilands für die Sünderin, für den armen Zöllner. — Vorüber... Verzeihen wir einander."

„Ja! ja!"

„Du liebst mich gar nicht mehr?"

„Du tust mir unsagbar leid."

„Wirst du bei mir bleiben, bis ich sterbe?"

„Du wirst nicht sterben," sagte ich, wie jeder Teilnehmende zu jedem Sterbenden sagt, und bemühte mich, ihr Trost zuzusprechen. Ich sagte ihr auch, daß Maud und das Kind mich begleitet hätten.

Sie bäumte sich auf: „Du hast Maud mitgebracht? das tust du mir an?"

„Edith, wie versündigst du dich an ihr und an mir. Ich schwöre..."

„Laß nur — ich hab ja gar kein Recht."

„So willst du sie nicht sehen?"

„Nein! nein!"

„Und das Kind? Es sehnt sich so sehr nach dir."

„Liebt es mich denn? ... Es soll kommen."

Ich schickte hinüber. Maud geleitete die Kleine bis zur Tür des Krankenzimmers, kniete dort nieder und betete.

Lore war in die Wohnung Ediths eingezogen wie im Triumph. Ihr Gesichtchen strahlte vor Glück. Sie sah sich um in den reich geschmückten Räumen, sie schwelgte in Wohlgefallen an dem Luxus, der hier herrschte. Beim Anblick ihrer in Spitzen und Seide gehüllten Mutter stieß sie einen Schrei der Bewunderung aus und eilte auf sie zu.

Edith blieb regungslos und starrte sie an: „Mein Gott ... Franz ... das arme Kind," murmelte sie.

„Ich bin nicht arm, ich bin bei dir!" rief Lore, „und bleibe bei dir immer, immer!"

Es war schrecklich. Das Kind vermochte nicht ihr eine mütterliche Regung abzugewinnen. Und wie die Kleine sich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sie schmiegte, und die Sterbende mit geheimem Grauen zu ihr niederblickte, überlief's auch mich; ich mußte der Worte Ediths gedenken: „Das bin ja ich, das bin noch einmal ich."

Viel Selbstüberwindung kostete es sie, ihre Tochter zu küssen und zu segnen. „Werde anders," sprach sie und legte ihr die Hand aufs Haupt, „werde anders als deine Mutter. Leb wohl. Sie soll fort, Franz, und du bleib bei mir."

Lore bat nicht mehr, sie weinte auch nicht. Sie biß die Zähne zusammen, und ein Ausdruck von unaussprechlicher Bitterkeit verzog ihren Mund. Sie ging, und ich, hätte ihr nacheilen mögen ...

Aber ich blieb den ganzen Tag, die ganze Nacht und noch einen Tag und noch eine Nacht. Edith ist schwer gestorben. Herr, mein Gott, du hast eine Entschädigung für alle Leiden des Lebens, du hast ein Zeichen der Vergebung für alle Schuld. Herr, mein Gott, gönne jedem einzelnen des gequälten Menschen-

volkes diese Entschädigung, gib jedem dieses Zeichen, — schenke jedem einen sanften Tod.

Meine Schwiegereltern fanden im ersten Augenblick einen Trost in dem Gedanken, daß Edith losgesprochen von ihren Sünden und versöhnt mit Gott gestorben war. Dann aber kam die Reue. Sie nahmen den größten Teil des Unrechts, das ihre Tochter im Leben begangen hatte, auf sich. Edith wäre anders geworden, wenn sie ihr mehr Liebe gezeigt hätten, meinten sie. Dieser Selbstvorwurf vergällte ihnen ihre letzten Jahre.

Es fiel mir auf, daß Karl und Ethel ihre Kinder nicht mehr nach Niedernbach mitnahmen und mich auch nicht mehr aufforderten, Lore zu ihnen zu bringen. Warum? Ich ließ Ausflüchte nicht gelten, fragte ganz bestimmt: „Meint ihr, daß Lore einen schlechten Einfluß auf eure Kinder nimmt?" — „Sie sind ihr zu klein, zu gering, sie neckt und quält sie, ist auch für sie viel zu gescheit, weiß zu viel," lautete die so schonend als möglich hervorgebrachte Antwort. „Laß einige Jahre vorübergehen, der Unterschied im Alter wird sich dann weniger geltend machen. Ganz ehrlich" — damit kamen sie zuletzt heraus —, „es würde einem manches an ihr nicht auffallen oder man würde ihm keine Bedeutung zuschreiben, wenn sie nicht Ediths Tochter wäre."

Zu gescheit! Lieber Gott, ihre Gescheitheit wäre mir feil gewesen um ein wenig Unbefangenheit, Gedankenlosigkeit, um einen Hauch Wärme und Liebe... Und: wenn sie nicht die Tochter Ediths wäre! Sie hatte es also schon angetreten, das mütterliche Erbe — die vorgefaßte Meinung... Wenn ihre Nächsten sich von diesem Vorurteil nicht befreien konnten, was hatte das Kind von der Nachsicht Fremder zu erwarten? Ein namenloses Mitleid erfüllte mich...

Der Blick getrübt, die Hand unsicher. Ich spähe, ich taste, statt zu schauen, zu greifen. Die Farben des düstern Bildes, das ich zu malen unternommen habe, weil ich mußte, weil ich nach Befreiung lechze, schwimmen ineinander. Hilf nach, wo

mein Können versagt. Ordne, stell alles an seinen rechten Platz, wo ich verworren werde.

In dem Jahre, in dem Lore ihren vierzehnten Geburtstag beging, schieden meine guten Schwiegereltern aus dem Leben. Mein Schwiegervater ging zuerst, seine Frau starb ihm nach. Buchstäblich. Man stirbt nicht aus Gram, sagen die Leute. Sie sollten sagen: Es stirbt nicht aus Gram, wer will; der erste Beste trifft's nicht, man muß dazu etwas Rechtes sein. Ich scheine zu jenen ersten Besten zu gehören. Beim Tode ihres Großvaters war Lore ganz gleichgültig geblieben. Während ihre Vettern und Basen, die großen und die kleinen, in Tränen schwammen, verbarg sie die Freude nicht, die ihre Trauertoilette ihr machte. Maud sagte nicht mehr: „Das ist Kinderart," sie sagte: „Lore ist ebenso ergriffen wie die andern, sie will's nur nicht zeigen."

Sie hatte den Toten durchaus nicht sehen und ich hatte sie dazu nicht zwingen mögen. An den Sarg ihrer Großmutter führte ich sie trotz ihres Widerstrebens. Die schöne, alte Frau in ihrer tiefen Ruh bot ein edles Bild des Friedens. Der Anblick machte auf Lore keinen andern Eindruck als den einer angenehmen Überraschung. Ich kannte sie nicht ganz, aber doch genug, um ihr den Gedanken vom Gesicht abzulesen: Sieh nur, der Tod ist nicht so häßlich, wie ich geglaubt habe.

„Niederknieen!" flüsterte ich ihr zu. Es waren Leute im Sterbezimmer. Sie sah zu mir hinauf mit ihrem ewig verneinenden, ewig rebellischen Blick; er sagte: Ich kniee nicht, ich weine auch nicht. Du willst es, ich weiß recht gut, du willst, daß ich weine, aber ich weine nicht. Der Zorn übermannte mich. Ich legte die Hände auf ihre Schultern und zwang sie nieder. Ihre Muskeln waren wie aus Stahl, sie stemmte sich mit ihrer ganzen Kraft... Heute noch fühl ich den zarten, jungen Leib mit Widerstreben und schmerzlichem Zucken nachgeben unter der Wucht meiner Hände.

Lache mich aus. Ich fühle auch noch, wie damals der Haß des Kindes mich anfiel wie etwas Körperliches und mir zuraunte in lautloser Sprache: Mich überwindest du nie.

Am Abend beim Gutenachtwünschen sagte sie: „Du hast mich gezwungen zu knieen, du bist der Stärkere; aber nur meine Kniee haben sich gebeugt. In Wirklichkeit beuge ich mich vor keinem Menschen mehr, das habe ich meiner toten Mutter auf den Knieen versprochen."

Ich ermüdete nicht im Kampf um diese Seele. Die Nachsicht hatte sich ohnmächtig erwiesen, nun wurde ich streng, streng bis zur Härte.

Sie war immer geistig rege gewesen und blieb es auch. Ihre Gedanken arbeiteten rastlos. Wer ihr aber zumutete, diese Gedanken auf ernste Dinge zu richten, erschien ihr als eine komische Person. Darin glich sie ihrer Mutter und den allergewöhnlichsten Weibern. Das Interesse, das Lore als Kind, ohne es zu wissen und zu wollen, an ihren Studium genommen hatte, schwand mit den Jahren immer mehr. Sie lernte unglaublich leicht und unglaublich flüchtig. Wenn ich staunte, wie rasch sie vergaß, was sie eben erst gewußt hatte, lachte sie triumphierend.

„Ich wüßt's, wenn ich mir's merken wollte; ich will mir's aber nicht merken. Wozu?" sagte sie mir einmal in einem Anfall von Aufrichtigkeit. „Atme ich lieber und leichter, wenn ich weiß, woraus die Luft besteht? Gefallen mir die Sterne, die Blumen, die Bäume, die Berge und Flüsse besser, wenn man mich in die Intimitäten ihres Privatlebens einführt? Und die Geschichte, mit der Ihr mich plagt! Die alte ist gewiß nicht wahr, und die neue erlebe ich. Ich lebe, lebe, will leben, nur leben, mich freuen, mich unterhalten, glücklich sein!"

Als sie so sprach, hatte sie kürzlich ihr sechzehntes Jahr erreicht. Wir standen auf einer Wiese im Garten. Es war ein

sonniger Frühlingsmorgen. Die Erde, das feine, üppige Gras, das junge Laub, die jungen Blüten dufteten, der Wasserfall rauschte, die Vöglein sangen ihre verbuhlten Lieder. Und mein Kind, in seinem Trotz und Liebreiz, erschien mir wie eine Verkörperung der blinden, brutalen Lebens- und Triebkraft, die nichts will, das heißt nichts muß, als sich durchsetzen, und dabei nebenher alle die Licht-, Duft-, Klangerscheinungen hervorruft, die uns entzücken.

Eine Libelle kam vom Teiche hergeschwirrt und rastete auf einem Grashalm. Vorsichtig hob Lore den Fuß und zertrat sie. „Warum tust du das?" fragte ich. „Weil sie mich ärgert; sie darf tun, was sie will — ich werde wie eine Sklavin gehalten."

„Aber wartet nur, meine Zeit kommt," hatte sie offenbar hinzusetzen wollen. Es schwebte ihr auf den Lippen. Ich sah's, ich kannte sie so gut. Doch besann sie sich und schwieg und lächelte mich mit spöttischer Drohung an.

Damals hatte sie angefangen, ihr großes musikalisches Talent mit leidenschaftlichem Eifer auszubilden. Ihre Lehrerin war einst eine sehr gefeierte Künstlerin gewesen. Durch eine unglückliche Heirat ins tiefste Elend gebracht, fand sie in meinem Hause eine Zufluchtsstätte und an Maud eine Freundin. Unsere Absicht war, sie bei uns absterben zu lassen, geschützt vor Armut und Not und vor den Erpressungen ihres nichtsnutzigen Mannes.

Lore hatte anfangs Abgötterei mit ihr getrieben und in hellem Entzücken über ihr geniales Klavierspiel mehr als einmal ausgerufen: „So spielen wie Frau Mitter und dann sterben!" Aber sie spielte nicht wie Frau Mitter. Sie spielte wie das frühreife, leidenschaftlich veranlagte Kind, das sie war. Ihr ganzes, zugleich kaltes und unbändiges Naturell kam zutage in ihrem Spiele, damals schon — und später erst ... Am Klavier ließ ihr scharfer Verstand sie im Stiche, und sie verriet von ihrem eigensten Wesen mehr als sie wollte. Große Kälte bei großer Sinnlichkeit. Eine unvergleichliche Kunst, Feuer

anzulegen, ohne selbst Feuer zu fangen. Moralische Mordbrennerei.

Um wie vieles schlechter war sie doch als ihre Mutter, die nicht nur hinriß, die sich hinreißen ließ, hingerissen werden konnte.

Ich setzte die Zahl der Stunden fest, die sie der Musik widmen durfte, und wies Frau Mitter an, den Unterricht auf das Studium der Klassiker zu beschränken. Sie tat es, und ihre Schülerin rächte sich dafür. Sie setzte ein System von kleinen raffinierten Quälereien ins Werk, die sich nicht bezeichnen, also nicht rügen ließen. Scheinbar harmlose, in Wirklichkeit bis aufs Blut verletzende Anspielungen, fortwährende Mißverständnisse. Sie brachte die Unglückliche dahin, das Haus zu verlassen und in ihre jammervolle, immer bedrohte Existenz zurückzukehren. Natürlich brachten Maud und ich die alte Dame in Sicherheit; davon aber erfuhr Lore nichts. Maud versuchte eine Regung der Reue in ihr zu wecken und sagte ihr eines Tages plötzlich: „Du hast sie vertrieben; sie wird im Elend untergehen durch deine Schuld." Aber das Kind ließ sich nicht verblüffen, war gleich bei der Hand mit seiner rohen und altklugen Weisheit: „Warum soll sie nicht einen andern Platz finden? Es gibt noch mehr Leute, die Klavierlehrerinnen brauchen."

Bald darauf kam eine Zeit, in der sie Fügsamkeit heuchelte. Sie wurde freundlich gegen mich, aufmerksam gegen Maud. Sie protestierte nicht mehr gegen die „eiserne Fuchtel," wie sie sich ausdrückte, unter der ich sie hielt. Sie ließ sich meine Wachsamkeit gefallen und spottete ihrer und durfte ihrer spotten, denn trotz all und allem wußte sie sich ihr zu entziehen. Das einzige, was sie wohl je wirklich geliebt hat, war das Böse. Weil sie aber nicht treu sein konnte, war sie auch dem Bösen manchmal untreu.

Sie hatte Anwandlungen von Frömmigkeit, sie, die Skeptikerin, die an nichts glaubte als an sich, an die Macht ihrer

Schönheit und ihres Liebreizes. Manche Menschen hielten sie für gut. Sie hatte eine kühle, überzeugte Art, zu schmeicheln, die dem Geschmeichelten wunderbar einleuchtete. Den Spott, der ihr dabei tief innerlich falsch aus den Augen blickte, auf den Lippen tanzte, sah nur ich.

Ich habe noch nicht gesagt, daß Lore einen Spielgefährten gehabt hat, den Sohn unsrer Johanna. Er wuchs in meinem Hause auf; sein Vater, einer meiner Beamten, war früh gestorben. Er hieß, oder vielmehr heißt, er lebt ja noch — im Irrenhause — Rupert. Ein stämmiger, wilder Junge, die verkörperte Unbotmäßigkeit gegen seine Umgebung; aber vor Lore mußte ich ihn schließlich retten, wie ich ihre Hunde und Vögel vor ihr hatte retten müssen. Es gab immer Streitigkeiten zwischen den beiden Kindern, und immer endigten sie mit der Unterwerfung des älteren, starken Buben unter die Tyrannei des kleinen Mädchens. Ein gutes Wort, eine Liebkosung, und er lag auf dem Boden und setzte ihre Füßchen auf seinen Nacken — tat es faktisch.

Sein höchster Wunsch wurde erfüllt, als Johanna ihm erlaubte, Soldat zu werden. Er hat sich brav gehalten und in den Militärschulen immer zu den Vorzugsschülern gehört. Wir ließen ihn während der Erziehungszeit selten nach Niederndorf kommen; seine Mutter brachte die Ferien meist auf kleinen Reisen mit ihm zu. Als er aber Leutnant geworden war und sich als solcher bei uns präsentieren wollte, mochte ich ihm nicht die Tür weisen.

Er war ein hübscher Bursch geworden, etwas klein zwar und untersetzt, sah aber vortrefflich aus in seiner neuen Jägeruniform. Sein etwas zigeunerhaftes Gesicht, seine braunen Augen hatten einen Ausdruck von männlicher Willenskraft und Energie, der mir gefiel. Die Gunst Mauds errang er nicht. Sie sagte: „Der ist vierhundert Jahre alt, der kommt aus der Holkischen Bande und nicht aus der Militärakademie."

Anfangs benahm er sich Lore gegenüber sehr gemessen im Gefühl seiner jungen Würde. Allmählich stellte das alte Verhältnis zwischen ihnen sich wieder her. Einmal luden wir ihn zu Tische, Maud und ich, und wollten, daß auch seine Mutter mit uns speise. Sie war nicht dazu zu bewegen. „Was mein Sohn, der Leutnant, an Ehren erfährt, ist für mich Ehre genug," erwiderte sie. Und wir konnten froh sein, daß sie unsre Einladung nicht angenommen hatte und nicht Zeuge der Grausamkeit sein mußte, mit der ihr Rupert von Lore behandelt wurde.

Er aß, wie die Zöglinge unsrer Militärschulen zu essen pflegen, zerschnitt sein Brot, führte sein Messer zum Munde, fiel über sein Roastbeef her und legte es in Stücke. Lore verfolgte jede seiner Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit und fing an, ihm alles nachzumachen. Höchst diskret, ohne Übertreibung. Plötzlich legte sie Messer und Gabel hin und sprach laut und langsam: „Sie, meine Hund' haben schon gegessen. Wissen Sie, Rupert, wer das gesagt hat?" „Nein", erwiderte er betroffen. „Ein Feldmarschalleutnant zu einem Leutnant, der das Fleisch just so geschnitten hat wie — ich."

Er wußte nicht, was antworten, er wußte auch nicht, was tun. Auf einen Wink Lores redete ihn die französische Lehrerin — auch eine der weißen Sklavinnen meiner Tochter — in ihrer Sprache an. Und er ging ganz naiv in die Falle und gab ein Französisch zum besten, das entsetzlich war. Selbst Maud hatte Mühe, ihren Ernst zu bewahren. Und Lore traf sogleich Ruperts Ton und wiederholte die Ungeheuerlichkeiten, die er sagte, und hob jeden unliebsamen Doppelsinn hervor, ohne eine Miene zu verziehen, indes die Französin sich vor unterdrücktem Lachen wand.

Er begriff endlich, daß man ihn zum besten hatte, und in ihm kochte der Zorn. Zehn Jahre lang heiß nach einem ehrenvollen Ziel gestrebt, es erreicht haben und dort ein junges Ding finden, das einen auslacht, weil man nicht so ißt und nicht so

spricht, wie es in dem Kreise des jungen Dings üblich ist, das brächte wohl den Ruhigsten aus dem Geleise. Wie denn nicht diesen nur halb geleckten Bären? Ich konnte kaum den Augenblick erwarten, in dem Maud die Tafel aufhob, winkte Lore heran und befahl ihr leise, auf ihr Zimmer zu gehen und dort den Rest des Tages zu bleiben. Sie wandte sich an Rupert und erwiderte laut: „Sehen Sie, Herr Leutnant, ich bekomme Zimmerarrest, weil ich Sie geneckt habe bei Tische. Mein Vater diktiert mir noch Strafen wie einem kleinen Mädchen."

Mit unbefangener, höchst drolliger Überlegenheit ging sie auf ihn zu, reichte ihm beide Hände und sprach: „Bitten Sie mich wenigstens für morgen los, und nichts für ungut, Spielkamerad."

Er faßte ihre Hände und drückte sie, daß sie sich auf die Lippen biß vor Schmerz. Als er das sah, stieg ihm die heiße Röte der Bestürzung ins Gesicht. Er zitterte; er hätte sich vor ihr auf den Boden niederwerfen mögen, wie ehemals. Er war noch der selbe, leidenschaftlich und unfähig der Selbstbeherrschung und der Verstellung.

Erbliche Belastung? — Possen! Seine Mutter die langmütige Unterwürfigkeit selbst. Wenn es keine „Herrschaften" mehr geben wird, solche Leute werden sich welche aus einem Bund Stroh zusammenflechten. Sein Vater ein tabakschnupfender, fischblütiger Pedant, den nichts aus seinem Gleichmut brachte, der sich weder freuen noch ärgern konnte.

Und dann wieder: Es gibt keine erbliche Belastung? — Possen! Edith wiederholte sich in jedem Blutstropfen ihres Kindes. Lores Fehler waren die Fehler ihrer Mutter, nur zur Potenz erhoben ... Die Falschheit zum Beispiel. Das wenige Gute freilich fehlte. Lore war einer großen Liebe unfähig. Bei ihr schlich sich überall Berechnung ein. Wie sie so geworden? Nein, nicht geworden, sie war so geboren, hat sich ihren innersten

Gesetzen gemäß entfaltet, wie es in ihrer urkräftigen Natur ag allen äußeren Einwirkungen zum Trotze. —

Rupert war nicht geheilt von seiner Anbetung für sie, und sie sorgte dafür, daß er's auch nicht wurde. An diesem Menschen hat sie ihre ersten Studien gemacht in der Kunst, sich andere zu unterwerfen. Es war ein erster Waffengang mit einem schwachen Gegner.

Nach acht Tagen blieb mir nichts übrig, als der armen Johanna zu sagen: „Ihr Sohn muß fort." Sie weinte bitterlich, aber sie gab es zu, tadelte nur ihn. „Warum ist er auch so ein Narr! Was bildet er sich ein, der Narr!"

Der Unglückliche schrieb an Lore, und sie brachte mir den Brief ... lachend, wie nur sie lachen konnte. Du warst entsetzt, daß sie lachte, und ihr Lachen gefiel dir doch.

„Eine Erklärung in Militärgeschäftsstil," sagte sie, und wirklich war's ein wunderliches Schriftstück. So blutjunge, heiße, ehrliche, geschmacklos ausgedrückte Leidenschaft, sie brannte manchmal lichterloh durch das Phrasengedrechsel hindurch.

Sie hatten Abschied genommen und er hatte sie geküßt. Sie gab das zu mit der größten Unbefangenheit. „Er ist ja der Sohn meiner Johanna, und ich bin noch ein kleines Mädchen; als ein solches wenigstens werd' ich behandelt." Der Kuß des „kleinen Mädchens" hatte ihn toll gemacht. Er fühlte sich gefeit, geweiht, es gab nichts Unerreichbares für ihn. Ein Eroberer, ein zweiter Napoleon wollte er werden, und Lore dann zu sich erheben.

Und sie lachte und sagte verächtlich: „Der dumme, dumme Rupert, und wie frech er ist." Sie begriff völlig, daß er um seiner Dummheit und Frechheit willen noch werde viel leiden müssen, und fand, es geschehe ihm recht.

Die Menschen hinter sich herschleifen, am Leitseil eines Verlangens und einer Sehnsucht, die man nie zu stillen gedenkt, mißhandeln, quälen und dafür vergöttert werden und unumschränkt herrschen über alle — so dachte sie sich ihre Zukunft.

Und so schien sie sich auch gestalten zu wollen. Um diese Zeit war's, wenn ich nicht irre, daß Mauds verändertes Benehmen gegen mich mir zuerst auffiel. Sie vermied mit mir allein zu sein, sie wurde noch zurückhaltender und kühler, als es ohnehin in ihrer Art lag. In ihrer Art, nicht in ihrem Wesen. Sie fühlte tief und warm und treu. Sie sprach wenig, aber sie tat viel, sie bedauerte nicht, aber sie half. Daß sie frömmer wurde von Jahr zu Jahr, das ist die einzige Veränderung, die ich an ihr wahrgenommen habe im Laufe der Zeit. Auch ihr Äußeres veränderte sich wenig. Sie alterte, aber sie gehörte zu den seltenen Ausnahmen unter den Frauen, die auch im Alter schön bleiben.

Es war schon öfters vorgekommen, daß Lore, wenn sie mich im Salon Mauds wußte, eintrat, irgend eine Frage stellte und regelmäßig hinzufügte: „Ich gehe gleich wieder, ich will nicht stören."

Dabei richtete sie einen Blick auf Maud, unter dem diese regelmäßig errötete.

Einmal rief ich Lore auf mein Zimmer und stellte sie zur Rede. Sie hatte ihre Antwort so bereit, daß mir schien, sie habe nur gewartet auf die Gelegenheit, sie anzubringen.

„Die Tante," sagte sie, „hat mir Vorwürfe gemacht wegen meiner Gefallsucht. Das hätte sie sich schenken können. Ich will der Welt, die mir gefällt, gefallen. Ich bin ihr Kind, ein Weltkind, keine Fromme. Ich bin auch keine Heuchlerin, wie die fromme Tante Maud."

„Wie Tante Maud?"

„Die Eifersucht auf sie hat meine Mutter aus dem Hause getrieben. Meine Mutter hat ihr nicht einmal auf dem Sterbebett verziehen . . ."

„Lore!" schrie ich sie an.

Mit Entsetzen, mit Verzweiflung blickte ich in den Abgrund von Schlechtigkeit in dieser jungen Seele. Worte fand ich nicht. Sie feierte einen abscheulichen Triumph.

„Tante Maud ist von jeher in dich verliebt gewesen!“ fuhr sie fort, nachlässig, als ob sie von den gleichgültigsten Dingen spräche. „Alle Leute wissen es.“

Ich hatte schon die Hand gegen sie erhoben; ich hätte sie zerschmettern können, ja — mögen ... Ich nahm mich zusammen, wie so oft! wie immer! und wies ihr stumm die Tür.

Vieles wurde mir jetzt erklärt, das mir früher flüchtig aufgefallen war, ohne mich weiter zu beschäftigen. Allerlei Fragen, Anspielungen. Und wer hatte die Gerüchte, die Mauds Frauenehre befleckten, in Umlauf gesetzt? Das Kind — ich zweifelte keinen Augenblick daran — das Kind, das ihr so viel verdankte.

Damals hatte Maud unter einem schlecht gewählten Vorwand — sie verstand sich nicht aufs Lügen — mich verlassen wollen. Ich sprach offenherzig mit ihr und bestimmte sie, auf dem Posten zu bleiben, den sie selbst erwählt hatte. „Man muß die Verleumdung niederleben“, sagt ein englisches Sprichwort.

Sie hat treu bei mir ausgeharrt, meine edle Schwester Maud.

Mein Schwager und Ethel wohnten auf dem Gute meiner verstorbenen Schwiegereltern, und nach wie vor wurde dort Gastfreundschaft im großen Stile geübt. An Umgang das Beste zu haben, was es gibt, war das Ehepaar immer bestrebt und verstand es vortrefflich, Angehörige der verschiedensten Stände, Berühmheiten und Kapazitäten aller Art um sich zu versammeln und jeden auf den Platz zu stellen, auf dem er sich am behaglichsten fühlte, sich am besten ausnahm, und von dem aus er die anderen im besten Lichte sah.

Sie scherzten selbst über ihre „Löwenjägerei“. Ich sehe noch, wie fröhlich und stolz uns Ethel eines Nachmittags entgegenkam und uns mit den Worten begrüßte: „Ein großer Fang ist uns gelungen. Werner Klar ist da und bleibt einige Wochen bei uns.“

Du kennst den Mann, dessen wahren Namen zu nennen mir widerstrebt. Er hat einen Weltruhm errungen. Damals begannen die Sehenden unter seinen Freunden und Feinden schon

zu ahnen, daß er ihn erringen werde. In jeder Hinsicht ein Auserwählter und Begnadeter, hat er die Not des Lebens nie gekannt. Er ist auf Händen getragen worden von seiner hochgebildeten und wohlhabenden Familie. Er ist nicht durch die Schulen gegangen, er ist im Triumph durch die Schulen gezogen und hat nebenbei immer etwas „ernstlich" getrieben. Musik zum Beispiel oder Malerei oder alle Arten von Sport. Daß auch in dieses glanzvolle Leben ein schwerer Schatten von Schmerz und Schuld fiel, dafür hat Lore gesorgt, und er hat ihr ein Denkmal gesetzt, das sie und — freilich auch ihn verherrlicht. Der große Philologe hat ein kleines Epos geschrieben, in dem die Tote im verklärten Bilde weiterlebt.

Heute noch wird jede Frau, wenn sie nicht ganz schwachen Geistes ist, stolzer darauf sein, seine Aufmerksamkeit zu wecken, als die eines ganzen Zimmers voll Modeherren. Er ist heute noch ein Urbild männlicher Schönheit, und noch machen Maler und Bildhauer Jagd auf ihn. Zu jener Zeit lag auf seinen feinen, von Geist durchleuchteten Zügen der ganze Schmelz der Jugend ...

Er war keine sinnliche Natur; die Frauen hatten bisher in seinem Leben nur Nebenrollen gespielt. Er liebte den Umgang mit ihnen, ließ sich ihre Schmeicheleien und Huldigungen gern gefallen. Einfluß nahmen sie auf ihn nicht.

Er war ein entzückender, selbst die Stumpfsinnigen hinreißender Gesellschafter. Es verstand sich von selbst, daß er nur in einen Kreis zu treten brauchte, um sogleich sein Mittelpunkt zu werden. Dabei war er durchaus nicht liebenswürdig. Liebenswürdigkeit bedingt eine gewisse Unterordnung dem Wert, der Stellung, der Ansicht anderer gegenüber. Unterordnung jedoch kannte er nicht. Er fühlte sich hoch erhaben über allen Anwesenden und dachte nicht daran, es zu verbergen, und weder Männer noch Frauen fühlten sich dadurch gedemütigt, alle bewunderten und liebten ihn.

Als Lore und er einander zum ersten Mal entgegentraten und mit befremdeten Blicken maßen, das war merkwürdig.

„Also diesen langen Gelehrten da zu haben, soll Ehre sein und Glück?"

„Also diesem kleinen Mädchen soll man nicht ungestraft in die Augen sehen können?"

Lore ist aus dem Leben gegangen, ohne eine noch so flüchtige Regung des Gefühls gekannt zu haben, das den Menschen am höchsten adelt — der Verehrung.

Das Genie Werner Klars, die großen Gedanken, die er aussprach, imponierten ihr nicht; was sie bezwang, das war seine Schönheit, sein Witz, seine Geschicklichkeit. Beim Fechten, beim Pistolen- und Bogenschießen, beim Wettrudern auf dem Teiche war er der Sieger, immer er. Und daran hatte er eine kindische Freude, erwartete Komplimente und forderte sie heraus. Er hielt sich für einen guten Reiter — aber mit Unrecht, in dieser Kunst hatte er's nicht weit gebracht. Lore machte ihm eine spöttische Bemerkung darüber, und nun mußte mein Schwager ihn täglich auf der Reitschule vornehmen und abrichten wie einen Rekruten. Diesen Menschen!

Ethel ärgerte sich darüber: „Er ist nur unter der Bedingung gekommen, daß ihm nicht der geringste Zwang auferlegt werde in der Verwendung seiner Zeit, und jetzt verliert er alle Vormittage ein paar Stunden, um es im Reiten doch nicht weiter zu bringen, als das gewöhnlichste Offizierlein."

Was mir an Werner Klar immer gefallen hat, war, daß sein eigenes Interesse geweckt wurde, sobald er bei jemand anderem ein Interesse für etwas Ernstes fand, mochte es sich nun um das ABC einer Wissenschaft oder um ihre schwierigsten Probleme handeln. Er war schon sehr verliebt in Lore, und sie war's noch mehr in ihn, als er einmal während eines ganzen Abends mit einer alten gelehrten Philosophin von der Weltentstehungslehre, ich weiß nicht mehr welches griechischen Denkers, gesprochen hat.

Er schien sich der Anwesenheit Lores erst zu erinnern, als wir uns verabschiedeten.

Im Wagen sagte sie dann: „Dieser Werner Klar ist der größte Geck. Ich hasse ihn." Du liebst ihn, dachte ich und segnete diese Liebe und hoffte, hoffte auf sie.

Standesvorurteil? Plunder für einen in meiner Lage. Nur keine Verantwortung mehr haben, nur erlöst sein. Ich erwartete jeden Tag, daß er kommen und sich erklären würde, aber er kam nicht und liebte sie doch und wurde wiedergeliebt. Er verriet sich manchmal durch ein rasches, unwillkürliches Aufglühen in seinen Augen, durch die selig triumphierende Art, in der er sie ansah. Sie verriet sich nie; sie war auch nie schöner, nie umworbener, als in dieser Zeit. Über ihr Wesen waren alle Zauber der Anmut und Holdheit ergossen, sie schwelgte in Freude an sich selbst ... Wer hat damals nicht gerungen um ihre Gunst? wer von allen, die Aufnahme fanden im gastfreien Hause meines Schwagers? Sie entmutigte keinen, sie ließ jeden einen Schimmer von Hoffnung, bis er sie aussprach. Dann war er gerichtet und konnte seiner Wege gehen, leichter oder schwerer verwundet. Nicht alle sind genesen. Da war einer, der einzige Sohn armer Eltern, ihr ganzes Glück, ihre ganze Hoffnung — — — genug! Unheil und Schuld bezeichnen den Weg, den Lore gegangen ist in ihrem kurzen Leben.

Auf einmal hieß es: Werner Klar unternimmt eine wissenschaftliche Reise nach Indien, und es ist so gut, als wäre er schon fort, man sieht ihn nicht mehr. Seine Wirte haben ihm einen Pavillon am Ende des Parks eingeräumt, und er kommt nicht einmal zu den Mahlzeiten ins Schloß, treibt vorbereitende Studien zu seiner Gelehrtenfahrt.

Eines Tages kommt Fürst Emil Nordhausen, ganz bewegt, ganz ergriffen, der ruhige Mensch, und wirbt um die Hand Lores und hat ihr Jawort.

Du kennst auch den, du weißt von dem jahrelangen Ver-

hältnis, in dem er zu einer liebenswürdigen Frau gestanden hat. Wenn der Ehebruch sich entschuldigen läßt, in dem Falle war er entschuldigt. Sie schmählich verlassen, er frei. Ihren, nach menschlichen Gesetzen unrechtmäßigen, Bund hat die Treue geheiligt. Nach dem Tode noch hat er sie der Vielgeliebten bewahrt — bis sein Unstern ihn Lore begegnen ließ.

Also, wie gesagt, er kommt, der ernste, besonnene Mensch kommt glückstrahlend, und wirbt bei mir um meine Tochter; mit ihrer Zustimmung wirbt er. Das war kurz nachdem Werner Klar sein Einsiedlerleben angetreten hatte.

„Mit ihrer Zustimmung?" fragte ich, und wie er mein Staunen und Zögern sah, wurde sein ehrliches Gesicht rot bis an die Haarwurzeln. „Was hast du dagegen? findest du mich zu alt für sie? Ich bin jünger als mancher Junge", und er richtete seine Hünengestalt stolz auf. „Es fällt mir nicht ein, zu glauben, daß sie in mich verliebt ist. Liebe fordere ich nicht. Ihre Sympathie und ihr Vertrauen schenkt sie mir."

So dumm sind wir. Liebe nicht fordern. Damit glauben wir etwas Großmütiges und Uneigennütziges zu tun. Was du nicht „forderst", fordert des Weibes innerste Natur.

Ich ärgerte mich und war doch gerührt — von dem Ausdruck seiner Augen. Große Hunde von edler Rasse sehen einen manchmal an, unaussprechlich traurig, ergreifend vorwurfsvoll. Jeder Hundefreund kennt den Blick. Schau nur recht, du findest ihn manchmal bei ganz guten, ehrlichen Menschen.

„Nein, lieber Freund, du bist nicht zu alt, und sie ist noch sehr jung", gab ich ihm zur Antwort, „und deshalb habt ihr Zeit zu warten. Man heiratet nicht Hals über Kopf, man lernt einander kennen. Du kennst Lore nicht."

Er sie nicht kennen! Da kam ich ihm recht! Er wollte Lore besser kennen als irgend jemand, besser jedenfalls als alle, die ihr zu Füßen lagen. Von denen ließ sie sich huldigen, ja, das tat sie. Ihr Vertrauen besaß er allein. Er wußte alles von ihr,

auch von ihrer Schwärmerei für Werner Klar. Von dem war sie geblendet gewesen beim ersten Anblick. Er wäre ihr auch gefährlich geworden, wenn er's dabei gelassen hätte, bei dem einmaligen Blenden. Das aber genügte seiner Eitelkeit nicht, und in einem Zustande immerwährenden Geblendetseins leben, hielt Lore für ein zweifelhaftes Glück.

„Ich bin ihrer sicher!" rief er aus. „Eine erste Schwärmerei hat nichts zu bedeuten. Welcher noch so heißgeliebte Mann darf sich rühmen, der erste zu sein, für den seine Frau geschwärmt hat? Und wenn er sie aus der Kinderstube wegheiratet, mit irgend einem Prince charmant ist ihre Phantasie schon beschäftigt gewesen, mag er ihr nun in Gestalt eines Unerreichbaren erschienen sein, der sein Viergespann an ihrem Fenster vorbeikutschiert, oder in der ihres Klavierlehrers."

Er geriet immer mehr in Eifer, und ich hörte ihm zu und bewunderte — den Verstand meiner Tochter. Sie redete aus ihm; er sah und dachte, wie sie wollte, daß er sehe und denke. Nein, es gibt nichts Schwächeres, nichts Blinderes, als einen stark verliebten starken Mann.

Natürlich blieb ich dabei: „Du bekommst keine Antwort, bevor ich mit Lore gesprochen habe." Damit mußte er sich bescheiden.

Er einmal fort, und ich ließ sie rufen. „Um alles in der Welt", sagte ich ihr, „du liebst nicht ihn, du liebst Werner Klar." — Ich höre ihre Antwort noch, ich sehe noch ihre spöttische, unendlich kühle Miene.

„Würdest du mich dem geben? Du hast hochfliegende Pläne mit mir, das muß man dir lassen. ‚Frau Doktor Klar? Nein, ich danke."

„Du liebst ihn also nicht, und er liebt dich nicht?"

„Ich glaube kaum."

Sie war damals schon seine Geliebte und sagte: „Ich glaube kaum. Heiraten würde er mich auf keinen Fall; was sollte er mit einer Frau, wie ich bin, anfangen? Er braucht eine hübsche

Wirtschafterin, die aufgeht in der Sorge um sein leibliches Wohl und keine Ansprüche an ihn stellt. Also wisse: ich habe mich für Werner Klar interessiert, werde mich immer freuen, ihn kennen gelernt zu haben, weiter nichts. Jetzt ist er untergegangen in seinen Studien, und ich heirate Nordhausen, bin ihm gut und will ihn glücklich machen."

So sprach meine superkluge Tochter. Was hätte ich für ein paar jugendlich-törichte Worte des neunzehnjährigen Kindes gegeben!

Ich habe Nordhausen eine ebenso treue Schilderung ihres Charakters gemacht wie dir, nichts verhehlt, nichts beschönigt. Die Folge davon war, daß er gegen mich zurückhaltend und mißtrauisch wurde, und daß seine Liebe zu dem armen, von ihrem eigenen Vater verkannten Kinde durch heißes Mitleid verstärkt wurde.

Sie verlobten sich. Die Schwester Emils und sein Schwager kamen aus Bayern mit ihrer zahlreichen Familie, und die Familie der Familie folgte nach. Alle vergötterten Nordhausen, er war ihre Stütze, ihre Vorsehung. Sie fanden ihn verwandelt, verjüngt durch das Glück und hüllten Lore, die das Wunder vollbracht hatte, in Weihrauchwolken. Sie schmeichelte sich bei jedem ein und verspottete ihn hinterrücks mit ihrer Französin. Maud machte ihr Vorstellungen darüber; da sprach sie: „Ach was! Sie sollen nur um mich herumhüpfen; wenn ich einmal Fürstin Nordhausen bin, wird einer nach dem andern fliegen lernen — zur Tür hinaus."

Die Brautzeit sollte nur sechs Wochen dauern. Wir waren im Spätsommer, und Emil hing das Herz daran, seine junge Frau noch vor dem Blätterfall in ihr zukünftiges schönes Daheim einzuführen. Er wünschte, daß sie es kennen lerne und sehe, daß sich's dort leben lasse. Sobald der Herbst anrücken würde, wollten Sie nach dem Orient reisen.

Mein Schwager und Nordhausen betrieben eifrig alle ge-

schäftlichen Angelegenheiten, Maud und die Schwester Emils hatten vollauf mit Anordnungen im Hause zu tun. Ethel und mir blieb die Sorge für die Unterhaltung unsrer Gäste überlassen. Ich bin dieser hausherrlichen Verpflichtung schlecht genug nachgekommen. Das lustige Treiben der jungen, die Gespräche der alten Leute waren mir gleichgültig und lästig. Es gab nur eine wichtige Sache für mich: meine Tochter beobachten und — eine unbestimmte, aber namenlose Angst trieb mich dazu — sie überwachen.

Ich muß mich hüten, zu überlesen, was ich da geschrieben habe, sonst vergeht mir der Mut, fortzufahren.

Vor zwei Tagen legte ich die Feder weg; heute will ich sie zum ersten Mal wieder aufnehmen. Du wirst vielleicht nicht weniger Mühe haben zu lesen, als ich Mühe habe zu schreiben. Verliere trotzdem nicht die Geduld; ergänze die Lücken in meiner Erzählung, entschuldige die Wiederholungen, berichtige die Widersprüche, suche dich zurecht zu finden, wenn ich verworren werde.

Lore schien nicht nur glücklich, sie war's. Ihr Wille geschah, es ging alles nach ihrem Kopfe. Sich vor den Augen der Welt im Glanze des Ranges und des Reichtums zeigen, jeden Vorteil in Anspruch nehmen, den sie bieten können, und im geheimen die verbotene Frucht genießen und dabei der Narren und Toren spotten, die einen ehren und bewundern, ist genug für den Anfang.

Wie sie Werner Klar dazu gebracht haben mag, sich da, wo er Herr sein konnte, zu der Rolle des Günstlings zu erniedrigen? Oder war's, wie sie sagte, wollte er sie nicht zur Frau nehmen? Er ist wohl zu stolz, um eine Braut aus der sogenannten Gesellschaft heimzuführen, aber nicht zu stolz, um sich zum gemeinen Diebe zu machen und das Eigentum eines andern zu stehlen ...

Werner Klar zeigte sich wieder in unsrem Kreise und wieder

bereit, sich von den Frauen anschmachten zu lassen, was sie redlich besorgten. Glänzend, geistsprühend, von sonniger Heiterkeit, mit einem Worte, der selbe in den Augen aller, nur nicht in denen Ethels und den meinen. „Menschen wie der und Lore sind nie ganz zu durchschauen", sagte meine Schwägerin. Sie meinte, Lore hätte die Wahl gehabt zwischen Nordhausen und ihm, und war nun überzeugt, daß er das äußerste tat, um zu verbergen, wie schwer die erlittene Zurücksetzung ihn traf. Ihm kann ein Weib nicht weh tun und überhaupt niemand, er ist der unverwundbare Herrgott, er steht zu hoch, als daß eine Kränkung ihn erreichen könnte. „Das trägt er zur Schau," meinte Ethel, „was in ihm vorgeht, werden wir nie erfahren."

Sie behielt recht; Werner Klar gehörte zu denen, die nach der Verlobung am wärmsten und herzlichsten Glück wünschten.

Kurz vor dem Vermählungstage kam noch ein moralisch bis an die Zähne Gerüsteter: Rupert. Er wollte seine ehemalige Spielgefährtin zum letzten Mal im Vaterhause begrüßen und sich vorstellen als gereiften, von einer Jugendtorheit geheilten Mann. Im überfüllten Schlosse konnte er nicht aufgenommen werden und war bei seinem Freunde, dem Oberförster, abgestiegen für einen Tag, hieß es.

Er brachte seine Gratulation in guter, natürlicher Haltung vor und empfahl sich.

Das war am Montag. Samstag sollte die Trauung stattfinden. Zwei Tage vorher hatte Emil noch eine Besprechung mit dem Notar und fuhr nach Tische in die zwei Stunden weit entfernte Stadt. Wir alle begleiteten ihn zu seinem Wagen. Er küßte zärtlich die Hände seiner Braut und sagte: „Auf morgen", und als er schon auf dem Kutscherbocke saß und die Zügel in die Hand nahm, kam sie noch heran und reichte ihm eine schöne Rosenknospe. Glückverklärt steckte er sie ins Knopfloch und fuhr davon. Seine Schwester nahm Lore in ihre Arme und küßte und herzte sie.

Ethel und alle anderen gingen zu den Spielplätzen im Garten.

Ich begab mich auf mein Zimmer. Ich dachte: vielleicht sucht Lore mich auf. Es bleiben ihr nur wenige Stunden zur freien Verfügung; vielleicht will sie eine davon bei mir zubringen vor der langen Trennung, die uns bevorsteht. Ich wartete und wartete — sie kam nicht. So gab ich denn Befehl, mein Pferd zu satteln. Ein tüchtiger Ritt in solcher Stimmung, wie die meine war, hat sein Gutes.

Dann ging ich aber doch, sie auf ihrem Zimmer zu suchen. Es war leer. Nun stieg ich die Treppe hinunter und ging zu Johanna. Die wußte Bescheid. „Vor einer kleinen Weile ist sie dagewesen und jetzt mit Creschi" — das war ihr Stubenmädchen — „zum Heger gegangen, Abschied nehmen von ihren kleinen Hunden."

Für diese kleinen Hunde hat sie merkwürdig viel Interesse gehabt, so viel, daß mich's mißtrauisch machte, und daß ich ihr schon mehrmals zum Heger nachgegangen war. Sie erriet meinen unausgesprochenen Verdacht und war auf ihrer Hut und war unendlich viel schlauer als ich.

Mein Befehl war mißverstanden worden, statt des Jagdpferdes führten sie mir ein Pony vor, und zugleich kam mein Jäger mit dem Stutzen und der Jagdtasche. Ich hatte nicht beabsichtigt, „auf den Bock" zu reiten, aber gut. Ich tue, was ich in letzter Zeit oft getan habe, passe den Gesellen ab, nehme in aufs Korn, wir sehen einander an, und ich denke: Geh deiner Wege, genieß noch eine Weile dein bißchen Leben. Ich ritt dem Walde zu und hatte ihn kaum erreicht, als mir Creschi entgegenstürzte mit zerrissenen Kleidern, zerzausten Haaren, ganz außer sich, „Ach, Herr, Sie, Sie, Gott sei Dank, Sie! Er hat mich gewürgt; ich hab ihm sagen müssen, wohin sie geht. Ins Waldhaus, Herr, vom Heger aus, durch den Buchenwald. Und er, ich bin's gewiß, Herr, versteckt sich bei den Erlen; jagen Sie zu den Erlen, Herr, Sie kommen noch zurecht, retten Sie ..."

„Wer hat Sie gewürgt? Wer versteckt sich?"

„Rupert — der sie erschießen will ..."

Sie sprudelte alles heraus. Lore war Werner Klars Geliebte, und Creschi — im Hause erzogen, bisher immer brav und treu, war ihre Helfershelferin. Wo Lores Einfluß waltete, da entsprang ein Quell des Bösen. Die Zusammenkünfte hatten stattgefunden da und dort, und Rupert mußte dahinter gekommen sein. Er hatte die Gegend nicht verlassen, verbarg sich beim Förster, lauerte ihr auf. Gestern war er ihr in den Weg getreten und hatte sie bedroht. Vor dem Bräutigam streiche er die Segel, vor dem Geliebten nicht. Sie beschwichtigte ihn, sie verstand das, und er versprach zu schweigen unter einer Bedingung. Da lachte sie ihm ins Gesicht. Creschi fürchtete Rupert und hatte Lore beschworen, nicht zur Waldhütte zu gehen, aber die Antwort erhalten: „Weißt du nicht, daß ich den Rupert in der Tasche habe? In einer Stunde bin ich zu Hause. Geh voraus. Wenn sie nach mir fragen, sag nur, daß ich dir langsam nachkomme."

Das Mädchen ließ die Zügel meines Pferdes los, die sie gefaßt hatte. „Herrgott, jetzt will ich ihr entgegen, sie zu warnen, und gottlob! treffe Sie, Herr. Reiten Sie zu den Erlen, Sie kommen noch zurecht." Sie wandte sich und rannte in den Wald, dem Hegerhause zu.

Du mußt wissen, die Laubhütte steht auf einer Anhöhe unter dichten Bäumen. Bei den Erlen trennt sich ein schmaler Pfad, der zu ihr hinaufführt, vom ebenen Waldwege. Wenn Lore aus dem Hegerhause kommt, schneidet sie die Ecke ab, geht schräg unter Buchen, die ziemlich schütter stehen, auf die Erlen zu, dem Mörder gerade in den Schuß. Creschi hat sich das alles ganz richtig ausgedacht; einen besseren Stand auf das Wild, dem er auflauert, konnte der Mörder nicht finden. Ich habe nichts im Kopfe als: vorwärts! Der Waldboden ist weich und elastisch, der Hufschlag meines kleinen Gauls unhörbar. In der Nähe der Erlen steigst du vom Pferde, denke ich, schleichst ihn an und springst ihm an den Hals.

Nur zu, nur zu! Und da seh ich schon die Erlen ihre zarten Wipfel im Winde wiegen.

Du mußt mir alles glauben, was ich sterbender Mann dir sage, so unwahrscheinlich es auch herauskommt, weil ich zur Mitteilung der Gedanken, die ich in einer Sekunde gedacht habe, eine Minute brauche. Wie ich die Erlen erblicke, besinne ich mich, daß Lore als kleines Kind dort immer Verstecken gespielt hat. „Wo ist sie hingekommen?" — „Fort auf Nimmerwiedersehen", mußte man fragen und antworten, bis ein köstlich nachgeahmter Wachtelschlag sich im Busche hören ließ. Nun galt's staunen: „Eine zahme Wachtel! Sie hört uns und fliegt nicht davon." — Da trat sie hervor und weidete sich an unserer Überraschung; ihre Augen leuchteten — leuchteten mir Seligkeit ins Herz. Sie war so unsagbar lieblich und so entzückend dumm.

Nein, es ist unmöglich: den Mann, der ihr seine Ehre, sein Lebensglück anvertraut, im voraus betrügen kann sie nicht. Sie ist das Kind ihrer Mutter, aber auch das meine. Hat sie nicht gesagt: „Ich bin ihm gut und will ihn glücklich machen?" ... Wie sie ihm eben erst die Rosenknospe in den Wagen hinaufgereicht hat und zu sagen schien: das bin ich und bringe mich dir dar ...

Nein, nein, nein! es ist unmöglich. Die Todesangst, die mich quält, ist krankhaft, die Begegnung mit Ereschi ein Traum; ich bin im Fieber, Wahnvorstellungen narren mich. Ich stieg ab, band das Pferd an einen Baum, schlich vorwärts und horchte in die regungslose Stille hinein. Ein dürres Blatt fällt von einem Ast zur Erde, ich wende den Kopf und — meine Haare sträuben sich. Nicht viele Menschen haben empfunden, was ich in diesem Augenblick, sonst müßte es mehr Verrückte geben.

Unter den Buchen kommt eine schlanke Gestalt leichten, raschen Ganges einher. Ihr mattweißes Kleid, die weißlich grauen Stämme sind kaum voneinander zu unterscheiden. Ich

aber habe Jägeraugen, ich meine auf dem Gesicht der Nahenden helle Freude schimmern zu sehen... Einmal wieder betrüg ich euch alle. Was ihren Schritt beflügelt, ist ein sieghaftes Glücksgefühl.

Ich wollte aufschreien: „Zurück!", aber das Wort starb mir im Munde. Alle Pein der Vergangenheit und Gegenwart, alle Schauder vor der Zukunft ballten sich in eine Anklage zusammen. Sie lebt zum Unheil eines jeden, der ihr naht, ist das Schädliche; fort mit dem Schädlichen aus der Welt. Das Schicksal walte! Laß es geschehn!

Das ging wie ein Blitz durch meinen Kopf. Im nächsten Augenblick aber stürze ich vor, sie mit meinem Leibe zu decken. Ein Schuß fällt. Kommt nicht von den Erlen her, streift mich. Ich juble: „Gefehlt!" und bin bei ihr.

Sie liegt auf dem grünen Waldesgrund. Ein Blick genügt. Den Schatten, der sich über ihr Angesicht breitet, den wirft der Tod. Mein armes, vielgeliebtes, mein verlorenes Kind!

Ich kniee nieder, ich bette ihren Kopf an meinem Herzen. „Einen Gedanken an den Allbarmherzigen, Lore — einen Gedanken der Reue! — du stirbst."

„Ich sterbe?" Ein furchtbares Entsetzen malte sich in ihren Zügen. Ihre Lippen verzogen sich wie die eines Kindes, das in Weinen ausbrechen wird. Sie sah meine Verzweiflung, hörte mein Beschwören und bezwang sich noch und blieb sich treu bis zuletzt! Ihr Blick richtete sich mit unerbittlichem Trotze auf mich, und sie flüsterte:

„Ich sterbe — auch gut."

Eine seltsame Fügung. An ihrem Todestage hat Lore nur eine Gedankensünde begangen. Werner Klar war zu dem Stelldichein, das ihr das Leben kostete, nicht gekommen. Einige Wochen später fand Maud, in der Laubhütte versteckt, einen Brief von ihm.

„Lore, ich komme nicht. Ich liebe dich mehr, als wir beide

ahnten; wenn ich dich heute in meine Arme nehme, gebe ich dich lebend nicht mehr frei. Du warst schon mehr als einmal, wenn du dich von mir losrissest, dem Tode sehr nahe. Leb wohl; ich sage nicht: Auf Wiedersehen, denn ich will nicht teilen, ich will aufhören, dich zu lieben. Leb wohl, Lore. Du hast mich glücklicher gemacht, als ich glaubte durch ein Weib werden zu können."

Das Gehirn könnt' man sich zuschanden denken und fände keine Antwort auf die Frage: Wie war's möglich, daß ich gezögert habe, ihr zu Hilfe zu eilen?

Lieber Freund, ich will dir ein Geheimnis anvertrauen: es braucht nicht alles möglich zu sein, was geschieht. Kein Logiker wird das gelten lassen, und es ist doch so.

Eine Erklärung dafür, wie ich zögern konnte, werde ich nie finden. Die Erinnerung hätte mir nicht kommen dürfen. Die Erinnerung an die holde Kinderzeit Lores, der plötzliche Anblick dieses Geschöpfes auf dem Wege zum schändlichsten Verrat... Das war's. Und es war gut, sollte mich nicht reuen. Wir sind der Schmach entgangen, die sie über sich und uns gebracht hätte. Die wenigen Wissenden schweigen, die übrigen erzählen einander die traurige Geschichte von ihrem Jugendgespielen, dem armen Rupert, der im Irrenhause starb. Er hatte den Verstand verloren aus Liebe zu der Unerreichbaren und sie am Vorabend ihrer Vermählung erschossen.

Nordhausen betrauerte sie lange, nahm dann eine schöne, brave Frau und lebte glücklich. Welche Zukunft hätte ihn an Lores Seite erwartet? Und ihre Kinder — wie viel Unheil hätten die über die Welt bringen können? — können... Da stehen wir wieder vor einem Fragezeichen. Vielleicht auch Heil. Unzählige Beispiele im Leben und in der Geschichte beweisen... aber freilich — was sind Beweise?..."

Die Erzählung bricht hier ab. Was folgt, ist ein mit ver-

zweiflungsvoller Leidenschaft geführtes Plaidoyer für die Todesstrafe. Es ruft auf zum Vernichtungskampf gegen das Böse, und der feurige Haß, der aus ihm flammt, hat etwas Hinreißendes.

In diesem Haß hat der Mann Rettung vor dem Zweifel gesucht, der ihn mit wachsender Qual bedrängt haben mag, während er seine traurige Geschichte niederschrieb.

Als sein Freund sie gelesen hatte, eilte er zu ihm, fand ihn aber nicht mehr am Leben.

Die Totenwacht

Es war am Ende eines kleinen Dorfes im Marchfeld, das letzte, das ärmlichste Haus. Seine niedrigen Lehmmauern schienen jeden Augenblick aus Scham über ihre Blöße und all ihre zutage gekommenen Gebrechen in sich zusammen sinken zu wollen. Das schiefe Strohdach bot nur noch einen sehr mangelhaften Schutz gegen Hitze und Kälte, Sturm und Schnee. Die Eingangstür, die des Schlosses entbehrte, war mit Stricken an den verrosteten Angeln befestigt, klaffte von allen Seiten und hatte längst aufgehört, eine feste Schranke zu bilden zwischen der Straße und dem einzigen Wohnraume der Hütte. Durch eine seiner Fensterluken drang ein schwach flackernder Lichtschein in das Dunkel der Oktobernacht. Er ging von einer Talgkerze aus, die am Fußende eines Sarges brannte. Der Sarg stand noch offen auf einem Schragen mitten in der Stube, und in ihm ruhte die Leiche einer kleinen, alten Frau. Sorgfältig angetan, mit dem Ausdruck seligen Friedens auf dem greisen Gesichte, nahm sie sich fast zierlich aus in ihrem letzten Bette. Ein weißes Tüchlein war um ihren Kopf gewunden und unter dem Kinn zusammengesteckt; die grauen Haare waren glatt gescheitelt, die Hände über der Brust gekreuzt und mit einem Rosenkranz umwickelt.

Die Wacht am Sarge hielt die Tochter der Verstorbenen, ein nach dörflichen Begriffen altes Mädchen. Dreißig Jahre der Entbehrung und der Arbeit wägen schwer; aber sie schien ihre Last nicht zu fühlen. Eine trotzige Leidensfreudigkeit sprach aus ihrem dunklen, noch schönen Gesichte; ihre Gestalt war schlank und geschmeidig geblieben.

Die Arme um die Knie gespannt, saß sie auf einem Bänkchen neben der Toten, legte von Zeit zu Zeit den Kopf auf die Kante des Sarges, schloß die heißen, trockenen Augen und murmelte ein Gebet.

Aus der Ferne drangen zwölf schwache Pfiffe; der Nachtwächter zeigte die Mitternachtsstunde an. Im Stalle des nächsten Nachbars meckerte äußerst kläglich eine junge Ziege, und gleich darauf erhob sich ein lautes Brüllen, setzte tief und gewaltig ein und endete mit einem schrillen, sägenden Laut. Das war die Kuh des andern Nachbars, drüben jenseits der Straße, des Huber Georg, die braune, die er um schweres Geld und doch nicht zu teuer gekauft hatte. Sie lag in frischem Stroh bis über die Ohren und ließ sich's wohl sein. „Die Kuh des Huber Georg hat einen guten Pfühl," dachte das Mädchen und sah über den Sarg hinweg nach der elenden Lagerstätte, auf der ihre Mutter gestorben war.

„Meine arme Mutter," flüsterte sie leise, streichelte die wachsgelbe Wange der Toten und vertiefte sich in die Erinnerung an all das Leid, das in wenig Stunden mit der alten Frau ins Grab versenkt werden sollte. Für immer versenkt. Amen.

Eine letzte, schwerste Trennung noch und dann: Leb wohl, Heimat! Grüß Gott, liebe Fremde, in der es keinen Huber Georg gibt, in der man ihm nie begegnen, in der sein blankes Haus einem nicht entgegenprunken kann und man seine verwöhnte Kuh nicht brüllen zu hören braucht.

Alles war wieder still geworden, nicht ein Lüftchen regte sich; die alte Frau im Sarge lag da, jetzt schon von Grabesruhe umgeben.

Plötzlich wurde das Geräusch einer vorsichtig geöffneten und wieder geschlossenen Tür hörbar, und von der Straße her näherten sich, öfters innehaltend, schwere, zögernde Schritte. Nun hielten sie vor dem Hause an, und im nächsten Augenblick trat Georg Huber über die Schwelle.

Er war groß und breitschulterig und hatte einen kleinen Kopf und ein hübsches Gesicht mit niedriger Stirn und schlanker gerader Nase. Seine blauen, ein wenig vorstehenden Augen schauten unsicher und betroffen drein; trotzdem aber nahm er sich aus recht wie ein Herr in seinen städtischen Kleidern, und seine neuen Stiefel knarrten gar vornahm.

Die Pelzmütze lüftend, grüßte er die Tote, vermied jedoch, sie anzusehen, und brachte ein halb unverständliches: „Wünsch guten Abend, Anna," hervor. Die Zunge schien ihm schwer im Munde zu liegen, seine Oberlippe zuckte unter dem Schnurrbärtchen, seine Rechte schob die Mütze weit zurück ins Genick. „Guten Abend, Anna," wiederholte er.

Sie runzelte die Stirn, warf einen Blick voll feindseligen Erstaunens auf ihn und blieb stumm.

Der wenig Beredsame mußte von neuem beginnen: „Dich wundert's, daß ich komm'. Ich komm', weil ich gehört hab, daß sie" — er deutete auf die Tote — „mir verziehn hat, eh' sie g'storben ist."

„Wer hat dir das g'sagt?" fragte Anna; heiß aufwallender Unwille trieb ihr das Blut in die Wangen.

„Der Herr Pfarrer hat mir's g'sagt, und dir kann's recht sein," antwortete Georg und nahm, ohne ihre abwehrende Bewegung zu beachten, Platz auf dem Bette, das unter seiner Wucht erzitterte und stöhnte. „Ich komm auch," begann er wieder, da sie in ihrem düsteren Schweigen verharrte, „weil du ganz allein die Totenwacht halt'st. Die alten Weiber lassen sich nicht sehn, wenn man keinen Branntwein zahl'n kann."

„Wenn ich sie eing'laden hätt', wären ihrer gekommen mehr als g'nug. Aber ich hab die letzte Nacht allein bleiben wollen mit meiner Mutter. In ein paar Stunden kommen's ohnehin und tragen sie mir weg."

Er verstand den Wink nicht, er blieb sitzen. Nach einer Weile mahnte ihn das Mädchen: „Bet ein Vaterunser und geh."

Er verschränkte die Finger, betete halblaut und sagte am Schlusse: „Gott hab euch selig, Mutter Theres'."

Der Nachtwächter kam jetzt auf seiner Runde in die Nähe des Hauses, entlockte seinem Pfeifchen einen langgezogenen Ton, ging vorbei und pfiff wieder: ein Uhr.

Georg traf noch immer keine Anstalt zum Aufbruch. Er hatte sich tief gekrümmt, die Ellbogen auf die ausgespreizten Knie, das Gesicht in die gefalteten Hände gelegt, und rührte sich nicht.

„Du schlafst!" rief das Mädchen ihn endlich an. „Geh nach Haus schlafen."

„Ich schlaf nicht," sagte er, ohne seine Stellung zu verändern; „ich denk an deine Mutter. Ich denk, wie sie mir gedroht hat: wenn ich vorm lieben Herrgott stehen werd, werd ich dich bei ihm verklagen. Sie tut's aber nicht."

„Sie hätt Wort halten sollen, sie hätt dir nicht verzeihen sollen; sie war zu gut, viel zu gut, übergut!" sprach Anna dumpfen Tones.

Georg hob ein wenig den Kopf und warf einen halb kecken, halb scheuen Blick auf sie: „Du meinst halt, grad so wenig hätt' sie mir verzeihen sollen, wie du mir verzeihst. Wirst aber schon, wenn du hörst, mit was für Gedanken ich herkomm'."

Sie verzog den Mund zu einem verächtlichen Lächeln; auf eine andere Antwort wartete Georg umsonst und mußte, um das Gespräch nicht ganz fallen zu lassen, wieder beginnen:

„Der Herr Pfarrer meint; wenn er's aber auch nicht meinen möcht, ich mein's von selbst."

„Ich mein auch was," unterbrach sie ihn: „Daß du daher nicht g'hörst; auch wenn sie dir zehnmal verzieh'n hätt', hätt'st nicht da zu sitzen. Geh."

„Weil ich jetzt bleiben möcht," erwiderte er grollend, „heißt's: Geh! Und so warst immer. Alle Schuld liegt auch nicht an mir; du bist bös g'nug."

„Du haſt mir's nicht vorzuwerfen, du nicht! War ich's denn? Nein. Ich bin's durch dich worden."

„Natürli!" höhnte er. „Alle Schuld wird immer auf mich g'wälzt. Durch mich allein biſt bös worden, durch andre nicht; am wenigſten ſchon durch dein' Vatern."

Sie war wild aufgefahren, warf einen Blick auf die ſtille Frau im Sarg und bezwang ſich. — „Ausg'ſtanden hab ich g'nug durch ihn, bös bin ich durch ihn nicht g'worden," ſagte ſie. „Was dein Vater tut, muß dir recht ſein, hab ich immer von der Mutter g'hört, und vom Herrn Pfarrer: was der liebe Gott tut, muß uns recht ſein. Ob alſo der Vater dreing'ſchlagen hat oder der Blitz, etwas anderes als: duck' dich! iſt mir zuletzt dabei nicht mehr eing'fallen. Eine Heimſuchung vom lieben Gott iſt das, einen Lumpen zum Vater zu haben, der alles vertut, einem das Dach überm Kopf verſpielt und die Kleider vom Leib ..."

„Ehnder noch, weißt noch damaln," fiel ihr Georg mit naiver Schadenfreude ins Wort, „das Kleid mit die roten Tupfen?"

„Mit die roten Tupfen ... das war was! Und dazu dein ewig's Frozeln: du haſt ja ſo ein ſchönes Kleid kriegt, wo is's denn? Hebſt dir's auf, auf den Sonntag? Ich hätt' von ſelbſt nicht mehr dran gedacht, du haſt mich immer g'mahnt ... Auch jetzt mahnſt mich wieder ..." Sie ſchwieg, ſie ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken. Die Erinnerung an eine der kläglichſten Begebenheiten in ihrem kläglichen Kinderleben tauchte wieder auf. Bild an Bild zog vorüber, deutlich zum Greifen.

Da ſtand ſie eines Winterabends mit anderen armen Kindern in einem großen, herrlichen Saale. Unzählige Kerzen brannten, es war hell und warm wie im Himmel. Und Sachen gab es auf einem Tiſch ausgebreitet und aufgeſtellt, daß einem die Augen übergingen und das Waſſer im Munde zuſammenlief. Annas Blicke wanderten verzückt umher und blieben plötz-

lich wie gebannt auf einem Kleide haften — ein Bild von einem Kleide, heute noch hätte sie's malen können. Es war grau und ganz besät mit roten Tupfen, nicht größer als Grieskörner, und das Leibchen hatte eine schmale, kirschrote Einfassung und die Schürze einen kirschroten Saum und wirkliche Taschen, und aus der einen guckte ein Tüchlein heraus mit roten Tupfen, und die waren linsengroß.

„Du lieber Gott, was bliebe einem noch zu wünschen übrig auf der Welt, wenn man dieses Kleid hätte, diese Schürze, dieses Tüchlein?" fragte sich das Kind und geriet vor lauter Nachdenken, Staunen, Bewundern in einen Zustand des wachen, wonnigen Traumes. Jedes Wunder paßte in den hinein, und das lieblichste begab sich. Eine feine Hand legte sich unter Annas Kinn und bog ihren Kopf sanft zurück, und die Augen des kleinen Mädchens erhoben sich und begegneten einem Paar großer, tiefdunkler Augen voll unsagbarer Güte und unendlicher Traurigkeit. Das waren die Augen der einsamen Schloßbewohnerin, der vielverehrten und vielbedauerten „Komteß," der armen Reichen, die so schweres Herzeleid erfahren hatte und langsam hinschwand und sich zu Tode kränkte.

„Du Kleine," sagte sie, und ihre liebreiche, etwas verschleierte Stimme klang wie gedämpfte Musik, „dieses Kleid gefällt dir. Schau nur, wie gut sich das trifft, ich hab's für dich genäht. Nimm, es ist dein, nimm auch die Stiefelchen und das Tuch. — Nun, Annerl, so nimm!"

Aber Annerl rührte sich nicht; sie fürchtete, durch ein Wort, eine Gebärde den holden Traum zu zerstören, von dem sie sich befangen wähnte.

Da nahm die Komteß ein großes, weiches Umhängetuch vom Tische und wickelte das ganze Kind vom Kopf bis zu den Füßen hinein. Sie zog seine Armchen unter dem Tuche hervor und belud sie mit einem Paar warmer, rot gefütterter Stiefel und mit dem von Annerl eben noch gleich einem Märchenbilde

angestaunten Kleide. Die Kleine hatte alles geschehen lassen und war stumm geblieben. Jetzt brachen zwei Worte voll des Jubels über ihre Lippen: „Die Mutter!"

Was wird sie sagen, die Mutter, die immer stopft und flickt an des Töchterleins altem „G'wandl" und gestern erst bitterlich geweint hat, weil ihr das morsche Zeug unter der Nadel zerfiel — was wird sie sagen?

Die Kleine war blaß gewesen vor innerster Erregung; auf einmal schoß ihr das Blut ins Gesicht, sie wandte sich und lief davon. Vergeblich wurde ihr nachgerufen: „Warte, du bekommst noch mehr!" Sie lief und lief. Hinter ihr schallte das Gelächter und Geschrei der anderen Kinder. Der Lichterglanz des beleuchteten Schlosses, der sie noch eine kleine Weile begleitet hatte, erlosch; sie preßte ihren Schatz an die Brust und gar oft an den Mund und rannte weiter in die Nacht hinein, längs der Gartenmauer ins Dorf, von dem Gedanken an die Mutter getragen wie von Flügeln.

Der kürzeste Weg führte am Wirtshause vorbei; den schlug sie ein. Wüster Lärm schallte ihr entgegen; es gab wieder Streit in der Schenke. Ein Raufbold oder ein Lump mit leerer Tasche wurde hinausgeworfen. Jetzt stand er unter der Laterne vor der Tür, und voll Schrecken erkannte die Kleine: „Das ist der Vater!"

Es überrieselte sie bei dem Gedanken an die Gefahr, der sie sich mit jedem Schritte näherte, und doch lief sie weiter; ihr fiel gar nicht ein, daß sie gut täte, die Dorfstraße zu vermeiden, um die Ecke zu biegen und auf dem Feldwege nach Hause zu eilen. Nur vorbeihuschen an dem Schimpfenden, Fluchenden, bereits sehr Angetrunkenen wollte sie. Sie lief nicht mehr, sie schlich langsam und leise, drückte sich an die der Schenke gegenüberstehenden Häuser, hoffte schon glücklich zu entkommen im Schutze der Dunkelheit. Fast auch wäre es gelungen, wenn nicht ihr Freund, der Spitz des Wirtes, die Nähe seiner Spielgefährtin

witternd, mit lautem Freudengebell auf sie zugesprungen wäre. Sie wich zurück, sie flüsterte ihm zu: „Still, Spitzerl! still, du liebes dummes Tier!“ — Der Spitz trieb es je toller, je ängstlicher sie ihn abwehrte, und nun rief auch schon der Vater herüber, streitlustig wie immer bei halb gelöschtem Durste:

„Wer geht da, wer hat da zu gehen?“

Sie gab keine Antwort, sie ergriff die Flucht, und der Hund bellte und sprang, und der Vater stolperte ihr nach und hatte sie bald eingeholt mit seinen langen Beinen. Das Tuch war ihr vom Kopfe herabgerutscht, er erwischte und zerrte sie an ihrem dicken Zopfe.

„Ich bin's, Vater, um Gottes willen, laßt mich,“ schrie sie auf und wehrte sich, als er an dem Pack, den sie trug, gierig herumtastete.

„Was hast da? hast was g'stohlen?“

„Bekommen hab ich's! mein ist's, mein!“

„Her damit! Ich leid nicht, daß was g'stohlen wird. Ich bin ein ehrlicher Mensch. Her mit dem G'stohlenen!“

Er wollte alles auf einmal nehmen, aber das gelang ihm nicht. Sie kratzte und biß und verteidigte jedes einzelne Stück ihres köstlichen Eigentums mit verzweifeltem Mute. Aus den Händen, aus den Zähnen mußte der Vater es ihr reißen und tat's, und als sie sich an das letzte, das er ihr abrang, das große Tuch, festklammerte und im Kampfe niederfiel, schleifte er sie unbarmherzig hinter sich her, bis ihre Kraft versagte und sie das Tuch fahren ließ. Blutend und zerschlagen richtete sie sich auf die Knie auf, streckte den Hals und schaute. Der Vater stand wieder unter der Laterne vor dem Wirtshause, klopfte an und rief mit dem Selbstbewußtsein eines Kapitalisten:

„Heda, Jud, abrechnen! Ich bring was! Ich bezahl!“

Man öffnete, man ließ ihn ein, den Dieb und Räuber! Annerl stürzte ihm nach, sie schrie sich heiser, stieß dem Vater abgelernte Flüche vor, polterte in sinnloser Wut mit ihren

kleinen Fäusten an die Tür, bis sie endlich aufging und ein Fußtritt, gut gezielt, einer von der wohlbekannten Art, das Kind zum Schweigen brachte. Aber nicht zum Weichen. Annerl blieb auf der Schwelle sitzen, an der Unglücksstätte, wo ihr höchstes, noch kaum genossenes Gut verschachert wurde. Empörung kochte in ihrem Herzen; ihr verzweiflungsvoller Schmerz schrie zum Himmel aus ihrem leisen Weinen, ihrem unterdrückten Schluchzen und wurde nicht gehört, nicht damals — und nie!

Erinnerungen ohne Zahl brachen über sie herein in dunkel wogenden Fluten. Sie preßte die Hände an ihre Stirn und an ihre Schläfen.

„Du hast's anders gehabt, Herr Jesus, wie gut hast du's gehabt," sprach sie tief aufseufzend, „und wie hast du mich drum veracht't!"

Er protestierte ziemlich lau: „Was dir einfallt — veracht't ... Warum denn?"

„Frag nicht, was du weißt. Weil du reich warst, und weil ich arm war, darum. Weil du in Stiefeln gegangen bist von klein auf und ich bloßfüßig gelaufen bin. Weil deine Kleider ganz waren und die meinen zerlumpt. Weil du immer satt warst bis daher" — sie legte den Rücken der flachen Hand an den Hals — „und ich immer ausg'hungert ... so ausg'hungert — daß ich ... Heut noch, wenn ich's denk, schäm ich mich in die Haut hinein ..."

Sie lächelte mit zuckenden, schmerzvoll verzogenen Lippen: „Daß ich aufgepaßt hab jeden Nachmittag, ob du herauskommst mit deiner Jausen. Du richtig gekommen, und ich gewartet und gehofft, jetzt und jetzt krieg ich einen Brocken; und du hineingebissen in dein Butterbrot, das dick beschmierte, und g'schmatzt und herumg'schaut, wer dich bewundert, daß du so reich bist und essen kannst, so lang dir's schmeckt. Wenn ich das denk! Ich aber bin g'standen und hab mich nicht g'rührt, bis

du g'nug und überg'nug g'habt hast und den lumpigen letzten Bissen übern Zaun hing'worfen hast auf die Straß'n. Der war für mich! über den bin ich herg'fallen wie ein hung'riger Hund... Weißt noch?" fragte sie und maß ihn mit ruhigen Augen, in denen es blinkte, kalt wie Eis und unerbittlich wie Haß. „Ich weiß, und wenn ich mich drauf b'sinn, gibt's auf der weiten Welt unter die vielen schlechten Leut nicht zwei, die mir so völlig z'wider sind wie du und wie ich mir selber."

Er war ein wenig verlegen geworden und versetzte: „No ja, wir sind halt Kinder g'west. Kinder sind alleweil ungut."

„Daß ich nicht wüßt. Und du hast zur Ungutheit schon gar keine Ursach g'habt. Aber grad wenn ein'm zu viel Gut's g'schieht, tut man nix Gut's. Deine Eltern waren brav und haben sich geplagt von früh bis abends für dich. Meine Mutter hat sich freilich auch geplagt, aber was hat's g'nutzt. Wenn sie fünfzig Kreuzer verdient hat, hat der Vater sechzig vertrunken..."

Sie hielt inne, sann nach und fuhr dann eifriger und rascher fort:

„Wie unsre Eltern sich da angebaut haben an der Straß'n, da war, so heißt's, unser Haus das schönere, und das Feld war dabei, das meiner Mutter g'hört hat — g'hört und nicht g'hört, denn was g'hört einer, die einen Lumpen zum Mann hat? — das Feld, auf das dein Vater immer neidisch war."

„Neidisch?" rief Georg, „nit im Traum."

„Warum denn nicht? Er hat's sein dürfen; das Feld is dernach. Du weißt am besten, was 's wert is."

„Was 's wert is, is wert, und das hat mein Vater dafür 'geben und hat's auszahlt bei Heller und Pfennig."

„Ich sag's auch nicht anders. Ich sag dein Vatern nix Schlecht's nach. Ich hab ihn gern g'habt, er hat mich oft in Schutz g'nommen, wenn du gedroht hast, du wirst mir's schon zeigen, ich soll nur probieren zu raufen mit einem, der so is wie du, der so eine Kraft hat wie du."

„Ja, Schläg g'nug hab' ich deinetwegen kriegt."

„Hast auch allemal mit Steinen nach mir g'worfen."

„Und du vielleicht nicht nach mir?"

„Schon auch. Aber ich hab g'fehlt, und du hast getroffen. Das war der Unterschied."

Georg schmunzelte wohlgefällig: „Schon gar damal'n," sprach er, mit dem Zeigefinger eine Stelle an seiner Stirn bezeichnend, an der die ihre ein Mal trug, rötlich und spitz zulaufend wie ein Flämmchen.

„Grad das hat nix g'macht," entgegnete sie. „Nur was vorhergegangen is, deine Bosheit, garstiger Bub, der du g'wesen bist. Nix hast mir gegönnt. Die liebe Sonn hättst mir verhängt mit einem Kotzen, wenn du gekonnt hättst. Dein weißes Katzerl, nicht einmal anschau'n hab ich's dürfen; wie wenn ich ihm was wegschau'n könnt, so hast du's g'trieben."

Auch diese Erinnerung an seine kindlichen Großtaten ergötzte ihn: „So hab ich's trieben?" fragte er.

„Da hat sie einmal mit einer Nuß g'spielt; das war zum Lachen. Immer drauf mit der Pfoten, und die Nuß weggekugelt, und das Katzerl einen Satz g'macht, ihr nach, und ein G'sicht, wie wenn sich's denken möcht: Was bist denn? bist am End lebendig? bist am End gar eine Maus? — Ich g'lacht, daß ich mich g'wunden hab, und höher hinaufgekraxelt auf unsern Zaun und mich g'streckt, daß ich nur gut seh. — Herr Jesus! da stehst auf einmal du hinter dein'm Zaun und schreist mich ganz pamstig an: ‚Was schaust? hast nit zu schau'n! Schau nit!' und ich ärger' mich: ‚Dummer Bub, jetzt just!' und seh noch, daß du den Arm hebst, und dann seh ich nix mehr, fühl nur, daß mir was Warmes über mein G'sicht lauft, und daß ich hinfall wie ein recht Müdes in sein Bett."

Georg strich sich ein paarmal über den Kopf mit seiner flachen Hand. Er erinnerte sich noch recht gut, wie ihm damals zumute gewesen war nach jenem Steinwurf, als es drüben

unheimlich still wurde, und er gerufen und keine Antwort bekommen und nichts andres geglaubt hatte, als daß sie etwas besonders Tückisches gegen ihn aushecke. Er war auf dem Bauche über die Straße gerutscht und hatte durch eines der vielen Löcher im Zaune des Nachbars unten durchgeguckt. Da hatte er die kleine Anna liegen gesehen, regungslos, blutüberströmt, und vor Entsetzen über den Anblick den Kopf verloren und ein Geschrei erhoben, daß die Leute zusammenliefen: „Sie is tot! Anna is tot, ich hab sie tot g'macht!"

„Das war weiter kein Schrocken," schloß er, und sie sprach: „Wenn's nur wirklich so g'wesen wär, wenn du mich nur wirklich tot g'macht hättst damal'n, du hättst mir später das viel Ärgere nicht antun können..." Die Stimme wollte ihr versagen; schwer atmend fuhr sie fort: „Wenn das meine Mutter g'wußt hätt!... Aber sie hat's nicht g'wußt, ich hab ihr's nicht sagen können, die Scham hat mir's Wort in der Kehl'n zusammeng'würgt... So is 's auf mir sitzen blieben wie ein Mühlstein. Ich hab's g'schleppt durch mein ganzes Leben. Wie mich jemand ein bissel lang ang'schaut hat, is mir's wie Feuer zum Kopf g'stieg'n: Meinst vielleicht das? Aufschrei'n hätt ich mögen: Menschen, Menschen, glaubt's nix Schlecht's von mir, ich bin nicht schlecht!... Verkriechen hätt ich mich mögen, so tief, so weit, daß keine Seel mir hätt nachkommen können... Was hätt ich nicht alles anfangen mögen? O mein Heiland, der du für uns g'litten hast, mir hast nix weg g'litten, mein Teil is ganz übrig blieb'n!"

„Was für ein G'red, dös g'hört si nit, so ein G'red," ermahnte Georg, und das Mädchen brach aus:

„Dir war's freilich recht, daß ich g'schwiegen hab, und am liebsten wär's dir, ich schweiget noch. Aber nein! Einmal sag ich's, jetzt sag ich's meinem alten, lieben, kleinen Mutterl, weil sich's drüber nicht mehr zu Tod kränken kann und mich doch hört vom Himmel aus, in den's aufg'fahren is!... Hör

mir zu, Mutter, und klag's dem allgerechten Herrgott, bei dem du bist."

„Gib Ruh mit die alten G'schicht'n!" rief Georg; sie aber legte die Hand auf das Haupt der Toten:

„Ihr sind's nicht alt und mir auch nicht. Immer neu, immer brechen die versteckten Wunden auf, und einmal solln's ausbluten!"

Halb flehend, halb befehlend stieß er hervor: „Sei still!"

„Aha, jetzt wird dir bang! — Wär dir damal'n bang worden. Aber vor der Sünd fürchtst dich nicht, nur vor der Straf, und das is so gar dumm, denn die Sünd muß nicht sein, aber die Straf muß sein und is! da verlaß dich drauf!"

„Gib Ruh!" wiederholte er. Seine Augen, die bisher die Tote scheu gemieden hatten, richteten sich flüchtig auf sie; ihm war, als runzle sie die Brauen —. „Was ich g'fehlt hab, mach ich wieder gut," murmelte er.

„Meinst denn, das geht? 's geht nicht! B'sinn dich und dann sag, ob so was zum Gutmachen is. B'sinn dich, wie du mir in den Weg getreten bist droben im Wald auf dem einsamen Fußsteig ..." Sie beugte sich, sie suchte seinen Blick, der dem ihren auswich, festzuhalten. — „Abend is g'wesen und doch noch schwül zum Ersticken, und ich bin aus der Arbeit gegangen und war müd. Auf einmal stehst du da. Hast mir g'wiß aufgepaßt."

„Nein!" unterbrach er sie, „das is mir bei Gott nit eing'fallen."

„Du bist von einer Hochzeit gekommen und warst lustig und aufg'legt zu jeder Nixnutzigkeit und hast mich so freundlich ang'schaut und ang'redt wie dein Lebtag nicht."

„Wirst mir das auch noch vorwerfen? Ich hab dich ang'schaut, weil ich mir denkt hab: So arm ang'legt, wie's is, is schöner als andre im größten Putz."

Sie schüttelte den Kopf: „Angetrunken wärst g'wesen,

wenn du so was g'funden hättst. Du warst aber nicht angetrunken, und auch ich hab meine fünf Sinn beieinander g'habt und weiß heut noch jeden Gedanken, der mir damal'n durch den Kopf gegangen is. Daß d' ja im Grund kein übler Bursch bist, daß ich dich nur noch nie drauf ang'schaut hab und daß d' auch nicht bös bist gegen wen andern, außer gegen mich. Allerhand, was ich dir angetan hab, hat mich g'reut. Sogar leid hast mir getan, weil ich schon als Kind g'lernt hab: Eher geht ein Kamel durch ein Nadelohr, als ein Reicher durchs Himmelstor. Und wie du so gut und herzlich mit mir g'sprochen hast, ist mir ganz merkwürdig worden — völlig mit dir ausg'söhnt. Was liegt dran, wenn man als Kind noch so viel miteinander g'rauft hat, hab ich mich g'fragt. Später kann man doch gut werden. Wer weiß, vielleicht erst recht. So bin ich halt stehn blieben und hab dir zug'hört und mir erzählen lassen von der Hochzeit. Ein Reicher hat eine Arme g'heirat, sie haben einander gern gehabt und waren glücklich und froh. Und haben's nicht erwarten können, daß die Gäst fortgehn, damit sie allein bleiben und sich in die Arm fallen und küssen können nach Herzenslust, und hast mir zeigen wollen, wie? Im Spaß nur hast mir's zeigen wollen ... O Herr Jesus, das war ein Spaß! ... Was du wirklich im Sinn g'habt hast, bei Gott und der allerheiligsten Jungfrau Maria, is mir nicht eing'fallen. Wie hätt ich mir vorstellen sollen, daß du willst, was sich nur einer verlangt, der einen gern hat?"

„Ich hab dich auch gern g'habt, schon lang, schon immer, ich hab dir's nur nicht zeigen wollen, daß du dir nix einbild'st," erwiderte er. „Du warst mir lieber, wenn du noch so fuchtig g'wesen bist, als die andern, wenn's mir schön g'tan haben."

„Geh! Geh!" rief sie aus und ballte die Faust gegen ihn. „Damal'n hast dich an mir versündigt, schrecklich, fürchterlich ... nicht zum Sagen! Just wie ich Vertrauen g'faßt hab, just wie ich g'meint hab: so arg bös is er doch nicht, bist über

mich herg'fallen wie ein wildes Tier, daß ich mir nicht hab helfen können, mich nicht hab retten können vor dir und deiner Kraft, deiner verfluchten Kraft, Verfluchter!"

„Hör auf, hör auf!" murmelte er, sie ließ sich aber nicht unterbrechen:

„Schandbub du, mit deiner Kraft! O Jesus! daß eins sich wehren kann, wie ich mich g'wehrt hab, und doch... Is das eine Gerechtigkeit? — Herr, mein Gott, für welche Sünd hast mich so g'straft? Warum hast du das zug'lassen?"

Georg wetzte auf seinem Platze hin und her, machte einen immer runderen Rücken und blickte zur Seite, indes sie fortfuhr:

„Weißt noch, wie du mir am nächsten Tag wieder nachg'stiegen bist und auch später die ganze Zeit, und wie ich mich hab einsperren müssen vor dir, wenn ich allein war im Haus? Und wie ich mein Unglück erkannt hab, weißt noch, wie ich da gekommen bin und dir's g'sagt hab und wie du mich ausg'lacht hast und mir ausg'wichen bist von dem Tag? Und wie ich mir am End keinen Rat mehr g'wußt und deinen Vater um Hilf ang'rufen hab, da hat er gleich ungläubig g'schmunzelt, und du hast alles g'leugnet mir ins G'sicht!"

Er griff sich an den Kopf: „Ich hab halt so viel Angst g'habt vor mein' Vatern, er war gar streng."

„Angst? Das gibt's, daß einer so eine Kraft hat und doch Angst? Aus Angst hat der Schandbub g'sagt: Ich weiß nix von ihr!..."

Sie preßte die Wange auf die Brust der Mutter: „Hörst du mich, ich schwör dir's, meine Hand liegt auf dein'm Kopf, mein G'sicht liegt auf dein'm Herzen. Ich bin ganz unschuldig g'wesen; du kannst auf mich herabschau'n vom Himmel und brauchst dich nicht kränken. Tu's nur, schau auf mich herab. Jetzt kann ich zu dir sprechen und werd nicht einmal mehr rot. Wie du g'lebt hast, konnt ich nur sagen: 's is g'schehn, und der

Georg hat's getan. — Mehr konnt ich nicht sagen, und du hast g'sehn, wie ich mich herunterkränk, und warst voll Angst, daß ich mir was antu, wenn d' viel fragst ... Und der Vater, der ..." Sie hob den Kopf, verbiß ein Schimpfwort und sprach mit bitterem Hohne: „Dem war's eher recht, er hat einmal einen ordentlichen Grund g'habt, mich durchzupeitschen, und is dann gar nimmer aus'm Wirtshaus gekommen, wo er sich Trost g'holt hat für mein Unglück ... Mein Unglück, das der da verschuldet hat ... O Mutter!" brach sie leidenschaftlich aus: „einmal, ein einzig's Mal noch mach deine Augen auf und schau den an. Sieht er nicht aus wie's böse G'wissen? Nimm deine Verzeihung z'ruck und fluch ihm, wie er's verdient!"

Er bückte sich unwillkürlich unter der Verdammung, die sie auf ihn niederrief.

„Schweig einmal," sprach er. „Warum mußt mich so niederdonnern? Ich will alles gut machen, wie g'sagt. Ich nehm dich. Ich hätt dich schon lang g'nommen, aber hatt's denn sein können? Ich hab warten müssen, bis dein Vater nimmer is. Wie der war, hätt er uns an den Bettelstab 'bracht. Dein Vater hat halt zu lang g'lebt."

Ganz versunken in ihre Gedanken, hatte sie ihn reden lassen, ohne hinzuhören. Bei den letzten Worten wurde sie aufmerksam und nickte zustimmend: „Zu lang g'lebt, wie alle bösen Leut. Dein Vater, der hat's g'schwinder g'macht, der hat sich ganz stat wegg'stohlen, wie du das Alter g'habt hast, Herr zu sein im Haus. O!" begann sie nach kurzem Schweigen wieder, „nur ein paar Jahr früher, wenn der meine g'storben wär, wir hätten uns hinaufgebracht, meine Mutter und ich. Wir waren fleißige Arbeiterinnen, um uns is immer ein G'riß g'wesen. Aber Elend und Not und die letzte schwere Pfleg! An der is die Mutter zu Grund gangen. Den ganzen Tag schaffen, die ganze Nacht wachen, das hat sie nicht ausg'halten."

Georg räusperte sich so gewiß ablehnend und überlegen: „No ja, freili. Jetztunter aber sein's beide tot, und ich nehm dich also. Der Herr Pfarrer verkündigt uns am nächsten Sonntag zum ersten Mal, und in drei Wochen hol ich dich zur Trauung. 's is höchste Zeit, daß d' fortkommst. Der Gersthofer, der den Krempel" — er sah sich geringschätzig um — „gekauft hat, kann's eh nit erwarten, daß er leer wird, und daß er ihn niederreißen kann."

„Ich weiß ohnehin," erwiderte sie. „Ich werd ihm auch nit lang zur Last fallen. Meinem Mutterl geb ich noch's G'leit, wenn sie's hinaustragen — dann geh ich; gleich vom Friedhof weg."

Ein Geflunker und eine Drohung erschienen ihm diese Worte, und er brummte verdrießlich: „Such dir einen andern, den d' zum Narren halten kannst. Gehn wirst? Wohin denn? Hast keine Seel auf der Welt, hast nix und niemanden."

„Da irrst. Zwei gute Freund hab ich — die da!" Stolz und selbstbewußt streckte sie ihre kräftigen Arme aus. „So lang mich die nicht verlassen, bin ich nicht verlassen. Bei uns kommt, Gott sei Dank, noch jeder durch, der nix will und verlangt als Arbeit."

Er zuckte die Achseln: „Was wirst anfangen? In Taglohn gehn? Oder suchst dir 'en Dienst?"

„Hab schon einen. Heut Nacht schlaf ich schon drüben in St. Egyden. Die Weberbäuerin, bei der ich im Sommer im Schnitt g'wesen bin, hat erst gestern wieder um mich g'schickt."

„Und bei der stehst ein?"

„Bei der steh ich ein."

„Ich gratulier!" rief Georg, „bei der wirst's gut haben."

„Wie ich's schon einmal g'habt hab. Streng is sie, das is wahr: was liegt mir d'ran? Ich bin selber streng, und grad deswegen haben wir uns so gut vertragen miteinander. Die

Weberbäuerin is nur verschrie'n, wie heutzutag jedes, das verlangt, daß seine Dienstleut ihre Schuldigkeit tun."

Georg hörte ihr aufmerksam zu. Was sie da sagte, gefiel ihm über die Maßen; er ging ja seit einiger Zeit ganz im stillen mit dem Gedanken um, einen Knecht aufzunehmen. Aber nicht nur, was sie sagte, sie selbst, das schöne, tüchtige, kreuzbrave Weib gefiel ihm, hatte ihm von jeher gefallen. Er hatte sie einmal gern, lieber als alle andern zusammen, die sich um seine Gunst bemühten; er war sich's nie so deutlich bewußt gewesen wie in diesem Augenblick, nie auch hatte ihre verächtlich herbe Art ihn so bitter beleidigt und gereizt. Aus diesem Aneinanderprallen widerstreitender Empfindungen entwickelte sich in ihm ein heißes, heftiges Verlangen nach dem Besitze der — doch wohl nur zum Schein — seiner Bewerbung Widerstrebenden.

„Mach ein End!" herrschte er sie an. „Dich zu bedanken hast, nix andres. Ich nehm dich, wie d' bist, Schulden wirst ja keine haben," fügte er vorsichtshalber bei, beruhigte sich aber selbst: „Und wenn auch, viel wird's nit austrag'n. Was kriegt denn ein Arm's z' leihn?"

„Hast recht," sprach sie. „Ob's aber jetzt ein Guldenzettel is oder ein Kreuzer, dich trifft's nicht; ich nehm dich nicht und nehm dein Geld nicht."

„Du nimmst mich nicht? Für so dumm wirst mich doch nicht halten, daß ich dir das glaub!"

„Ich seh schon, du hast nit g'nug an mein'm einfachen Nein," erwiderte sie, wurde leichenblaß, und ihre Augen funkelten. Sie brachte die Worte anfangs entsetzlich mühsam hervor, dann sprach sie rasch und leise, mit gewaltig niedergehaltenem und dennoch aufloderndem Zorn, und warf dabei einen ehrfurchtsvollen, um Verzeihung bittenden Blick auf die Tote.

„Weißt was? Wie das Kind gekommen is, das arme, unglückselige, hab ich, trotz Schand und allen, eine Freud an

ihm gehabt. Ich hab nix, hab ich mir gedacht, aber dich hab ich, und dir zu Lieb will ich leben und mich plagen, und meine Plag soll von jetzt an meine Freud sein. Und mit jedem Tag is meine Lieb zu dem armen Wurm g'wachsen und g'stiegen. Aber es hat schon zu viel g'litten g'habt, bevor's noch g'wußt hat, was leiden heißt. Eh's Jahr um war, is 's g'storben... Da liegt mein Mutterl auf dem Schragen, mein altes, liebes Mutterl, mein ganzes Inwendige is nur eine Wunden, und doch sag ich — wie mein Kind g'storben is, war mir ärger, und ich hab Gott verklagt: Hast mir's gegeben gegen meinen Willen in Not und Verzweiflung, und jetzt, nachdem's mein einzig's Glück worden is, reißt mir's weg! Unbarmherzig hab ich ihn g'scholten, den Höchsten, vor dem ich heut auf die Knie fall und zu dem ich ruf: Barmherziger! Allgütiger, du weißt, was du tust! Sei gelobt und gepriesen!... Du hast mein Kind zu dir g'nommen, es ist ein Engel im Himmel, und ich darf — Gott sei Lob und Dank! — ich darf zu dem Menschen dort sagen: Ich nehm dich nicht; lieber in die Höll als in dein schönes Haus!"

Georg starrte zu ihr hinüber, es lief ihm kalt über den Rücken. Sie saß vor ihm so ruhig wie aus Stein, und doch lebte alles an ihr. Ihre Brust hob und senkte sich, ihre Lippen glühten, es ging eine Macht von ihr aus, die ihn, den sie verwarf, unwiderstehlich anzog, ihn, den Starken, beugte, seinen Willen brach und seinen Hochmut überwand.

„Verschwör's nit!" rief er. „Schau, Annerl, grad deswegen, weil ich immer g'meint hab, heiraten wer'n wir doch einmal, hab ich g'meint, ich muß dir beizeiten den Herrn zeigen. Verzeih mir's, Annerl, und gib mir ein gutes Wort und sei wieder gut."

„So? — So?" Sie riß die Augen auf und betrachtete ihn mit einem Staunen, wie wenn er das größte Wunder wäre.

„Wieder gut?" sprach sie kaum hörbar: „Nach all'm, was

ich ihm g'sagt hab, sagt der Mensch: Sei wieder gut! Merkst denn nicht, daß ich nicht könnt, auch wenn ich wollt? ... Verzeihn tu ich dir — in Gottesnamen. Ich bin ja fertig mit'm Leben hier daheim; was vorbei is, is vorbei. Wie wenn eins die Tür von sein'm Haus absperrt, eh's in die Fremd geht, so mach ich's. Abg'sperrt! Aus is mit jeder Lieb und Freundschaft, und mit unsrer Feindschaft auch. Du hast's g'hört, jetzt steh auf und geh."

Georg stieß einen wilden Schrei aus. „Fangst schon wieder an mit dein'm ‚Geh'! ... Sei g'scheit, ich rat dir's, sonst gibt's ein Unglück!"

„Droh du nur!" Sie zuckte verächtlich die Achseln. „Tot g'macht werden bei der Leich meiner Mutter, das wär mir grad recht."

Er griff sich in die Haare, stöhnte und schnaubte:

„Ich hab dich aber lieb über alles! Ich wär glücklich, wenn ich dich hätt. Ich bitt dich, kniefällig bitt ich dich; werd wieder gut und werd mein Weib!"

„Ich kann nicht," sprach sie. „Jeder Bissen, den ich aus einer Schüssel mit dir essen müßt, schwellet' mir im Mund; ich könnt nicht schnaufen neben dir, und viel tausendmal lieber sterben tät ich, als dulden, daß d' mir in die Näh kommst."

„Wird sich schon geben, da is mir nit bang," erwiderte der Mann, und ein häßliches Lächeln bog seine Lippen.

Anna warf ihm einen Blick voll Verachtung und kühner Herausforderung zu: „Sie haben Ohren und hören nicht, hat der Herr Pfarrer neulich gepredigt. So einer bist du. Geh! wie oft soll ich's noch sagen? Geh!"

Georg sprang auf. Lichterloh flammte Wut ihm aus den Augen. Mit hoch erhobenen Fäusten stürzte er auf die Närrin zu, die es wagte, ihn so zu reizen, und die jetzt, ohne ein Zucken, ohne einen Laut, seine drohende Gebärde mit einer kalt abwehrenden beantwortete.

Er ließ die Arme sinken. In ihm war ein schwerer Kampf, ein Auf- und Abwogen der widersprechendsten Gefühle. Plötzlich stürmten sie über ihn herein und ergriffen ihn alle mit der gleichen Kraft. Dicht neben dem Sarge war er stehen geblieben, sein Blick glitt unwillkürlich über die Tote. Ein Schauer durchrieselte ihn, aber er wandte die Augen nicht ab. Es war kein Bild des Schreckens, zu dem er niedersah, es war ein verklärtes Bild der Duldung und Versöhnung. Ein tiefes Rühren erwachte in ihm.

„Mutter Theres'!" schrie er auf.

Alle seine Härte war verschwunden, zerschmolzen, sein ganzes starres Wesen in Fluß geraten. Wie niedergeworfen stürzte er auf seine Knie und rief die Tote an.

„Mutter Theres, bitt's für mich! Ihr seid's so gut g'wesen und habt's mir, was Ihr g'wußt habt, verziehn. Verzeiht's mir auch das andre. Ihr wißt's jetzt alles, Ihr wißt's auch, wie gern ich die Anna hab. Bitt's für mich, daß sie mich nimmt. Ein Totes kann sich melden, meld't Euch, Mutter Theres, gebt's ein Zeichen von Euch, daß sie weiß, 's is Euch recht, wenn sie mich nimmt."

Er beugte sich über die Leiche, er horchte, er blickte mit unaussprechlicher Spannung in ihr stilles Angesicht. Aber das Zeichen, das er erflehte, blieb aus.

„Sie antwortet dir nicht", sprach Anna mit ernstem Triumphe. „Sie rührt sich nicht. Schau, wie sich's nicht rührt, mein armes Mutterl, horch zu, wie's still is, es weiß schon, was gut is für mich. — Und jetzt —" Sie hielt einen Augenblick inne, dann setzte sie gelassen hinzu: „Jetzt zwing mich nicht, daß ich noch einmal sagen muß, was du nicht hören willst. Ich möcht die letzten Stunden allein bleib'n mit meinem Mutterl."

Georg erhob sich langsam; er begriff endlich, daß alles aus und vorbei war.

Ein rasendes Schluchzen brach aus seiner Brust. Unsicher

und fragend streckte er dem Weibe seine Rechte entgegen. Mit abgewandtem Gesichte legte sie die ihre hinein.

„B'hüt dich Gott", sagte er, und sie antwortete:

„B'hüt dich Gott!" so unwiderruflich abschließend, mit einem solchen Ausdruck seliger Erlösung, daß dem hartnäckigen Werber der letzte Hoffnungsschimmer erlosch.

Er entschloß sich denn, er ging; sie hörte ihn über die Straße schreiten, die Tür des Gartengitters öffnen und ins Schloß werfen. Da atmete sie auf und stieß ein freudiges „So!" aus befreiter Brust hervor.

Der Nachtwächter war schlafen gegangen und hatte den Hunden die weitere Sorge für die Sicherheit des Dorfes überlassen. Fahl und kalt drang die Morgendämmerung durch die Fensterluke, die Kerze erlosch und mit ihr der rötliche Schimmer und der letzte Schein von Leben auf dem Gesichte der Entschlafenen. Anna blickte lange in die teueren Züge. Unauslöschlich sollte die Erinnerung an sie sich ihr einprägen.

„So, mein Mutterl, so, jetzt haben wir beide Frieden", flüsterte sie und küßte die Stirn der erlösten Dulderin und küßte die heiligen Hände, die nur geruht hatten, um sich zum Gebet zu falten oder um sich zum Segen auf das Haupt der Tochter zu legen.

Alte Schule

Erzählungen

Ein Verbot

Kulturbild

Das Dörfchen liegt in einer Mulde, an einem sachten Abhang des Marsgebirges in Mähren, und ist im Westen von Waldungen umgeben. Es hat keine Kirche, nur einen Glockenturm, keine Schule, keine Schenke, an öffentlichen Gebäuden überhaupt nur ein Armenhaus, und was dieses wieder nicht hat, ist viel schwerer aufzuzählen, als was es hat. Aus seinem völlig schwarz gewordenen Strohdach guckt ein Rauchfang hervor, bei dem man sich wundern muß, wie so viel Kürze so viel Schiefheit aufbringen kann. Die Mauern sind mit hellen Punkten, den Resten der ehemaligen Tünche, übersät. Vier Löcher, ein größeres, das mit alten, zusammengenagelten Latten geschlossen ist, und drei kleinere, die im Sommer bis zur Hälfte, im Winter beinahe ganz mit Lehmziegeln verlegt werden, bilden die Tür und die Fenster.

In dem Armenhause leben in zwei Zimmern fünf Personen: zwei Männer, ein Weib und zwei Kinder. Senior ist der einst wohlhabendste Grundbesitzer des Ortes, ein achtzigjähriger Greis, dem man heute noch ansieht, daß er bessere Tage gekannt hat. Seine Schwäche gegen seine nichtsnutzigen Kinder war's, die ihn ins Elend brachte. Jetzt ist er selbst zum Kinde geworden und gutmütig und nachgiebig geblieben. Zur Sommerszeit verdient er noch etwas mit Gänsehüten und Erdbeerenpflücken und weint nur — gerät aber nie in Zorn —, wenn seine Leidensgefährten ihm die erworbenen Pfennige wegnehmen.

Kürzlich hat er an dem ehemaligen Schweine- und Ziegenhirten einen Stubengenossen erhalten.

Der wandelnde Branntweinrausch, dieser Mensch! Gelb, kahl, Wahnsinn im stieren Blick; seine Sprache ein unverständliches Gelalle, sein Gesang — einst sein Vergnügen und sein Stolz — ein tierisches Geheul. Als die „Stärkungen", die er unaufhörlich zu sich nahm, ihn so schwach gemacht hatten, daß er umfiel, wenn er mit der Peitsche knallen wollte, steckte man ihn ins Armenhaus, wo er die Qualen einer notgedrungenen Alkohol-Entwöhnungskur litt.

Die weibliche Bewohnerin der humanitären Anstalt war Franzka, die Arbeitsscheue. Sie hatte Schimpf und Schande und Prügel erduldet, ihr angeborenes Laster aber siegreich durchgesetzt. Zur Arbeit war sie nicht zu bringen gewesen, hatte immer vom Betteln und Stehlen gelebt, dank ihrer Zudringlichkeit und ihrer guten, scharfen Diebsaugen besser als mancher Fleißige.

In der Pfründnerei war sie als Köchin angestellt worden und diesem Amt gewachsen, da es ja so gut wie nichts zu kochen gab. Auch hätte ihr niemand auch nur eine Zwiebel anvertraut. So setzte die starke und gesunde Person ihre altgewohnte Tätigkeit fort, bettelte jeden Vorübergehenden an und stahl, wo und was sie konnte.

Auch ihr Junge, ihr Franzko, mußte stehlen, mußte immer etwas mitbringen, wenn er nach Hause kam: ein wenig Holz, einige Nüsse, Erdäpfel oder Rüben. Kam er mit leeren Händen, waren ihm Schläge gewiß, doch nicht gar arge, denn Mutter Franzka mochte sich auch beim Züchtigen ihres Sohnes nicht anstrengen.

Er war brustkrank, hinkte und sah aus wie ein Sieben-, nicht wie ein Zehnjähriger, der er war. Sein mageres, blasses Gesichtchen hatte hübsche Züge und einen gutmütigen Ausdruck. Seine dunkelbraunen Augen blickten so neugierig und lebhaft, als ob sie sich beeilten, zu erschauen, was ihnen nur irgend möglich war in der kurzen Zeit, die sie hatten, sich in der Welt umzusehen.

Um zwei Jahre mehr als Franzko zählte die Waise Milenka, der fünfte Gast des Armenhauses. Ihre Mutter, eine bildhübsche Bauernmagd, war nach der Geburt des Kindes gestorben, der Vater hüllte sich in Anonymität. Und diese Kleine — in höchster Armut aufgewachsen, mißhandelt und verachtet, hatte doch keiner je betrübt gesehen; eine übermütige, wilde Lustigkeit lag ihr im Blute. Sie war von ihr besessen und von einer ausbündigen Arbeits- und Erwerbswut. Überall wußte sie sich nützlich zu machen, scheute keine Mühe, keine Plage, vor den Pflug hätte sie sich spannen lassen, um ein paar Heller zu verdienen. Und nicht nur beim Tagelöhnern zeichnete sie sich aus. In der Schule des benachbarten Ortes Wolitz, die von den Kindern des Dörfchens besucht wird, erhielt sie immer gute Zeugnisse, und zweimal nacheinander hatte sie schon einen ersten Preis für Fleiß und gutes Verhalten beim Religionsunterricht errungen. Daheim war sie ein Satan und gewöhnlich die Geißel, manchmal aber auch die Spaßmacherin ihrer Hausgenossen. Sie hatte Einfälle, die sogar den Senior lächeln machten.

Der Alte mußte freilich jedesmal „blechen" für die Unterhaltung. Milenka nahm ihm sein Geld nicht weg, wie Franzka und der Hirt taten; sie schmeichelte es ihm ab, nachdem sie ihn in gute Laune versetzt hatte.

Dann sah er abwechselnd sie und seine leeren Hände an und sagte traurig: „Mädel, du bist schlecht."

Und sie, ganz bös: „Schimpf mich nicht! Ich werf dir deine lumpigen Heller vor die Füß, und du wirst schon sehen ..."

Sie wußte selbst nicht, was er sehen würde, und er konnte sich ebenfalls keine Vorstellung davon machen; aber die vage Drohung erschreckte ihn, und er versuchte einzulenken:

„Warum sollst du nicht schlecht sein? Kinder sind schlecht. Meine Kinder sind auch schlecht."

Der Älteste und der Jüngste im Hause erlitten den Einfluß der willensstarken kleinen Person. Für Franzko war's ein seliges

Leiden. Er bewunderte seine Spielgefährtin immer, ihr Anblick machte ihm immer Freude, nur wenn sie von ihrem baldigen Scheiden sprach, fühlte er sich unglücklich.

Sie sah es wohl, und es schmeichelte ihr und war ein Grund mehr für sie, recht oft davon zu sprechen.

„Zu Pfingsten geh ich in Dienst nach Wolitz", sagte sie einmal wieder mit einem Stolz, wie wenn sie gesagt hätte: Ich gehe zur Krönung. „Es ist schon alles ausgemacht. Ich krieg dreißig Gulden aufs Jahr und ein neues Gewand. Und zehn Gulden hab ich schon beim Herrn Pfarrer, und fünf verdien ich mir heuer noch dazu mit Erdbeerbrocken."

In dem Jahre waren zum Glück des Armenhauses die Erdbeeren wunderbar geraten, und Absatz für sie fand man reichlich. Besonders gut wurden sie bezahlt in dem Badeorte an der Petsch, eine Viertelstunde Weges hinter Wolitz. Der Wald wimmelte von dörflichen Besuchern, und dabei mehrten sich täglich die Frevel an den Kulturen und an dem Wilde. Den ärgsten Unfug trieben nachweisbar die Armenhäusler. In seiner Kinderunschuld zertrat der Senior die jungen Anpflanzungen, und Franzka tat's aus Faulheit, um sich einen Umweg zu ersparen. Man fand jämmerlich verendete Hasen und Rehe in Fallen, die — darüber herrschte nur eine Stimme — der Hirt gelegt hatte.

An der Spitze des Forstamtes in Wolitz, dem der Wald unterstand, hatte ein langmütiger Oberjägermeister sich befunden, der zu den Untaten der Dörfler ein Auge zudrückte. Um das andere war er vor langer Zeit durch einen Schuß aus dem Gewehr eines Wilderers gekommen.

Nach dem Tode des alten Herrn trat sein Sohn an seine Stelle, machte der schwachen Regierung ein Ende und begann einen energischen Kampf ums Recht zu führen.

Erste Verordnung: Niemand darf mehr ohne Erlaubnis in den Wald! Die kann sich aber jeder Arme im Forstamt holen. Sie wird in Gestalt eines numerierten Blechplättchens erteilt.

Zweite Verordnung: Außer dürrem Holz, Erdbeeren und Schwämmen darf aus dem Walde nichts fortgetragen werden!

Die beiden Erlasse erweckten unendliches Gelächter. Was? Man darf nicht mehr ohne Erlaubnis in den Wald? Seit Menschengedenken haben ihn alle Leute als ihren Nährvater und als ihren Belustigungsort betrachtet. Er lieferte ihnen Holz und ab und zu einen Braten, und Streu und Gras für ihr Vieh. Er war das Stelldichein der Liebenden, die Wonne der Freunde unbefugter Jagd. Und was er gewesen ist, wird er bleiben. Es fällt keinem Menschen ein, sich an die neuen Verordnungen zu kehren. Wenn „die oben" sehen werden, daß sie sich umsonst plagen mit ihrem Verbieten, werden sie es schon aufgeben. Maßloses Staunen brach aus, als die ersten Strafen erfolgten, als eine Fuhre Waldstreu konfisziert und der Dieb bei Gericht angezeigt wurde.

Der Spott verwandelte sich plötzlich in Erbitterung; den Schaden, den man dem Walde bisher durch Unachtsamkeit und Mutwillen zugefügt hatte, verursachte man ihm jetzt durch Trotz und durch Bosheit. Mehrmals erteilte, dringende Abmahnungen und Warnungen blieben unberücksichtigt. Da ergriff das Amt die strengste Maßregel, ließ sämtliche Blechplättchen als ungültig erklären und untersagte allen Ortsbewohnern das Betreten des Waldes. Als einige Erdbeerpflücker auch diesen Befehl zuwider handelten, wurden die Beeren weggeschüttet und die Sammler bedroht: „Wenn ihr wiederkommt, zerschlägt man euch überdies die Töpfe."

Die Töpfe zerschlagen? Heilige Dreieinigkeit! Das sollen sie nur probieren, die Spitzbuben, die Menschenschinder! Es gibt, Gott sei Dank, ein Bezirksgericht, das arme Leute in Schutz nimmt gegen die höllischen Teufel auf dem Forstamt!

Alle Klugen im Orte rieten, das Bezirksgericht aus dem Spiele zu lassen. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, ein Gericht läßt ein Amt nicht im Stiche. Das Beste ist,

eine Weile Ruhe halten. Der Eifer des neuen Oberjägermeisters wird sich schon legen, und gute Zeiten werden wiederkommen.

„Nein! nicht Ruhe halten! nicht nachgeben! nicht eine Weile, nicht einen Augenblick!" Die phlegmatische, träge Franzka war's, die das ausrief, und wenn sie einmal in Aufregung geriet, ließ sie sich nicht leicht beschwichtigen. Sie mahnte die Armenhäusler an alle Unbill und Härte, die sie von ihrer Gemeinde erfahren hatten, und schwor hoch und heilig, die Leute im Dorfe seien die letzten, von denen sie einen Rat annehmen werde.

Der Senior saß auf dem Bänklein am Hause und staunte zu ihr empor. „Die kann reden", sprach er in höchster Verwunderung zu Milenka, die in der Tür lehnte, das seltene Schauspiel, das Franzka im Zorne bot, aufmerksam betrachtete und einen Genuß davon hatte.

Am selben Nachmittage noch geschah etwas Unerhörtes. Franzka nahm den Kochtopf vom kalten Herde und erklärte, „in die Erdbeeren" gehen zu wollen. Geht jemand mit, ist's gut, geht niemand mit, ist's auch gut. Sie weiß nur eins: entweder kommt sie mit dem Topfe voll Erdbeeren zurück, oder ohne Topf. Dann hat sie ihn eben an dem Schädel des Hegers zerschlagen, der ihn ihr nehmen wollte. Nach einigem Zögern entschloß sich der Hirt, sie zu begleiten. Die Rückkehr der beiden wurde im Armenhaus mit namenloser Spannung erwartet und bereitete eine traurige Enttäuschung. Die Franzka hatte ihre Heldentat nicht ausführen können. Richtig war sie überrascht worden, richtig war ihr das bißchen Erdbeeren, das sie gesammelt hatte, ausgeschüttet und der Topf zerbrochen worden — der einzige, den das Armenhaus im Augenblick besaß! Der zweite war beim Kochen der Kartoffeln zersprungen. Schreiend, weinend, schimpfend erzählte sie's, und der Senior fragte mit gutmütig blöder Neugier:

„Gehst jetzt zu Gericht?"

Zu Gericht? O, der alte Esel! Das wollen sie ja, „die oben",

das weiß sie ja, und der Heger, der sie erwischt hat, der Vikukal, der Sohn der alten Hexe, hat es ihr bestätigt.

Den Senior überlief's, als sie den Namen aussprach, und Franzko drückte sich an seine Mutter und verbarg sein Gesicht in ihrem Kleide.

Der Hirt wollte sich ins Gespräch mischen; Franzka gebot ihm zu schweigen. Er sollte sich schämen, der Lump, der Feigling! Sie wollte nur wissen, wozu er eigentlich mit ihr gegangen war! Nicht eine Beere hatte er gebrockt, und davongelaufen war er vor dem Heger wie die Katz vor der Feuerspritze!

„Gehst jetzt klagen?" fragte der Senior wieder.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein!"

„Warum denn nicht?"

Darum nicht, weil der Hexensohn zu ihr gesagt hat: Geht doch klagen, geht! Wir wünschen uns nichts Besseres. Wir werden schon sehen, was alles herauskommen wird vor Gericht. „Ja, das hat er gesagt. O, der Hexensohn! und o, der Feigling, der lumpige Hirt!"

Sie stöhnte, sie schluchzte, stieß den Franzko von sich, ging in die Kammer und warf sich dort auf ihr Bett.

Milenka hatte nicht ein Wort gesprochen, nur mit größter Spannung zugehört. Über ihr bewegliches Gesicht hatte es gezuckt wie kleine, aufblitzende Lichter. Lauter spitzbübische, nichtsnutzige Einfälle. Eine Weile wartete sie und horchte. Der Senior und der Hirt hatten sich aufs Bänklein vor das Haus gesetzt; in der Stube wurde Franzkas kräftiges Schnarchen laut.

„Jetzt ist's gut, jetzt komm, jetzt tun wir etwas", flüsterte Milenka ihrem Spielkameraden zu. „Komm mit, wir machen's besser, wir sind gescheit, die andern sind dumm, so dumm, so dumm!" Sie nahm Franzko bei der Hand und ging mit ihm dem Dorfe zu. Ganz langsam, solange sie von den beiden Alten gesehen werden konnte; einmal außerhalb ihres Gesichtskreises, immer schneller, immer schneller. Im Dorfe rannte sie

von Haus zu Haus, von Tür zu Tür, und schrie in einer Art Rhythmus, daß es klang wie ein wildes Lied:

„Erdbeerbrocken verboten! Die Heger zerschlagen einem die Töpf! Nehmt euch in acht!"

Es war ein förmliches Jauchzen in ihrer Stimme. Mit triumphierendem Entzücken verkündete sie ihre traurige Botschaft. Die Leute traten aus den Häusern und blickten ihr nach, wie sie dahinraste und schrie und Franzko, ihr Trabant, ihr nachlief, hustend und hinkend.

Ein wahrer Jammer, der Bub! Die dicke Frau des Gemeindeboten blieb mitten auf der Straße stehen mit ihrer ganzen Ladung gestohlenen Holzes auf dem Rücken und rief:

„Geh nach Hause, Franzko! Hast ja keinen Atem!"

Sie ärgerte sich nicht einmal, daß er nicht gehorchte, ein menschliches Rühren ergriff sie. Sein Jäckchen ging in Fetzen, die ausgefranste Hose aus Sackleinwand reichte ihm bis zur halben Wade am kürzeren Bein und bis zum Knie am längeren. Ein Hemd hatte er sein Lebtag nicht am Leibe gehabt, und so legt ihn seine Mutter in den Sarg, sie ist's imstande! Die Botenfrau nimmt sich vor, dem Buben, wenn er stirbt, was ja bald geschehen wird, ein „ausgewachsenes" Hemd von ihrem Jüngsten zu schenken.

Die Kinder hatten ihre Runde beendet und näherten sich jetzt einem unheimlichen Bereiche, dem der Hexe, der Vikukalka, die nur einige hundert Schritte hinter dem Armenhause wohnte. Ihre Hütte sah von außen sehr verfallen aus, sollte aber im Innern großen Reichtum bergen. So wenigstens behaupteten die Leute; und warum sollte es nicht sein, die Vikukalka konnte ja den Teufel beschwören! Wie viele hatten sie schon gesehen, wie sie auf dem First ihres Daches saß und Beschwörungsformeln flüsterte. Was sie da sagte, konnte man nicht verstehen, aber ihre Reden mußten Gräßliches enthalten, denn ein Grauen ergriff jeden, der das leise Murmeln der geheimnisvollen Worte

vernahm. Vor ein paar Jahren noch durfte man der Hexe nicht „Hexe" sagen, da wurde sie bös und machte einem Schaden am Vieh oder an den Feldfrüchten. Jetzt durfte man ihr sagen, was man wollte, denn sie war ganz taub geworden.

Milenka blieb stehen. „Schau, wie sie neugierig schaut!" sprach sie. „Die Tauben sind alle schrecklich neugierig, selbst wenn sie Hexen sind und ohnehin alles wissen. Aber wart, jetzt machen wir uns einen Spaß mit ihr!"

In unbändigem Übermut trat sie an den Zaun fast bis auf Armeslänge heran und schrie:

„Verboten! Erdbeerbrocken im Wald verboten! Wenn Ihr vielleicht Lust habt, laßt sie Euch vergehn!"

„W—as?" Die Vikukalka streckte ihren braunen, dürren Hals, daß er zum Entsetzen lang wurde. „W—as?" und Milenka sprang einen Schritt zurück, schnitt Gesichter und äffte sie nach.

„Was? Ein alt's Faß! Sitzen drei Weiber drauf, weiß keine was! Ich werd mich da nicht heiser schrein mit Euch. Ihr seid taub wie eine tote Gans!"

O — grauenhaft und unbegreiflich; das hatte die taube Hexe gehört. Wut verzerrte ihr Gesicht. „Gans?" zischte sie. „Gans? Du Auswürfling!" und ein Hagel von Worten prasselte aus ihrem zahnlosen Munde. Lauter Flüche, gewiß lauter schändliche, gotteslästerliche Flüche in der Hexensprache.

Dem Franzko schauderte die Haut, Schrecken lähmte ihn.

„Lauf!" rief Milenka. „Jesus Maria, laufen wir!"

Wieder war sie voran, und wieder keuchte er hinter ihr her. Und plötzlich flog etwas über seinen Kopf weg an den Kopf Milenkas: der Reisigbesen, den die Hexe ihr nachgeschleudert hatte, und der sich in ihren Haaren verfing, sie ihr verwirrte, und den sie ein Stück Weges hinter sich herschleifte.

Franzko hatte die Nacht hindurch wüste Träume und stand am Morgen todmüde auf; er hätte sich am liebsten gleich wieder hingelegt. Aber Milenka duldete es nicht. Sie befand sich in

ihrer allermunterſten Laune, und auch er ſollte munter ſein. Sie zog ihr beſtes Kleid an, weil Sonntag war, und lief und wirtſchaftete im Hauſe herum „wie von der Tarantel geſtochen". Offenbar führte ſie irgend einen Streich im Schilde; Unternehmungsluſt funkelte ihr aus den Augen.

„Weiß der liebe Herrgott, was die wieder vor hat", ſagte der Senior, wackelte mit dem Kopfe, zog ſeinen Roſenkranz aus der Taſche und fing an zu beten.

Der Hirt und Franzka gingen in die Kirche nach Wolitz. „Könnteſt auch mit, du", hatten ſie Milenka ermahnt und ein paar Anti-Koſenamen hinzugefügt.

„Geht nur voraus, ich hol euch ein!" hatte ſie geantwortet und ihnen, als ſie den Rücken gewendet, eine lange Naſe gemacht. Jetzt ſtand ſie auf der Straße allein mit dem dummen Buben und war unbeſchränkte Herrin der Situation. „So, jetzt komm," ſprach ſie, „jetzt tun wir's!"

„Was denn?"

„W — w — as? fragſt wie die alte Hex — w — as? — Das alſo! Heute traut ſich keine Seel in den Wald, ich hab ihnen allen geſtern eine gehörige Angſt eingejagt, heute gehen wir und klauben alles zuſammen, alles allein, wir zwei!"

Er meinte, daß ſie ihn zum beſten habe, wie ſo oft, zuckte die Achſeln und ſagte: „Was dir einfällt!"

Sie faßte ihn entſchloſſen bei der Hand. „Wirſt ſchon ſehen, was mir einfällt, komm nur! Ich zeig dir einen Platz, wo ſo viel Erdbeeren ſind, wie du in deinem ganzen Leben nicht beiſammen geſehen haſt."

Ihr überzeugter Ton machte Eindruck auf ihn, beſiegte aber ſeine Zweifel nicht. „Wie ſollen wir ſie denn nach Hauſe bringen, die Erdbeeren? Wir haben ja keine Töpf!"

„Wir leihen uns halt ein paar aus."

„Ja, juſt, wer wird uns was leihen!"

Sie zeigte ihm die Zunge.

„Wer? Der's nicht weiß, daß wir uns bei ihm etwas ausborgen. Komm!" Und sie schlug den Weg ein, der zum Hause der Hexe führt. Ja wahrhaftig, zum Haus der Hexe, und als Franzko ihr dahin nicht folgen wollte, stieß sie ihn mit Fäusten und Füßen und nannte ihn einmal ums andre: Kalb.

Und dann schmeichelte sie ihm und vertraute ihm ein Geheimnis an. Die Hexe ging, wie er ja wußte, zu Mittag immer fort mit ihren Ziegen, um sie am Waldesrand grasen zu lassen, und kam vor Abend nicht heim. Diese Zeit hatte Milenka schon einmal benutzt, um ins Hexenhaus einzusteigen.

„Einzusteigen! Verwundere du, ‚zerkreuzige' dich!" beantwortete sie seinen Ausruf des Entsetzens bei dieser vertraulichen Mitteilung. „Ich war darin. Den Laden hinten beim Stall, den hab ich aufgemacht. Wie? — halt so — — man muß halt geschickt sein!" ...

Und was sie alles gesehen hatte im Hause der Hexe! Einen Schlangenkopf mit einer goldenen Krone, und eine abgeschnittene Hand, eine weiße, schmale, mit Fingern und Nägeln — ach — ach! ... Und ein Messer, viel, viel länger und spitziger als die Zinken der größten und spitzigsten Heugabel, und die graue Haube, die die Hexe aufsetzt, wenn sie eine andere Gestalt annehmen will, oder wenn sie sich unsichtbar machen will. Und auf dem Bort neben dem Herd fünf schöne, glasierte Töpfe, zwei grüne, zwei braune und einen weißen mit einer Rose drauf.

Und zwei von diesen Töpfen wollte sie jetzt holen gehen, und Franzko mußte Wache halten, während sie einstieg bei der Hexe. An der Ecke des Zaunes befahl sie ihm, stehen zu bleiben. „Und wenn du jemand von weitem kommen siehst, gluckst du wie eine Henne, verstehst?"

Es war aber weit und breit kein Mensch zu sehen. Franzko hörte auch nichts außer dem dumpfen Dröhnen in seinem Kopfe und dem Klopfen seiner Adern an den Schläfen. Gott, Gott! wenn sie doch käme! wenn sie heil zurückkäme aus dem Hexen-

haus! ... Wenn ihr nichts geschehen wäre, müßte sie längst da sein. Er betete ein Vaterunser, er zählte bis zwanzig und betete wieder, verging fast vor Angst um sie und stöhnte: „Milenka! Milenka!" Seine Angst stieg aufs höchste, und er begann zu glucksen. O Seligkeit! da war sie und brachte zwei Hasen mit. Für ihn einen vom Drahtbinder schon geflickten, für sich — unfaßbare Keckheit! — den mit der Rose.

Und nun vorwärts, im Laufschritt in den Wald, ums Dorf herum, auf den schmalen Hohlweg, in dem man sich so gut verstecken kann hinter den üppigen Weißdorn- und Haselbüschen, wenn einem ein Angeber begegnen sollte. Die Kinder begegneten aber nur einem jungen Mädchen, das ihnen lachend zurief: „Gesindel!" und einem alten Mann, der eine störrische Kuh auf die Weide führte.

„Schon wieder in den Wald, verfluchtes Pack?" wetterte er die beiden an. „Wißt ihr nicht, daß es verboten ist? Das Pack macht Schaden im Wald, und uns jagt man hinaus."

Milenka lachte laut und frech, und er schnalzte mit der Peitsche nach ihr — sie duckte sich, Franzko empfing den Streich, der ihr gegolten hatte und einen roten Striemen auf sein Gesicht hinmalte vom Ohr bis zum Mundwinkel. Das machte ihm keinen Eindruck, auch er lachte.

„Ach, du, Milenka, beinah hätt er dich erwischt!"

Sie rannten weiter, und der alte Mann, der seine Kuh nicht verlassen konnte, schimpfte ihnen nach.

Und nun im Walde!

Ja, das ist wahr, Milenka weiß die Plätze! Eine Viertelstunde nur geradeaus hinaufgestiegen zwischen den schlanken Buchen und Erlen, und man ist auf der Stelle, auf der im vorigen Jahr der Holzschlag war. Die Baumklötze sind noch da und treiben gewaltig aus, es wuchert alles in dem guten Waldboden; die Blütenkerzen des Fingerhuts in ihrer wechselnden Farbenpracht, das dickblättrige Bilsenkraut, der kampflustige Stech-

apfel stolzieren als Bäumchen, und zu ihren Füßen schimmert es rot: Erdbeeren, lauter Erdbeeren! Man braucht sich nur zu bücken und hat die Hände voll. Im Nu ist der braune Hafen und der mit der Rose mehr als zur Hälfte mit Früchten gefüllt.

Milenka wirft einen raschen Blick nach der Ernte Franzkos, steht plötzlich auf, ergreift mit beiden Händen seinen Hafen und leert ihn in den ihren aus, daß die Erdbeeren, hoch aufgetürmt, an allen Seiten niederrieseln.

Er kniet auf dem Boden, schaut wie erstarrt zu ihr hinauf. „Milenka, was tust?"

Sie stellt den Hafen auf ihr Tüchlein, das sie vom Kopf genommen hat, knüpft die vier Enden zusammen, hebt sie in die Höhe und läuft davon.

Franzko macht keinen Versuch, ihr zu folgen, er weiß, daß er ihr nicht nachkommen kann, sie ist wie ein Reh. Nur schreien kann er, und schreit denn aus allen seinen Kräften: „Milenka, Milenka! Diebin, abscheuliche!" Bald aber ergreift ihn eine furchtbare Wehmut; sein Zorn erlischt. „Milenka, liebe Milenka! Erbarm dich meiner! Komm zurück! komm zurück, Milenka!" In allen Tönen des Schmerzes und der Zärtlichkeit wiederholt er ihren Namen.

Sie hört ihn nicht, sie ist fort, hat ihn bestohlen und verlassen.

Was soll er anfangen? Er war noch nie im Badeorte, hat dort noch nie Erdbeeren verkauft, das hat immer die Mutter besorgt. Verzweifelnd wirft er sich auf die Erde und weint und schluchzt über sich, über Milenka, über sein Elend und über ihre Schlechtigkeit. In Strömen laufen die Tränen ihm über das Gesicht, er kommt sich unaussprechlich arm und bedauernswürdig vor. Immerfort weinend und schluchzend, fängt er nun aber doch an, die verschütteten Erdbeeren aufzulesen, fängt auch zu pflücken an, und der Beeren scheinen immer mehr zu werden, sie drängen sich förmlich von selbst unter seine Finger, rufen ihn

förmlich an: Pflück uns! Pflück uns! — Es ist wie im Märchen, wie im Traum.

Ein paar Schritte weiter — da strotzt es von Erdbeeren, so groß wie Haselnüsse. Von solchen Erdbeeren weiß nicht einmal die verräterische Milenka, nur er allein! Sein Stolz, sein Trotz erwachen: sie soll auch nichts von ihnen wissen, er sagt ihr nichts er braucht sie nicht, wird seine Erdbeeren verkaufen ohne sie. Er wischt sich mit dem Ärmel die letzten Tränen vom Gesicht und weint nicht mehr, weil er nicht mehr weinen will. Über das schwere Schluchzen, das seine schmale, eingesunkene Brust stoßweise hebt, hat er keine Macht, das dauert fort und beengt ihm den Atem. Er muß innehalten, sich aufrichten auf den Knien, den Kopf erheben ... Allmächtiger! ... Wie gebrochen sinkt er im selben Augenblick in sich zusammen ... Der kleine, alte Jäger Slamek mit den krummen Beinen und dem lehmfarbigen Gesicht steht da, hat einen Hund an der Leine, und der ist auch alt und ist halb blind und schnüffelt und wittert am Boden herum, gibt aber keinen Laut. Unhörbar sind sie gekommen. Franzko hat ihnen wohl selbst die Richtung angegeben, in der sie zu suchen haben, als er wie sinnlos nach Milenka schrie. Der Jäger wirft einen Blick auf den Buben und sieht dann weg. Gerührtsein ist nicht seines Amtes. Doch muß er denken: Welches Elend! und: Den laß ich laufen!

Da knallt ein Schuß und gleich darauf ein zweiter ... Der Oberförster ist im Wald, jagt an der Wolitzer Lehne. Daß er herüberkommt hat keine Wahrscheinlichkeit, aber schon das Bewußtsein: er ist im Wald! fährt einem in die Glieder ... Slamek kriegt plötzlich ein Rückgrat von Eisen, wird ein Mann der Pflicht vom Wirbel bis zur Sohle. Es sind scharfe Weisungen erteilt worden, und ein paarmal schon hat Slameks nächster Vorgesetzter ihn lau im Dienst genannt. So bückt er sich denn, nimmt den Hafen, hebt ihn hoch, schleudert ihn mit aller Gewalt zur Erde und tritt dann auf die Scherben. — „Merk dir's", sagt er.

Der Junge hat aufgestöhnt: „Herr Jäger, Herr Jäger, ich hab Ihnen keinen Schaden gemacht!"

Der Jäger brummt etwas Unverständliches in seinen zerzausten, schütteren Bart hinein und geht seiner Wege.

Franzko hockt regungslos auf dem Boden. Unverwandt betrachtet er die Scherben, die vor ihm liegen.

Wie ein greller Blitz schießt es ihm durch den Kopf. Die Hexe!... Was wird die Hexe sagen, wenn sie am Abend ihren Hafen auf dem Bort vermißt?

Alles andre, sein Schmerz über Milenkas Verrat, seine Freude über sein Finderglück, die Wonne des auflebenden Mutes alles vergessen — alles verschlungen von einem entsetzlichen Gefühl: — Todesangst! Was wird die Hexe sagen? Wer ihr ihren Hafen genommen hat, weiß sie natürlich gleich, dafür ist sie eine Hexe. Herrgott im Himmel! Am Ende weiß sie es jetzt schon, macht sich auf... Herrgott, wenn der Jäger die Scherben wenigstens nicht zertreten hätte, der Hafen wäre vielleicht zu reparieren gewesen!

Auf einmal raschelt's — ein Wiesel? ein Erdzeisel? Über den abgehauenen Baumstamm mit den vielen Wurzeltrieben ist etwas hingelaufen. Kleine Augen haben Franzko aus dem Laube angeglänzt... Die Hexe kann allerlei Gestalten annehmen. Oh! oh! Er sprang auf. Ein Vogel, ein großer, schwarzer, ist aufgeflogen — das wird sie sein! Seine Haare sträuben sich — jetzt wird es ihm gehen, wie es Milenka gegangen ist. Er besinnt sich ganz deutlich, die Hexe hat den Besen nicht nach Milenka geworfen, sie selbst ist über Milenka hergeflogen und rittlings auf dem Besen gesessen, hatte ihre dunklen Beine vorgestreckt und mit den Krallen an ihren Zehen Milenkas Haare gefaßt... Und Milenka hat geschrieen: „Jesus, Maria!" und ist ihr entwischt. Vielleicht entwischt auch er, wenn auch er ruft: „Jesus, Maria!" Maria — wie er den heiligen Namen ausspricht, da fällt ihm ein: beim Muttergottesbild oben an der

großen Eiche, da fände er Heil. In die Nähe einer Muttergottes, wagt eine Hexe sich nicht. Nur hinkommen, hinkommen bis zu der großen Eiche, das müßte man! Franzko rennt, so rasch er nur kann, den steilen Weg aufwärts und betet: „Lieber Gott hilf, mach sie tot, die Hexe, daß sie mich nicht packen kann ... Ihr Heiligen, all ihr lieben, guten, tut ein Wunder, gebt ihr ihren Topf zurück! Heilige Maria, Mutter des kleinen Jesukindleins, du hast die Kinder gern, gib mir Kraft, gibt mir Atem, daß ich laufen kann bis zu dir!"

Und jetzt ist ihm, als ob er lachen hörte. Sein kurzer Fuß versagt plötzlich den Dienst, will nicht mehr mit. Franzko hüpft nur noch in kleinen Sätzen. Die Hexe hat ihn, spielt mit ihm wie die Katze mit der Maus. Sie ist hinter ihm, neben ihm streckt den Hals, ihre runzlige Wange streift seinen Arm, und sie blickt ihm von unten hinauf ins Gesicht. Und die Totenhand greift nach ihm, er fühlt sie eisigkalt im Genick. O, die Nägel! ... die Nägel stechen ihn in den Rücken ... Der Schlangenkopf ist auch da, rollt ihm vor die Füße ... züngelt nach ihm ...

Weiter, weiter mit Schaudern, Stöhnen, Weinen ...

Die Sonne steht im Scheitel, dunkel ragt der Wald vor dem weißglühenden Horizont, und einzelne Lichtstrahlen zittern durchs Laub ... O gnädiges Licht! Es hat die Eiche getroffen. Es gleitet über ihren Stamm. Er sieht das heilige Bild. Der glänzende Schein um das Haupt der Gebenedeiten leuchtet ihm Trost und Erbarmen ins verzweifelnde Herz. Und das himmlisch-holde Angesicht grüßt herüber: Da bin ich, komm zu mir!

Eine höchste, letzte Anstrengung. Franzko faltet die Hände und schreit auf.

Die Hexe hat ihr Ärgstes getan, sie hat ihm ihr Messer in die Brust gestoßen ... Blutstropfen perlen auf seinen Lippen ...

Aber das ist ja gut, das ist ja die Erlösung. Die Hexe ist fort, und er sieht — o liebliches Wunder! — die heilige Jungfrau sich ihm entgegenneigen ... Lächelnd neigt sie sich ihm

entgegen, breitet den blauen Mantel aus, und das Kind schmiegt sich niedersinkend in seine weichen Falten. Überirdische Seligkeit erfüllt ihn, der Himmel öffnet sich ihm, und mit den Engeln jubelt er: „Gegrüßt seist du, Maria, du bist voll der Gnaden".

Milenka kam rechtzeitig heim, stellte den Hafen an seinen alten Platz, ging stolz ins Armenhaus und klimperte mit den kleinen Münzen in ihrer Tasche. Ihre erste Frage war nach Franzko.

„Ist der dumme Bub noch nicht da? Er hat sich gewiß erwischen lassen, und sie haben ihm den Topf zerschlagen, und jetzt traut er sich nicht nach Hause."

Eine Weile wartete sie, dann ging sie ihn suchen.

Von weitem schon erblickte sie ihn. Er lag auf der Erde vor der großen Eiche.

„Fauler Schlingel!" rief sie und eilte auf ihn zu und stieß mit ihrem Fuße gegen sein ausgestrecktes Bein: „Rühr dich!" ... Das Wort erstarb auf ihrer Zunge, schaudernd wich sie zurück. In die weit aufgerissenen Augen, mit denen sie ihn anstarrte, schoß es ihr brennend heiß. Der rührt sich nimmer, mit dem ist's vorbei ... Und er hatte immer alles getan, was sie wollte, und hatte sie lieb gehabt und bewundert ...

„Franzko! sei nicht tot!" schrie sie plötzlich auf.

Aber er war tot, sie wußte es, sie ging ja von jeher jeden im Dorf Verstorbenen ansehen. Fast alle hatten einen friedlichen Ausdruck gehabt — keiner einen so still glückseligen. Von dem durchsichtigen blassen Kindergesicht ihres kleinen Freundes ging ein förmliches Leuchten aus. Sein Kopf war im hohen, weichen Moose eingebettet wie auf einem roten Polster. Es waren aber nicht Erdbeeren, was den Boden färbte, es war Blut.

Der Fink

„Lux! Lux! Herein da! Gleich da herein! Garstiges, grausliches, miserables Tier!“ In allen Winkeln ihres Gedächtnisses suchte sie nach einem tödlich beschämenden Schimpfwort, um es dem Hunde an den Kopf zu schleudern, noch ehe sie selbst bei ihm ankam und ihm all das Üble antat, das sie gegen ihn im Sinn führte.

Der Hund war ein großer, weißer, kurzhaariger Spitz. Er hatte einen rabenschwarzen Fleck über dem halben Gesicht und dem halben linken Ohr, was ihm etwas ungemein Herausforderndes gab, und er konnte so verächtlich dreinschauen wie kein zweiter Hund auf der Welt. Ganz flüchtig sah er sich nach dem schlanken Persönchen mit den blonden, nach Knabenart geschnittenen Haaren um, das auf ihn zugeeilt kam, und wendete seine Aufmerksamkeit gleich wieder etwas Kleinem, Lebendigem zu, das sich im Grase regte, beschnüffelte es, betupfte es mit seiner Pfote.

„Marsch!“ — Das R in dem Worte klang wie eine lange Reihe von R, die nacheinander ausgesprochen worden wären, also fast wie ein rollender Donner. Zugleich erhielt der Spitz einen mit aller Kraft, über die ein achtjähriges, eher zartes als starkes Mädchen disponiert, geführten Faustschlag in die Flanke. Pia tat sich dabei mehr weh als ihm, denn der Hund mußte irgend einen Vorfahren vom Geschlecht der Wale haben, wenigstens schien er aus lauter Fischbein zu bestehen.

Puterrot und die Augen voll Tränen, kniete Pia jetzt im Grase und hielt das kleine Lebendige in ihren Händen, streichelte,

küßte, bedauerte es. Das liebe, das arme, ach so klein! so arm! Ein ganz junges Finklein. Zu früh hatte es sich aus einem der Nester auf der großen Rüster gewagt, dem ältesten unter den alten Bäumen des Gartens, der gar vielen Vögeln Obdach gewährte. Fast so hoch wie der Schloßturm ragte sein Wipfel, seine Äste und Zweige bildeten einen Hain. Wie konnte das verirrte, erschöpfte Vögelchen den Weg zurückfinden ins Vaterhaus?

Es schien sich der ganzen Größe seines Unglücks bewußt, stieß von Zeit zu Zeit jämmerliche Piepse aus, zwinkerte in Qual und Todesangst mit den dunkeln, glänzenden Äuglein. Sein Körperchen zuckte, sein Herz schlug mit rasender Schnelligkeit. Es war gewiß schwer verletzt. Der garstige Lux hatte es gebissen oder ihm vielleicht die Brust eingedrückt ... was wußte Pia, was er ihm getan! Und jetzt hatte das miserable Tier noch die Unverschämtheit, heranzutreten, ganz vertraulich die Schnauze auf ihr Schulter zu legen, nachdem er diese selbe Schnauze mehrmals rasch nacheinander mit der Zunge abgeleckt, und ihr mit seinen sehr sprechenden Augen und seiner naiven Missetätermiene zu sagen:

„Gib mir das Ding zurück. Ich hab's gefunden, 's ist mein. Ich brauch's zum Spielen. Es quietscht so nett, wenn ich darauf tupfe mit meiner Pfote!"

„Marrrsch!" Wieder rollte das R wie Donner. Pia sprang auf und gab dem Lux einen Tritt, bei dem sie sich fast den Fuß verrenkte, und der ihn lächeln machte.

Sie rannte ins Schloß, in die Küche, ließ sich Milch und Weißbrot geben und versuchte das Finklein zu füttern. Sie verstand sich auf die Kunst. Drei aus dem Nest gefallene Spatzen hatte sie im vorigen Sommer prächtig aufgebracht, und zwei von ihnen waren in noch zarterem Alter gestanden als das Finklein. Aber freilich, das waren eben Spatzen gewesen, zäh und ordinär, solche, wie es Hunderttausende gibt, nichts Feines,

Exquisites, das auf ganz andere Lebensbedingungen gestellt ist als die große Masse.

Das Finklein verschmähte die Nahrung, die seine Wohltäterin ihm bot, und wenn sie ihm den Schnabel mit sanfter Gewalt öffnete und ihm ein Tröpfchen Milch einflößte, schluckte es nicht einmal.

Die Köchin, eine majestätische, dicke Person, mit einem Suppentellergesicht und blauen, schmachtenden Augen, hatte von ihrer großen, blanken Werktafel aus den Bemühungen Pias mitleidig zugesehen.

„Sie plagen das arme Tier umsonst", sagte sie sanft und freundlich. „Geben Sie's her. Ich mach's tot."

„W—as? tot machen?" Pia hob das schmucke Köpfchen, streckte sich, wurde ordentlich größer vor Entrüstung. „Sie wird man tot machen, Sie Grausame ..."

Die Mörderin unzähliger Tauben, Hühner, Perlhühner, Truthühner zuckte mit ruhigem Selbstbewußtsein die Achseln. „Ich bin nicht grausam, ich könnt ein armes Tier, dem nicht mehr zu helfen ist, nicht so leiden sehen, weil's mich freut, mit ihm zu spielen."

Pia schauderte; sie stürzte aus der Küche hinaus, fort von der Entsetzlichen, der Totmacherin von Beruf, die so schreckliche Dinge sagte und vielleicht sogar — recht hatte:

Weil es sie freut, mit ihm zu spielen?

Wenn das wahr ist, dann ist sie ja viel schlechter als Lux, der keine Vernunft hat und ein Nebentier quält, ohne zu wissen, was er tut ... Menschen haben einen andern Standpunkt und eine andre Verantwortlichkeit.

Was ist neulich geschehen, als der Tierarzt zum alten Jagdhund Flock gerufen wurde und erklärte, daß er unheilbar krank sei? Da hat die Großmutter zu Papa gesagt: „Erlös ihn! Spend ihm eine gnädige Kugel! Er soll den Tod eines braven Jagdhundes sterben." — Und Papa, dieser engelsgute Papa, hat ein

Gewehr genommen, ist hingegangen und hat den alten Flock erschossen. Und Flock war Papas Lieblingshund.

„Du bist auch mein Liebling," flüsterte sie dem Vogel zu, „und ich will dich von deinen Leiden erlösen. Und ich weiß den schönsten Tod für dich, den schönsten Vogeltod. Im letzten Augenblick noch sollst du glauben können: ‚Jetzt flieg ich'. Und dann wird alles aus sein. Bei einem Vogel ist dann alles aus."

Sie lief über den Hof, in den Gang und die Stufen hinauf, die zur Wohnung des Turmwartels führten.

Kein wirklicher Wartel. Er hieß nur so und war ein greiser, pensionierter Hausdiener. Er tat auch nichts mehr, außer Tabak schnupfen und schlafen. Den Turm sah er als seine eigenste Domäne an, und weil er selbst nie mehr hinaufstieg, war sein schwarzer Kater angewiesen, die Besucher zu geleiten.

Die Tür des Wartelzimmers war nur angelehnt und hatte ein großes Guckloch. Pia warf im Vorübergehen einen Blick hindurch. Der Alte schlief in seinem Lehnstuhl, der Kater saß neben ihm auf dem Tisch und lauerte. Die Kleine erblicken und auf den Boden springen war eins. Er zwängte sich durch den Türspalt wie eine Schlange aus Samt und schlich hinter Pia her, unhörbar auf seinen elastischen Pfoten. Immer näher kam er heran, schmiegte sich an sie, warf ihr aus den großen, runden Topasaugen forschende Blicke zu.

Ob er den Vogel witterte? Ob er ahnte, was Pia in der Hand trug?

Auf der Treppe lag der Staub fingerdick, und ein unheimliches Zwielicht herrschte. Die wenigen Fenster waren nicht viel breiter als eine Zaunlatte und mit Schmutz und Spinngeweben überzogen. Manchmal huschte etwas vorüber — eine Ratte, gewiß. Dann schoß der Kater drauf los, und dann gab's einen kurzen, wütenden Kampf, ein schrilles Pfeifen gellte, ausgestoßen in Schmerz und Todesnot.

Und das Raubtier war wieder da, und seine gelben Augen

leuchteten und sahen wieder und wieder zu Pia hinauf und schienen zu sagen: „Die rechte Beute hab ich noch nicht, die möchtest du mir vorenthalten. Wart nur, ich hole sie mir, ich bin stark, ich habe Krallen."

Der Kleinen wurde bang, sie hastete, sie lief die Stiege hinauf. Ach, die wollte heute keine Ende nehmen! Und die Stufen waren so steil, und so schwindelig wurde man bei dem ewigen Rundherum und Rundherum!

Seit einer Weile schon hatte das Finklein kein Lebenszeichen gegeben. Plötzlich rührte sich's, sträubte seine Federn, seine Füßchen zappelten und zuckten ...

Vorüber ... nichts mehr. Das war vielleicht das Letzte. Das Finklein war vielleicht jetzt gestorben. Pia trug eine kleine Leiche in ihrer Hand ...

Schrecklich, schrecklich, der Tod ist etwas Schreckliches, und ihn da haben, ihn fühlen ... Ein Grauen überrieselte sie, und sie flüsterte dem Vogel zu:

„Stirb nicht, stirb nicht in meiner Hand!" Sie legte seinen Kopf an ihre Wange, hauchte leise über ihn hin und — schrie auf. Der Kater war mit einem wilden Satze heraufgesprungen, ihr fast ins Gesicht, und fauchte und dräute. Eine feige Regung stieg in dem Kinde auf: Gib es ihm! Gib ihm das Vögelchen! Es ist ja tot ... Aber vielleicht doch noch nicht ganz tot und kann sich noch fürchten, noch etwas davon fühlen, wie es zerfleischt wird. Nein, und — nein! Man hat doch seinen Kopf, man wird nach seinem eigenen Kopf tun und nicht nach dem eines ekelhaften alten Katers.

„Fort, Unkatz! Unkatz!" ruft sie, und daß sie einen so verletzenden Namen für ihn gefunden hat, freut sie, stärkt sie. Sie stürmt die Stufen hinauf.

Da endlich war sie angelangt beim Pförtlein, das auf die Plattform führt. In seinem altersgrauen, von oben bis unten

geborstenen Holze bildete das hereinströmende Sonnenlicht goldene und diamantene Stäbe.

Pia stieß es auf und betrat die Plattform. Der Kater ihr auf den Fersen. Sie fürchtete ihn nicht mehr, sie küßte den Vogel noch einmal auf sein Köpflein.

„Jetzt erlös ich dich, bald wirst du nicht mehr leiden. Du wirst fallen — fallen — es wird dir sein wie im Traum."

Über die Mauerbrüstung gebeugt blickte sie hinab.

Lauter Wipfel, und der alle überragende, war der der alten Rüster, und schien so nah, daß man meinte, ihn greifen zu können. Und ganz oben in den feinsten Zweiglein seiner Krone huschte es unstet hin und her, ward ein banges Schreien und Klagen laut, und so klein die Brust, der es entquoll, so groß und verzweiflungsvoll der Schmerz, der sich darin aussprach.

„Bist du's, Finkenmutter? Bist du's, Arme? Du wirst dein Kind wiedersehen, es kommt, aber es ist tot." Pia streckte den Arm aus, und im Augenblick war der Kater dicht an sie heran auf die Mauer gesprungen.

„Du bekommst ihn nicht, du nicht!" rief das Mädchen, drückte einen Moment die Augen fest zu und öffnete die Hand.

Das Vöglein entglitt ihr und sank eines Atemzugs Dauer. Dann ... Herr Jesus, Herr Jesus — es war nicht tot, es lebte! Seine Flügel spreizten sich, aus seiner Kehle drang ein leises, halb banges, halb freudiges Zwitschern, es flog, ein bißchen ungeschickt und wie trunken, aber flog dem Wipfel der Rüster zu, und dort erschallte ein Jubeln, ein Jauchzen seligen Entzückens. Dazwischen ein eifriges, fragendes, besorgtes Piepsen: „Wie geht's? Bist gesund? Fehlt dir nichts?"

„Nein, jetzt fehlt ihm nichts mehr!" Pia brach in helles Lachen aus. Sie lachte dem Kater ins runde, flache, ins kläglich bestürzte Gesicht.

„Spring nach! Hol dir's, alter dummer Kater! Es ist gerettet vor dir, vor allen seinen Feinden, es ist bei seiner Mutter!"

Sie hielt plötzlich inne, sah nachdenklich in die Ferne und wiederholte langsam: „Bei seiner Mutter."

Wie einem da ist, wußte sie schon lange nicht mehr ... Sie war damals so gar klein gewesen ... aber herrlich muß es sein für einen Vogel und — für ein Kind.

Eine Vision

Zwei geschlossene Mietwagen vor dem Tor des evangelischen Gotteshauses, die Kirchenbänke leer, ein Brautpaar in Reisekleidern an den Stufen des Altars. Er, ein großer, blonder Mensch, eine wahre Arminsgestalt, sie das Widerspiel einer Thusnelda. Nicht mehr jung, kaum mehr hübsch, feingliedrig, mit schmalem Gesichte, überzarten Zügen und fast übergroßen, braunen Augen.

Trauzeugen sind ein Beamter und ein greiser Diener des Bräutigams, die Braut ist von ihrer Kammerfrau begleitet.

„Denn es steht fest Gottes Zusage," beendet der Pastor seine Rede. „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen; rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen; fürchte dich nicht, ich bin bei dir!"

Der Bräutigam hatte das bindende „Ja" gesprochen, der Priester wendete sich an die Braut.

„Willst du diesen als deinen Ehegemahl nach Gottes Wort und Willen haben und halten, ihn lieben und ehren, ihm untertan sein in dem Herrn, in Freud und Leid ihn nicht verlassen, und den Bund der Ehe mit ihm heilig und unverbrüchlich halten, bis daß der Tod euch scheidet? Ist solches deines Herzens redlicher Entschluß, so sprich: Ja."

Tiefe Bläße hatte die Wangen der Braut überzogen, die gesenkten Augenlider zuckten, ein ergreifender Schmerzenszug bildete sich um den kleinen Mund, dessen Lippen das feierliche Gelöbnis flüsterten.

An diesem Altar hatte sie schon einmal gestanden, als junges, hoffnungsfreudiges Geschöpf, umringt von den Ihren, von einer

festlich geschmückten Menge, glücklich gepriesen und beneidet. Sie hatte den Schwur der Treue schon einmal von einem andern empfangen und einem andern geleistet, und sie hatte ihn gehalten, hatte Treue bewahrt — aber nicht erfahren.

Die heilige Handlung war vollzogen; der Neuvermählte hob seine Frau in den Wagen, und im raschen Tempo zweier flinker Traber fuhren sie dem Südbahnhofe zu.

Eisig wehte die Luft an diesem Aprilmorgen; ein scharfer Nord wirbelte schwere, gelbe Staubwolken auf. Grell leuchtend stieg die Sonne am Horizonte empor, und nicht der kleinste Dunststreifen trübte den einförmigen Glanz seines hellen, kalten Blau.

Die Reisenden kamen sehr früh; der Schalter, an den der Mann sich begab, war eben erst geöffnet worden, nur wenige Passagiere zeigten sich. Die Frau ging voraus in den Wartesaal und fand ihn noch leer. Sie setzte sich in einen Fauteuil, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Sie war müde, müde. Ach, so müde sein und ein neues Leben beginnen, welche Torheit, welche Vermessenheit! Nie und nimmer wäre sie begangen worden, hätte nicht ein fremder, starker Wille den der schwachen Frau besiegt.

Allerlei Fuhrwerke waren indessen an den Bahnhof herangerollt; zwischen sie schlängelte sich, eins ums andre überholend, ein von Meisterhand gelenktes Viergespann; edle, feurige Tiere. Ihr geschorenes Fell hatte den matten Schimmer des Samts, ihre schlanken Hälse bogen sich stolz, ihre roten Nüstern rauchten. Vor dem Perron hielt ihr Führer an, reichte dem Kutscher auf dem Rücksitz die Zügel und stieg ab.

Mit raschen Schritten durcheilte er die Bahnhofshalle, hielt den Kopf hoch, und sah steif vor sich hin, wie jemand, der nicht wünscht, angesprochen zu werden.

Kein „schöner Mann" nach landläufigen Begriffen, aber eine adelige Erscheinung und sicherlich einer von denen, die nicht leicht

umsonst um Liebe und Freundschaft werben. Mittelgroß, schlank, mit kleinem Kopf und unregelmäßigen Zügen, lebhaften, klugen Augen, deren kühner, oft harter Blick in Widerspruch stand zu dem weichen Ernst, der den Mund umlagerte; eine gewollte äußere Ruhe, hinter der ein steter Kampf sich verbarg, der Kampf, in dem die Gegensätze lagen, die sich zu unlösbarem Bunde in diesem Menschenkinde zusammengefunden hatten. Heute felsenfesten Willens, morgen ein Diener seiner Impulse, energisch und lässig, mitleidsvoll und grausam, reich begabt, fähig, Hohes zu erreichen, und oft mit den Ketten der Leidenschaft an das Niedrige gefesselt — das war der Mann, der jetzt in den Wartesaal kam, um die Neuvermählten vor ihrer Abreise zu begrüßen.

Sie hatten jeden andern eher erwartet.

„Rainer!" rief der Blonde, der beschäftigt gewesen war, die vorausgeschickten Reiseeffekten vom Portier zu übernehmen. Rasch entließ er ihn, eilte auf seine Frau zu und legte die Rechte auf ihre Schulter. Sie war zusammengefahren und erbebte noch leise unter der sanften und beschützenden Berührung der treuen Freundeshand.

Aber wie der eben Eingetretene jetzt vor ihr stand und sie scheu zu ihm aufblickte, da kam es ihr befreiend und erlösend zum Bewußtsein: Es ist aus. Seine Macht ist gebrochen. Er hat den Glauben und die Hoffnung in ihr getötet, und endlich auch — was sie für undenkbar gehalten hatte, endlich auch — die Liebe.

„Ich will euch nur Lebewohl sagen, Martha, Fritz," sprach Rainer — es klang wie eine Entschuldigung. „Euch gute Reise wünschen, Kinder, und glückliche Heimkehr. Morgen um die Zeit seid ihr in Venedig. Ihr sehnlicher Wunsch," fügte er, auf die Frau deutend, hinzu.

Er hatte ihr ihn nicht erfüllt. Und welchen denn in all den Jahren? Welchen noch so bescheidenen und berechtigten Wunsch? Längst keinen mehr ... Aus Laune? Aus Lust am Quälen?

Aus Rache dafür, daß er sie zu seiner Frau hatte machen, ihr seine Freiheit hatte opfern müssen, um sie zu erringen?

Eine Weile redeten die drei von gleichgültigen Dingen — nicht gleichgültig; jedes Wort wurde sorgfältig gewogen und überwacht. Nur nichts sagen, das treffen und verletzen, nur ja nichts, das wie eine Anspielung klingen könnte!

Mühsam schleppte das unbehagliche Gespräch sich weiter. —

Endlich das erste Glockenzeichen. Martha stand auf und murmelte ein Lebewohl, das Rainer unbefangen erwiderte. Die Herren geleiteten sie zu dem bestellten Coupé und gingen dann noch miteinander neben dem Zuge hin und her. Plötzlich blieb Friedrich stehen und ließ einen langen warmen Blick auf dem Mann an seiner Seite ruhen. Die alte Freundschaft, die alte Liebe meldete sich wieder.

„Du schenkst mir mein ganzes, großes Glück," sprach er, „ich danke dir."

„Ich — dir!" erwiderte Rainer. „Dafür, daß du wahr gegen mich gewesen bist, daß du mich nicht betrügen wolltest ..."

„Wollte sie es denn? Hätte ich ihr einen Verrat zumuten dürfen, dieser ..."

„Ich weiß, ich weiß! Du brauchst ihr Lob nicht zu singen," unterbrach ihn Rainer ungeduldig, fuhr aber sogleich wieder in der früheren herzlichen Weise fort: „Ich danke dir, daß du mich von dem Bewußtsein befreist, das ganze Leben einer Schuldlosen zerstört zu haben. Ich danke dir, daß du mir den Weg gezeigt hast, auf dem sie ein neues Glück finden kann — finden wird! Das hab ich dir sagen müssen, deshalb bin ich gekommen. Leb wohl."

Sie schüttelten einander die Hände.

Einige Augenblicke später brauste der Zug aus der Halle. Der Zurückgebliebene blickte ihm nach. Ein Gefühl, mit dem er glaubte, für immer abgerechnet zu haben, regte sich in ihm: Wehmut. Erinnerungen, mit denen er nichts mehr zu tun haben wollte, tauchten auf, ergriffen ihn, und er versank in sie.

Die jetzt für immer von ihm geschieden war, wie hatte er sie geliebt und vergöttert, und wie kurz war der Rausch gewesen, wie bald war Abneigung an die Stelle der Liebe getreten und Grausamkeit an die Stelle der Zärtlichkeit.

Gebunden sein — ein Mann wie er! Mit seinem Unabhängigkeitstriebe und seiner wohlgefällig, ja mit Stolz eingestandenen Flattersucht.

Alles in ihm bäumte sich gegen den unerträglichen Zwang des Sollens auf... Es gab eine Frau, die ein Recht auf ihn hatte, und wenn er dieses noch so rücksichtslos verletzte, leugnen konnte er es nicht — und der Frau nicht verzeihen, daß sie ihm so viel zu verzeihen hatte.

Sie begriff die Wandlung nicht, glaubte nicht an ihre Dauer, vergab, hoffte und kämpfte um ihr Glück in ihrer stillen Art, in eben der Art, die der Mann, je stärker er ist, je unlieber erträgt.

Hätte sie den Kampf mit dem Unabänderlichen doch nicht aufgenommen — wie viele Leiden würde sie sich und einem andern erspart haben. Einem, der sie liebte, innig und heiß, einem bessern Mann als der ihre. O, es fiel Rainer nicht ein, sich mit seinem Freunde zu vergleichen... Bei dem war die Neigung zur vernachlässigten Frau nicht einem flüchtigen Wohlgefallen, sondern dem Mitleid entsprungen. Und diese Neigung war gestiegen mit jedem neuen Tag, der der Gequälten einen neuen Schmerz brachte, und endlich eine tiefe und leidenschaftliche Liebe geworden, die sich nicht mehr verbergen ließ.

Da hatte er zum Freunde gesagt: „Gib sie frei!" und um sie geworben, ehrlich, mit edlem Eigensinn.

Sie hatte lange widerstanden und ihn noch in der entscheidenden Stunde gewarnt: „Ich werde nie wieder lieben, wie ich ihn geliebt habe. Wenn ich mich von ihm scheide, ihm seine Freiheit, die er so heiß ersehnt, wiedergebe, ist das vielleicht nur ein letzter, schmerzlicher Liebesbeweis."

Das alles hatte Rainer durch des Freundes rückhaltlose

Offenheit erfahren — es war spurlos an ihm abgepralllt wie an einem Marmorblock, und jetzt ...

Eine liebliche Stimme, eine Stimme voll Wohllaut weckte ihn aus seinen Gedanken. Auf ihn zugekommen war eine junge Frau, eine blendende, siegreiche Schönheit.

„Ob ich's nicht gewußt habe, wo man ihn heute suchen muß," rief sie. „Treuloser Mensch, da haben wir die Stunde, die nie kommen sollte, die erste, in der ich vergessen war."

Das Teufelsweib, wie er sie nannte, weil sie verstand, was noch keine verstanden hatte: ihn zu fesseln, nahm seinen Arm. Zärtlich und spöttisch suchte ihr Blick den seinen; die frischen, rosigen Lippen streiften sein Ohr und flüsterten: „Hast du dich geweidet an ihrem Schmerz? Ist das die Großmut, die ich an dir liebe? Die Großmut? — Geflunker! Ich liebe dich, wie du bist, und liebe alles, was zu dir gehört. Ich würde wohl auch das Gegenteil der Großmut lieben, wenn es zu dir gehörte ... O, weh mir Armen, ich bin unrettbar verloren an dich! ..."

Sie schmeichelte, sie lockte, und rang ihm bloß ein zerstreutes Lächeln ab. Seltsam und unbegreiflich! er schritt neben ihr hin und hörte nicht, was sie sprach, und war sich der reizenden Nähe nicht bewußt, die sonst alle Geister der Lebensfreude in ihm entflammte.

Ihm war, als sei er der Zeit entrückt, dem Raume; mit starren Augen blickte er ins Weite. Ein Bereich, in den er nie geschaut hatte, öffnete sich ihm. Es wob und wirbelte vor seinen Augen; das eigentümliche Licht, das durch die bestaubte Glasdecke der Halle fiel, schien auf einen Punkt zusammen zu strömen, aus schimmernden Nebelschleiern hob sich ein liebliches Bild. Er allein sah es, ihm allein offenbarte eine lautlose Sprache: Du siehst die Zukunft.

Ein Garten voll Vogelgezwitscher und Blumenduft, über den ein milder Sommerabend seine ersten Schatten gleiten läßt,

herrliche Bäume spreizen die Äste, wiegen die Wipfel, alle Büsche stehen in Blüte. Auf einem breiten Kieswege wandeln heitere, friedliche Menschen — der einst Blonde mit seinen schönen Kindern und seiner Frau. Auch auf ihren Scheitel ist der Reif des Alters gefallen, aber noch erhellt ein Schimmer jugendlichen Glanzes die feinen Züge, und rasch und leicht schreitet sie am Arm ihres Sohnes. Sie *hat* gelitten — die Spuren des Leidens hat die Zeit nicht verwischt, sie liegen auf dem stillen Gesichte, nicht entstellend — verklärend. Sie *hat* gelitten, sie ist genesen vom Zweifel zum Vertrauen, vom Schmerz zum Glück.

Mit seligem Stolz blickt sie zu ihrem Sohne hinauf, bleibt stehen, wendet sich nach dem Manne und der Tochter um. Sie lächeln, sie eilen auf sie zu ...

Ein Blitz — die Gestalten sind entglitten, der Hintergrund verdichtet sich, die reich verzierten Wände eines saalartigen Gelasses werden sichtbar. Köstliche Gemälde, Altertümer, Bildwerke schmücken den hohen, wohlbekannten Raum. In einem Lehnsessel am Marmorkamin ruht ein alter Mann und sinnt verrauschten Freuden nach. Sein Blick gleitet stumpf über all das Schöne hin, das ihn umgibt. Tot — alles tot! Das Kunstwerk ist tot für ein müdes Auge, ein erkaltetes Herz. Den Alten fröstelt. Nicht denken! Nicht denken ... Die Vergangenheit ödet ihn an, die Gegenwart heißt Seeleneinsamkeit, und vor dem, was noch kommt — kommen muß, graut ihm.

Die Tür wird geöffnet; eine Frau tritt ein, sie, die stärker war als er, die sogar der Übersättigung Trotz geboten hat. Da ist sie, so wunderbar, so berückend wie je — gekleidet. Ihr angeborenes Talent, sich zu putzen, wie hat sie's ausgebildet! Und ihr Talent zur Lüge dazu! ... Das ganze Geschöpf *eine Lüge*. Lüge diese schimmernde Haut und die nachtdunkle Farbe der Haare, und das immer noch kindliche Lächeln der bemalten Lippen und die liebkosenden Worte, die ihnen entströmen. Längst durchschaute und doch unüberwindliche Lüge ... Das Haupt des

alten Mannes beugt sich in Scham und Verzweiflung. Das Bild verschwindet.

Rainer und seine Gefährtin sind am Ausgange angelangt: „Sterben," spricht er halblaut und wie erwachend.

Die lebensprühende Schönheit an seinem Arme sieht ihn groß an: „Wer?"

„Du und ich. Das Alter ist trostlos für solche, wie du und ich."

Sie lacht übermütig: „Alter, Tod, was weiß ich und was will ich von ihnen wissen? Wie langweilig und geschmacklos du heute bist, mein vielgeliebter, mein bester Freund," erwidert sie, macht sich frei und eilt ihm voran, die Stufen des Bahnhofes hinab.

Neue Züge werden zur Abfahrt bereit gemacht, viele Menschen fluten herein.

Aus einem offenen Wagen sind drei junge Herren gestiegen; sie haben das kleine Coupé bemerkt, dessen Kutscher in der Nähe von Rainers Phaeton Aufstellung genommen hat, und rufen durcheinander:

„Ah, Viktoire!"

„Reist am Ende auch."

„Wäre nicht übel!"

„Nein, nein, da ist sie!"

Die schöne Frau und die jungen Herren begrüßen sich wie vertraute Kameraden.

„Guten Morgen, Pietro, Max, Allain. Wohin denn?"

„Nach Monte Carlo."

„Und wann kommt ihr wieder?"

„Wann Sie befehlen," antwortet der, den sie Max genannt hat, und verschlingt sie mit den Augen.

„Nicht zu viel versprechen, mein Lieber. Wenn mir's einfiele, Sie beim Wort zu nehmen, was dann?"

Er flüsterte ihr eine Antwort zu, die sie lächelnd anhört und leise erwidert; er begleitet sie und öffnet den Schlag des Wagens vor ihr. Sie hüpft hinein, beugt sich aus dem Fenster und winkt ihm zu.

Rainer hat auf der Treppe, in der Menge verborgen, all das mit angesehen. Ein schöner Mensch, dieser Max, und er liebt sie. Mit dem wird sie ihren „besten Freund" betrügen ... Pah! dann wird der „beste Freund" ihr den Laufpaß geben. Das steht ihm frei, jeden Augenblick. Er wird ... aber jetzt noch nicht, jetzt gefällt sie ihm noch zu sehr.

Abermals — im Fluge, taucht das Zukunftsbild vor ihm auf. Er zuckt die Achseln, um seinen Mund bildet sich ein trotzig resignierter Zug: „Wer lebt, erlebt. Leben wir!"

Das blinkende Gefährt fliegt wieder dahin. Die Kohlfüchse greifen aus mit wegverschlingenden Hufen, eine Lust, ihnen zuzusehen. Sie jagen, sie stürmen dem kleinen Coupé nach, das sie einholen müssen.

Schattenleben

Bist du dir schon einmal vorgekommen wie dein eigener Schatten? Ich mir wohl. Es ist ein seltsames, über allen Ausdruck friedliches Gefühl. Ich kann es in mir erwecken, wenn ich am Abend, besonders im Spätherbst, auf und ab gehe im geschlossenen Gang des ersten Stockwerks unseres Hauses. Er ist lang und ziemlich schmal und verbindet das hochgewölbte Treppenhaus mit einer Brücke, die in den Garten führt. An seinen Wänden hängen Teppiche und Bilder, die Fenster sehen auf eine vierfache Reihe uralter Linden. Einst bildeten sie eine undurchsichtige Wand, und ihre Wipfel überragten das Dach. Jetzt sind sie dürr und gestutzt, große Lücken haben sich im Laube gebildet, das morsche Geäst stöhnt im Winde, der Boden ist mit schwarzen, dürren Zweiglein bedeckt, Greisenkindern, die, spät geboren, früh schon abfallen. Sie führen einen kleinen Totentanz mit welken, raschelnden Blättern im Sande auf. Manchmal auch nimmt der Wind einige von ihnen auf seine Flügel, trägt sie durch die Lüfte und wirft sie an die Scheiben, und das gibt einen leisen, dumpfen Ton, wie wenn Nachtfalter ans Fenster stoßen.

Sonst alles ruhig, das große Licht am Himmel untergegangen, die kleinen Lichter im Hause noch nicht angefacht. Die Leute gönnen sich eine kurze Rast vor der langen, die die Nacht bringen wird.

Ich bin allein mit den Geistern der Einsamkeit. Mein Gehen wird sehr bald ein Gleiten, ich brauche die Füße kaum mehr zu heben, ich bin federleicht, bewege mich vorwärts fast ohne mein Zutun. Allerlei Gestalten tauchen dicht vor mir auf, aus dem

Boden, aus den Wänden, oder kommen mir entgegen von weit, weit her. Und wenn ich an einem Ende des Ganges bin, weichen sie aus, scheinen verschwunden — sind wieder da, schweben mir nach ...

Da taucht eine Erinnerung aus der Kinderzeit auf — und ich sehe mich rasch um, instinktmäßig. Ja, das war einst, das war eigen. Ich weiß, daß ich jahrelang den Zweifel in mir trug, ob denn außer mir noch etwas wirklich sei, ob ich nicht allein lebe, fühle, atme in einem ungeheuren Nichts. Wohin du nicht siehst, da ist nichts, dachte ich. Der Blick deines Auges zaubert die Welt, die du siehst, hervor. Ich war im Kampf mit diesem Nichts, das sich vor mir für etwas ausgab; ich suchte es zu überlisten, es gleichsam auf der Tat zu ertappen. Ich rannte zuweilen im Garten vorwärts, so rasch ich konnte, und wendete mich dann plötzlich um und meinte: einmal wirst du's erwischen, das Weiße, das Leere. Aber ich erwischte es nie, es war immer schneller als ich; ehe ich mich umsehen konnte, hatte die Dekoration sich wieder aufgestellt. Das fortwährende Mißlingen dieser Versuche betrübte mich übrigens nicht sehr, wie mich denn auch merkwürdigerweise der Gedanke nicht traurig machte, daß alle Menschen, die ich liebte, an denen mein Herz hing, nichts anderes waren als Gebilde meiner Phantasie, die zerrannen, sobald ich sie nicht mehr ansah.

Und daß sich unter diesen Phantasiegebilden einige befanden, die mich mit großer Strenge behandelten, die ich fürchtete, denen ich gehorchen mußte, auch das beirrte mich nicht im Glauben an ihre Wesenlosigkeit. Dummes Kind, das ich war, und immer fröhlich, ohne Grund zur Fröhlichkeit ... Arme, mutterlose Kindheit!

Ist der reich, der nicht weiß, wie arm er ist, oder doppelt arm? Arm oder reich, geliebt oder ungeliebt — ich war. O Glück, zu sein, unausrottbare Lust am Dasein! Jetzt noch, in einem schwachen Nachhall, in einem Schein des Lebens regst du dich. —

Wie gut, zu sein, wie gut auch, zu vergehen. Ins Nichts? O nein. Das hab ich gelernt: alles ist, nur nicht das Nichts. Kein banges Sterben, ein Scheiden in tiefster Seelenruh. Wie der Weg auch sei, Allweisheit hat ihn vorgezeichnet, Allwissenheit kennt sein Ziel. In seliger Zuversicht betret ich ihn, kein Bangen vor dir, Allwissenheit!

Da schwebt er vorbei der Schatten der Kindertage, und welche lange Reihe von Schatten ihm nach. Viele sind dunkel, düster und kalt, manche sind hold und duftig, wie die Schatten rosiger Wolken, die hinfliegen über das Gefild. Mir bangt nicht vor den dunkeln, ich freue mich nicht der holden, ich weiß nichts von Angst und von Freude, mir tut nichts weh und nichts wohl.

Nun tauchen Bilder auf. Wollt ihr mich Lügen strafen? Weckt ihr noch Freud und Leid? Ihr seid Erinnerungen. Wer hat euch gerufen? Geht dahin, wo eure Heimat ist — ins große Reich des Vergessens. In Scharen ziehen sie. Was doch ein langes Leben bringt und — nimmt. Vorbei, vorbei — nicht alle. Da sind einige, die wurzeln fest. Sie dräuen, sie möchten noch im Tode verwunden. Nun denn, beharrt; tut so weh, wie man einem kühlen, dahingleitenden Schatten tun kann. Kindheit, Jugend, reifes Alter, alles vergangen, alles wie gehüllt in die Nebelschleier des Traums. Vergangene Freuden, überstandene Leiden sind wie geträumte Freuden und Leiden.

Nun wieder an der Glastür angelangt und einen Blick hinausgeworfen ins Dunkel; ein Wagen rollt. Die Hunde schlagen an. Jauchzendes Gebell. So begrüßen sie nur einen. Große, wuchtige Schritte kommen rasch über die Brücke. Ist er's? Ja, das ist die geliebte Wirklichkeit. Eine hohe Gestalt tritt in die Tür:

„Aber Marie," sagt der beste aller Brüder, „so spät noch auf dem Gange, du mußt dich ja erkälten."

Verschollen

Eine Künstlergeschichte

In der Frühjahrsausstellung des Malerheims siegten die Jungen. Eine Reihe glänzender Artikel im großen Kunstblatt „Der Mystagog" feierte ihre Triumphe mit Wärme und Schwung. In einem der letzten sagte ihr Verfasser unter anderm:

„Bogenlichtglänzend wirken diese psycho-physiologischen, von prometheischer Urkraft brodelnden Schöpfungen. Mit dröhnenden Legionenschritten stampfen sie durch unsre neurasthenische, wurmstichige Welt, zermalmend unter ihren gigantischen Sohlen alle leimsiederisch breiige Sentimentalität, Moralität, senilen Verfall ankündigende Pietät; zermalmend auch alle trennenden Grenzen, ihren Kodex in die einfache Lehre fassend (hier war die Fußnote angebracht: Simplex sigillum veri sagten sogar schon, die Modernen vorahnend, die faden Alten, denen doch sonst gar nichts ahnte): Das Kunstwerk offenbart sich als die ewige Umarmung, als das Durcheinander- und Ineinandersein aller Künste, der Quintessenz aller Wissenschaften und einiger Handwerke."

Das wurde schlagend dargelegt, die „Univokation" sämtlicher bildenden Künste bewiesen, und dann der Übergang zur Vereinigung mit der tönenden Kunst hergestellt. Da hieß es denn:

„Musik ist nicht bloß Architektur, auch Malerei, Bildhauerei, höchste Mathematik; sie erbaut, sie tanzt, meißelt, feilt, philosophiert. — Malerei ist Musik, begreift alles Wissen und Können der Schwesternkunst in sich, gibt sie wieder in Harmonien und Disharmonien, die volle, die ganze vom Gregorianischen Anti-

phonarium bis zum Zigeunerbaron. Wer hört nicht aus den dunkeln, tiefen Schattentönen Orgelklänge brausen? Wem gellt nicht aus dem keck aufgesetzten Glanzlichtern lustiger Geigenjubel, übermütiges Geschmetter der heitern Klarinette, der schallfrohen Zinke, des neckischen cornet à piston entgegen?"

Den Schluß des vortrefflichen Aufsatzes machte eine Art Kompliment an die Adresse des Publikums, das endlich herangereift war zum Verständnis des Unbegreiflichen und sich aufzuraffen begann aus der „muhenden" Lethargie, mit der es bis jetzt vor den neuen Toren der gegenwärtig gewordenen Zukunftskunst gestanden hatte.

Das Publikum erwies sich dankbar und kaufte fast alles. Keine Familie, die nicht wenigstens ein Bild besitzen wollte, aus dem man Philosophie studieren und Beethoven oder Offenbach genießen konnte. Die Säckel der neuen Meister schwollen; ruhmgekrönt und reich schickten sie sich an, die Stadt zu verlassen, um unter freiem Himmel rote Sommerfreuden im Grünen zu genießen.

Im Atelier des vielgefeierten Heini Rufin war eine „Auf Wiedersehen-Orgie" mit kraftgenialer Turbulenz gefeiert worden. Der Morgen graute. Die Künstler und ihre Damen taumelten fort; Heini blieb allein. In ein paar Stunden dampfte der Zug ab, der ihn zunächst nach den Bergen Österreichs bringen sollte. Hinter einer Draperie verborgen, standen ein sauber gepacktes Kofferchen und eine elegante Malerausrüstung. Er zog sie hervor und lavierte sie bedächtig bis zur Tür zwischen dem charakteristischen Allerlei hindurch, mit dem der Boden bedeckt war: Überreste von Speisen und Getränken, Glas- und Porzellanscherben usw.

Das Aufräumen der Stube war die Sache der Hausleute, aber seine Mappen, in denen indiskrete Hände gestöbert hatten, ordnete Heini selbst und stieß dabei eine Menge französischer Flüche aus, die er von seinem zweijährigen Aufenthalt in Paris

heimgebracht hatte. Er öffnete auch mit einem Schlüsselchen eine große, immer verschlossen gehaltene Tasche, die bekritzelte, zerknüllte und wieder geglättete, zerrissene und wieder geflickte Papierstreifen und -Fetzchen enthielt. Das waren, in Gegenwart der Jünger mit beneidenswerter Virtuosität in raschen, kühnen Zügen hingeworfene Einfälle und Ideen, Geschenke des Augenblicks, die der erfindungsreiche Heini Rufin achtlos in die Ecke geschleudert hatte. Sobald aber die Schüler ihren Weg gegangen waren, lag der Lehrer auf den Knieen und durchsuchte das Kehricht nach den ihm anvertrauten Schätzen. Sie hatten oft nur gewonnen an ihrem drastischen Aufenthaltsorte. Der schwarze Staub des Kohlenkorbs, die Asche in der Nähe des Ofens hatten gedichtet und komponiert, noch ungeahnte Effekte angedeutet, die seltsamsten Stimmungen anklingen lassen. Heini weidete sich schmunzelnd an dem Anblick der vielen Stoffe für zukünftige Verblüffungserfolge, die da angesammelt waren. Er hatte sich nicht mehr Zeit genommen, seine Vorräte durchzusehen und staunte nun über ihren Reichtum. Wenn ihm der Quell der Erfindung auch versiegen sollte, an Vorwürfen für Bilder würde er nie Mangel leiden; und welcher Laune immer die Mode gehorchen mochte, er konnte mit jeder gehen. O liebe Leute! — „Was ihr wollt!" geschreckt oder getröstet, angewidert oder hingerissen, ihr könnt alles werden.

Ein Blatt, das Heini eine Zeitlang betrachtete, machte ihn laut auflachen. Da hatte er in übermütig wilder Laune die letzten, atmenden Kreaturen auf dem letzten, bewohnbaren Fleck der vereisten Erde hingezeichnet. Sie drängen, sie schmiegen sich aneinander, in Feindseligkeit vereint; sie kämpfen einen grausigen Kampf, den Kampf um Lebenswärme, bilden einen schauerlichen, kaum entwirrbaren Knäuel, aus dem verglaste Augen stieren, weiße Lippen grinsen, fluchende Hände sich erheben ...

„Hört ihr ihr Zähneklappern? Seht ihr, wie ihnen die Haut schaudert?" hatte Heini die Jünger gefragt, die ihn umstanden

und ihm zusahen, wie er „schmierte und schmierte", und murmelte: „Chaque coup porte!"

Und dann kam der Schlußeffekt, der seine Wirkung nie verfehlte. Heini ließ einen Augenblick den Stift ruhen, betrachtete sein Werk und schleuderte es mit dem Ausruf: „Pah — Schmarn!" zu Boden.

Diese Skizze da war nicht in den Ofenwinkel geflogen, sondern der Tür zu, durch die eben der Professor eintrat. „Den Alten" nannten sie ihn in der Akademie, nicht wegen seiner hohen Jahre, sondern wegen seines eigensinnigen Festhaltens an einer längst überlebten Richtung in der Kunst. Der Alte war — zufällig oder nicht? — über Rufins Zeichnung hinweggeschritten und hatte auf ihr die Spur seines feuchtschmutzigen Stiefelabsatzes zurückgelassen. Ein Halbkreis bildete sich über den eisstarrenden Firnen, ein kleiner, gespenstige phantasmagorische Strahlen aussendender Halbkreis, ein — Mondregenbogen. Ein Regenbogen auf einem Planeten, auf den es nicht mehr regnet. Evoë! Das ist unbezahlbarer, waschechter, in die Posaune stoßender Unsinn, ein Schlag ins Gesicht des gemeinen, gesunden Menschenverstandes, der conditio sine qua non der sumpfzufriedenen, dickbreiigen Mittelmäßigkeit. Und o! des schrillen Widerspruches, der sich hier in eins zusammenballt: oben der Bogen des Friedens, also Versöhnung, Verheißung, unten Untergang in Verzweiflung. „Höllenmäßig dämonisch!" ironisierte Heini sich selbst und schob das Bild in die Mappe zurück.

Das Nächste, was ihm in die Hände kam, war eine Ölskizze. Schau, schau, er wußte gar nicht mehr, daß die unerschöpfliche Mappe auch dergleichen verwahrte, zog das Stück bemalter Leinwand hervor und sah es an, erst flüchtig, dann immer aufmerksamer, betroffener ...

„Sacrebleu!" war das von ihm, das Ding? Es war nicht von ihm, das konnte er nicht. „Cré nom d'un nom!" Was lag da drin in dem Ding, dem vermaledeiten! Ein Schatz an

Können, den stundenlanges Sich-hinein-versenken eines sehenden und verstehenden Auges nicht zu heben vermöchte. Und doch war auf dem alten Leinwandfleck nichts dargestellt als ein Weiberarm in ein Drittel Lebensgröße. Ein Weiberarm und der Ansatz der Schulter und des Halses. Aber „Diable!" damit hat der Maler das Ziel alles künstlerischen Verlangens und Sehnens erreicht. Er hatte es wiedergegeben, das uns allernächste, uns Innewohnende, überall Seiende und doch Unfaßbare, das Selbstverständliche und ewig Rätselhafte — das Leben. Da pulsierte, da blühte es in Jugendherrlichkeit und schmeichelte sich liebkosend allen Sinnen ein. Die schlanken Finger der Hand dieses paradiesischen Armes ruhten auf dem nur in Umrissen, mit fast trockenem Pinsel angedeuteten Haupt eines Kindes; und in dem Ruhen, dem Berühren lag Schutz und Segen, und Heilkraft strömte von ihm aus. — So hatte er's gedacht und empfunden, der große Könner, der das gemacht hatte, so quoll's über mit Naturgewalt auf den Beschauer und machte in ihm jeden Blutstropfen wallen und jede Fiber erzittern, die im Herzen des Meisters — ja, der war's in Wirklichkeit — während seines Schaffens gewallt und gezittert hatten. Das Machtwort des Künstlers: „Das sieh, das fühle!" — da war's gesprochen.

Und bei diesem Werke hatte Heini vor Jahren seinen alten Lehrer gefunden — in Verzweiflung. Er stand vor der Staffelei, die starken, grauen Haare zerwühlt und krause Wellen bildend, die mächtigen Brauen zusammengezogen über den müden Augen mit ihren geschwollenen, geröteten Lidern. Die scharf eingeschnittenen Tränensäcke, die wie mit dem Prägstock in das eckige Gesicht gepreßten Stirn- und Kummerfalten, der schmerzverzogene Mund erzählten mit herber Beredsamkeit von einem langen, in rastlos heißer Gedankenarbeit durchkämpften Leben.

Nie war der Lehrer dem Schüler so ehrwürdig vorgekommen wie in diesem Augenblick, und so greisenhaft kindisch, da er im

Zorne die breite Hand zur Faust ballte und mit dieser durchaus nicht einladenden Gebärde Heini zurief:

„Herbei! Vorwärts, vorwärts, Kaulquappe! Blas dich auf, zukünftiges Fröschlein! Jetzt bist du dran. Der Alte ist fertig. Was er kann, gefällt ihm nicht mehr, und was ihr könnt, noch nicht!"

Die Staffelei hatte einen Fußtritt bekommen und war umgestürzt, und Heini hatte dem Alten ermunternd und tröstend zugesprochen und sich sehr überlegen und klug gefühlt. Der Professor beruhigte sich, er lachte sogar und schien erfreut, als Heini sich die Studie ausbat, die der Alte mit Ingrimm von sich geschleudert hatte. Was ihm geschenkt wurde, wußte er damals noch nicht. Er dachte unbefangen: vielleicht kann ich's brauchen, nahm es mit, schnitt es vom Rahmen herunter, verbarg es in der Vorratskammer und vergaß es.

Und jetzt hatte es sich ihm in Erinnerung gebracht, auf Nimmerwiedervergessen, denn jetzt wußte er, was an der Arbeit war, erfaßte völlig ihren Wert ... „Diantre!" den Arm da in originellem Rahmen, unter Glas, signiert: Heini Rufin, im großen Saal des Malerheims bei der nächsten Ausstellung — der Gedanke packte, der berauschte ihn.

Daß der Alte nicht reklamieren werde, dessen konnte er sicher sein; der Alte war verrückt geworden. Er hatte eine Menge seiner letzten Bilder und Skizzen ins Feuer geworfen und war aus der Stadt verschwunden. In seiner Wohnung, in der Kunstfreunde und -Händler und einige seiner Schüler noch sehr oft und noch lange Zeit nach ihm fragten, hieß es: „Er ist verreist, wir wissen nicht wohin." Ein paar seiner Bekannten wollten ihn in Oberösterreich getroffen haben, der an einem See, jener auf einer Alpe, keinem aber, der sich ihm näherte, wurde die Erwiderung eines Grußes oder einer Ansprache zuteil. Ein ablehnendes Gebrumm, der breite Rücken eines Entfliehenden war alles,

was die Neugierigen oder die Verehrer von dem Herrn Professor zu hören und zu sehen bekamen. Man wurde endlich müde, sich ihm aufzudrängen, man gab ihn auf.

Er war längst verschollen, er war ganz gewiß — Heini machte das Zeichen des Kreuzes in der Luft und begrub ihn. Auch seine Werke waren begraben in den Katakomben, zu denen die Jugend nicht mehr wallfahrtet — in Bildergalerien. Im Handel kamen Arbeiten des Alten kaum noch vor oder höchstens bei Auktionen nach einem Trauerfalle. Dann freilich wurden sie mit horrenden Preisen bezahlt.

Heini versank vor seiner Armstudie in eifriges und scharfes Nachdenken. Der Mann der phantastischen Erfindungen, der Maler des Unerhörten war ein sehr überlegter, sehr kaltblütiger Gesell. Sicher ist sicher! Wenn er auch fest überzeugt ist vom Tode des Alten, bevor er über seine Verlassenschaft verfügt, will er an seinem Grabe gestanden haben. Dieses Grab zu suchen, fuhr er aus. Seine Reise in die Alpen hatte einen bestimmten Zweck erhalten.

Drei Wochen lang blieben seine Nachforschungen fruchtlos; endlich aber kam er, in einem Dörfchen in der Nähe von Heiligenblut, auf die erste Spur des Malers. Ein alter Mann, der der Beschreibung, die Heini von ihm machte, vollkommen entsprach, hatte vor einigen Jahren eine Zeitlang da gewohnt, war aber plötzlich abgereist, tiefer ins Gebirge hinein. — Warum? Ja, warum — weil ein paarmal nacheinander Sommerfrischler vom Muschlsee herübergekommen waren, die bei seinem Anblick die Köpfe zusammengesteckt und ihn angegafft hatten. Und einer redete ihn an und nannte ihn „Herr Professor". Das alles ist ihm zuwider gewesen; er hat die Stadtleute mit ihrer Neugier und Zudringlichkeit nicht leiden können. Man hat ihn nachher in der Gegend nie wieder gesehen.

Heini zog von Ansiedlung zu Ansiedlung, von Almhütte zu Almhütte, forschte dem Verschwundenen überall mit feinstem

Spürsinn nach und gelangte endlich zu der Gewißheit, die ihm die erwünschteste war.

Ein kaiserlicher Jäger, dessen Bekanntschaft er auf einem seiner Ausflüge machte, hatte vor zwei Jahren im Spätherbst mit einem Herrn, der kein andrer sein konnte als der Professor, in der Schutzhütte auf der schwarzen Schneid übernachtet.

„Der Herr hat sich in den Bergen so gut ausgekannt wie ich selber," sagte der Weidmann, „und so hàb ich ihm nicht weiter viel abgeraten, wie er in der Früh gegen Alpenkocheln aufgebrochen ist. Ein gefährlicher Weg überhaupt, und gar in der Jahreszeit. Einen Grad unter Null hat es gehabt, und ein tüchtiger Schneefall hat gedroht. Der alte Herr mußte seine Tollkühnheit auch büßen. Nach Alpenkocheln ist er wohl gekommen aber wie? — als Leiche. Und wann? — erst im Frühjahr. Da hat ihn der Ziegenfranz gefunden. Unter einem Felsvorsprung im Eis, fast unversehrt, aber beraubt und bis aufs Hemd ausgezogen. Er ist dort auf dem kleinen Friedhof begraben worden."

„Begraben!" fiel Heini dem Erzähler in die Rede. „Tot, begraben ... in Alpenkocheln ... wirklich?"

Das wurde mit solcher Gemütsbewegung hervorgepreßt, daß der Jäger teilnehmend fragte, ob der Verunglückte vielleicht zu Heinis „Freundschaft" gehört hätte.

„Ein großer Maler ist er gewesen und mein Lehrer," erwiderte Rufin.

„Ein Maler, richtig!" das hatte der Jäger ohnehin schon gedacht. Die Maler — man trifft ihrer genug hier herum — haben eine besondere Manier, sich die Dinge anzusehen; so ein bißchen die Jägermanier. Bei dem alten Herrn machte sie sich auffallend bemerkbar. Er war voll Eigentümlichkeiten und einer von denen, die man nicht wieder vergißt, wenn man auch nur eine kurze Zeit mit ihnen verkehrt hat.

Der Jäger zitierte Witze von ihm, in denen Heini lauter Bekannte begrüßte. Einst waren sie ihm „zum Hals heraus

gewachsen," jetzt bejubelte er jeden und fand ihn — im Gebirge liebte er's, seine Sprache im „schuhplattlerischen" Genre zu halten: „sakrisch gut."

„Ich geh morgen nach Alpenkocheln," sagte er auf einmal und wiegte sich recht bäuerisch in den Hüften. „Ich muß dem Alten sein Grab besuchen."

„Aha!" er wolle ihm gewiß ein Monument setzen lassen, meinte der Jäger. Vor drei Jahren sei drüben in Mattern auch ein Fremder abgestürzt, und im Sommer wären dann „Herrschaften" gekommen und hätten ihm auf dem Dorffriedhof etwas Wunderschönes errichten lassen. Wie eine Kapelle sähe es aus und hätte einen Namen, den der Jäger sich nicht merken könne: „'s ist was von einer Maus dabei."

Heini lächelte. Das war ein Wink, den er beachten wollte. Der berühmte Schüler gedenkt dem verschollenen Lehrer, wenn auch nicht ein Mausoleum, doch ein Denkmal zu errichten. Er eröffnet eine Subskription. Die andern tragen Geld bei, er gibt mehr, er gibt seine Idee, seine Kunst, seine Zeit; der Entwurf zu dem ganz einzigen Denkmal ist von ihm. Zu reich für den, den es ehrt, zu grandios in der Erfindung, aber — zügle du die Phantasie eines Rufin, gebiete dem Maß zu halten, wenn sein Herz überquillt, dieses Kinderherz in der Brust des genialen, männlichen Mannes!

Am nächsten Morgen, in aller Gottesfrühe, begab er sich, von einem Führer begleitet, der sein Gepäck, seinen Malkasten und seine Feldstaffelei trug, auf die Wanderung nach Alpenkocheln. Ihm war herrlich zumute, und herrlich war die Welt, die ihn umgab, und wonnig war's, ihre feine, reine Luft zu atmen und dahin zu schreiten, jung und rüstig, und mit dem beseligenden Glauben an eine große Künstlerzukunft im Herzen.

Der Weg führte zuerst durch steil aufsteigende Schluchten, dann ging's stundenlang durch den Wald. Manchmal, an abgeholzten Stellen, bot sich ein prachtvoller Ausblick auf die

Gletscher und Berge. Ihre Häupter ragten in den strahlenden Morgenhimmel, dichte Nebel wallten und ballten sich über ihren Abgründen und Tälern, ihre Felswände schimmerten wie Metall, eine kleine, kräftige Vegetation von Krummhölzern und Moosen bildete dunkle Adern in dem Steingeklüfte, dem sie ihr Dasein abgetrotzt hatte.

Heini blieb stehen und versank in entzückte Betrachtung.

„Schön ist's bei euch," rief er seinem Führer zu, und der wortkarge Bergseppl mit der schweren Zunge murmelte kühl: „Hau jo."

Er schien ohne Sinn für Naturgenuß und ziemlich stumpf überhaupt, und doch, man sah es wohl, ging die Gedankenmühle in seinem Kopfe nicht leer; er lauerte und spähte ohne Unterlaß, während er vor Heini herstappte, gebeugten Rückens, etwas schlottrig und knieweich aber mit Schritten, die den Maler zwangen, sich zeitweise in Trab zu setzen, wenn er den angeschlagenen Takt nicht verlangsamen wollte.

Auf einmal hielt Bergseppl an, wendete sich, ein heiserer, halb erstickter Ton brach aus seiner Kehle; er streckte die Hand aus und deutete auf einen winzigen, kaum sichtbaren Punkt, hoch oben auf der Felsenwand: „A Gams!" sprach er, und aus seinen Augen blitzte ein Wildschützen- und Raubtierblick... Wer den malen könnte!

„Wer all das malen könnte!" dachte Heini gar oft an dem Morgen. Nie durchdrungener, nie inbrünstiger als am Ziel seiner Wanderung, da er auf dem grünen Vorberge stand, auf dessen Abhang der Friedhof von Alpenkocheln ein ummauertes Viereck bildete.

Friedhof — ein schönes Wort. Ja, hier herrscht Friede. „Wer das malen könnte," seufzte Heini; „diese Stimmung! Und euch, wie ihr da drinnen schwimmt in dem Glanz, in dem Duft!" Er breitete seine Arme den rosig überhauchten Alpenketten entgegen. Eine Weile noch dauerte diese Verzagtheit,

dann schnellte sein Selbstbewußtsein neu gestärkt nach dem Demutsanfall empor. „Ich kann malen!" schrie er laut auf. „Wer Heini Rusin heißt, wer's in den Fingern hat und so vor der Natur steht mit diesem Erfassen, diesem Begreifen — der kann!"

Er nahm ein großes Skizzenbuch aus dem Rucksack, den er umgehängt hatte, und schickte den Führer voraus in die Dorfschenke, wohin er ihm in ein paar Stunden nachkommen wollte. Der Weg ins Dörfchen war nicht zu verfehlen. Man sah die Dächer der wenigen Häuser, aus denen es bestand, ärmlich und grau und mit Steinen beschwert, beim Abstieg vor sich liegen. Am Nachmittag sollte es dann weiter gehen nach Mattern.

Heini betrat den Friedhof. Er hatte kein Tor, nur einen Eingang, breit genug, um einen Sarg und seine Träger durch zu lassen. Die Wege und die Grabhügel waren mit Gras und Wiesenblumen überwachsen. In der Mitte der stillen Ruhestätte erhob sich ein Kapellchen, halb verfallen und wohl nur noch selten betreten. Und doch öffnete es so gastlich und bescheiden einladend sein verwittertes Pförtlein.

Rusin war geraden Weges darauf zugegangen; es wehte ihm kalt entgegen aus den rissigen Mauern und von den Steinfliesen herauf, alten Grabplatten mit verwischten Inschriften. Auf den Gesimsen über dem morschen, hölzernen Altar und den halb abgebröckelten Pilastern waren bis hinauf zur Decke Totenschädel geschichtet, die unheimlich grinsend aus ihren leeren Augenhöhlen hinaus zu blicken schienen ins sonnige Leben. Verdorrte, mit Schimmel bedeckte Kränze, Heiligenbilder in goldpapiernen Rähmchen hingen an den Wänden. Arme Zeichen treuer Erinnerung — wer gedenkt noch derer, die hier liebreich ihrer Entschlafenen gedachten?

Die zwei verhältnismäßig großen Fenster der Kapelle lagen einander gegenüber, und der Ausblick, der sich aus ihnen darbot, bildete einen eigentümlichen Kontrast. Eines sah auf wildes,

wüstes Steingeröll zu Füßen hochragender Firnen; dräuend und unnahbar standen sie da in stolzer Todesmajestät, die weißen, königlichen Häupter von schimmernder Glorie umleuchtet. Und drüben aus dem nach Osten gelegenen Fenster ein andres, ein allerlieblichstes Bild. Grün, unendliches Grün, ein Meer von Grün in allen denkbaren Schattierungen, vom dunkeln Grün des Nadelholzes und der Moose bis zum hellen der Farnkräuter und dem Seegrün der Fettpflanzen, die aus der Friedhofsmauer brachen. Der Friedhof selbst aber war eine Welt von Blumen, ein buntfarbiges Beet von Vergißmeinnicht, Nelken, feurigen Ranunkeln. Es sah aus, als ob eine Feenhand einen riesigen Frühlingsblumenstrauß gepflückt und über dieses Fleckchen Erde ausgestreut hätte... Und dort im Winkel lag das Grab, das Heini suchte; er hatte sich die Stelle durch den Jäger genau bezeichnen lassen. Dort schlief der Alte einen traumlosen Schlaf, drückte sich in die Ecke, um der Jugend, die im Triumphmarsch heranzog, bescheiden Platz zu machen — oder um sich stolz noch im Tode zu vereinsamen, wie er sich im Leben vereinsamt hatte?

Sein Hügel erhob sich als der letzte, der hier errichtet worden war, zwischen eingesunkenen Gräbern und umgestürzten Kreuzen. Ein Flor von wilden Geranien hatte einen purpurnen Königsmantel über ihn gebreitet.

Einen bessern Aussichtspunkt auf das Grab, als dieses Fenster ihm bot, hätte Heini nicht finden können. Er setzte sich in die kleine, alte Kirchenbank, kniff die Augen zusammen und fing an zu zeichnen — fast alles, was er sah mit diesen halb zugekniffenen, körperlichen Augen, und immer mehr und mehr von dem, was er allein sah mit seinem inneren Auge. Die Erde wurde ihm Schneewittchens gläserner Sarg; hinter zarten Schleiern lag der große Tote in seiner erhabenen Ruhe, eine kraftvolle Herrschergestalt. Sie, der Mittelpunkt des grandiosen Gemäldes, das da entstehen sollte und dessen Umrisse der Stift

des Künstlers mit Leichtigkeit aufs Papier zauberte. Nie war ihm die Arbeit so von der Hand gegangen. Wie von selbst fügte und gruppierte sich das Ganze, und diesmal war wirklich jeder Strich ein Treffer, und schon in dieser ersten Skizze kam die Idee so klar und sieghaft zu Tage wie nur selten bei einem „Heini Rufin".

„Des fremden Königs Grab" sollte das Bild heißen. In der Fremde hatten sie ihn bestattet, der ein König war in seiner Kunst, und die Ahnung seiner begnadeten Nähe hatte die Erde durchzittert und die Lüfte. Sie hatte zu gespenstischem Leben erweckt und neu in Menschenform geballt, was seit Jahrhunderten gemodert, was, in Staub zerfallen, verweht worden war. Und die im Frieden und die im Kampf und in Mühsal Hingegangenen aus nah und fern, und die Abgestürzten im Felsgeklüft, die Verirrten im Walde, und die Opfer des Sturmes und die Opfer des Sees, in langen Zügen kamen sie, in lichten Scharen. Von den Höhen wie wallende Wolken, wie gleitende Nebel, aus den Tiefen wie qualmender Rauch. Schon waren in dem Gewoge einzelne Gestalten zu erkennen... Wie seltsam ergreifend und schauerlich das Suchende, das Verlangende in erloschenen Augen, die verzehrende Sehnsucht dürstender Lippen, ins Leere gebreiteter Arme! Der gewaltige, unwiderstehliche Drang des Dahingeschwundenen nach dem Sein riß sie hierher mit Sturmesmacht, die Zahllosen, die das Mal der Vergänglichkeit auf den fahlen Stirnen trugen, zu der Stätte, an der ein Unsterblicher ruhte. Zur neidvollen Huldigung jagten und stoben sie einher, und jeder ihrer Blicke, jede ihrer Gebärden sprach:

„Verewigter, die Toten grüßen dich!"

Die Zeit verging, wie sie nur dem Schaffenden vergeht. Heini zeichnete und zeichnete. Was er nicht alles sah — was ihm nicht alles einfiel! Und was die gehorsame, treue, fleißbeseelte Hand nicht sofort festhielt! Alles da, die ganze, in sich abgerundete Komposition im kleinen — im Keime nur — aber

welcher Entwicklung fähig! Mit einem Male, ganz plötzlich, versagte seine Kraft, eisiger Frost schüttelte ihn, seine Finger waren steif, ihre Spitzen wachsgelb geworden. Niederschmetternde Müdigkeit, wütender Hunger überfielen ihn wie ein paar Wölfe. Jetzt mußte er aufhören. Im Rucksack fand sich ein Stück Brot, das er auf dem Fleck verzehrte. Dann verließ er die Kapelle und schritt durchs hohe Gras, auf dem weichen, quellendurchsickerten Boden bis zum Grab des Alten. Eine kindische Regung ergriff ihn, er schlug sein Skizzenbuch auseinander, hielt es dem Hügel entgegen und fragte: „Wärst du zufrieden, Meister?" — „Du wärst zufrieden!" antwortete er sich selbst. „Du hättest das nicht machen können, vielleicht nicht machen wollen, aber gefallen hätte es dir doch. Du warst ein Mann und fähig, zu loben und zu lieben, was deiner eigenen Richtung feindlich entgegenstand."

Noch einen Blick auf sein Bild, und wieder lief es ihm kalt den Rücken hinab. Jetzt aber mit einem Wonneschauer. Aus seinem eigenen Werk wehte der Atem der Größe ihn an. Er sah es im Geiste in der nächsten Jahresausstellung an demselben Platze hängen, an dem Schindlers „Pax" gehangen hatte, und daneben seine Armstudie. Die seine, ja, natürlich. Jetzt dämmerte es in ihm auf — die Geschichte mit dem Alten war ein Traum, und jener Arm der des schönen Modells zu seiner „gefallenen Vestalin". Oder war's vielleicht der Arm der blonden Netti, den er an jenem tollen Abend ... Wenn er sich scharf besann ... Nun lachte er laut und ziemlich albern auf. Sich scharf besinnen mit dem wüsten Kopf, in dem die Vorstellungen flatterten wie Vögel, die noch nicht flügge sind! Genug gedacht für heute. Der Kopf ist wüst, der Verstand ist hin. Aber in der Brust dehnt sich's und quillt, rauscht der Born unversiegbarer Frische und Jugend. O Künstlerblut — Künstlernatur! Heini empfindet mit himmlischem Entzücken die höchste Seligkeit, die ein Menschenkind zu empfinden vermag: er fühlt sich.

Ihm war, als flöge er den Berg hinab. Ein schmaler Pfad führte über nur spärlich bewachsenen Felsgrund zu der kleinen Hochebene, auf der das Dörfchen lag. Bald mußte er es erreicht haben, mit Getreide bebaute Feldstreifen ließen auf die Nähe menschlicher Ansiedlungen schließen. Und da war auch das erste Haus. Unter hohen Kastanienbäumen erhob sich sein weit vorspringendes Giebeldach, die grünen Jalousien standen alle offen, die hölzernen Säulen der kleinen Altane im ersten Geschoß waren grün umrankt. Ein Rosenstock an der Ecke, der seine Zweige schon bis zum Dach hinauf getrieben hatte, ließ köstliche, von weißen Knospen strotzende Girlanden über die Fenster hängen und schien sehr gewillt, allmählich das ganze Haus mit seinen starken und zierlichen Armen zu umfangen. Groß und schattig zog der Garten sich hinter der Hecke hin, und nun vernahm Heini ein Geräusch, das ihm unsagbar lieblich klang, das muntere, eifrige Plätschern eines Brunnens. Ein Trunk frischen Wassers wäre ein Labsal gewesen für den Dürstenden. Aber er hätte einen hölzernen Zaun und die Hecke übersteigen müssen, um in den Garten zu gelangen, ein Eingang war nirgends zu sehen. — Schon wandelte die Versuchung ihn an, einen Einbruch zu wagen, als er einen Menschen erblickte, der bei einem Gemüsebeete jenseits des Hauses mit dem Einsetzen von Pflanzen beschäftigt war.

„He, Zens! Wastl, Hiesl, oder wie Ihr heißt!“ rief er ihn an.

Der Arbeiter hob den Kopf, wendete sich und kam auf Heini zu, gemächlich, den Setzstock in der herabhängenden Hand, die er baumeln ließ. Ein grober, breitrandiger Strohhut bedeckte seine Stirn und seine Augen, sein weißer Bart hing ihm über die Brust herab auf den schmutzigen Kittel, die weite, aufgekrempte Hose umschlotterte seine Beine, an den Füßen trug er dunkle Socken und gelbe, ausgetretene Schuhe.

Mit einem Blick, den er an der breiten Gestalt heruntergleiten ließ, sah der Maler das alles und fragte sich: „An wen

mahnt der Alte nur?" Doch hielt er sich bei dem Gedanken nicht auf, sondern schrie:

„Wasser, ich bitt Euch, Wasser, ich vergeh!"

Hätte er das Brünnlein nicht rauschen gehört, er wäre ruhig weiter gewandert. Sich ungelabt in der Nähe eines sprudelnden Quells befinden, mit solch lechzendem Durst wie der seine, das konnte er nicht ertragen. Der Alte antwortete nicht, aber Heini sah ihn ins Haus gehen und wieder herauskommen mit einem großen Henkelglase. Dann begab er sich an den Brunnen — er tat alles ruhig und behäbig nach Bauernart.

Das gefüllte Glas wurde über den Zaun gereicht — Heini griff danach — ergriff es aber nicht. Und in der Stellung verblieben die beiden und starrten einander an mit erschrockenen und dräuenden Augen.

Auf einmal murmelte der Alte einen deutschen Kernfluch und machte eine Bewegung, die Heini veranlaßte, zur Seite zu springen, denn er meinte, das Glas müsse ihm an den Kopf fliegen. Dabei stieß er ein „mille sacrés tonnerres!" mit erstickter Stimme hervor.

Der Tote! Da stand er vor ihm und war ganz lebendig, der vermaledeite Tote! Er sah sogar blühend aus, wenn man das von einem Greise sagen darf, und jedenfalls gesunder denn je.

Mit grimmigem Hohne brach er los: „Kaulquappe! Was willst du? Was suchst du? Was hast du wieder für Schmerzen, denen ich abhelfen soll, du Streber, du!... Bist umsonst gekommen, wisse, ich tu nichts mehr, ich helf niemandem mehr, und alles, was ich dir zu sagen habe, ist: Pack dich!"

Empört über diesen Empfang, empört darüber, daß er den Alten noch am Leben fand, nahm sich auch Heini kein Blatt vor den Mund. Seine Erwiderung auf den Willkommgruß lautete: „Ich habe Sie nicht gesucht, ich will nichts von Ihnen. Ich komme von Ihrem Grabe, und wenn mir etwas leid tut, rasend leid, so ist's, daß Sie nicht drin liegen!"

Diese Worte übten eine besänftigende Wirkung auf den Alten aus. Er faßte den ungebetenen Gast scharf ins Auge mit dem seinem Schüler wohlbekannten, Herz und Nieren prüfenden Blick, vor dem das Innerste des Menschen sich dem großen Künstler entschleierte.

„Trink!" rief er brüsk und reichte Heini das Glas, und der ergriff es mit Hast und trank es leer, ohne abzusetzen. Dann tat er einen tiefen Atemzug und murmelte:

„Köstliches Wasser!"

Der Alte hatte geduldig zugesehen, wie er sich erquickte. „Willst noch?" fragte er.

„Möcht gern."

„So komm herein."

Es war ungefähr in der Weise gesagt, in der man zu einem Hunde spricht, der einen eben geärgert hat, und dennoch folgte der empfindliche Heini dieser Einladung und dem mürrischen Winke, der ihn aufforderte, sich ein Stück Weges längs des Zaunes zurück zu begeben und um die Ecke zu biegen. Dort erwartete ihn schon der Professor hinter einer schmalen, durch Gesträuch fast völlig verdeckten Drahtgittertür, die er geöffnet hatte, und ließ ihn in den Garten ein. Der war nichts andres als ein gewöhnlicher Bauerngarten: ein Wiesenplatz, auf dem auch Unkraut vortrefflich gedieh und Obstbäume standen. Fast lauter alte. Ihre knorrigen Stämme, ihre wunderlich verkrümmten Äste trugen weiße Hemdchen aus Flechte und warme, köstliche Moospelze, dunkel, mit lichten Spitzen. Die Zweige aber verschwanden unter dem reichen, flockigen, dem rosigen Schnee ihrer Blüten.

Der Alte bemerkte, daß Heini die Augen bewundernd zu dieser Frühlingspracht erhob. „Verblüffend — was? Sag's nur, dein Lieblingswort; ich werde drüber nicht mehr wütend wie einst, ich werde überhaupt nicht mehr wütend," behauptete er und machte dazu fürchterlich zornige Augen.

„Versprechungen, lauter Versprechungen!“ fuhr er fort und sah flüchtig zu den blühenden Bäumen hinauf. „Wart nur, wenn die Reife kommen soll. Kaum grün geworden, fallen die Früchte ab, und was wird aus dem Wenigen, was nicht abfällt?“

Sie waren in die Nähe des Hauses gekommen, zu den Gemüsebeeten. Ein Greis saß dort auf einem Bänkchen und hielt Siesta.

„Der frühere Eigentümer, jetzt Mitbewohner des Hauses,“ sagte der Professor und rief ihn an: „Herr Simon, was wird aus unserm Obst, wenn's eins gibt?“

Der Greis stand auf. Er hatte ein feines, hübsches Gesicht und regelmäßige Züge, mit kindlich-einfältigem Ausdruck, und erwiderte: „Futter für die Schwein.“

Heini zuckte die Achseln, ging rasch auf den mit Sand bestreuten Vorplatz des Hauses zu und stellte das Glas auf den Sims eines der offenen Fenster. Dann nahm er den Rucksack von der Schulter, zog sein Skizzenbuch hervor, und in den Schatten der hohen Kastanienbäume tretend, schlug er es auf und hielt es mit ausgestreckten Armen dem Meister hin. Der war ihm gefolgt und pflanzte sich vor dem Bilde auf und betrachtete es ganz und gar in seiner, allen Jüngern der Akademie wohlbekannten Manier. Die Arme in die Seiten gestemmt, die Füße ausgespreizt, den Kopf so weit vorgeschoben, als sein kurzer Hals es zuließ, die Augen, die immer größer wurden, unverwandt auf den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gerichtet. Wenn er etwas so ansah, horchte die ganze Schule auf, dann kam aus seinem Munde Leben oder Tod — ein unerbittlicher Verdammungsspruch oder das höchste Lob.

Heini Rufin fühlte kalte Tropfen über seine Stirn perlen, und er fühlte sein Herz überall schlagen, in der Brust, in den Schläfen — in den Fingerspitzen. Und der verdammte Alte schwieg und schwieg. Heini ertrug die Erwartungsqual nicht

länger und quetschte mit herausforderndem Galgenhumor ein Wort aus seiner Kehle, ein einziges Wort, eine Frage:

„Schweinefutter?"

Der Professor reagierte nicht. Sein Ausdruck veränderte sich nicht, blieb immer gleich unerforschlich, und was er endlich sprach, war weder Lob noch Tadel: „Das Grab des stützigen Esels! Ich habe dem stützigen Esel gesagt: Dort kommen Sie nicht durch; folgen Sie mir, bleiben Sie bei mir, ich bring Sie hinunter, ich kenn den Berg. Alles umsonst. Der Stützschädel war voll Mißtrauen, hat alles besser gewußt. Und war hier doch fremd. Ich weiß nicht, wer er war."

„In dem Grabe da liegt nicht er. Sehen Sie nicht, wer in dem Grabe da liegt?" rief Heini. Er hätte sich auf den Boden werfen, weinen mögen, heulen, wüten!

„Soll ich das sein?" spöttelte der Professor. „Mir scheint wirklich. Und das Publikum, das daherkommt, mir zusehn, wie ich modre."

„Sie vermodern eben nicht! Sie leben!"

„Richtig — symbolisch. Impressionistisch — symbolisch gedacht, realistisch ausgeführt. Oder gibt's das nicht? Red ich Unsinn? Du mußt verzeihn, ich bin ein alter Ignorant, kenn mich in der Sprache der neuen Kunst nicht aus."

Er vertiefte sich wieder in die Betrachtung des Entwurfes. Ein schwacher Luftzug bewegte die Wipfel der Bäume, kleine, unbestimmte Lichter glitten durch das Blätterdunkel, huschten über das Bild hinweg, brachten wirkliche Bewegung in die Massen seiner phantastischen Gestalten. Die Brauen des Meisters zogen sich immer finsterer zusammen.

Heinis Arme begannen zu erlahmen, und eine tödliche Verzagtheit schlich ihn an. „Es wird nichts!" stammelte er.

„Ein echter Rufin wird's, ein guter; für die Leute natürlich die mit der Mode gehen."

Heini wollte nur die Worte gehört haben, die ihn freuen

konnten: „Ein guter Rufin.“ Er hätte ein absprechendes Urteil jetzt nicht ausgehalten: „Halbe Lebensgröße,“ sagte er. „Abendstimmung. Die Nacht schickt ihre Schatten voraus. Fahlgrauer Himmel. Überhöht?“

„Behüt's!“ fiel der Meister ein. „Dieses Gelichter kommt nicht von oben, ist Erdenschaum, niederträchtiger; das geht ins Breite.“ Er sann noch eine Weile nach und hob langsam den Blick von dem Bilde zum Maler hinauf. Ein kurzes Zögern noch, dann sprach er: „Der Hunger sieht dir aus den Augen. Ich will Frau Simon fragen, ob sie dir etwas zu essen geben kann.“

Er nahm den Rucksack auf — da half kein Deprezieren — ging voran ins Haus, und während er selbst sich in die Küche begab, ließ er den Gast ins erste Zimmer links vom Eingang treten. Die Stube war geräumig und kühl, die Einrichtung: einige Holzsessel, eine altertümliche, geschnitzte Truhe, höchst einfach. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch und auf ihm eine Anzahl irdener Teller, ein mit Apfelwein gefüllter Krug, eine hölzerne Platte mit Butter und Käse. Neben dem Gedeck lag ein angeschnittener Laib Schwarzbrot. Der Hausherr war bald wieder da, er trug einen Napf voll köstlich duftender, gebratener Kartoffeln, und gleich nach ihm erschien Frau Simon mit einem Fleischgericht.

„Alles, was wir haben,“ sagte der Professor. „Du mußt vorlieb nehmen, auf Gäste sind wir nicht eingerichtet.“

Das bescheidene Mahl war bald verzehrt, Heinis Heißhunger bald gestillt. Die Nähe des Meisters wirkte bedrückend auf ihn; ihm war, als säße er bei Tische mit einem vom Tode Erstandenen. Er haßte ihn und konnte sich doch der mächtigen Anziehung nicht erwehren, die der Mann von jeher auf ihn ausgeübt hatte. Ja, er haßte und er liebte ihn, den unvergleichlichen Lehrer, der ihn oft grausam gepeinigt und verhöhnt, ihm aber immer geholfen

hatte, wenn einmal Erfindungsebbe eingetreten war, oder eine technische Schwierigkeit, die dem Schüler unüberwindlich schien.

Der Hausherr, der anfangs recht einsilbig gewesen, begann gesprächiger zu werden, als der Gastfreund sich nach seiner Lebensweise erkundigte. Er erzählte von seinen Ausflügen, von Bergbesteigungen, Kahnfahrten in den Jahreszeiten, in denen das herrliche Land nicht verseucht wird durch Sommerfrischler- und Touristengezücht. In der kleinsten seiner Schilderungen verriet sich der gewiegte Kenner, der leidenschaftliche Freund der Natur. Über die Frage Heinis, ob er den Umgang mit seinesgleichen nicht vermisse, lachte er.

„Ich geh um mit meinesgleichen und auch mit weit höher Gestellten, viel, viel mehr als sonst. Ich lese. Unter der Adresse ‚Alois Simon' kommen regelmäßig Sendungen von Büchern und Zeitschriften nach Mattern und werden dort auf der Post abgeholt. Im Sommer jede Woche einmal, in der schlechten Jahreszeit so oft der Weg passierbar ist. Ich weiß von allem, was vorgeht in der Welt, und freue mich immer herzlicher, daß ich draußen bin."

Das war mit einer Durchdrungenheit gesprochen, die keinen Zweifel aufkommen ließ.

„Merkwürdig, merkwürdig," murmelte Heini. „Und — und — Sie malen aber doch noch?"

Jetzt traf ihn ein harter und mißtrauischer Blick: „Malen! malen!" schrie der Professor ihn an: „Pinselseele! Farbentopf!... Als ob's unter Gottes Sonne absolut nichts andres zu tun gäbe, als Leinwand anzustreichen."

Komödie! flog's Heini durch den Kopf. Das ist Komödie. Er hat sich versteckt, um in Ruhe und Verborgenheit sein bestes Bild zu malen. Wie lang er dazu braucht, rechnet ihm hier keiner nach, und wenn er fertig sein wird mit dem Werk, wird er kommen und uns alle totmachen. Ich hör schon die Kritik in ihre Posaunen stoßen über diese Auferstehung, ich seh schon

das Publikum in Scharen das Bild umdrängen und alles andre, was sich in den letzten Jahren mit Müh und Not einen Weg gebahnt hat, darüber vergessen!

„Herr Professor," brach er aus, „Sie malen noch!"

Der Alte sah die Angst und Pein im Gesicht des Aufgeregten, betrachtete ihn mit einem mitleidigen Lächeln und sagte: „Beruhige dich, ich störe deine Kreise nicht, wenn ich auch noch male, manchmal — in schwachen Stunden, während sonst — nun, du weißt, was ich sagen will, bist ja selbst ein Künstler!"

„Bin ich's?" Die Stimme Heinis zitterte. Das adelnde Wort aus diesem Munde, mit diesem Tone gesprochen... „Künstler!" wiederholte er, „Sie nennen mich so?"

„Soll ich nicht? bist du's nicht? fühlst dich nicht?" versetzte der Alte wieder barsch wie früher.

„Das wohl! Aber daß Sie mich so nennen... Ich habe Sie niemals einen Ihrer Schüler so nennen gehört... Meister," unterbrach er sich, „unsereins wird gleich übermütig, wenn man ihn ehrt — lassen Sie mich die Früchte Ihrer ‚schwachen Stunden' sehen!"

„So komm in Kuckucksnamen!" Der Professor stand auf. „Überzeug dich, daß ich abgewirtschaftet habe. Ich bin nicht eitel. Aber dein Wort: Mein Name kommt nie über deine Lippen, außer als der eines Verschollenen. An meine Verschollenheit soll keine profane Neugier rühren. Aus diesem Zufluchtsort möcht ich nicht vertrieben werden, wie schon aus manchem andern, in den ich mich verkrochen hatte wie ein Maulwurf, und wo vermaledeite Sammler und Bilderhändler mich doch aufspürten."

Heini leistete den feierlichen Eid, lieber zu sterben, als ihn zu verraten, und sie gingen die steile, hölzerne Treppe hinauf und durch einen schmalen Vorraum in die Stube, die dem Meister als Atelier diente. Sie lag gegen Norden, war völlig schmucklos und hatte nur ein großes Fenster, aus dem sich die selbe Aus-

sicht auf das tote Gebirge bot, wie aus dem einen Kapellenfenster. An den grau getünchten Wänden war eine große Anzahl von Farbenskizzen in doppelten und dreifachen Reihen befestigt.

Heini blieb schon am Eingang stehen, sah um sich, immer aufmerksamer, immer bedrückter, und sagte nichts, als von Zeit zu Zeit: „No ja — no ja!"

Das war der Alte. Noch ganz und gar er, in seiner Beherrschung aller Gebiete in dem großen Bereich der Welt, das sich dem Künstlerauge offenbart. Alles liebevoll geschaut, die Menschen mit zärtlicher und mit richtender, die Natur mit ehrfurchtsvoller Liebe.

Dort wirbelte ein junges Pärchen lachend und glückselig im Tanze hin, dort ballte ein Raufer die braune Faust — weh dem Kopf, auf den sie niederfällt! Dort schlief ein Mütterchen in der Kirchenbank sanft und selig ihren Sonntagspredigtschlaf, dort verendete ein angeschossenes Reh in der Waldesschlucht, die Zunge lechzend nach dem Quellchen ausgestreckt, das neben ihm fröhlich und tauklar zu Tale rauschte. Und dort — und dort — und die Landschaften in der Sonnenglut, der Weiher am grauenden Morgen — der See im Mondschein ...

„No ja! no ja! Sac à papier! — Sie können noch alles," sagte Heini und seufzte tief und schmerzlich auf.

Der Professor hatte sich auf eine Kiste gesetzt, die in der Fenstervertiefung stand, und lud seinen Gast ein, Platz zu nehmen auf dem Strohsessel vor der Staffelei. Es war die alte, die einst den Fußtritt bekommen hatte und zu Boden gefallen war.

Heini lehnte ab, fuhr fort, sich im Zimmer umzusehen, und sagte mit gallbitterm Scherze: „Setzen soll ich mich? Könnt sonst umfallen vor Neid und Bewunderung. Sie sind immer der selbe — das heißt, immer Sie und nie der selbe. Welcher Reichtum!"

„Einfälle, ja, Einfälle genug," erwiderte der Professor. „Die Fähigkeit, auszuführen, zu vollenden, nicht mehr. Was du

siehst, sind Funken, die aufflackern und verglimmen. Das Feuer, das mit immer wachsender Kraft den Stoff aufzehrt, an dem es sich entzündet hat und zum Kunstwerk verklärt, das durch die Zeiten dauert — dieses göttliche Feuer ist in mir erloschen. Funken sprühen noch in Menge auf — in Hülle und Fülle — ohnmächtiges Geflacker ... Überproduktivität ist ein Schwächezustand. Das bewährt sich beim einzelnen wie im großen ganzen. Komm endlich," fügte er nach einer Pause hinzu, „setz dich daher und schau."

Heini folgte jetzt dem einladenden Winke und setzte sich an die Staffelei. Eine Farbenskizze war darauf zu sehen. Sie stellte dieselbe Friedhofsecke dar, die er eben gezeichnet hatte, bei heranbrechendem Dunkel — in wunderbarer, unheimlich traumhafter Beleuchtung.

Die Betroffenheit, mit der Heini das Bild anstarrte, ergötzte den Professor. „Merkwürdig, was?" fragte er. „Wärst du gestern abends statt heute morgens in die Kapelle gekommen, du hättest mich dort gefunden, und dein bestes Bild wäre ungemalt geblieben und die Welt um ein Kunstwerk ärmer. Von solch einem kleinen Zufall hängen oft die größten Dinge ab," spöttelte er.

Die runden, lichtbraunen Augen Heinis wurden immer größer, sein schmales Gesicht wurde immer länger, während er mehr und mehr in sich zusammensank.

„Ist die Stimmung die rechte?" fragte der Professor.

„Ja, es ist die rechte," war die Antwort, und lautete ganz kleinmütig.

„In der Beleuchtung hast du's machen wollen. — Kannst es brauchen? Nimm's. Ich brauch's nicht — ich laß es verschimmeln dort an der Wand. Nimm's und geh. Gehab dich wohl. Und vergiß! vergiß, daß ich lebe! Gehab dich wohl!" wiederholte er.

Aber Heini rührte sich nicht: „Sie schenken mir die Skizze, wirklich?"

„Habe ich's nicht gesagt? — Verstehst kein Deutsch? Du kannst sie brauchen. Nimm sie."

„Meister," sprach Heini dumpf, griff mit seinen beiden Händen nach der Hand des Alten und schüttelte sie.

„Was hast? was ist dir? Schon wieder eine Regung? Du warst von jeher der Mann der Regungen. Sei kein Narr!" rief der Professor und suchte sich von ihm los zu machen. Es war vergeblich. Die schmächtigen Finger Rufins hielten die seinen zu fest umklammert.

„Sie haben mir schon einmal etwas gespendet. Eine Armstudie. Und ich war halb — nein, ich war ganz entschlossen, sie für meine Arbeit auszugeben. Ja, ich sag es Ihnen jetzt, für eine Arbeit von mir!"

Der Alte lachte schallend: „Zu viel Ehre!"

„Nein, die wär erst nachgekommen. Ich hätte Ihnen ein Monument setzen lassen."

„Was der Teufel!"

„Der Arm, Ihr Geschenk — erinnern Sie sich noch? — paßt zu der Frauengestalt mit dem edlen Kopf, auf dem Bilde dort, mir grad gegenüber. Sie steht halb abgewendet, ihre reichen, braunen Haare sind in einen Knoten verschlungen. Wie schön ist sie! Wie jung, wie zart ist das Oval der Wange — und dieser Nacken! Meister, haben Sie das auch jetzt gemalt?"

„Das stammt aus einer früheren Zeit, ist nur ein paar Tage älter als der mißlungene Arm."

„Mißlungen? Rom d'une pipe!" unterbrach ihn Heini mit tragischem Ausdruck, und der Professor wetterte:

„Mißlungen! Weißt denn du, was ich machen wollte? was sich in der Gebärde dieses Arms ausdrücken sollte? (ich hätte ihn mit einem leichten Stoff bekleidet, so Spitzenzeug) und in dem Neigen des Kopfes? ... Durch das Dachfenster wäre ein breiter Lichtstrahl hereingefallen, über den Kopf, die Schulter, die Hand — die immer nur Segen ausgeströmt hat."

„Durch das Dachfenster? Ja, ja, ich seh, 's ist angedeutet," sprach Heini. „Die schöne Frau steht in einer Mansarde — vor einem Bett, in dem liegt ein Weib — eine Sterbende? und ein Kind ... Ihr Bild hätte ‚die Wohltäterin' geheißen. Die edle Dame kommt als rettender Engel zu einer armen Elenden."

Aus den Augen des Professors schoß ein Blitz: „Du ahnst nicht, wie wahr du redest. Nebenbei sollte es aber auch das Denkmal eines Augenblicks werden, in dem das Seltenste, das es gibt, sich vollzogen hat — eine Wandlung in einer Menschenseele. Die Aufgabe hatte ich mir gestellt— an der bin ich gescheitert. Zu meinem Glück. Die letzte Wohltat der großen Wohltäterin, daß ich an der Aufgabe, sie in ihrer holden Hoheit darzustellen, gescheitert bin. Ihre letzte und höchste Wohltat ... Aber du weißt nicht, was ich meine."

„Wie sollt ich?"

„Freilich, wie solltest du?" Der Professor deutete mit dem Kopf nach der Skizze, ohne hinzusehen. „Es ist noch etwas ... Rechts im Vordergrund öffnet sich eine Tür, ein Mann tritt auf die Schwelle — sieht, was der Beschauer hätte sehen sollen — die Frauengestalt herausleuchtend aus dem Helldunkel, das in der Stube herrscht ... und der Anblick erhebt und verwirrt ihn... Diese Frau, die als Trösterin am Bette der Sterbenden steht, ist seine Frau. Er ist ihr nachgeschlichen voll Mißtrauen, eine Hölle im Herzen."

„So?" Heini zwirbelte seinen Schnurrbart, lachte und ließ seine hübschen, weißen Zähne blinken, auf die er sehr stolz war. „Das sind am Ende Sie," sprach er. „Sie sollen ja auf Ihre schöne Frau kolossal eifersüchtig gewesen sein. Wir haben sie nie zu sehen bekommen."

„Voll Mißtrauen ist er ihr nachgeschlichen," fuhr der Professor fort, „und hat sie gefunden bei dem armen jungen Ding, an dem er sich — schwerer als er's wußte — versündigt hatte. Armes Ding, ein Modell, — und der Mann, ein Maler, ein

häßlicher Kerl, nicht mehr jung — aber — der erste Mensch, der ein bißchen gut mit ihr war, der ihr eine Spur von Mitleid gezeigt hat. In seinem Atelier hat sie sich zum erstenmal im Leben satt gegessen, die ersten guten Kleider, die sie an ihrem zierlichen Leibe trug, waren Geschenke von ihm —"

„Ist's ein Wunder, wenn er dann ..."

„Schweig, schweig — ein Wunder ist nichts und alles — davon ist nicht die Rede, sondern von dem armen Ding, das die Sache, die so gar nicht ernst gemeint war, ernst genommen hat. Freilich hatte sie dazu mehr Grund, als er ahnte ..."

„So? — Ja, das ist ein Unglück. Indessen — wenn er keine Idee gehabt hat, wie's mit ihr steht ... Und ewig kann doch so etwas nicht dauern."

„Nun, das hat er ihr ungefähr zu verstehen gegeben, und sie, als gutes Modell, andern Malern empfohlen. Sie ließ sich aber in der Akademie nicht mehr blicken, und als er nach ihr fragte bei ihren Hausleuten, da hieß es, sie sei von ihnen fortgezogen. Mehr wußte man nicht. Ein paarmal noch hat er sich nach ihr erkundigt, nichts erfahren können und gedacht: Wird schon ein Unterkommen gefunden haben. Er war eben ein Maler und sonst nichts. Den Kopf immer voll von Gedanken und Entwürfen, beim Ausführen des einen schon wieder besessen von hundert neuen, die drängen, die werben: Mich laß entstehn! Ich bin das Rechte, das Große. Arbeit! Arbeit! Rastloses Schaffen — es gibt nur das — alles andre ist Plunder ... So war ich damals —"

„Sie, ja Sie!" — triumphierte Rufin; „ich hab mir's gleich gedacht, daß Sie Ihre eigene Geschichte erzählen."

„Aber — wenn auch gar vieles an mir vorüberglitt — das hat mir einen Eindruck gemacht. Ich hatte meiner edlen Frau das Schlechteste zugetraut ... Komme am Tage vorher zu ungewohnter Stunde nach Hause und finde sie nicht, und als sie heimkehrt, mich sieht — erschrickt sie. Ich gleich — wie ich

sage — das Schlechteste gedacht. Schnauze sie an: ‚Wo warst du?‘ — Erhalte eine stolze, abweisende Antwort ... Denk nur — ein Eifersüchtiger und — das! ... So hab ich ihr aufgepaßt am nächsten Morgen, habe sie aus dem Tor treten sehen und bin ihr nachgeschlichen den ganzen langen Weg bis zu dem armseligen Vorstadthaus, die Stiege hinauf ... Und so — so hab ich sie erblickt ...“ Er streckte plötzlich beide Hände gegen die Skizze aus, machte eine Gebärde der Enttäuschung und wendete sich ab.

„Was — so! Das ist ja nichts. Ich habe sie gesehen, die Hand auf das Haupt des Neugebornen legen, ich habe sie liebreich, trostreich zu der Sterbenden sprechen gehört. Nicht bloß liebreich und trostreich — demütig! Aus jedem Laut der tiefen, milden Stimme klang die Bitte: ‚Verzeih mir, daß ich glücklich bin‘ ... Und wie das arme Weib zu ihr empor geschaut hat, der Erlöserin ... Ich Narr, der das malen wollte!“

Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann ohne Übergang: „Wir waren seit drei Jahren verheiratet, und ich wußte von meiner Frau nur, daß sie schön war ... Damals habe ich sie in Wahrheit kennen gelernt ... Sie hat der Sterbenden Wort gehalten, sie ist ihrem Kinde die beste Mutter gewesen. Ich konnte kein Herz zu ihm fassen. Ja, wenn es ihr Kind gewesen wäre! Aber dieses Glück ist mir versagt geblieben, dieses eine — kein andres, das eine Frau einem Manne gewähren kann.“

Abermals machte der Alte eine Pause, und Rufin bemühte sich, eine Phrase zu finden, um seinen Mangel an Interesse für die Familiengeschichte, die ihm da vorgebracht wurde, zu verbergen.

Noch war ihm nichts eingefallen, als der Professor wieder begann: „Schad um die verlorenen Jahre! Ewig, ewig schad! Als ich meine Frau kennen lernte, war mir, als würde ich erst ich ... Glücklicher, besser ... Aber — das ist Eins! Wer eine

Frau so liebt, wie ich dann die meine geliebt habe, für den gibt's keine andre auf der Welt. Sie war mein Weib und mein Freund und mein bestes Publikum und mein strengster Kritiker. Alles war sie mir. Kein Gedanke, von dem sie nicht wußte, und jeden, den sie aufgenommen hatte in ihr Herz, in ihre Seele, und darin bewahrt — fand ich wieder — immer geläutert, wie oft vertieft!... Das war eine schöne Zeit."

„Sie sind früh Witwer geworden," sprach Heini. Na, jetzt wird er doch endlich wieder auf seine Bilder kommen, dachte er und machte ein ernstes und teilnehmendes Gesicht.

„Ja, früh ist sie mir genommen worden. Innerhalb einer Woche gesund und — begraben. In der Blüte ihres Lebens ist sie dahingegangen, als wenn sie in meiner Erinnerung fortleben sollte, im vollen Glanz und Zauber ihrer Jugend und Schönheit. Das Kind war kurz vor ihr gestorben."

„Sehr traurig, sehr. Man hat Sie allgemein bedauert. Auch ich natürlich. Aber gerade damals am meisten — beneidet. Sie sind auf der Höhe Ihrer Kunst gestanden. Ihr ‚Tänzer unsrer lieben Frau' — wenn ich an den denke!... Das nennt man erzählen! Der schlanke, nervige, graziöse Bursch, der Vagabund, der sich in die Klosterkutte gerettet hat. Sapristi, das war! das war! Die stille, dunkle Kirche mit ihrem edlen und mit ihrem kindlichen Schmuck... ich hab den Weihrauchduft gerochen, sag ich Ihnen, der diese Luft durchwallt hat! Ich hab den Atem der heißen Gebete gefühlt, der in sie ausgeströmt worden ist, und alles gesehen... Wie der arme Bursch, der Tänzer, es den frommen Brüdern nachmachen und der heiligen Mutter Gottes seine Ehrfurcht bezeigen, sein Bestes darbringen möchte — und nichts weiß und versteht, als seine sündige Kunst. So hat er ihr denn vorgetanzt in aller Lumpenunschuld, solang er konnte, und liegt jetzt da zu ihren Füßen, erschöpft und verzückt. Und die Heilige zürnt nicht, sie lächelt, sie neigt sich — Meister, wie haben Sie das gemacht! — in himmlischer

Hoheit neigt sie sich und wischt dem armen Sünder mit ihrem Tüchlein den Schweiß von der Stirn. O, ich weiß jetzt — wer Ihnen gesessen hat zu Ihrer lieben, wahrlich lieben Frau. Und wenn England und Amerika beinah in Krieg geraten wären um das Bild — ich begreif's!"

„Mag sein, daß ich damals auf meiner Höhe war," sagte der Professor nachdenklich. „Ich weiß nur, daß ich an ein Sinken nicht dachte. Die Sorge quälte mich nicht, aber meine Frau, mein verkörpertes künstlerisches Gewissen ging mir ab. Mein höchster Lohn, ihr: ‚Es ist gut,' ihre Teilnahme, ihre Nähe, ihr Umgang fehlte mir. Und — ja, der Widerspruchsgeist im Menschen! — auch das Kind, das mir so oft lästig gewesen war, fehlte mir. Ich vermißte die kleinen Schritte, mit denen es hereingetrippelt kam — immer weggewiesen, immer wiederkam und mich mit den zärtlichen, vertrauensseligen Augen seiner Mutter ansah."

„Aber — dabei haben Sie Ihre besten Bilder gemalt."

„Und alles andre ist gleichgültig, meinst du?"

„Nebensächlich wenigstens."

Ein seltsam herber Zug bildete sich um die Lippen des Alten. „Gut denn, ich geb's zu, ich hab in den Jahren meine besten Bilder gemalt. Ich war davon überzeugt. Freilich, der Künstler, der sein Letztes nicht für sein Bestes hält, ist noch nicht geboren. Auch war das Getreibe nach meinen Sachen nie so arg wie damals ... Aber — aber — die guten Freunde, die ehrlichen Enthusiasten, lauter Leute, die auch etwas verstanden von der Kunst, und die mich nicht weniger als meine Werke liebten — die waren's ... die töteten mich."

Er sagte das ohne eine Spur von Bitterkeit, vielmehr mit stiller Freude. In dem selben Tone hätte er sagen können: „— die befreiten mich!"

„Wieso?" fragte Heini.

„Keiner, der zu seiner Portion Bewunderung nicht eine ebenso große Portion Verwunderung zugegeben hätte. ‚Und diese Frische! Diese unglaubliche Frische!‘ ... Den Nachguß schenkten sie mir nie. Das hat mich zuerst aufmerksam gemacht: ihr Staunen über meine ‚Frische‘. Sie war also eine Anomalie, und eigentlich hätte sich's für mich geschickt, zu welken, zu verdorren — die Zeit war da. Und ich Tor hatte mich überlebt und merkt es nicht. Nun ja, meine Hand war noch so fest und leicht wie je, mein Auge so scharf und unermüdlich wie je, der Quell der Erfindung sprudelte mir so reich wie je. Das verborgene Leiden im Herzen, das Leiden, dieses Stahlbad der Seele, dessen keiner mehr bedarf als der Künstler, wenn etwas aus ihm werden soll, das Leiden hatte auch das Seine an mir getan ... In ruhiger Sicherheit schuf ich meine Werke und fühlte meine Kraft ... Und da — und just — bin ich auf einmal irre an mir geworden durch die Erkenntnis: du bist alt ... Ich weiß nicht, ob es den Künstlern immer so gegangen ist — in den großen glorreichen Tagen der Kunst zum Beispiel. — Du hältst mich nicht für einen Narren, der sich mit dem Unerreichbaren vergleicht — aber glaubst du, daß die Zeitgenossen Michelangelos vor allem seine ‚Frische‘ bewundert haben, als er, ein Siebziger, an den Bau der Peterskuppel ging? Nun, alles wechselt; es wechseln selbst die Begriffe von jung und alt. Oder nicht nur die Begriffe? Sind wir ein kurzlebiges Geschlecht geworden? Beim Tode Raffaels trauerte ganz Italien um seinen Malerjüngling. Er war siebenunddreißig. Unsre modernen sechzehnjährigen Impressionisten, Veristen, und so weiter! würden sagen: ‚Hat er sich endlich gedrückt, der Alte?‘“

„Sie sind spaßhaft, Herr Professor.“

„Ganz ernst, Rufin, und mit allem einverstanden, was ist, oder ins Unabänderliche ergeben. Daß ich eine gewisse Schwäche für eine Zeit habe, in der die Künstler erst in späten Jahren groß wurden, mußt du meinen späten Jahren zugute halten. Den

Ruhm des Cinquecento haben Greise begründet, den des zwanzigsten Jahrhunderts zu begründen, schicken Kinder sich an."

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wenn er quälende Gedanken verscheuchen wollte: „Sei's, wie's sei!... Das mörderische Lob der Freunde war ein Segen, ich verdank ihm viel. Am Ende liegt's nur an ihnen, wenn sie die Spuren des Alters in deinen Werken nicht gefunden haben, sagt ich mir. Und ich habe gesucht und gefunden und bin gleich scharf ins Gericht gegangen und habe aufgeräumt."

„So ist's wahr? Mille tonnerres! Sie haben Bilder verbrannt, die einen andern berühmt gemacht hätten? Ich hab's nicht glauben können. Wenn einer sagte: ‚Wieder ist ein Bild aus dem Atelier des Alten — entschuldigen Sie — verschwunden,' lacht ich nur: Wird schon wiederkommen im richtigen Moment. Kann auch sein, daß er's unter der Hand verkauft hat, an einen Amerikaner oder Russen um den doppelten Preis, den Jackson in London, mit dem er den Kontrakt hat, dafür bezahlt."

„Dank für die gute Meinung," rempelte der Professor ihn an und ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Daraus machen sich heutzutage die wenigsten ein Gewissen. Bekannt! Ich hätte mir ein Gewissen daraus gemacht. Mir war leid um den Jackson, als er einmal eigens herüber kam, um ‚Die Auswanderer' abzuholen, die er vor einem Jahre halb fertig auf meiner Staffelei gesehen hatte. Er tat mir leid, wie er da beim Ofen saß, mit den Flämmchen weißer Haare über den Ohren, dem rosenfarbigen Gesicht und den neugierigen Augen — fast so neugierig wie die deinen, Rufin. Es brannte mir auf der Zunge, ihm zu sagen: Das Feuer, an dem Sie sich wärmen, dicker Jackson, ist mit den ‚Auswanderern' angezündet worden."

„Und ich hab ein Verhältnis gehabt mit dem Bild!" schrie Heini entrüstet, „ich war in das Bild verliebt. Stundenlang hätt ich's anschauen können. Sie haben nie eine grandiosere Landschaft gemalt, als dieses durch den Bergsturz verwüstete

Tal mit dem herrlichen Gletscherhintergrund und dem grünen See, aus dem die Eisblöcke ragen. Wie die Szenerie, die Handlung verblüffend ... Sie haben auch nie ein so farbenstarkes Bild gemalt ... Es wär Ihr allerbestes geworden. Nicht mehr Genre, schon ein Stück Geschichte ... Der Abschied einer Bevölkerung von der in eine Grabstätte verwandelten Heimat — herzzerreißend und erhebend der Anblick dieser ..."

„Laß gut sein!" unterbrach ihn der Professor. „Ganz gleichgültig, wie's dir vorkam; ich habe nur die Mängel gesehen an der Arbeit wie an jeder, die ich in dieser Zeit gemacht habe. Ein abscheulicher Zustand. Die ganz Großen und die ganz Kleinen kennen ihn nicht. Der Schaffensdrang nicht erloschen, aber der Glaube an dich selbst. Und ist's nur einmal so weit, dann erhebt die Rechtschaffenheit ihre Stimme: Dein Können ist nicht mehr dein Müssen! Entwöhn dich, alter Knabe, entwöhn dich von der Mutterbrust der Kunst! Eine Folter so etwas, und war doch die beste Vorbereitung" — —

Er hatte immer leiser gesprochen und schwieg nun völlig.

Heini rückte näher zu ihm: „Vorbereitung, wozu? Reden Sie, Meister, reden Sie doch!"

„Es war vor sechs Jahren. Im März," sagte der Professor, hielt den Kopf gesenkt und sah unverwandt vor sich hin. „Am Abend des elften. Ihr hattet Aktzeichnen gehabt in der Akademie, war't im Fortgehen, als ich eintrat — ich bin damals ein nachlässiger Lehrer gewesen. Das Modell, das mir den Rücken zukehrte, war im Begriff, von seinem Staffel herunter zu steigen, und hat sich dabei mit der rechten Hand auf einen Säulenstumpf gestützt. Die Bewegung des schönen Körpers — seine leicht vorgeneigte Haltung — die wundervoll geschwungene Linie, die der Arm bildete ... es packte mich, daß der Atem mir stockte ... Eine Erinnerung war in mir aufgestiegen, leuchtend wie ein Lichtstrahl, der plötzlich in einen dunklen Raum fällt ... Vor lauter Sehen siehst du nichts im ersten Moment. Aber dann

hast du auf einmal hundert Augen fürs Größte und fürs Kleinste, überblickst das Ganze und siehst zugleich jede Einzelheit und jede an der rechten Stelle, und alles ist schön und gut und ist, wie es sein soll... Heini Rufin! Maler! So stand in jenem Augenblick mein Bild vor mir!

„‚Bleib, Retti! Rühr dich nicht!' befahl ich, und sie gehorchte."

„Eine Stunde oder zwei Stunden nachher — ich weiß nicht — stand sie hinter mir, betrachtete mein Prima-Gepinsel und sagte: ‚Je, Herr Professor, i hab gar nicht g'wußt, daß i so schön bin.'"

„Armer Teufel — sie war's auch nicht — ich hatte eine andre gemalt, malen wollen — ja! — Morgen wird's besser, dacht ich und ging heim und hielt's daheim nicht aus. Bin die ganze Nacht in den Straßen herumgeirrt. Ein Aufruhr war in mir — wie in den jungen Jahren, in denen sie einen Gelehrten aus mir machen wollten, während ich wußte, daß ich ein Künstler werden müsse, es ihnen aber noch nicht beweisen konnte."

Der Alte saß aufrecht, geradeaus blickend, seine tiefliegenden Augen leuchteten. „Ich irrte durch die öden Straßen," fuhr er fort, „ich hörte das Hallen meiner Schritte. Und neben mir ging jemand, dessen Schritte unhörbar waren. Sie ging neben mir, nach der ich mich sehnte, von der ich träumte — heute auch einmal im wachen Traum. Sie ging neben mir so still, so treu. Ein bleicher Schatten kam heran, glitt durch zwischen uns und trennte uns nicht. Ich sah auch das Kind, ich sah es, wie ich dich sehe. Es blickte mich an mit seinen scheuen, bittenden Augen. Warum hatte ich's nicht geliebt? Warum hatte ich ihm das Zärtlichkeitsalmosen, um das es bettelte, nicht geschenkt?

„Jetzt — wenn es jetzt da wäre... Vorbei! Nicht mehr zu ändern... Aber fortleben sollten meine Toten in meinem Bilde... Jeder Wunsch, jeder Gedanke zerfloß plötzlich in dem einen: Wär's Tag und könnt ich weiter malen!... Und es wurde

Tag ... und ich trat an die Staffelei — zu meinem Entwurf ... war's der meine? Hatte ich das gemacht?"

Er stöhnte. All die Schmerzenszüge, die das Leben seinem harten Gesicht eingeprägt hatte, traten hervor und gaben Zeugnis von unvergessener Qual:

„In Wonneschauern empfangen, in seligem Leiden geboren und — leblos! Das war's — das blieb's!"

„Einbildung!" sprach Rufin kühl und überlegen. „Sie haben wahrscheinlich das Unmögliche von dem Bild verlangt. Die schöne Frau hat wahrscheinlich herausspringen und Ihnen in die Arme fliegen sollen."

„Wirst du mich lehren, was ich von einem Bilde von mir verlangen darf?" fragte der Professor heftig und höhnend. „Was ich malen wollte, da," er schlug sich an die Stirn, „da drin alles fertig, alles durchdacht, jeder Strich gefühlt, und die Hand auch noch die alte, und was auf die Leinwand kam, kraft- und saftloses Gepinsel eines alten Routiniers ... Schweig ... kein Wort ... Acht Tage hab ich gerungen. Der Wahnsinn war mir damals nah. Du hast die letzten Zuckungen einer sterbenden Schaffenskraft gesehen ... Dann stand es mir fest: Wenn du das nicht gut machen kannst, kannst du überhaupt nichts Gutes mehr machen ..."

Heini wagte keine Einwendung, ließ aber einen sprechenden Blick über die Skizzen an der Wand gleiten.

Der Alte erledigte die Antwort mit einem Wink voll Geringschätzung: „Nichts Gutes, sag ich, und was also? — Wasser zutragen zur Sündflut der Mittelmäßigkeit, die von allen Seiten über uns hereinbricht? ... Nicht um die größte irdische Seligkeit! So hab ich ein Ende gemacht — bin entflohn aus dem Wirrsal eurer Welt, habe mich in die Einsamkeit gerettet und lebe im Dunkel des Verschollenseins meine hellsten Friedenstage ... Mensch!" unterbrach er sich und rief drohend: „Wenn du schwatzest, wenn du mir meine Ruhe störst ..."

„Wenn, wenn!“ erwiderte Heini. „Wenn ich Ihre Werke für die meinen ausgeben soll, werd ich doch nicht schwatzen.“

„Du hast recht — da hast du recht.“ Er hatte einen völlig andern Ton angenommen, er sah ein wenig beschämt aus und wie einer, der fühlt, daß er viel zu viel gesprochen hat, und sich vornimmt, von nun an recht einsilbig zu werden.

„Wo willst du übernachten?“ fragte er.

„In Mattern.“

„Dann ist's Zeit aufzubrechen.“ Er stand auf und sah zum Fenster hinaus. „Es gibt heute einen schönen Abend, ich begleite dich, führe dich den kürzesten Weg, den nicht einmal alle Jäger kennen.“

Im Dorfe fanden sie den Führer und schickten ihn voraus zur Almhütte. Der Professor und sein Gastfreund folgten langsam. Heini schritt neben dem schweigsam gewordenen Alten, beobachtete ihn aufmerksam und dachte: „Ich mal ihn aus dem Gedächtnis. Als König der Erdgeister mal ich ihn. Grimmig genug sieht er drein, imposant grimmig. Alles spricht zu ihm, und er spricht zu allem; er gehört in diese Bergwelt, ist ein Stück von ihr, hat ihre tiefsten, feinsten Geheimnisse gelöst, hört und sieht, wo für uns alles stumm und dunkel geblieben ist.“

Sie schritten jetzt — der Professor voraus — auf einem Gemssteig an der schroffen Wand hin, an der es niederquoll wie kristallene Fäden, wie weiße Schleier, den Steig übersetzte und leise weiterrieselte in die Tiefe. Rufin ging zögernd, die Augen auf den Boden geheftet. Der Weg wurde immer rissiger und schmaler, verlor sich vor einer vorspringenden Felsrippe und schien plötzlich ganz aufzuhören. Als Heini aufblickte, sah er den Professor nicht mehr. „Da geht's ja nicht weiter!“ rief er angstvoll. „Wo sind Sie?“

„Nur vorwärts! Nicht hinabschauen! Halt dich an!“ war die Antwort, und zu ihm herübergereicht kam der Bergstock des Alten. Heini griff nach ihm — zwei Schritte, und er stand vor

dem Meister und sagte mit einem Lächeln, das er sich mühsam genug abquälte:

„Klopfen Sie doch einmal an den Felsen. Ich wett, er tut sich auf, und wir treten ins große, märchenhafte Gnomenreich ..."

„Und du malst Gespenster nach der Natur. Nein; wir bleiben draußen. Hier ist's schöner."

„Ja, es ist schön. Blind müßte sein, wer das nicht sähe — wenn er auch nicht so liebevoll geschärfte Augen hat wie Sie. Ich begreif's ja, daß Sie gern da sind im Sommer ... Aber im Winter, wenn die Stürme rasen und die Lawinen rollen —"

„Da ist's anders schön — immer schön. Die Natur ist immer schön."

„Manchmal sogar überwältigend schön. Nicht? Was tun Sie, wenn Sie eingeschneit werden?"

„Da schaufeln wir uns aus. Da geht's von meiner Klausnerei zum Dorf zwischen weißen Wänden. Über uns breitet sich der Himmel manchmal aschfarbig, und wochenlang ist der Pfiff eines hungrigen Geiers der einzige Laut aus lebendiger Kehle, der zu uns dringt. Eine tiefe Stille herrscht, eine Vorbotin der tiefsten, die wir nicht mehr fühlen werden. Ich genieße sie schon in meiner seligen Verschollenheit, noch atmend ruh ich in Frieden und genieße den Tod ..."

Eine Weile noch wanderten sie schweigend, dann war die Höhe des Berges erreicht. Zu ihren Füßen lag, sanft abwärts gleitend und weit gestreckt, üppiges Weideland, von einer dunkel bewaldeten Hügelkette halbkreisförmig umschlossen. Hinter ihr ragte eine dreifache Reihe zackiger Felsen und schneebedeckter Bergriesen empor.

Der Alte deutete auf eine Almhütte inmitten einer der seichten Mulden, die der Boden bildete: „Dort wartet dein Führer. Leb wohl. Auf Nimmerwiedersehen!" unterbrach er kurz und gebieterisch die Dankesworte, die Rufin zu sprechen begann, und „Gewiß, auf Nimmerwiedersehen!" antwortete der verletzt und

eilte abwärts. Bald aber wendete er sich und schwenkte grüßend den Hut.

Unbeweglich stand der Meister noch auf demselben Fleck, auf dem Rusin ihn verlassen hatte, ganz versunken in den Anblick des Sonnenuntergangs. Der Widerschein der feurigen Lohe, die am Himmel aufgeflammt war, lag auf seinem dunkeln Gesichte und auf seiner kraftvollen Gestalt.

„Sie glühen wie ein Fels!" rief Heini und streckte die Rechte gegen ihn aus. Er hätte selbst nicht zu sagen gewußt, ob sich in seiner Gebärde mehr Huldigung oder mehr Verwünschung ausdrücken sollte. „Alter Überwinder du! Fast könnt man dich beneiden!" murmelte er.

Der Meister bemerkte ihn nicht. Seine Gedanken waren schon fern von ihm.

Novellenstoffe

Ein Gespräch

„Geben Sie mir einen guten Stoff zu einer Novelle", sagte mein nun auch schon dahingeschiedener Freund.

„Bücken Sie sich und heben Sie ihn auf, er wächst überall aus dem Boden."

Er lachte. „Und hat Erdgeruch. Ich danke."

„So strecken Sie die Hand aus, wenn Sie sich nicht bücken wollen. Stoffe fliegen zu Hunderten in der Luft herum."

„Danke abermals. Auch aus der Luft mag ich meinen Stoff nicht greifen. Erzählen Sie mir etwas von Menschen Erlebtes, die Ihnen Liebe, Freundschaft oder mindestens ein lebhaftes Interesse einflößten. Dergleichen ist bei Ihnen immer vorrätig, Frau Beichtmutter."

„Kann sein, nur bedenken Sie: ich bin alt, meine Freunde sind alt, mein Stoff wird auch nicht neu sein."

„Mein geringster Kummer! Ich habe nicht die Anmaßung, eine neue Novelle zu schreiben. Wenn mir nur eine gelingt, der das Altsein gut steht."

„O wie schwer! — das Schwerste."

„Kinderleicht oder — unmöglich. Ans Werk — erzählen Sie!"

„Wiedererzählen will ich, was er und sie mir erzählten, ohne daß eines von ihnen wußte, daß ich das Vertrauen des andern besaß. Sie sind beide tot, sie haben beide ein hohes Alter erreicht, aber jung wurden sie, wenn sie von einem Gartenfeste sprachen, das Kaiserin Eugenie in Compiègne ihren Gästen gab. Da hatte ihre erste Begegnung stattgefunden, da hatte er einen

unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht und einen ebensolchen durch sie empfangen. Sie muß aber auch wirklich bezaubernd gewesen sein. Ich habe ein Bild gesehen, das sie darstellte als zwanzigjährige Frau, und mir gedacht: Du bist ja die Verkörperung der Melodien, die der Leier des Orpheus entquollen, als er die Unterwelt betrat. Sisyphus und die Danaiden unterbrachen ihre rast- und fruchtlose Arbeit, alle Gequälten vergaßen ihrer Pein. — Etwas Glückverbreitendes ging aus von dieser anmutumflossenen Erscheinung. Aus den braunen Augen leuchtete es, um den lieblichen Mund schwebte es: Die Welt ist schön, das Leben ist herrlich und süß. Kennen Sie etwas, das angenehmer wäre, als sich sagen zu können: da steht einmal ein schönes, unendlich sympathisches Geschöpf vor dir, das unberührt geblieben ist vom Leid des Daseins und seines Elends unbewußt?

Sie war in Belgien geboren und in Frankreich erzogen worden, von ihren gesellschaftlich und geistig hochstehenden Großeltern. Sie hatte sich nach eigener Herzenswahl mit einem achtungswerten Manne aus ihren Kreisen verheiratet, wurde von ihm geliebt, liebte ihn und betete ihr Söhnchen an."

„Das ist ja alles Himmelblau und Rosa — eine gefährliche Novellenfigur", sagte mein Freund. „Und ‚er' — wie sieht oder wie sah er aus?"

„Männlich, sehr gescheit, Typus Franz I. Er war dreißig und einige Jahre alt und hatte immer mehr Glück bei den Frauen gehabt, als er zu schätzen wußte, denn seine herrschende Leidenschaft war der Ehrgeiz. Ich verrate Ihnen schon jetzt — was Sie Ihren Lesern vermutlich nach und nach beibringen werden — daß er eine wichtige Stellung in der deutschen Diplomatie eingenommen und glänzend vertreten hat, bis er — trotz all seines Geistes und seines Scharfblicks arglos — von kleinen Leuten gestürzt wurde. Da zog er sich auf sein Gut an der Ostsee zurück und führte dort ein stilles Gelehrtenleben, das er zeitweise unterbrach, um im Interesse seiner Studien große Bildungszentren zu besuchen.

In Compiègne also wurde er ihr vorgestellt, am Tage bevor er nach seinem ersten außereuropäischen Posten abreisen sollte. Zwischen ihnen waren kaum die ersten banalen Phrasen gewechselt worden, als sie sich auch schon im fesselnden Gespräche befanden. Sie hatte sich noch niemals so angeregt, er sich niemals so verstanden gefühlt. Das Gewühl trennte sie, sie verloren einander aus den Augen, fanden sich, wie einer geheimnisvollen Anziehung folgend, wieder. Beiden war, als erführe eines durch das andre eine Vertiefung und Klärung des eigenen Ichs. In deiner Hand liegt die Vollendung meines Wesens, sagte sie sich und wußte plötzlich: Was sie bisher für volles Glück gehalten hatte, war nur sein äußerer Schein. Das wirkliche Glück des Weibes liegt im innigsten Verkehr mit dem Manne, dessen Liebe zum Schöpferhauch wird, der die höchsten Fähigkeiten ihres Herzens und ihres Geistes zur Entfaltung bringt. Und er empfand: Du bist es ja — du bist ja meine feinere, bessere Hälfte" ...

„Basta!" unterbrach mich der Freund, „was er empfand, weiß ich ... Sie wecken eine mir teure Erinnerung. Ich habe Ähnliches erlebt."

„Wohl Ihnen!"

„Nicht wahr? Wie immer es geendet, wohl dem, der's erfuhr, und war es auch nur im Vorübergleiten. — Was geschah mit meinem Doppelgänger?"

„Er kehrte am Abend nach Paris zurück, das er am nächsten Morgen verlassen sollte, und verlebte furchtbare Stunden. In seiner Wohnung meinte er zu ersticken, rannte ziellos durch die Straßen, im schwersten Kampfe, den er je gekämpft. Nicht ein Liebeswort hatten sie getauscht, aber die Überzeugung blieb ihm felsenfest bis ans Ende seines Lebens: Wenn er damals vor sie hingetreten wäre und gesagt hätte: Folge mir! — sie wäre ihm gefolgt. Und er hätte, um sie sein nennen zu dürfen, wie elenden Tand alles hingeworfen, was ihm bisher als einzig wichtig schien: eine glänzende Laufbahn, Einfluß, Ehren und Ruhm.

Er war Herr seines Schicksals und des ihren. Von der Stärke seines eigenen Willens hing es ab, die Frau an sich zu reißen und festzuhalten, die ihm angehörte kraft des allerhöchsten Rechtes, nach mehr als menschlicher Satzung, nach der göttlichen, die sie für einander geboren werden ließ. Ich sage Ihnen, lieber Freund, wenn er als alter Mann von jener Nacht sprach, vertiefte sich jede Falte in seinem Gesichte, und seine Stimme zitterte. Er irrte bis zum Morgengrauen umher, er fand sich in ein Quartier des Lasters geraten, sah dessen Diener und Opfer umherziehen, müde, fahl und frech. Ein halb trunkenes Weib drängte sich schamlos zärtlich an ihn, das Zerrbild der Liebe glotzte ihn aus ihrem geschminkten Antlitz an ... Poet und Psychologe, es ist Ihre Sache, darzustellen, wie der Ekel ihn plötzlich ernüchterte, wie die Überlegung kam und ihm in dem Glanze des als höchstes Recht Geschauten einen Schatten zeigte: Gebrochene Treue, verleugnete Mutterliebe" ...

„Die Brücke ist geschlagen", unterbrach mich mein Freund, „nun heißt es sie ausbauen. Genug — er reiste ab."

„Reiste ab, und einige Monate später erhielt sie seinen ersten Brief — einen Brief, den ihr Mann Zeile für Zeile lesen durfte, dessen tiefster Sinn sich aber ihr allein erschloß. Sie antwortete, sie bestellte Grüße von ihrem Gatten, erzählte von ihrem Kinde und kam dann auf das Gespräch zurück, das er und sie miteinander geführt hatten in Compiègne. Er sah, daß seine Gedanken in ihr weiterlebten. Er schrieb wieder, und wieder kam Antwort. Eine Korrespondenz war angesponnen, die durch zwei Menschenleben dauern und ihren größten Reichtum, ihren besten Inhalt ausmachen sollte. Der Gatte fand die Briefe des fernen Freundes seiner Frau nach und nach zu philosophisch für seinen Geschmack und las sie nicht mehr. Da wurden sie persönlicher. Manches still getragene Leid vertraute sie ihm an und fand bei ihm Trost und Rat. Und jede Enttäuschung, die er in seinem Berufe erfuhr, jeden Seelenkampf machte sie mit ihm durch, und jeder Sieg,

den er errang, war ihr ein beseligender Triumph und sein Schicksal ihr wichtiger als ihr eigenes. Fünf Jahre nach ihrer ersten und letzten Begegnung teilte er ihr mit, daß ein Wunsch, den sie oft ausgesprochen, erfüllt sei, daß er sich verlobt habe. Seine Braut war eine junge schöne Kreolin. ‚Daß ich in sie verliebt bin', schrieb er, ‚ist ausgemacht, ob ich sie lieben werde, steht bei — ja, bei wem steht das?' ...

Er war verheiratet, als eine kurze, herzliche Gratulation eintraf und einen ausführlichen Brief verhieß. Aber der blieb lange aus, und als er endlich eintraf, brachte er eine Todesbotschaft. Bald nachdem er seine Freiheit aufgegeben, hatte sie die ihre erlangt, war Witwe geworden.

Gewiß hat er diese Schicksalstücke weniger bitter empfunden als sie. Er war ja verliebt in seine reizende Frau. Die Freundin und Vertraute verlor dabei nicht das geringste. Seine Gattin konnte nur tändeln und kosen. Sie war eifersüchtig auf jedes hübsche Gesicht, dem er im Vorübergehen einen Blick gönnte, auf die Frau, die ihm den intimsten Verkehr, den geistigen bot, damals noch nicht. Sie wurde es erst viele Jahre später, als er, nach seinem Scheiden aus dem Dienste, mit ihr nach seiner Heimat zurückkehrte, sie zu kränkeln begann und erfinderisch wurde in der Kunst zu quälen. Eine Sterbende vermag darin Außerordentliches zu leisten, und sie starb lange. Als der Tag endlich kam, der sie und ihn erlöste, unterdrückte er seine Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit der Freundin nicht mehr. Er wußte, daß sie auf der Rückkehr aus Italien nach Brüssel begriffen war und wählte dieselbe Zeit, um seine in Paris verheiratete Tochter zu besuchen. Aus Zartgefühl wollte er einer sobald nach dem Tode ihrer Mutter veranstalteten Begegnung mit seiner Freundin den Anschein des Zufälligen geben. So mittelte er denn eine Station aus, auf der ihre beiden sich kreuzenden Züge einen längeren Aufenthalt hatten und bat die Ewig- und Einziggeliebte, ihm dort ein Zusammentreffen zu gewähren. Sie willigte ein,

sie verstand und würdigte seine Motive. — Und nun sehen Sie die Leutchen einander entgegenstürmen und immer beklommener werden, je näher der Augenblick des Wiedersehens kommt. Im Anfang, bei Beginn der Reise, da war ihr zumute gewesen wie einer Braut, die in die Arme ihres Bräutigams eilt. Alle Liebe, die seine Briefe beseelt hatte, alle Begeisterung, alle Anbetung, die sie ausgekündet hatten, lohten ihr förmlich entgegen. Sie hatte nicht ein zärtliches, nicht ein vergötterndes Wort vergessen. Sie fühlte sich von all der berauschenden Süßigkeit wie von einer Weihrauchwolke umqualmt, die jeden Augenblick bereit war, sie in den Himmel zu tragen.

Da, nicht mehr weit vom Ziele, wurde der Waggon gewechselt, und sie erhielt einen Platz dem Spiegel an der Wand gegenüber. Sie sah sich darin und erschrak. Eine auf der Eisenbahn durchwachte Nacht verschönert nicht, wenn man in gewissen Jahren steht; aber so grausam zugerichtet sollte man doch nicht werden. Das tut gar weh, wenn wir eben in der Erinnerung an eine unvergeßliche Stunde geschwelgt haben, in der uns Jugend und Schönheit umblühten ... Es ging gegen Mittag, und es war unerträglich heiß ... Rot, lieber Gott, Klatschrosenrot färbten sich ihre leider so stark gewordenen Wangen ... Der Kummer, heißt es, verzehrt den Mann und nährt das Weib. Ach, und sie hatte viel Kummer gehabt und war sehr, sehr genährt worden! — Sie drückte zur Kühlung ihr Taschentuch ans Gesicht, und es war bald feucht von ihren Tränen.

Er indessen, er dachte darüber nicht nach, ob er sich unvorteilhaft verändert habe. Was liegt bei einem Manne an Jugend und Schönheit? Ihm ward in andrer Weise recht ungemütlich bang. Er stand im Begriff, den ersten Schritt auf dem Wege zu seinem höchsten Lebensglück zu tun. Aber — als der stille Träumer, der er geworden war und auch ein bißchen sentimental angehaucht, konnte er sich einer leisen Trauer um die Einbuße, die er nun erfahren mußte, nicht erwehren. Die Korrespondenz, die ein

Vierteljahrhundert hindurch sein innigstes Interesse ausgemacht, die ihn zum Schriftsteller gereift hat, hört auf ... Die sehnsüchtige Erwartung, der jubelvolle Empfang ihrer Briefe — dieser Gedichte in Prosa, von ihr gesandt, die einzig für ihn eine Poetin war — hört auf ... alles wird anders, freilich vielleicht noch schöner ... er sinnt, er spintisiert — verzagt, quält sich, hofft und jubelt ...

Freuen Sie sich, die Konfusion darzustellen, in der seine Gefühle geraten? Das ist subtile psychologische Medailleur-Arbeit, da sehe ich Sie am Werke."

„Ja, ja, ließe sich machen."

„Was mich betrifft, ich unternehme dergleichen nicht mehr; ich will die Atemnot und das Herzklopfen nicht verspüren, mit der und mit dem er und sie in den Rendez-vous-Bahnhof einfuhren; er zuerst. Der Zug, der sie brachte, war sehr besetzt; Menschenkaskaden entströmten ihm und brausten der Restauration zu mit der leidenschaftlichen Hast, die auch sonst phlegmatische Menschen ergreift, wenn sie sich in Passagiere verwandeln.

Er stürzte sich in die Wogen der Reisenden, hielt Umschau — nach einer holden, schlanken Gestalt, nach einem zarten, warm getönten Gesichtchen mit anmutig feinen Zügen ... Nirgends war, die er suchte, zu erblicken, weder vor noch in der Restauration. Sie befand sich natürlich nicht unter denen, die das Büfett und die Tische stürmten und war auch nicht unter den rücksichtslos zur Seite Geschobenen. So ging er wieder auf den Perron und hielt abermals Umschau und erblickte weit und breit nur Bahnangestellte und Bahnarbeiter und bekam Grobheiten zu hören, wenn er einem von ihnen in den Weg trat. — Nun denn! noch einmal in die Restauration! noch einmal, um vergeblich nach der Ersehnten auszuspähen. Eine große Nervosität bemächtigte sich seiner ... Die Zeit verging, der Augenblick der Abfahrt nahte. Er hatte seine Karte nur bis hierher genommen, in der schmeichelhaften Erwartung, die geliebte Frau werde ihm gestatten, sie

eine Wegstrecke zu begleiten. Aber sie war nicht gekommen! hatte ihn umsonst hoffen und harren lassen... Gekränkt und sogar ergrimmt begab er sich zum Schalter, um ein Billett nach Paris zu lösen, geriet wieder ins Gedränge, mußte lange warten, bevor er abgefertigt wurde. Der Zug, in dem er so gern in lieblichster Gesellschaft nordwärts gesaust wäre, stand zur Abfahrt bereit, die Lokomotive pustete, die Passagiere stiegen ein. Noch ein letzter, ein verzweifelter Versuch! Er schritt die lange Reihe der Waggons auf und ab — blickte zu den Fenstern empor — erblickte sie nicht...

Nun saß er in seinem Coupé und rollte der Seine entgegen. Der Grimm erlosch, und Besorgnis trat an seine Stelle. Gewiß, sie wäre gekommen, wenn sie gekonnt hätte; was mochte sie abgehalten haben? Ein unwillkommener Zufall? — Eine Erkrankung? Arme, liebe Frau! — Allerdings stieg doch ein kaum eingestandener Zweifel in ihm auf. Hatte er sie wirklich verfehlt? — Jetzt kam er ihm, behelligte ihn, und war unleidlicher als der Schmerz — hatte er sie wirklich verfehlt? Einige Male war ihm doch gewesen, als hätte er eine kleine, dicke, ungemein echauffierte Frau gesehen, die an sie erinnerte, besonders um den sanften, edlen Mund herum, der einen kindlichen wehmütigen Ausdruck hatte. Erinnerte — ja, aber gewesen war sie das nicht!... Oder doch? Nein! er stieß den Gedanken von sich wie den an ein Sakrilegium.

Sie aber zweifelte nicht. Der alte Herr, der auf steifen Storchbeinen am Zuge vorüberstiefelte, zum Fenster, an dem sie saß, heiß suchend, mit schwärmerischen Augen empor — ihr ins Angesicht blickte und sie nicht sah — das war er... Und sie war eben die nicht mehr, die er geliebt hatte und jetzt noch lieben könnte, zu verschieden von dem Bilde, das von ihr in ihm lebte — und denn auch weiter leben sollte in ungetrübter Schönheit, immer und immer...

Ein paar Tage später hielt sie einen Brief von ihm, hielt er

einen Brief von ihr in der Hand. Jeder ein Dokument der einzigen Heuchelei, der sie sich gegenseitig schuldig gemacht haben. Beide Briefe huben mit dem Ausruf an: ‚Verfehlt! O, wie entsetzlich traurig!' Von einem Wiedersehen war nichts zu lesen; die Korrespondenz ging fort, blieb immer gleich beglückend."

Ich war zu Ende, und mein Freund schwieg. „Was sagen Sie zu meinem Stoff?" fragte ich.

„Ich weiß nicht recht. Die Ähnlichkeitsjäger werden sagen: Mirabeau und Sophie."

„Ach, die Herren vom Gedächtnis mit der falschen Treue! Wenn Fanny Elßler denen noch etwas vortanzen könnte, täte ihnen leid, daß sie dergleichen von Elefanten in den Dschungeln schon aufführen sahen."

„Und die Korrespondenz, nach der Sie uns lüstern machen, wo ist die?"

„In sicherer Verwahrung vor dem Moloch Öffentlichkeit."

„Die Öffentlichkeit hätte doch ein Recht ..."

„Die Öffentlichkeit hat gar kein Recht auf geistiges Privateigentum. Mein Stoff ist nur unter Verzichtleistung auf die Korrespondenz zu haben. Werden Sie ihn benützen?" — —

„Ich wäre dankbar, wenn Sie mir noch einige andere Stoffe zur Auswahl spenden wollten."

„Sagen Sie mir, lieber Freund, lesen Sie nicht täglich eine Zeitung und nicht täglich eine Gerichtsverhandlung?"

„Nein, das tue ich gewiß nicht."

„Ich tu's, und was erlebe ich dabei? — fast jedesmal eine Novelle. Fast immer beginnt die Novelle da, wo die Gerichtsverhandlung aufhört. Ich begleite einen Freigesprochenen oder einen Verurteilten zurück nach seinem Wohnort oder auf dem Wege zum Antritt der Strafe. Ich habe die Verhandlung aufmerksam verfolgt und weiß, oder — für mich ganz dasselbe — glaube zu wissen, was in der Hauptperson des manchmal widerwärtigen, manchmal ergreifenden und rührenden Schau-

spiels vorgeht. Aus diesem Wissen werden mir Novellenstoffe in Hülle und Fülle geboten. Am dankbarsten sind, die von mit Unrecht Freigesprochenen handeln und von Verurteilten, die nach Verbüßung ihrer Strafe überall als Auswürflinge betrachtet und ins moralische Elend zurückgestoßen werden. Was für Bilder gibt es da zu zeichnen und zu malen! Die Mannigfaltigkeit ist unerschöpflich. Ich will nur einige herausgreifen" ...

„Lassen Sie das bleiben!" rief der Freund, „und erinnern Sie sich gütigst, daß ich Sie bat, mir etwas von Menschen zu erzählen, mit denen Sie in persönlichem Verkehr gestanden haben. Ein Stoff aus Ihrem Milieu, der allein würde mir passen."

„Soll ich Ihnen einen sagen, den ich selbst gern behandelt hätte, aber stehen ließ, weil er mir zu schwer war?"

„Ja, den sagen Sie mir, da bin ich neugierig."

„Es ist eigentlich kein Stoff, sondern eine Aufgabe für die Kunst der Darstellung. Abermals komme ich mit einer Wiedererzählung, doch würde es sich diesmal darum handeln, dem Originale aufs Haar nahe zu kommen, bis auf den halben Ton, bis auf eine kaum wahrnehmbare Geste. Die aufrichtigste Kunst müßte es sein, einfach und überzeugend. Das und so erzählte die Dichterin — so unglaublich naiv, so blind für die Tragik eines Schicksals, das sich unter ihren Augen abgespielt hat, und dem ihr Liebstes zum Opfer fiel."

„Einer Dichterin kann das passieren."

„Nicht bloß einer Dichterin. Ich kenne viele Leute, die hinleben neben den Ihren, ohne je zu fragen: ‚Was geht in euch vor?' Ich kenne erschreckend viele Eltern, auf die das Wort der Baronin Knorr paßt: ‚Die Kinder sind für ihre Eltern die großen Unbekannten.' Meine Dichterin — weiß Gott, sie war's und hatte ein großes Talent, vermochte aber nie es geltend zu machen, weil sie nie vermochte, Herrin über die Form zu werden" ...

„Ich errate, von wem Sie sprechen. Ihr Taufname war Berta — ja, ein großes Talent, und wie groß waren die Ziele,

die sie sich setzte — was für Kapital hätte ein Handwerker aus ihren Ideen geschlagen!... Das sagte ich ihr auch, denn einmal bin ich ihr begegnet, im Hause einer Literatin, wo sie sich sehr fremd zu fühlen schien. Sie war schweigsam wie ein Obelisk, und ihre großen grauen Augen verrieten, daß ihr Geist weit entfernt sei von dem Orte, an dem sie sich eben befand."

„Ganz recht; so pflegte dieser Wandergeist es zu halten. Er war selten da, wo sein Futteral, wie sie ihr Leibliches nannte, sich aufhielt. Der Eindruck, den sie auf mich machte, als ich sie zum ersten Male bei einer gemeinsamen Freundin traf, war aber ein ganz andrer als der, den Sie von ihr empfingen. Da war keine Spur von Ruhe und träumerischem Vorsichhinschauen. Alle Augenblicke sprang sie von ihrem Sessel empor, lief im Zimmer auf und ab und rang die Hände. Ja — es war sicher, war ausgemacht, ja, der grauenhafte Verdacht, den sie so lang schon gehegt, jetzt hatte er sich bestätigt. Ihre Nachbarin in einer Zinskaserne der entlegenen Vorstadt, in der sie wohnte, führte einen Mord im Sinn... Dieses Weib hatte aus einem früheren Verhältnisse ein Kind — ein dreijähriges, engelschönes Kind, und hatte es bisher leidlich betreut. Seitdem aber ein Bewerber sich eingestellt hat, in den sie vernarrt ist, und der sie zu heiraten verspricht, ist ihr das Kind eine Last, sie verabscheut es und möchte sich seiner entledigen. Die Kreatur ist Wäscherin und oft tagelang außer dem Hause beschäftigt. Sie überläßt das Kind fremden Leuten, die sich nicht darum kümmern, es auf der Straße herumlaufen lassen. Neulich ist es von einem Hunde gebissen worden. Fräulein Berta fürchtet sehr, daß er wütend war. Heute morgen — was geschah heute morgen? Die Kreatur setzte ihr Kind an das offene Fenster und ging fort — wohnt im vierten Stock, setzt das Kind ans offene Fenster und geht fort...

Sie brach in Zornestränen aus und stürmte heim, ihr ahnte, daß es dort ein Unglück zu verhüten gäbe.

Ich war erschüttert, ich wollte zur Polizei eilen, um das Treiben der entmenschten Mutter anzuzeigen; aber meine Freundin sagte gelassen: ‚Da würden Sie sich höchstens lächerlich machen. Auf dem Fensterbrett hat vielleicht eine Katze gesessen, vielleicht auch gar nichts. Die Wäscherin, in der Berta eine angehende Mörderin sieht, ist ein braves, sehr arbeitsames Weib. Ich habe meine Auskünfte persönlich eingezogen. Sie hält das Kind so gut, als es in ihren Verhältnissen denkbar ist. Da sie im Begriffe steht, sich zu verheiraten, würde sie es jetzt möglicherweise vorziehen, Mutterfreuden nicht antizipiert zu haben. Aber der Bräutigam, ein rechtschaffener und tüchtiger Mensch, hat in dieser Beziehung keine Vorurteile.‘“

„Woher nimmt also Fräulein Berta ihren Verdacht?“

„Ihre Phantasie ist Lieferantin, die spiegelt ihr mit größter Deutlichkeit schöne und unschöne Dinge vor, und so oft sie von ihr auch schon genarrt wurde, glaubt sie ihr doch immer wieder. Meistens dauert die Spiegelfechterei nur kurz, entschwindet und hinterläßt keine Spur.

Ausnahmsweise hatte dieses Mal der Wahn der Dichterin reale Folgen. Das von ihr leidenschaftlich bemitleidete kleine Wesen erkrankte am Scharlach, die Frau, die es in Abwesenheit der Mutter hätte pflegen sollen, blieb aus, und als Berta sich nach dem Kinde zu erkundigen kam, fand sie es allein, fiebernd, nach einem Trunk Wasser dürstend. Ohne Besinnen wickelte sie es in seine Decke, trug es zu sich ins Zimmer und legte es in ihr Bett. Sie hat sechs Wochen lang keine andre Sorgen gekannt als die, ihren Schützling gesund zu pflegen. Merkwürdig war, wie vernünftig diese Träumerin sich dabei benahm. Nicht das leiseste Versäumnis ließ sie sich zuschulden kommen, befolgte pedantisch genau jede Anordnung des Arztes, erregte durch ihre beispiellose Aufopferung die Bewunderung des ganzen Hauses. Schließlich versöhnte sie sich auch noch mit der Mutter. Nachdem diese sich verheiratet hatte und ihre Ehe im besten

Zuge war, mit großem Kinderreichtum gesegnet zu werden, trat sie alle Rechte an ihre Erstgeborne dem Fräulein ab. Selbstverständlich hat die Alternde keinen neuen Menschen angezogen, weil sie sich im Besitz einer Pflegetochter befand; aber einen heilsamen Einfluß hat die Ausübung der übernommenen Mutterpflichten auf Berta gehabt. Die Wirklichkeit machte unabweisbare Rechte geltend, neben denen die Gebilde der Phantasie nicht mehr in alter Stärke aufkommen konnten.

Bei dem jungen Mädchen äußerte sich schon früh ein ganz ungewöhnliches schauspielerisches und musikalisches Talent. Sie war zur Sängerin geboren, man konnte über ihren Beruf nicht im Zweifel sein. Der Ernst, der heilige Eifer, mit dem sie sich zu seiner Ausübung vorbereitete, waren rührend und bewunderungswürdig. Auch schwärmten ihre Professoren alle für sie, und Fachleute höchsten Ranges prophezeiten das baldige Auftreten einer zweiten Jenny Lind. Und alle diese Erwartungen, alle diese Verheißungen wurden zunichte gemacht. Da gab es einen Verkünder des Evangeliums der Lebensfreudigkeit; der gönnte sich's das arglose Kind allmählich und kunstvoll in die neue Heilslehre einzuweihen. Er klärte sie auf über die wahre Bedeutung dessen, was man Recht und Unrecht nennt, öffnete ihre Augen den Daseinswonnen, lehrte sie, dort, wo sie herbe Zucht, Entbehrung, Selbstüberwindung geübt hatte, beglückende Freiheit genießen. Er wurde ihr Führer, ihr Herr. Und wer lieferte sie ihm in die Hände? — die geniale, die törichte Dichterin. Sie war von ihm und seinen Verkündigungen ebenso bezaubert wie ihr Liebling, wobei sie freilich den seltsamen Irrtum beging, den Vertreter der Weltfreudentheorie in der Praxis für einen Essäer zu halten. Das Ende der Beziehungen zwischen dem Lehrer und der Schülerin war ein traurig gewöhnliches. Als die natürlichen Folgen sich einstellten, stieß der Mann, für den der Begriff ‚Pflicht' zum abgetanen Moraltrödel gehörte, das arme Mädchen — als unbequem geworden — von sich.

Das ist die Vorgeschichte. Wie ich Ihre Art zu erzählen kenne, würde sie bei Ihnen wenig Raum einnehmen. Das für mich Interessante, die Lösung der Aufgabe, käme jetzt. Ein Jahr, das ich fern von Wien zubrachte, war vergangen; bei meiner Rückkehr erfuhr ich zufällig und durch gleichgültige Menschen den Tod der jungen Sängerin. Die Nachricht ergriff mich sehr, und es war mir ein Herzensbedürfnis, zu Fräulein Berta zu eilen und ihr mein Mitgefühl auszusprechen. Den Zugang zur Wohnung der Dichterin bildete die Küche, und der alten Magd, die mich eingelassen hatte, schien mein Besuch durchaus überflüssig. Sie blinzelte mich mißtrauisch an und brummte: ‚Acht geben, sie weiß nicht, wie's war.' Ohne anzuklopfen, ohne mich anzumelden, öffnete sie dann die Zimmertür. Ich fand Fräulein Berta ganz vertieft in ihre Arbeit. Bei meinem Eintreten fuhr sie auf und starrte mich an. Ihre Augen schienen zu fragen: Wer bist du? Was willst du? Nach den ersten Worten aber, die ich an sie richtete, ließ sie ihre Feder auf das Manuskript fallen und streckte mir beide Hände entgegen. Einem Zeichen folgend, das sie mir gab, rückte ich einen Stuhl neben ihren Schreibtisch hin und setzte mich ihr gegenüber. Keine Spur von Mißvergnügen über die Störung; sie war ganz Freundlichkeit, ganz Milde — erschreckend gealtert freilich. Wehmütig berührte mich der schmerzliche, so sprechende Zug von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln ... Und die Falten auf der hohen, mit dünnen Ringellöckchen garnierten Stirn — lauter Leidenswege schwerer Gedanken. — Sie begann sogleich von ihrem lieben Kinde zu sprechen, ihrer Martha."

„Was haben Sie zu diesem Unglück gesagt? Und sie hat es treffen müssen, sie, so jung, so schön, so begnadet!"

„Der Warnung ihrer Magd eingedenk, stellte ich keine Frage, sprach nur einige Worte tiefer und inniger Teilnahme. Sie fiel sogleich ein und erzählte. Es war im Sommer gewesen; wie alljährlich hatten sie ihren Aufenthalt an einem oberöster-

reichischen See genommen. Martha hatte den Augenblick der Abreise kaum erwarten können und war so lustig bei der Ankunft, begrüßte den See mit einem jauchzenden Liede und warf ihm Küsse zu ... Und ehe sie am nächsten Tag in ihren Kahn stieg, um weit, weit hinaus zu rudern, was ihr liebstes Vergnügen war, umarmte sie ihr kleines Mutti und lachte sie aus, weil sie Vorsicht empfahl, lachte, daß ihr die Tränen kamen. Und fort war sie. Vor zwei Stunden würde sie nicht zurückkehren, dachte Berta, schrieb noch ruhig ein Romankapitel fertig und ging dann hinab zum See. Er war ihr noch nie so lieblich erschienen. Die Berge spiegelten sich in seiner glatten Fläche, Segelboote glitten, Seelenkränker schossen über ihn hin, und in der Ferne stieg der Rauch des Dampfschiffes in die diamantklare Luft ... Die arme Berta bewunderte es, wie es da so stolz herankam — und seine Wellen, in die das Kind mit dem Kahn geraten war, die schweren Wellen, hatten es begraben." —

Die Erzählerin hielt inne und richtete einen langen, prüfenden Blick auf mich. „Ich mache Sie traurig," sagte sie, „das will ich nicht. Man soll nicht trauern um Tote. Sehen Sie mich an — ich habe mein Kind verloren und stehe aufrecht und genieße immer noch des Daseins ..." „Glück" wollte sie vermutlich sagen, brachte das Wort aber nicht aus der Kehle und sagte bloß: „Und lebe noch, lebe gern." Ich mußte die Augen senken, damit sie ihr nicht verrieten, daß ich dachte: Du Ärmste! Deine verwüsteten Züge, deine gebrochene Gestalt führen eine andre Sprache. Sie war nun im Zuge, die Erzählerin kam zu ihrem Rechte. Und jetzt, lieber Freund, streifen Sie Ihre Persönlichkeit eine Weile ab, denken Sie sich in eine fremde hinein und reden aus ihr. — Sie segnet den Freund, dem sie ihre Stärke verdankt und dem ihre Martha eine neue herrliche Weltanschauung verdankte. Fort mit allem, was uns gehindert hat an der Entfaltung unsres höchsten Menschentums. Befreit von jedem kindischen Vorurteil, wird unser Leben ein Flug zum Lichte

sein ... und die Bahnen, die wir denen eröffnen, die nach uns kommen ... und die große Entwicklung ... Sie verwirrt sich, sie stockt in ihren Ausführungen; sie weiß, was sie vorbringt, ist nur eine frauenzimmerlich verkleinerte Ausgabe seines großen Gedankenwerkes. Ihn mußte man hören, mußte sehen, wie sein Prophetengesicht sich verklärte, wenn er sprach ... Und wie er seine Neophytin ansah und die schöne Hand heiligend auf ihren Scheitel legte ... Schritt für Schritt führt sie uns, wir erleben alles, jede kleine Episode in dieser Verführungsgeschichte, die durch die Art, in der sie vorgetragen wird, sich über den Bereich des Gewöhnlichen erhebt. Es muß dem Leser ergehen, wie es mir ergangen ist während der Erzählung der alten Dichterin. Hinter den Bildern, die sie entwarf, stiegen, erst schwach und nebelhaft, andre Bilder empor — andre und nicht andre, es sind ja die selben Gestalten — nur anders beleuchtet, anders gesehen. Sie gewinnen Farbe und Leben, treten deutlich hervor — verdrängen die Urbilder ... und was uns als die Wirklichkeit geboten wurde, wird zum Traume, und der Traum wird zur Wirklichkeit."

Der Freund hatte aufmerksam zugehört und lächelte mich an; ich meinte es jetzt getroffen zu haben und rief freudig: „Das gibt eine Novelle, nicht wahr?"

„Ist zu überlegen. Während Sie sprachen, schien es mir so. Aber, warum schreiben Sie die Geschichte nicht lieber selbst?"

„Weil ich zu alt bin, zu feige, weil ich mir nicht mehr weh tun will oder — kann. Die Aufgabe ist mir ja, wie schon gesagt, zu schwierig. In bewegtem Strom ein Segeln zwischen Klippen. Keinen Augenblick darf die Erzählerin uns albern oder verrückt vorkommen; viel eher wie uns, in einem gewissen Sinne, überlegen. Wir sehen klar, ihre Augen sind getrübt; aber wir Wissenden haben die Wahnbefangene nicht etwa zu bedauern, sondern zu lieben und zu verehren."

„Ich verstehe Sie vollkommen," sprach mein Freund, „und

eben deshalb rate ich Ihnen, schreiben Sie diese Geschichte selbst."

„Die nicht. Nur ein humoristisches Thema könnte mich noch dazu bringen, einem guten Publikum etwas vorzufabulieren ... Und zu einem Gebilde komischer Art — natürlich nicht ohne den durchaus erforderlichen wehmütigen Einschlag — ist mir neulich ein klassisches Modell begegnet."

„Das war?"

„Das ist ein übersättigter Jüngling, der schon mehrere Bände Gedichte veröffentlicht und mehr Geliebte gehabt hat als Don Juan. Auf seiner Stirn, da steht geschrieben das Zeichen der Mediokrität: er kann nur mäßig loben. Vor dem Moses des Michelangelo ließe er ein: ‚Recht hübsch' von den Lippen fallen. Ein Jüngling, dem jede Speise wie Baumwolle schmeckt und der täglich vor Langweile stirbt. Er hält es nicht mehr aus, daß die Woche immer sieben Tage hat und immer mit einem Montag beginnt, auf den immer ein Dienstag folgt. Die Eintönigkeit, das ewige Einerlei immer wiederkehrender Jahreszeiten, und daß man auf dem Festlande nicht segeln und auf dem Wasser nicht spazieren reiten kann! — Und daß die Menschen den immer gleichen Kreislauf: Kindheit, Jugend, Alter durchmachen! Und daß sie im Grunde alle über einen Leisten geschlagen sind und immer das tun, was man von ihnen erwartete — einander auffressen, entweder aus Liebe oder aus Haß ...

Ein vernünftiger Mensch kann doch nur aus Neugier leben — und wenn die gesättigt ist, doch nur vor Langweile sterben."

Mein Freund protestierte. „Das ist nichts für Sie. Ich weiß einen, der es verstände, uns diesen Popanz glaubwürdig zu machen. Sie würden an der Unternehmung scheitern; Sie sollen nur Menschen, die wir lieben können, in die Welt des Buches setzen. Bitte vergessen Sie den Neurastheniker und lassen

Sie sich noch etwas einfallen, das mir vielleicht passen würde, wie die beiden ersten ‚Stoffe.'"

„Soll ich von einer ganz großen, ganz reinen Freude erzählen, die mir vor einiger Zeit zuteil wurde? Eine Freude, die wir lange nachspüren, die uns erheitert, so oft wir an sie denken."

„Ja, das sollen Sie, so etwas ist mir recht."

„Desto besser. Hören Sie denn. Die Bereicherung meines Daseins um ein stilles Glück verdanke ich einer Hausbesorgerin aus der Vorstadt. Diesen Titel führt heute, dieses Amt versieht heute eine stattliche Frau, die in den siebziger Jahren ihre Vormittage bei uns im Hause zubrachte, um die schwere Arbeit einer Bedienerin zu verrichten. Sie tat es mit nie ermüdendem Fleiße, packte die Arbeit an wie einen Gegner, den man niederwerfen will, ließ nicht ab, bevor sie ihr Werk reinlich und gründlich besorgt hatte. Und nicht nur geschickt und fleißig, sie war auch ehrlich wie das lautre Sonnenlicht. Schön konnte man sie nicht nennen; ihre Gestalt war plump gezimmert, ihre Züge waren derb, man sah sie aber dennoch gern an, weil sie ein Bild darbot der Gesundheit und der Kraft. Ihre Eltern waren Flößer, und auf einem Donaufloße kam sie zur Welt. Sie hatte nie eine Schule besucht, nie einen Zwang erfahren, der sie gelehrt hätte, den Ausbrüchen ihres lebhaften Naturells einen Zügel anzulegen. Wenn sie mit einem der Hausleute in Widerspruch geriet, konnte sie schreien wie ein Pfau und eine Flut von Grobheiten mit Shakespearischer Verve zutage fördern. Es geschah in einem entzückend urwüchsigen österreichischen Dialekt, und ich habe oft die Tür meines Zimmers ins Vorzimmer geöffnet, um die Flut dieser heimatlichen Klänge an mein Ohr brausen zu lassen. Unsre Toni stand seit Jahren in Beziehungen zu einem Fleischergehilfen, denen nach und nach fünf Kinder entsprossen: vier Knaben und ein Mädchen. So oft ein neuer Familienzuwachs stattgefunden hatte, nahm sie einen kurzen Urlaub und kehrte dann frisch und munter und wie verjüngt zu ihrer Arbeit zurück.

Wenn ich bei solcher Gelegenheit fragte: ‚Nun, Toni, wie steht's? Wann heiratet ihr?' zuckte sie die Achseln und gab eine ausweichende Antwort.

‚Er' machte dann endlich Ernst, aber in andrer Weise, als das arme Weib erwartet hatte. Die gewisse ‚reiche Witfrau,' die schon so vielen Liebesverhältnissen gefährlich geworden ist, wurde es auch dem unsrer Toni. Ihr schöner, krausköpfiger Franzl machte sich los von ihr und ging in den Besitz der Inhaberin eines einträglichen Wirtsgeschäftes über. Gegen diesen Treubruch erhob sich sogar die Volksstimme; der Bräutigam wäre beinahe gelyncht worden, als er im Hochzeitszuge zur Kirche ging.

Die Verzweiflung der Betrogenen war finster und — was mich besonders beunruhigte — stumm. Nur das plötzliche Klirren einer geborstenen Fensterscheibe, der jähe Sturz einer Kasserolle verrieten manchmal, daß unsrer temperamentvollen Toni ein rächender Gedanke an den Verräter aus dem Kopf in die Hand gefahren war.

Um die selbe Zeit erfuhr sie einen Glücksfall: es wurde ihr im Hause einer kranken Dame ein Posten angeboten, der sie den ganzen Tag hindurch in Anspruch nahm, aber sehr einträglich war. Nun konnte ihre Mutter — die alte Frau hatte sich bisher auch als Bedienerin geplagt — ausschließlich die Wartung der Kinder übernehmen.

Trotz der veränderten Verhältnisse blieb uns Toni getreu, besuchte uns, so oft sie konnte, brachte das eine oder das andre ihrer Kinder zum Bewundertwerden mit. Einige Jahre vergingen, in denen ich Wien nur auf der Durchreise zu kurzem Aufenthalte berührte und unsre ehemalige Bedienerin nicht zu Gesicht bekam. Doch hörte ich, daß sie mit einem Angestellten in irgendeinem kaiserlichen Amte verheiratet sei und daß es ihr gut ginge, sehr gut. Auch jetzt legte die rüstige Frau die Hände nicht in den Schoß, sondern versah die Stelle einer Hausbesorgerin eifrig und mit großer Umsicht.

Und nun kam unlängst das Ehepaar zu mir, und nun hatte ich meine Freude.

Sie — die alte, die junge! fast unverändert. Nur hat ihr Wesen etwas Matronenhaftes angenommen, und heitere Ruhe ist darüber gebreitet. Sie trägt eine mit steifen Spitzen heiligenscheinartig garnierte Haube, ein dunkelbraunes Wollkleid, ein helles Umhängetuch und weiße, gewirkte Handschuhe. Der Gatte überragt sie noch um ein bedeutendes Stück; seine Haare sind angegraut, der kurz gehaltene Vollbart ist rabenschwarz und dicht wie Pelz. Aber dieses Dunkel macht die freundliche Güte, von der das Gesicht beseelt ist, nur heller erschimmern. Ein echtes wienerisches Gesicht, die ganze Erscheinung des Mannes im bejahrten und wohlgepflegten Bratenrock echtes altes Wienertum, mit ewig moderner Fröhlichkeit und antiquierten Rechtsbegriffen. Er gehört noch zu ihnen, denen man ohne Zögern auf den ersten Blick Hab und Gut anvertraut hätte. Ich begreife unsere jetzt mit Seelenruhe begnadete Toni. Dieser Mann ist ja für sie, was für die sturmgepeitschte See ein Ölguß.

Sie stellte mich ihm vor und ihn mir, und ich drückte ihre Hand, und wir versicherten einander, daß wir vortrefflich aussähen. Dann fing sie sogleich an, von ihren Kindern zu sprechen. Die Ernestin war schon verheiratet, der Franzl schon Geselle, und die andern alle auf gutem Wege — freilich jetzt ... wie's jetzt denen geht!... Sie blickte ihren Gatten an, und ihre Augen funkelten vor stolzer Dankbarkeit."

„Das ist mein Stoff!" unterbrach mich mein Freund, sprang auf und stürmte, wie er pflegte, wenn die Begeisterung ihn ergriff, den Kopf geneigt, beide Hände in die rückwärtigen Taschen seines langen Salonrockes versenkt, mit wuchtigen Schritten im Zimmer hin und her.

„Das ist mein Stoff!... Der ist reich und dankbar, der wird gemacht!" rief er aus. „Das Aufwachsen des Kindes auf dem Floß... Verstehen Sie? das Floß — ihr Haus, ihre Heimat.

— Den Winter verschläft die Familie ... Der Frühling bringt das Erwachen, bringt die Tätigkeit; das Haus wird zum Schiffe. — Mit duftendem Holze hoch und künstlich beladen, gleitet es hin zwischen den Ufern der Donau ..."

Er blieb stehen und gestikulierte lebhaft. „Meiner Donau... und das Land, in dem sie hinströmt, mein Land ... Verstehen Sie?... Aufrollen vor euch werden sich Bilder von heiterer Lieblichkeit, gesehen mit den Augen des Poeten ... Gut also — gut!" Er nahm seine Wanderung wieder auf und begann von neuem:

„Das Kind stelle ich mir vor, stumpf und verträumt; es lungert umher, blickt ins fließende Wasser, auf die grünen Gelände, die auch zu fließen scheinen. Was sie wahrnimmt, die Kleine, mit ihren offenen Augen, macht noch keinen bleibenden Eindruck, ist ein fortwährendes Vorüber — Vorüber ... Rohe Kerle, vom Vater gedungen als Holz- und Ruderknechte, führen freche Reden, versetzen ihr, wenn sie ihnen im Wege steht, manchen derben Schlag, winden sich vor Lachen, wenn sie eines ihrer Schimpfwörter verständnislos wiederholt. Es ist ihr kein Wort, es ist ihr nur ein Klang.

Als ein junges Kind noch erfährt sie eine entscheidende Wendung in ihrem Leben. Die Zeiten haben sich geändert, das Flößergeschäft ernährt seinen Mann nicht mehr; es wird aufgegeben, das hölzerne Daheim zerschlagen und verkauft... Die Toni steht dabei, sieht dem Zerstörungswerke zu ... und bricht plötzlich in ein wildes Geheul aus. Was sie da in Trümmer schlagen, das ist ja ihr Haus, ihr Heim, ihr liebes Eigentum... Der erste Eindruck, der ihr hell und klar zum Bewußtsein kommt, ist ein grausam schrecklicher.

Die kleine Familie zieht nach Wien, die Frau wird eine von denen, die in der alten Kaiserstadt die schwerste Arbeit verrichteten, die Holz und Wasser bis in die höchsten Stockwerke der Häuser trugen. Sie muß jetzt den Unterhalt allein ver-

dienen; den Mann, der im Leben viel Arbeit bewältigt hatte, den bewältigt der Müßiggang. Er wird in alten Tagen ein Trinker und Spieler, und die Seinen essen sich erst wieder satt, nachdem der Ernährer gestorben ist. Es kommen bessere Verhältnisse ... Das Lasttier, befreit von seinem dumpfen Drucke atmet auf, erwacht zum Leben, das heißt für ein junges Geschöpf — zur Liebe! Liebe!" rief er mehrmals heftig, beinahe drohend. „Es heißt aber auch bei einem Wesen, wie dieses mir erscheint — vollkommene Hingabe ... Sie fällt — wenn man es so nennen will — ohne Kampf, arglos, unschuldig, weil ohne Bewußtsein einer Schuld ... Der Bewerber hat keine Verführungskünste anzuwenden gebraucht, seine Beredsamkeit konnte sich in den Worten erschöpfen: ‚Ich hab dich lieb!' ... Sie wird sein und bleibt sein, setzt seine Kinder in die Welt und sorgt für sie. Wenn ihre Mutter fragt: ‚Wird der Franzl nicht endlich Ernst machen?', fallen ihr freilich auch die Ermahnungen ein, die der Geistliche im Beichtstuhl schon wiederholt an sie gerichtet hat. Aber mächtiger als der Geistliche ist ihr Franzl, und der meint: Heiraten? Dummheit! Bin ich nicht ohnehin dein Mann? bist du nicht ohnehin mein Weib? — Und hat der Franzl nicht recht, und geht's denn bei den Verheirateten anders zu wie bei ihnen? ... Überall dasselbe. Die Frau betreut die Kinder und hilft dem Mann das Brot verdienen. In der Woche prügelt er sie manchmal, aber am Sonntag geht er mit ihr in den Prater. Die Toni ist zufrieden — was würde anders, wenn sie verheiratet wären?" ...

Er hielt inne, sann eine Weile nach und fuhr dann fort: „Wie es bisher gegangen ist, so wird es immer gehen, glaubt sie; glaubt fest und unerschütterlich, obwohl die Nachbarinnen es an Warnungen nicht fehlen lassen. Endlich stellt ihre Mutter ihn zur Rede und — er leugnet nicht; er kann's nicht, sein Hochzeitstag ist schon bestimmt, ist nah ... Die Toni klammert sich noch an eine letzte Hoffnung. Sie stürzt zu ihm, beschwört ihn,

sie rast, sie flucht und er, mit weniger Manier als der elende Leonhard die arme Clara in Hebbels Trauerspiel, aber mit derselben Entschiedenheit, setzt sie vor die Tür ...

Eines Frühlingsmorgens kommt der Hochzeitszug an dem alten Vorstadthaus, ganz nah der Kirche, in dem die Toni wohnt, vorbei. Sie hat sich verkriechen wollen in dem dunkelsten Winkel mit ihren Kindern. Im letzten Augenblick besinnt sie sich eines andern ... Mit ihnen allen, ihr Jüngstes auf dem Arme, tritt sie unters Tor ... Der Franzl erblickt sie, wird feuerrot — schaut weg ... Ihr krallt ein Schmerz die Brust zusammen, dem verwandt, den sie einmal schon empfunden hat — vor langer Zeit, damals, ja, als sie ihr Haus in Trümmer schlugen ... Er schaut weg und — auch sie wendet die Augen — muß sie von ihm wenden — zu tief ist ihre Scham — nicht für sich, für ihn und für die geputzte Frau, die da einherrauscht im Seidenkleide und ihr einen verächtlichen Blick zuwirft ... Ja, die! — die darf verachten — die ist dreifach geeicht, durch die Kirche, durch das Gesetz, durch ihr gutes — einen Fußtritt dieser Güte — ihr gutes Recht ... Über die breiten alle höchsten Erdenmächte beschützende, segnende Hände. — Du, armes unwissendes, vertrauendes Weib — hast nur heilige Rechte, und die gelten nicht vor den Satzungen, die Menschen für Menschen unverbrüchlich aufgerichtet haben" ...

Er war wieder vor mich hingetreten und wetterte mich an: „Verstehen Sie?" — Das Blut stieg ihm zu Kopfe, durch seinen Körper lief ein Schüttern; seine schönen blauen Augen wölbten sich und sprühten Zornesfunken. In so leidenschaftlicher Erregung hatte ich ihn nie gesehen und, ich gestehe — mich überlief's.

Gedichte

Ein kleines Lied.

Ein kleines Lied! Wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? erzähle!

Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele.

Boule d'or.

O du des himmlischen Reiches Kind,
Du Fremdling im nordischen Moose,
Von Düften umhüllet lieblich und lind,
Des Ostens holdeste Rose.

Dir gab der leuchtende Sonnenschein
Der Farbe Schimmern und Prunken,
Vom Urquell des Lichtes in dich hinein
Die Strahlen hast du getrunken.

Zunächst dem Kelch entfaltest du
Die Blätter wie goldene Schwingen,
In deines Herzens träumende Ruh'
Vermag kein Auge zu dringen.

Die würzigen Lüfte nur flüstern ringsum,
Daß hier ein Geheimnis sich hehle,
Doch hüllt sich in Schatten das Heiligtum
Der schüchternen Blumenseele.

Sommermorgen.

Auf Bergeshöhen schneebedeckt,
Auf grünen Hügeln weitgestreckt
Erglänzt die Morgensonne;
Die tauerfrischten Zweige hebt
Der junge Buchenwald und bebt
Und bebt in Daseinswonne.

Es stürzt in ungestümer Lust
Herab aus dunkler Felsenbrust
Der Gießbach mit Getose,
Und blühend Leben weckt sein Hauch
Im stolzen Baum, im nied'ren Strauch,
In jedem zarten Moose.

Und drüben wo die Wiese liegt,
Im Blütenschmuck, da schwirrt und fliegt
Der Mücken Schwarm und Immen.
Wie sich's im hohen Grase regt
Und froh geschäftig sich bewegt,
Und summt mit feinen Stimmen!

Es steigt die junge Lerche frei
Empor gleich einem Jubelschrei
Im Wirbel ihrer Lieder.

Im nahen Holz der Kuckuck ruft,
Die Amsel segelt durch die Luft
Auf goldenem Gefieder.

O Welt voll Glanz und Sonnenschein,
O rastlos Werden, holdes Sein,
O höchsten Reichtums Fülle!
Und dennoch, ach — vergänglich nur
Und totgeweiht, und die Natur
Ist Schmerz in Schönheitshülle.

Der Halbpoet.

Es ist die allergrößte Pein,
Ein Halbpoet geboren sein,
Zu tragen in sich unerhellt
Das Chaos einer ganzen Welt,
Aus dessen Gären, dessen Ringen
Kein ganzes Leben will entspringen.

Zu steh'n in heißen Durstesqualen
Am Zauberborn des Idealen,
Das Schöne liebend zu begreifen,
Heran zur höchsten Klarheit reifen,
Im Reinen wandeln und im Wahren —
Ohnmächtig es zu offenbaren.

In dir ein Schaffen unbewußt,
Ein lautlos Schrei'n in deiner Brust,
Ein Wogen, Keimen, Knospensprengen,
Ein ruheloses Vorwärtsdrängen,

Und dennoch keiner Blüte Prangen,
Und dennoch kein Zumzielgelangen!
— Es ist die allergrößte Pein,
Ein Halbpoet geboren sein.

Vanitas.

Bin ihr begegnet in allen Gestalten,
Sah sie gehüllt in jedwedes Gewand,
Heut in des Mantels purpurnen Falten,
Gestern in Lumpen wallend durchs Land.

Schwerer besiegt als Helden in Waffen,
Leichter verletzt als ein hilfloses Kind,
Rastlos in ihrem nichtigen Schaffen,
Töricht und klug, allsehend und blind.

Heimisch im Tempel, heimisch im frechen
Hause der Sünde, in Hütte und Schloß.
Weiß sie in jeder Zunge zu sprechen,
— Bist du ein Mensch, du bist ihr Genoß.
Rätselhaft Wesen, dem alle wir dienen,
Das uns beherrscht, ob wir groß oder klein,
Keiner ist noch auf Erden erschienen,
Der es gestand, dein Sklave zu sein.

Hältst du am engsten ein Opfer umsponnen,
Trägt dir's gewiß den bittersten Haß.
Und dich verleugnet, den du gewonnen,
Schimmernde Lügnerin —: Vanitas!

Das Schiff.

Das eilende Schiff, es kommt durch die Wogen
Wie Sturmwind geflogen.

Voll Jubel ertönt's vom Mast und vom Kiele:
„Wir nahen dem Ziele."

Der Fährmann am Steuer spricht traurig und leise:
„Wir segeln im Kreise."

Lebenszweck.

Hilflos in die Welt gebannt,
Selbst ein Rätsel mir,
In dem schalen Unbestand,
Ach, was soll ich hier?

— Leiden, armes Menschenkind,
Jede Erdennot,
Ringen, armes Menschenkind,
Ringen um den Tod.

Grabschrift.

Im Schatten dieser Weide ruht
Ein armer Mensch, nicht schlimm noch gut.
Er hat gefühlt mehr als gedacht,
Hat mehr geweint als er gelacht;
Er hat geliebt und viel gelitten,
Hat schwer gekämpft und — nichts erstritten.

Nun liegt er endlich sanft gestreckt,
Wünscht nicht zu werden auferweckt.
Wollt Gott an ihm das Wunder tun,
Er bäte: Herr, o laß mich ruh'n!

Sankt Peter und der Blaustrumpf.

Ein Weiblein klopft ans Himmelstor,
Sankt Peter öffnet, guckt hervor:
— „Wer bist denn du!" — „Ein Strumpf, o Herr . . ."
Sie stockt, und milde mahnet er:
„Mein Kind, erkläre dich genauer
Was für ein Strumpf?" „Vergib — ein blauer."
Er aber grollt: „Man trifft die Sorte
Nicht häufig hier an unsrer Pforte.
Seid samt und sonders freie Geister,
Der Teufel ist gar oft nicht dreister,
Geh hin! er dürfte von dir wissen,
Der liebe Herrgott kann dich missen."
— „Das glaub' ich wohl, — doch ich nicht ihn,
O Heil'ger wolle noch verziehn!"
Sie wagt es, sein Gewand zu fassen,
Hat auf die Knie sich sinken lassen.
„Du starker Hort, verstoß' mich nicht,
Laß blicken mich ins Angesicht
Des Ew'gen, den ich stets gesucht."
„In welcher Weise, ward gebucht.
Man strebt ihm nach wie's vorgeschrieben,
Du bist uns fern und fremd geblieben."
Das Weib blickt flehend zu ihm auf:
„Wär' dir bekannt mein Lebenslauf,

Du wüßteſt, daß in ſel'gen Stunden
Ich meinen Herrn und Gott gefunden."
Der Pförtner ſtutzt: „Allwo? — Sprich klar!"
— „Daſelbſt, wo ich zu Hauſe war,
(Mein Handwerk brachte das mit ſich)
Im Menſchenherzen. Wunderlich
War dort der Höchſte wohl umgeben;
Oft blieb von ſeines Lichtes Weben
Ein glimmend Fünklein übrig nur,
Und führte doch auf Gottes Spur.
Ob er ſich nun auf dem Altare
Den Frommen reicher offenbare —
Das zu entſcheiden iſt dein Amt.
Bin ich erlöſt? bin ich verdammt?"
Sankt Peter zu derſelben Friſt
Etwas verlegen worden iſt,
Dacht eine gute Weile nach,
Nahm endlich doch das Wort. Er ſprach
Und rückt dabei den Heil'genſchein:
„Beſprich es drin. — Ich laſſ' dich ein."

Liebeserklärung.

Du Vielgeliebte, dich hab' ich geliebt
Von deinem erſten Lebensſtündlein an,
Als du entwunden kaum dem Schoß der Mutter,
Da lagſt auf ihrem Bette klein und rot,
Die Wangen voll von Fältchen und die Stirn,
Und auch die winz'gen, unbeholfnen Hände.

O, welch' ein Glück, an deiner Wiege ſteh'n,
Bewundern ſtill, wie ſchön du ſchlafen kannſt,

Und dein Erwachen jubelnd zu begrüßen —
Was immer meine Nichte tat und ließ,
Ich fand es einzig, fand es genial;
So weint' und lachte niemals noch ein Kind,
So kroch noch keins dahin auf allen Vieren
Und sprach: „Tata" mit solchem Nachdruck aus.

Indessen leider! meine gute Meinung —
Weiß Gott wie's kam — gar viele teilten sie
Und machten sich höchst ungeniert zu eigen,
Was ich entdeckt in angestammter Weisheit.

Allmählich wuchsen hundert Toggenburgen
Empor am Strande deiner wilden Petsch,
Und in den Burgen wohnten hundert Schmachter
Und Schmachterinnen treu bis in den Tod;
Das war ein Werben um klein Stutzis Gunst,
Von jung und alt ein Loben, Lieben, Staunen,
Solch' einen Heerbann überzeugter Schmeichler
Besaß nur noch die Königin von Saba.

Wie sie den ihren lenkte, weiß ich nicht,
Doch um so besser denn, wie kurz und stramm
Der deine ward gehalten. — Keine Faxen!
Die Losung galt, du gabst sie unbewußt,
Eh' sprechen du, geschweige denken lerntest.

So trugen wir es heuchlerisch gelassen,
Als du dein Herz in feste Hände gabst...
Was sag' ich, Hände? Pfoten sind's gewesen,
Die langen gelben der verehrten Lady.

Doch hatt' auch sie Rivalen, vielgehaßte:
Kaninchen, Katzen, allerlei Getier,

In erster Reih' die Ponies. Weißt du noch,
Wie denen sie mißgönnte deine Huld?
Und wie bestürzt, wenn ihnen du geschmeichelt,
Die Alte floh, sich auf die Rampe setzte,
Den Kopf erhob und laut zum Himmel heulte.

Nur eines war mit ihrem Schmerz vergleichbar
Und ihrem Grimm — der deine, Kind, als du
Zu Jahren schon gekommen (ihrer fünf)
„Mémoires d'un âne", von Comtesse Ségur
Zur Kenntnis nahmst. Die Bonne las dir vor,
Du strickteſt stumm, mit ernstem Pflichtgefühl,
An deinem ersten Strumpfe. Noch erreichten
Den Boden deine Beinchen nicht, sie wiegten
Sich leise... Wie du horchteſt, atemlos,
Durchglüht von Freude, Mitleid oder Zorn
Vom Wirbel bis zur Sohle — je nachdem
Des braven Esels Schicksal sich gestaltet.
Und wenn es rührend wurde, flossen Tränen
In hellen Strömen auf die Strickerei,
Die so viel Nässe gar nicht schlucken konnte.
Es war ein Anblick — ich vergeſſ' ihn nie!
Und niemals auch, wie du vor jenem Kitzlein,
Das einst der Jäger aus dem Wald dir brachte,
Auf deine beiden Kniee niedersankst,
Es anzufleh'n unendlich liebevoll:
„O fürcht dich nicht — ich bin ja deine Mutter!"

Und später dann, als deine Herren Brüder
Erschienen waren und so redlich halfen
Des Hauses kleinen Abgott anzubeten,
Was für Geschichten gäb's da zu erzählen
Von einer wilden Hummel, stets voran

In jeder Fährlichkeit, und ihren blind
Ergebnen Satelliten. — Doch genug,
Sonst heißt es gleich: das Alter ist geschwätzig.
Nur eins noch höre. Als nach langer Trennung
Du heute kamst mit deinem schwarzen Jungen
Und seiner blonden Schwester, die kaum zählt
Der Jahre zwei und just so ernsthaft schaut
Wie einstens du — da fiel mir alles, alles
Urplötzlich ein, vom größten zum geringsten,
Was wir durchlebt in Treuen ... Ich gedachte
Wie mit der Zeit sich stets der Kreis erweitert,
In dem ich sucht' und fand mein reinstes Glück:
Wie manches neue, kleine Wesen kam,
Das einen Platz erstrebte zwischen uns
Und ihn erhielt, und jedes obendrein
Bei seinem Eintritt auch mein ganzes Herz.
Das ganze Jedes — henkt die Mathematik!
Denn immer noch ein ganzes bleibt mir übrig,
Es zu verschenken, wenn es wieder gilt.
Nicht protzen möcht' ich, aber solcher Reichtum
Ist unerhört in meinen hohen Jahren.
Ich dank' ihn euch, so seid mir denn bedankt,
Ihr Großen und ihr Kleinen, Fernen, Nahen.
Durch meiner Liebe, eurer Liebe Kraft
Begibt an mir ein schönes Wunder sich:
„Die Kinderlose hat die meisten Kinder."

So ist es.

Sie sagen mir: „Das Dichten reibt dich auf.
Wir bitten, laß es! tu' das uns zuliebe."
— „Mir selbst zuliebe tät' ich's, wenn ich könnt'."

— „Du kannst, sobald du willst. Doch daran fehlt's,
Am kräftigen Entschluß, zu überwinden
Die liebe Eitelkeit. Man lobt uns ja,
Und der an Lob gewöhnt, entbehrt es schwer."
„Das weiß ich nicht, doch eines weiß ich gut:
Ob tausendmal auch mehr, als sich gebührte,
Mir Schätzung wurde, dennoch, glaubt mir, dennoch
Mein armes Rühmchen wär' mir feil, und mit
Entzücken gäb' ich's für die Freiheit hin.
Ich diene ja, seht ihr, bin willenlos
In meines Dämons Macht... Wie nenn' ich ihn?
Heißt er vielleicht, — daß Gott erbarm! — Talent?
— Man sagt, die meisten, die von ihm besessen,
Sie wähnten ihn zu lenken, hielten ihn
Für ein Geschenk der gütigen Natur
Und pflegten sein mit stolzer treuer Liebe.
Doch fass' ich's nicht. Ist's möglich denn, zu lieben,
Was dir das Höchste raubt, die Selbstbestimmung?
Was dir mißgönnt die unbefang'ne Freude;
Entwertet deinen edelsten Genuß
Durch seiner Flüsterstimme rastlos Mahnen:
— Besinne dich! was machst du wohl daraus?
Gäb's nicht ein Bild — ein Streiflicht — ein Detail?
Der Dämon nimmt dein Herz, stiehlt dir die Seele,
Er füllt allein dein ganzes Denken aus.
Du hast nur ihn; ja dein ureignes Leben,
Dein menschlich Irren, jegliches Empfinden,
Dein glühend Mitleid, Haß und Zorn und Schmerz,
Dein stillstes Sehnen, dein geheimster Traum —
In seinem Dienst wird alles ausgemünzt.
— Und dann? was dann?... Ach Zweifelsqualen, denn,
Ob auf der Münze auch die Prägung echt
Und angetan, zu dauern wie das Gute,

Wie nur das Gute dauert und besteht; —
Das bleibt dir unbekannt und bleibt es jedem,
Der mit dir wandelt noch im Tagesschein."
Dünkt euch dies Schicksal so beneidenswert,
Ertrüg' es einer, der es wenden könnte?
O Himmel! wenn ich's könnte, ginge mir
Im Alter noch ein neues Leben auf,
Ein Leben voller Ruhe, voller Frieden,
Und abgeschlossen ganz in meiner Liebe
Zu euch, ihr Menschenkinder, Brüder, Schwestern.
— So nach wie vor blieb euer Leid das meine
Und euer Glück durchsonnte mir das Herz,
Doch euch zu schildern hätt' ich aufgehört.

Einschlafen.

Der Tag ist aus, und nun — wie himmlisch wohl wird's tun,
Vergessend seine Müh'n in sanftem Schlaf zu ruh'n.
— Es war ein harter Tag. — Vorüber und vorbei!
Gott gebe, daß, der kommt, ein minder harter sei;
Wenn nicht — nun denn, nun denn! — zu leiden und zu streben,
Ob mit, ob ohne Lohn, das nennen wir ja leben.
Die oft ersehnte Stund', sie bleibt nicht aus am Ende,
Da man zu ew'ger Rast darf kreuzen seine Hände.
Erlösungbringer Tod! wer hat nicht dein gedacht,
Als er sich hingestreckt zum Schlaf in stiller Nacht?
Der Schlaf ist kurzer Tod, wir können Probe halten
Vom dunkeln Schicksalsstück, darin als Held zu walten
Jedwedem einst bestimmt. — Wär's jedem auch beschieden,
Mit sich und mit der Welt dahinzugehn in Frieden.
In sel'gem Frieden ... Ach, braucht' ich zu wünschen nur,

Die Menschen hätten ihn, ihn hätte die Natur,
Kein Wesen fühlte Qual, selbst nicht der kleinste Wurm,
Ich schafft' auch Ruh' dem Meer, der Wolke und dem Sturm ....
Ein sonderbares Wort hab' ich dereinst vernommen
Und konnt darüber nie zu voller Klarheit kommen.
— Nirwana war das Wort. Das heißt ... o Müdigkeit! —
Nicht denken jetzt, nicht mehr — es ist ja Schlafenszeit,
Willkommen, holde Zeit; sei gnädig mir, entrücke
Mich allem Leid.
Ich wollt', ich fänd' einmal die Brücke,
Die aus dem wachen uns, dem vollbewußten Sein
Ins halbbewußte Reich des Traumes führt hinein.
Ein zarter Wunderbau, ein rätselhafter Steg,
Nur das geschloss'ne Aug' entdeckt zu ihm den Weg. — — —
Ei horch, wie's summt und klingt: — die Spieluhr regt sich wieder
Und bringt ihr Liedchen vor vom muntren Seifensieder ...
Der es so gerne hört, mein ferner Liebling, du,
Wann endlich kehrst du heim? wann jauchzt dein Gruß mir zu? ...
Viel Zeit muß noch vergehn, und Sommer muß es sein,
Und linde Luft muß wehn durch unsern Fichtenhain ...
Da steht er ja, er selbst — umhaucht von Harzesduft,
Die Wipfel ragen schlank und schimmernd in die Luft. —
Ich seh' die Wiesen rings im Frühlingsglanz sich breiten
Und durch das junge Grün ein junges Kindlein schreiten.
So komm! — wo bist du nun? ... gar nirgends zu entdecken —
Beim ersten Wiederseh'n spielt schon das Kind Verstecken — —
Mit ihm verschwand der Tag; schneeweiße Nebel wallen,
Die qualmend sich zerstreu'n, die sich zusammen ballen —
Und jetzt — o Seligkeit — o Himmelsblumen: Sterne!
Ich schweb' im Wolkenraum ... aus lichtverklärter Ferne
Erhebt sich's wie Gesang so mild und rein —
Ich schlafe nicht, noch lange nicht — o nein — — —

Was Gutes du getan und nicht vergessen hast,
Allmählich wandelt sich's in Unrecht fast.
Begang'ne Schuld, denkst ihrer du mit Schmerzen,
Verklärt zur Tugend sich in deinem Herzen.

*

Die Großen säen,
Die Kleinen mähen,
Die Kleinsten heimsen ein,
So war's — so wird es sein.

*

Ein Mensch — und stolz? O sieh, dein Tun,
Dein Lassen, deine Meinung,
Das alles ist, du selber bist
Des Scheins Reflexerscheinung.

*

Verständnis für jedwedes Leid,
Erbarmen mild mit jedem Fehle.
Daran, in dieser Zeitlichkeit,
Erkennst du die erwählte Seele.

*

Die Eintagsfliege, wie so manche Leute,
Vergönnt sich keine Freude an dem Heute,
Denn ruh- und rastlos immer muß sie sorgen
Die arme Eintagsfliege — für das Morgen.

*

Freundeslob und Feindestadel
Sind von zweifelhaftem Adel.

*

Es ist noch jeder leicht durch diese Welt geschritten,
Der gut zu danken wußt', und wußte gut zu bitten.

*

's ist alles schon gesagt, man kann nur wiederholen,
Der ehrlichste Poet hat unbewußt gestohlen.

*

Zwei Dinge lern' geduldig tragen:
Dein eigen Leid — der andern Klagen.

*

Unsterblich wandelt durch der Zeiten Frist
Das Werk des Denkers, der ein Künstler ist.

*

Ein Federheld von echtem Mut,
Der greift beherzt nach seinem Gut,
Und alles, was er brauchen kann,
Sieht als sein Eigentum er an.

*

Wie lang' hat sich geübt im Täuschen und im Lügen,
Der endlich sagen darf: Mich kann man nicht betrügen?

*

Das Selbstvertrau'n, der feste Wille,
Auf die zuletzt kommt alles an.
„Mein Freund, ins Schwarze zielt ein jeder,
Doch trifft es nur der rechte Mann."

*

Magst den Tadel noch so fein,
Noch so zart bereiten,
Weckt er Widerstreiten.

*

Lob darf ganz geschmacklos sein,
Hocherfreut und munter
Schlucken sie's hinunter.

Gänsezug.

Die erste Gans im Gänsezug,
Sie schnattert: „Seht, ich führe!“
Die letzte Gans im Gänsezug,
Sie schnattert: „Seht, ich leite!“
Und jede Gans im Gänsezug,
Sie denkt: — Daß ich mich breite
So selbstbewußt, das kommt daher,
Weil ich, ein unumschränkter Herr,
Den Weg mir wähl' nach eignem Sinn,
All meiner Schritte Schreiter bin
Und meine Freiheit spüre!

Die Erdbeerfrau.

„A loadi's Erdbeer-Jahr, natürli, gel'?
Am Benno-Tag, der Frost, der hat's dawischt!“ —
Sprach sie mich an und lächelte dazu
Mit welkem Mund und wasserblauen Augen,
So harmlos wie ein Kind, die dürre Alte.
„Recht schlimm für uns, und schlimmer noch für Euch,“
Erwidert' ich, „Ihr kommt um den Verdienst,
Den besten wohl im Sommer.“
„I? No wiss'ns,
Geit's ihrer weni, wern's halt besser zahlt,
Die Erdbeer, gar die schöni, aus'm G'stoan,
Wie ebba selli da!“
Sie rückt' hinweg
Den Deckel ihres Korbs, und drinnen lagen
Auf Tannenreislein und auf frischen Blättern
Erdbeeren duftend und so purpurrot,
Daß schon ihr Anblick eine Labung war.

Der Alten bot er wahren Hochgenuß:
„Die wachs'n auf'n Stauf'n, in die Schlucht'n,"
Sagt sie und hebt voll Finderstolz ihr Körbchen.
Ich hätte seinen Inhalt gern erworben;
Er war verkauft. Vom Berge kam die Frau,
Nach langem Tagewerke, war hungrig jetzt,
Ein wenig müd' und sehnte sich nach Hause.
„Es warten Eure Kinder", meinte ich,
„Und Enkel dort auf Euch."
„Auf mi' wart' koa's,
I bin alloa," gab sie zerstreut zurück,
Und mit der Rechten ihre Augen deckend,
Sah in die Sonne sie, die goldig flutend
Soeben hinter Bergeshöh'n versank.
„Da schaug'ns hin, zum Zwisl schaug'ns hin,
Da bin i morg'n um die Zeit scho' g'west
Gon Ab'nd hoaßt's zur Alm no auffikrabin,
Im Heubüh drob'n schlaft ma woltern guat
Und fruh um zwoa geht's ani scho' in d'Staud'n."
Und wieder lag auf ihrem greisen Antlitz
Das Kinderlächeln, das mich gleich bezwang,
Als sie nun sprach von ihren Wanderungen
Im Morgendämmer und beim Sonnenaufgang,
Durch Waldesdunkel, durch das Felsgeklüft,
Und drob so Müdigkeit vergaß, wie Hunger.
Ein Jäger nur erzählt mit solcher Freude
Von seinen Abenteuern auf der Pirsch,
Wie von den ihren sie „beim Erber'-Brocken."
Mit stillem Neide horcht' ich. Aus der Not
Nicht eine Tugend nur, auch Glück zu machen,
Das ist die allerhöchste Lebenskunst.
Ihr freilich mag sie leicht geworden sein,
Der schlichten, alten Freundin der Natur,

In diesem Dasein, halb im Traum geführt,
Dem Kampf der Welt entrückt, von Leiden frei.
„G'sund bin i, Gott sei Dank!" schloß sie vergnügt,
Und zwinkert' nach den glutumsäumten Bergen
Voll Liebe hin, „und hon aa' koani Sorg'n."
„Im Sommer, doch wie sieht's im Winter aus?"
„Mit Gottes Gnad', an diem, a bissl wiescht,
Ma hofft halt immer, daß bal' Frühling wird.
An Daschicks bringt ihm scho' so kloanweis furt."
„Das ist der Trost der Einsamen," sagt' ich,
„Wie Ihr es seid, vielleicht von jeher wart?"
Gutmütig, heit'ren Spotts zuckt sie die Achseln.
Ob meines Irrtums. „Na, von jeher nit,
I hon amal a schön's A'wes'n g'heit,
An braven Mo', fünf Kinder — ja amal!"
„Fünf Kinder? Hab' und Gut? Und steht allein
Und arm jetzt in der Welt? ... Wie ging das zu?"
„No, schiefri ebba. 's Unglück hat uns hoamg'sucht,
Verbrunnen san mer aa'" gab sie zur Antwort
Und schien zu denken: Ei, was kümmert's dich?
Doch mählich eines Bessern sich besinnend,
Hob leise seufzend sie von neuem an:
„Vor dreizehn Jahren, — wartens — na, vor achtzehn,
Ja wirkli, achtzehn — wie die Zeit vergeht!
Da is bei uns das großi Feuer g'west.
In d' Tenna ei'gschlag'n hat der Blitz vom Himmi —
Und voll mit Troad wie's war, so is verbrunnen,
Und aa' der Mo', sex Küh', zwoa Kinder, all's
Verbrunna."
„Wie? Verbrannt?!"
„Ja, ja, verbrennt.
Mi selba hat der Nachbar no am Zopf
Der damal armsdick war — wer möcht' dees glaub'n? —

Herauszerrt aus die licht'r loh'n Flammen.
Die Gloabiger hon si' den Grund biholten,
Und wiar i gang'n, wiar i g'stand'n bin,
So bin i von der Brandg'stätt weiterzog'n."
„Mit Euren Kindern?"
„Jo, mit denen drei,
Die übri blieb'n san, zwoa Diendln und
An kloan'n Bueb'n," entgegnet sie gelassen.
„Und dann? Wie habt Ihr dann Euch fortgeholfen?"
Sie hob den Kopf empor: „No, ehrli halt.
Viel g'arbeit, viel, und aa' a biß'l bet',
A bißl nur, denn damaln, wissens, Frau,
Da war i bös mit unsern lieben Herrgott,
Und bin's aa' blieben no a lange Weil',
Denn oans vo meini Diendl is schlecht g'rat'n
Und leit da drauß'n vor der Kirchhofmauer,
I mach en Umweg, mueß i dort vorbi."
„Die Zweite aber? — die?"
„Die hat an Bauern,
In Hammerau, an reich'n, is versorgt."
„Und sorgt für ihre Mutter, will ich hoffen."
„Für mi? Was denken's denn? Si hat den Mo',
Hat ihm ins Haus koan roti Heller bracht
Und wird aa' koanen 'naustrag'n — dees hoff' i!"
„Und Euer Sohn?"
„Seidat war'r, Schandarm...
I sag, er war, jetzunder is er tot,
Erschoss'n von die Pascher an der Grenz'.
In letzten Hirgscht hon i die Nachricht kriegt."
Sie sprach es langsam, leise, unbewegt,
Sann nach ein Weilchen; wie ein Lichtstrahl flog's
Erhellend freudig über ihr Gesicht.
„Der is mit mir gar oft in d' Erdber' ganga

Wier er a Bua no war und später aa',
Der hat die Berg so guat gekennt, wiar i."
Sie blickte in die Weite ganz verklärt
Vom sanften Glück des lieblichsten Erinnerns,
Und wandt' zum Gehen sich mit kurzem Gruß.
Doch plötzlich hielt sie an. Die lichten Augen
Erglänzten wild und stoben Zornesfunken.
An uns vorbeigeschritten kam ein Knabe,
Der in der Hand ein Schüßlein voll mit Beeren,
Armselgen, halbgereiften trug. — „Du Lump,"
Rief ihm die Alte zu, „kannst's nit derwart'n,
Daaß d' Erber rot wer'n, muaßt di greani rupf'n?"
Mit hoch erhobner Faust bedroht sie ihn,
Und ein gewaltig Fluchwort flog ihm nach,
Als schleunig er und still die Flucht ergriff.
Dann aber ganz erregt vor Schmerz und Grimm
Sprach sie: „Dees is mei' allerirgster Kumma,
Wenn's d' Erber' brock'n u'reif und kloanleizi
Ma mirkt's ja deutli, 's tuat der Pflanzen weh.
Sie wehrt si drum, was sie nur ko', di Armi,
Just wier a Muatta um ihr liebis Kind,
Do' wenn die Frucht erst zeiti wor'n is,
Geits 's geduldi her; no jo, sie hat
Das ihre redli' to', und denkt ihm halt:
Jetz' werst der endli aa dein Frieden gunna."
Da stockte sie und sah mich fragend an,
Bestürzt beinah ob dieser Worte Sinn,
Der dämmernd nur ihr zum Bewußtsein kam,
„Wo wohnen's?" sprach sie hastig.
„In Sankt Zeno."
„Da kimm i lei' an nächst'n Sunnta hin,
Und Erber' bring' i Ihna, solchi habens
No niemal koana gsegn. Bfüt' Ihna Gott!"

Meine Erinnerungen an Grillparzer

Daß andere Dinge tun, die uns ganz unbegreiflich erscheinen, darüber wundert und — tröstet man sich. Aber selbst einmal etwas getan haben, das wir heute unbegreiflich, verwegen und lächerlich finden, das ist eine Quelle beständiger Pein.

Ich weiß das aus Erfahrung. Wie war's möglich? Wie hast du es nur tun können? frage ich mich, und so uralt ich bin, steigt mir die Schamröte ins Gesicht.

Ist es eine bei einer Frau im reifen Alter, die ich zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts doch schon war, unerhörte Naivität gewesen oder die ungeheure Überschätzung eines eben geborenen papierenen Kindes, genug, es ist geschehen: ich habe Grillparzer, den ich erst vor kurzem persönlich kennen gelernt hatte, gefragt: „Herr Hofrat, darf ich Ihnen ein Theaterstück, das ich geschrieben habe, vorlesen?"

Ob er ein Zeichen des Unwillens gegeben, ob er mich nur erstaunt angesehen hat, weiß ich nicht mehr. Aber die Erlaubnis, vorzulesen, erhielt ich und erschien denn auch schon am folgenden Tage mit meinem Manuskript.

Und nun, nicht um einen Hauch weniger deutlich als damals, sehe ich ihn vor mir am Schreibtisch sitzen, klein und schmal in seinem alten Lehnsessel mit dem Rücken gegen das Fenster. In seinem ehrwürdigen Gesicht alle Zeichen überstandener Leiden, einer schmerzvollen Ergebung. Mit ein paar gütigen Worten hatte er mich ermutigt, anzufangen, und ich las und las und wagte kein einziges Mal, ihn fragend anzusehen. Er hatte ein blaues Taschentuch in seinen feinen, schlanken Händen, mit dem er sich fortwährend beschäftigte, das er auf den Schoß legte, entfaltete,

zusammenknüllte, wieder entfaltete. Und gerade nur bis zu diesem Taschentuch erhoben sich manchmal meine Augen. Aber mein Herz schwoll vor Entzücken, wenn er von Zeit zu Zeit „gut" oder sogar „sehr gut" sagte. Mehr als einmal fragte ich, ob ich ihn nicht ermüde und aufhören solle. Nein, er wollte das Ganze hören. Am Schluß schlug er einige geringe Veränderungen vor, fällte aber ein Urteil über die Arbeit nicht.

Mit sehr gemischten Gefühlen trat ich den Heimweg an. Sehr bald aber gab es keine Mischung mehr. Die Reue über das Wagnis, das ich unternommen hatte, stellte sich nicht langsam ein, sie kam plötzlich, stürzte über mich her wie ein wildes Tier über einen träumend Dahinwandelnden. Grillparzer hatte mein Stück gewiß miserabel gefunden, und es ist ja miserabel. Wie konnte ich darüber in Zweifel sein?... Ich weiß, daß ich jeden Bettler, dem ich begegnete, um sein gutes Bewußtsein beneidete. Ihm wäre es doch nicht eingefallen, dem größten jetzt lebenden Dichter ein selbstverfaßtes Drama vorzulesen.

Große Menschen, die größten, Goethe an der Spitze, haben gegen die Reue geeifert. Dennoch wage ich meine kleine Stimme zu erheben und zu sagen: Heil dem Herzen, das sie empfinden kann! Ist eine Wendung vom Unrechten zum Rechten denkbar ohne vorhergegangene Reue? Was mich betrifft, unter den vielen Anfällen dieses unschätzbaren Übels, die ich je erlitten, hat der über mein Vorleseattentat auf Grillparzer besonders gute Früchte getragen. Nie mehr ist es mir eingefallen, seine Teilnahme für eine meiner Arbeiten anzurufen, und er wußte, daß es aus Ehrfurcht und Schonung geschah.

Die Zahl der Strebenden, die sich an ihn herandrängten und von denen jeder zu seinem berufensten Nachfolger erklärt werden wollte, war groß, und seine Nachsicht, seine Scheu, wehzutun, war unermeßlich. Wenn man ihm dann die üblen Folgen dieser Nachsicht vorhielt, wurde er ärgerlich: „No ja, wenn ich

einem nicht grad gesagt habe: ‚Sie sind ein Esel!‘, rennt er herum und erzählt, ich hätt ihn gelobt.“

In seiner Güte fühlte er sich von Zeit zu Zeit bewogen, mich zu fragen, was ich denn jetzt arbeite, gab sich aber stets mit einer ausweichenden Antwort zufrieden.

Ich erinnere mich, ihm einmal erwidert zu haben: „Weiß nicht, weiß selbst nicht, vielleicht eine Novelle. Einige meiner Freunde behaupten, ich hätte mehr Talent zur Novelle als zum Drama.“

Er lächelte. Wie gern sah ich dieses ganz einzige, halb mitleidige, halb sarkastische Lächeln auf seinem teuren, tiefernsten Angesicht!

„Ja, ja. Aus Ihrer alten Haut möchten Sie heraus und wissen noch nicht, in welche Sie hineinkriechen sollen.“

Besuche anzumelden war nicht Brauch im Hause Fröhlich. Die vortreffliche Jungfrau Susanne Kirsch, „der Edelstein“ genannt, Köchin und Pförtnerin, öffnete die Tür und hat mich nie anders begrüßt als mit einem Lächeln, das von einem Ohr zum andern schwebte. Sie deutete freundlich nach rechts, wenn ich fragte: „Ist der Herr Hofrat —?“, und nach links, wenn ich fragte: „Sind die Damen zu Hause?“

Wie bei ihm, hatte meine Freundin Baronin Knorr mich auch bei ihnen eingeführt, und sie besuchen zu dürfen, war mir ein Glück.

Ein kleines Vorzimmer bildete den Eingang zu ihrem Bereich, in dem eine fast klösterliche Einfachheit herrschte, in dem man sich aber von einem Reichtum umgeben fühlte, den höchste irdische Pracht und Herrlichkeit nicht verleihen können. Man war versetzt in eine Atmosphäre des Wohlwollens, der Güte, des regsten geistigen Lebens, und hatte beim Anblick des schlichten Raumes und seiner lieben alten Bewohnerinnen den Eindruck eines nachgedunkelten Gemäldes, in dem das Auge des Verständnisses

und der Liebe noch deutlich erkennen konnte, wie hell seine Farbentöne einst gewesen und wie anmutig und hold seine Gestalten. Die drei Schwestern in ihrer übereinfachen Kleidung erschienen mir wie Priesterinnen, denen ich voll Ehrfurcht nahte. Sie sahen ja meinen abgöttisch verehrten Dichter täglich, verkehrten mit ihm, sie sagten: „Der Grillparzer", wenn sie von ihm sprachen. Es geschah offen und herzlich, sie wußten ja, daß mein Interesse für jedes Wort und jede Kunde von ihm der tiefsten Bewunderung und Begeisterung entsprang.

Am liebsten fast hörte ich Anna, die älteste der Schwestern, erzählen. Sie redete gescheit, gut und gern, ohne eine Spur von Geschwätzigkeit, so recht aus der Fülle lebendiger Erinnerungen, wie ein Reicher, der viel gibt und noch mehr zu geben hätte. Irgend etwas zu beschönigen, fiel ihr nicht ein, ebensowenig aber zu tadeln; sie sprach von den vielen Wunderlichkeiten des Dichters beinah so liebevoll wie von seinen großen Eigenschaften. Das schwere Blut hatte er von seiner Mutter geerbt, das war sein Unglück, unter dem er litt und leiden machte. Ein Meister der Selbstquälerei, zerpflückte er eine der kleinen Freudenblüten, die ihm noch geblieben waren, nach der andern.

Was die Musik ihm bedeutete, weiß jeder, der den „rhythmischen Zauber" seiner Verse empfunden hat. „Die Musik der älteren Zeit, das ist für mich nicht Musik, in ihr liegt mein Leben, in ihr rauscht meine Jugend", sind seine eignen Worte. Die Musik hatte ihn mit den Schwestern Fröhlich zusammengeführt. Durch Anna und Josephine, beide hochgeschätzte Gesangs- und Klavierlehrerinnen, hatte er Schuberts Lieder kennen gelernt. Er war ein guter Klavierspieler, phantasierte mit sehr viel Talent. Vor einigen Jahren noch hatte es ihm Vergnügen gemacht, täglich eine Stunde mit Anna zu musizieren. Sie kam zu ihm herüber, und sie spielten vierhändig Symphonien von Haydn, Beethoven, Mozart. Einmal nun hatte sie wie gewöhnlich Platz genommen am Klavier, Noten aufgelegt und wartete. Grill-

parzer blieb an seinem Schreibtisch sitzen, rührte sich nicht, und als sie endlich fragte: „Nun, ist's heute nichts, wird nicht gespielt?", schüttelte er den Kopf: „Heute nicht und überhaupt nicht mehr." — „Ja, um Gottes willen, warum denn nicht?" — „Meine Finger sind steif geworden, es geht nicht mehr." — „Und gestern ist's doch noch gegangen. Was Ihnen nur einfallt, Grillparzer!"

Sie lachte ihn aus, wurde im Scherz böse und auch im Ernst, bat innigst, inständigst, doch nicht einer Laune nachzugeben. Schad um jedes Wort. Er hat seine Hände nie wieder aufs Klavier gelegt.

Es war aus von einem Tag zum andern und für immer.

So vergrub er vorzeitig ein Talent, dem er noch manche schöne Stunde hätte verdanken können. Aber das ist der ganze Grillparzer: Der Reichtum im Ausüben einer Kunst hat abgenommen, und auf die Überbleibsel legt er keinen Wert. Nicht anders hält er's mit der Poesie, und ohne die Dazwischenkunft der drei Getreuen wären uns viele seiner geflügelten Worte vorenthalten worden.

Es ist seine Gewohnheit, beim Frühstück allerlei Verse auf Papierschnitzel zu kritzeln, die er jämmerlich zerknüllt und auf das Kaffeebrett wirft. Die Verse haben einer momentanen Stimmung Ausdruck gegeben, ihre Aufgabe ist erfüllt, nun fort mit ihnen. Aber Susanne legt die dem Untergang Geweihten in die Hände ihrer Gebieterinnen; sie werden entfaltet, gelesen, geordnet. Wenn eine hübsche Anzahl beisammen ist, lernt Anna sie auswendig, geht zu Grillparzer hinüber, stellt sich in Positur und spricht: „Der kleine Deklamator ist da."

Vielen Dank erntet sie für ihren Vortrag nicht, meistens heißt es: „Schon gut, schon gut. Sei'n S' noch nit fertig?"

Aber ein Befehl, die kleinen Dichtungen geheim zu halten, wurde nicht gegeben, sie dürfen Freunden mitgeteilt werden, und viele von ihnen haben schon bald nach ihrem Entstehen eine Wanderung durch ganz Wien angetreten.

Durch ein schmales Gelaß, in dem zwei Reihen dicht angefüllter Bücherschränke standen, gelangte man in Grillparzers Wohnzimmer. Es war geräumig, bildete ein regelmäßiges Viereck und hatte zwei Fenster, die in die Spiegelgasse sahen. An der linken Wand stand das mit einem dunkelgeblümten Rahmenüberzug bedeckte Bett, und an derselben Seite, in der Nähe des Fensters, schräg ins Zimmer hineingerückt, der große Schreibtisch, vor dem ich Grillparzer nie schreibend getroffen habe, immer nur neben ihm, lesend, zurückgelehnt in seinen bequemen Lehnsessel. Der Aufsatz des Schreibtisches trug eine Reihe meist alter Bücher und eine Damenuhr in einem kleinen Gestell, ein Wiener Spindelührchen aus den Jahren zwischen 1830 und 1840. Wie kommst du hierher, du einziger Luxusgegenstand, in diese Klause eines Bedürfnislosen? Aus Frauenhand vielleicht? Sollst du im leisen Vorwärtseilen an eine Stunde erinnern, schöner als alle, die du noch anzeigen kannst? So habe ich sie oft dringend gefragt. Aber auf Gedankenfragen geben Uhren selbst ihrer treuesten Liebhaberin keine Antwort.

An der Wand rechts, unter einem Stiche des schönen Bildes Jenny Linds von Magnus, trauerte seit Jahren schon der verstummte Flügel. Derselbe, auf dem der Dichter vor längst entschwundener Zeit mit seiner musikalisch hochbegabten Mutter Tondichtungen großer Meister gespielt, selbst schaffend, während er ihre Schöpfungen genoß. Da war es auch, daß seine größte Dichtung, die dem Werden entgegenstrebte, „Das goldene Vlies", Gestalt gewann; „die Gedanken-Embryonen verschwammen mit den Tönen in ein nicht beschreibbares Ganzes", heißt es in seiner Selbstbiographie.

An der Wand, den Fenstern gegenüber, lehnte in dunkler Bescheidenheit ein kleines Sofa, im Halbkreis umgeben von seinen Angehörigen, einigen Stühlen und einem schmalen Tische, dem Frühstückstische. Da trank Grillparzer den Kaffee, den er sich selbst bereitete, da schärfte er seine Epigrammenpfeile. Die

Morgenstunde war ihm stets die fruchtreichste gewesen und trug ihm jetzt noch manchen Gedanken ein, der ihn und seine Zeit und wohl manche folgende überleben wird.

Fräulein Kathi hatte mir zwar versichert, daß Grillparzer meine unberufene Vorleserei nicht übel genommen habe, aber dennoch ließ ich längere Zeit vergehen, bevor ich es wagte, abermals an seine Tür zu klopfen.

„Herr Hofrat, darf ich kommen?" Keine Antwort. Er war so versunken in das Lesen eines Buches, daß er meine Frage überhörte. Ich wiederholte sie, an der Tür stehenbleibend. Da fuhr er auf, förmlich erschrocken, und ich dachte bestürzt: Bravo, ein neues Unglück, ich habe ihn gestört!

„Verzeihen Sie mir nur, Herr Hofrat ..."

„Nichts zu verzeihen," sagte er freundlich. „Setzen Sie sich." Er deutete auf einen Stuhl, der ihm gegenüber an der Seite des Schreibtisches stand. „Ich werde Ihnen etwas vorlesen, aus diesem Buche, aus Lope de Vega."

„Ach, Herr Hofrat, ich Unglückliche verstehe kein Wort Spanisch." — „Das macht nichts. Hören Sie zu wie einer Musik, hören Sie nur die Melodie dieser Verse." Er begann zu lesen und las lange, und es war eine Wonne. Weich und bestrickend, leidenschaftlich, ergreifend drang die Melodie der Dichterworte an mein Ohr, ein gesprochener Gesang. Und während der greise Poet vorlas, breitete sich über sein Gesicht, in das vom Leben so tiefe Furchen eingeprägt worden, ein lichter Schein des innigsten Entzückens, ein Ausdruck seligen Genießens des fremden Kunstwerks, wie es nur den ergreifen und erfüllen kann, der selbst ein Schöpfer ist und auch im Nachempfinden schöpferisch.

In meinem hohen Alter halte ich gern Umschau nach den glücklichen Stunden, die das Schicksal mir gegönnt hat, und zähle dann die Stunden, in der mir Grillparzer in einer mir fremden

Sprache eine Szene aus einem mir fremden Drama vorlas, zu meinen weihevollsten und schönsten.

Am Ende legte er das Buch auf den Schreibtisch, preßte die Hand darauf und sagte ganz durchdrungen: „Alles, was ich geschrieben habe, gäbe ich um diese einzige Szene."

Ich war so frei zu bezweifeln, daß dieser Handel sehr vorteilhaft für ihn wäre, und meinte sogar: „Wer weiß, ob Lope de Vega nicht sagen würde, wenn er noch etwas sagen könnte: Alle meine siebenhundert Komödien gäbe ich um den ersten Aufzug des ‚Ottokar'."

Grillparzer machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, in der das blaue Taschentuch wieder fähnchenartig flatterte: „Ach was — der ‚Ottokar'. Ich hör, daß der Wagner ihn gut geben soll und daß viel applaudiert wird. Der Anschütz hat ihn auch gut gegeben, und die Leute haben gelärmt und gejubelt. Aber mir war schon alle Lust an Arbeiten dieser Art genommen worden. Von dem halben Dutzend Stücke aus unsrer Geschichte, die mir im Kopf herumgegangen sind, habe ich kein einziges mehr aufgeschrieben. Wissen Sie denn, wie das gewesen ist mit diesem Premysliden, zu dem mir der Stoff gleichsam mit beiden offenen Händen entgegengekommen war?

Er begann zu erzählen.

Was wir heute wissen von dem Schicksal, das „König Ottokars Glück und Ende" vor und nach seiner Aufführung auf dem Burgtheater erfahren, war damals teils nur wenigen bekannt, teils vergessen. Die „Selbstbiographie" Grillparzers lag noch eingeschlossen in seinem Schreibtisch, die Literaturgeschichte hatte noch nicht hineingeleuchtet in das Dunkel von Torheit und Böswilligkeit, das dem Dichter die Freude an seinem Werke verdarb und ihn einen Sieg als Niederlage empfinden ließ.

Ich hörte das alles zum ersten Male, hörte es aus seinem Munde, war ergriffen, erschüttert, empört. In ihm wirkten die zahllosen Bitternisse, die er erlitten hatte, lebendig nach,

aber in seine Anklagen mischten sich allmählich Selbstanklagen. Einen Teil der Ursachen seines Mißgeschicks lud er seinen eigenen Schultern auf, schob sie auch auf Fehler, die seinem Werk anhafteten, stellte sie ins schärfste Licht und verurteilte sie schonungslos. Den Schlußakkord seiner Schmerzenslieder bildete dann das halb trostlose, halb versöhnliche: „Sei's!", das mich immer mit tiefer Rührung erfüllt hat.

Nach und nach wurde er beinah heiter und erzählte sogar eine Anekdote:

Am Tage der ersten Aufführung des „Ottokar" war das Stück auch im Druck erschienen. Man wußte, daß die Zensur es erst nach zwei Jahren, auf speziellen Wunsch der Kaiserin Karolina Augusta, freigegeben hatte, die Neugier war aufs höchste gespannt, und es wurden zwischen Morgen und Abend neunhundert Exemplare abgesetzt. Auf dieser Höhe konnte das Interesse sich natürlich nicht lang erhalten, aber auch später gab es noch Leute, die das Stück gern lesen wollten, wenn sie nur gewußt hätten, wie man sich's verschaffen kann.

Grillparzer war vor mehreren Jahren in einer Gesellschaft einem alten aristokratischen Würdenträger, einem herzensguten Mann, vorgestellt worden, der für einen besonderen Freund der Literatur galt. Er freute sich sehr, den Dichter kennen zu lernen, reichte ihm die Hand und sagte: „Unser berühmter Poet!... Ist mir ein Vergnügen, ja, ja... Habe alle Ihre Stücke gesehen und gelesen, ja, ja! — auch gelesen — nur den ‚Ottokar', den konnt ich nie zu leihen bekommen."

Einmal fand ich den Dichter in übelster Laune an seinem Schreibtisch stehend. Er hatte sich beim Rasieren in den Zeigefinger der linken Hand geschnitten, und Kathi Fröhlich war damit beschäftigt, die kleine Wunde zu verbinden. Grillparzer erschwerte ihr diese Aufgabe außerordentlich, mahnte zur Eile, fuchtelte mit dem blessierten Finger hin und her. Kathi sagte

nur: „Aber, Grillparzer, sei'n S' doch ruhig!", und wickelte an dem kleinen Verband und knüpfte an ihrem Zwirnfaden. Sie war sehr ärgerlich, doch mir fiel auf, daß sie während der ganzen Prozedur, die eine Weile dauerte und auch für mich etwas peinlich war, kein einziges Mal nach mir hinsah, mich nicht mit einem einzigen Blicke zum Zeugen der Unausstehlichkeit anrief, die unser vielgeliebter Dichter bei einer geringfügigen Gelegenheit zu entfalten imstande war.

Sehr wenig Frauen hätten sich diese Genugtuung versagt. An sie kam offenbar nicht einmal die Versuchung dazu heran, und das war schön und nobel und flößte mir Bewunderung ein.

Überhaupt warf das unbedeutende Erlebnis ein Streiflicht auf die Beziehungen dieser beiden. Er, verletzt infolge eigener Ungeschicklichkeit; sie, hilfreich und fürsorglich und zum Dank unwillig angebrummt. Ein kleiner böser Zufall vermochte ihn zu verstimmen und widerwärtig zu machen gegen seine Umgebung. Seine Empfindlichkeit war eben beispiellos, ihm tat, was weh tut, ganz besonders weh, und schlimmer noch als mit physischen ging es mit moralischen Leiden. Ihnen standen alle Pforten seiner Seele offen, ungehindert stürmten sie hinein, brannten, wühlten, und ihre Spuren verwischten sich nie. Die Freude und das Glück hingegen konnten ihm nur langsam nahen, denn er verstand es meisterlich, ihnen auf jede Weise den Weg zu kreuzen, zu verlegen. Wenn sie aber trotz allem doch anlangten, da waren und nicht wegzuleugnen, dann wußte er wenigstens irgend ein Übles an ihnen zu entdecken, einen Mangel an Lieb' und Güte, einen Stachel im Lorbeerkranz, einen Tropfen Gift im Labetrunk des Ruhmes.

Von der Nachhaltigkeit, mit der ein peinlicher Eindruck auf ihn wirkte, hat Betty Paoli mir erzählt.

Zur Zeit, als Grillparzer noch Gesellschaften besuchte — es war lange her —, fand er sich auch manchmal im Hause Frau von Fleischls ein, wo Betty Paoli, wie ein Familienmitglied

aufgenommen, lebte. Im Auftrag ihrer Freundin hatte sie ihn zu einem Abend gebeten, an dem Friedrich Halm einem kleinen Kreise Auserlesener seine letzte Arbeit, ein episches Gedicht, vorlesen wollte. Dabei legte er natürlich den größten Wert auf Grillparzers Anwesenheit, und Betty Paoli war hoch erfreut, mitteilen zu können, daß er die Einladung annehme und kommen werde.

Halms Gedicht hieß „Die Brautnacht", und den Stoff dazu hatte ihm eine Begebenheit geboten, die sich einst in Genua zugetragen.

Halms Dichtung wurde eingeleitet durch eine meisterliche Schilderung in hellklingenden Versen.

Die Vermählung der schönen, jungen Orsini mit einem Sohne des Hauses Doria ist glanz- und prunkvoll begangen worden. Die Neuvermählten treten aus der Kirche, vom Jubel Tausender begrüßt. Rauschende Festlichkeiten füllen den Tag aus, am Abend endlich bleibt das junge Paar allein. Zwei selige Menschen halten einander umschlungen und preisen ihr Geschick. Nicht ein Glück von kurzen Tagen ist ihnen geschenkt — vor ihnen liegt ein ganz reiches Leben, eine ganze sonnige Zukunft. Unter Küssen und Kosen kommt der jungen Frau ein kindischer Einfall. Sie will noch spielen, erhascht, gefangen werden. „Gute Nacht!" ruft sie lachend und enteilt. Und er geht ein auf ihre mutwillige Laune, gewährt ihr einen Vorsprung und folgt ihr dann nach. Spähend durchschreitet er die lange Zimmerreihe, betritt das Brautgemach — es ist leer. Nun ergreift es ihn: Sie betet in der Kapelle! Er eilt dahin und findet auch hier alles öde und totenstill. Sein Unmut wallt auf, bald auch ein qualvolles Bangen ... Er scheucht die Diener aus dem Schlafe; man sucht, man ruft — allumsonst. Der Tag bricht an, vergeht, ein zweiter ... Sie ist verschwunden, verflogen wie eine Lichterscheinung. In Nähe und Ferne werden Boten ausgesandt, Kundschafter nach allen Weltgegenden, keine

Spur von ihr wird entdeckt. Der letzte Hoffnungsschimmer ist erloschen, verzweifelt verläßt Doria seine Heimat, nimmt Kriegsdienste und findet, den er sucht, in der Schlacht — den Tod.

Jahre und Jahre vergehen. Neue Generationen blühen auf; nur noch Sage sind ihnen Glück und Leid der alten. Und wieder soll im Palast Orsini eine Vermählung gefeiert werden. Ein junges Brautpaar durchwandert die Räume, in denen es hausen wird, wählt, bestimmt, ordnet an. Da ist, anstoßend an das Schlafgemach, ein Erker, ein hübscher Raum, der verdient geschmückt zu werden; nur beengt ihn eine große alte Truhe, und die muß fort. Sie wird gerückt, der Deckel verschoben, Schloß und Klammern lösen sich aus dem morschen Holz, er birst, und den Augen der Umstehenden zeigt sich ein Gerippe, und —:

Auf dem Scheitel ruht im blonden Haar
Ein Myrtenkranz, zerstäubend im Berühren,
Geschmeide, die Orsinis Wappen führen,
Nehmt funkelnd um den Knochenarm ihr wahr.
Was glänzt am Finger? Ist's des Traurings Schimmern?

Er ist es, und es ist die einst rätselhaft verschwundene Braut ...

... Und dies ist ihr Sarg.
Sie dachte nicht so lang darin zu liegen.
Als schelmisch lächelnd sie hineingestiegen
Und neckend drin sich vor dem Gatten barg.

Der schwere Deckel war, ihrer Hand entschlüpft, ins Schloß gefallen, und sie lag begraben in dem dunklen Schrein.

Halm hatte, noch warm von „des Schaffens Lust und Qual", sein Gedicht mit verhaltener Empfindung, ergreifend vorgelesen. Das Publikum, in äußerste Spannung versetzt und tief erschüttert, brachte ihm begeisterte Huldigungen dar. Nur der eine, an dessen geringstem Wort der Zustimmung mehr gelegen hätte, als an dem Enthusiasmus der ganzen Gesellschaft — schwieg. Grillparzer saß finster und schweigend da, nahm nicht mehr teil am Gespräch und war einer der ersten, die sich empfahlen.

Als Fräulein Paoli ihn bald darauf besuchte, klagte er bitter über Halm. Eine Vorstellung, die man um jeden Preis von sich abwehren möchte, die Vorstellung einer lieben, jungen, in einer Kiste begrabenen Frau, hat er festgehalten, mit schönen Versen unsrer Erinnerung eingepreßt. Das war in Grillparzers Augen unverzeihlich, eine Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst.

Er hat Ida von Fleischl hochgeschätzt, ihren hellen, klaren Verstand bewundert, sich immer gefreut, wenn sie ihn besuchte, aber die Erinnerung an den peinlichen Eindruck, den er in ihrem Hause empfangen, hielt ihn davon ab, es je wieder zu betreten.

Von allen Bildern Grillparzers, die ich kenne, ruft mir nur eins den vollen Eindruck seiner Persönlichkeit hervor; es ist das Aquarellporträt, das Daffinger von ihm gemalt und das ihn in jungen Mannesjahren darstellt. Der Künstler hat seinem Werke das Unvergängliche, die Seele, eingehaucht, sie lebt in diesem Ebenbilde aus längst vergangener Zeit.

Die Statue, die den Mittelpunkt des schönen Hemicykles im Volksgarten bildet, gleicht mehr als dem Dichter selbst seinem Vetter, dem Präsidenten Freiherrn von Rizy. Es bestand viel Ähnlichkeit zwischen beiden, doch war das Gesicht des Freiherrn schmaler, mehr in die Länge gezogen. Als ich den Dichter persönlich kennen lernte, war er ein Greis. Die Gestalt, klein, schmächtig, etwas zur Seite geneigt, schien schwer zu tragen an dem mächtigen Haupte, auf dem die reichen weißen Haare sich noch leicht und fein wellten. Die Stirn prachtvoll, breit und klar und wie umwoben von den Geistern großer Gedanken, größerer vielleicht noch als die, die der Unstern, der über ihm gewaltet hatte, sich ausgestalten ließ, Gedanken auch einer wahrhaft genialen Selbstquälerei und vielleicht nie ausgesprochener Reue über versäumtes Glück. Ich sehe jedem Schmerz bis auf den Grund, sagte der Blick der blaugrauen, von starken

Brauen überschatteten Augen; es lag in ihnen etwas schwermütig Mildes, der Ausdruck einer Weisheit, die alles begreift und alles verzeiht. Doch konnten aus ihnen auch Funken einer schalkhaften Heiterkeit sprühen, die hinreißend wirkte. Die Nase war kräftig und wohlgeformt, und längs ihrer Flügel zog sich zu der Unterlippe hin, wie erbarmungslos von grausamer Hand eingeschnitten, die sogenannte Kummerfalte. Was dieser Mann gelitten hatte, verriet am ergreifendsten der auch im Schweigen beredte Mund, mit seinen so deutlichen Spuren verbissener Schmerzen und niedergezwungenen Ingrimms.

Wie viele bittere und ätzende Worte waren über diese Lippen gekommen, bevor sie ihr typisch gewordenes „Sei's!" oder „In Gottes Namen!" aussprechen lernten!

Laube meint, Grillparzer hätte von Hause aus den Tod im Herzen gehabt, sei verschlossen gewesen auf der Sonnenseite. Nun, wenn die Sonne nur recht hell und warm geschienen hätte, sie würde die Scheidewand durchleuchtet haben, die gegen ein reines Glücksgefühl in ihm errichtet war. Aber jede rauhe Berührung so peinlich empfinden wie er, vom ersten Schritt auf seinem Wege, trotz allem Erfolg und allen Triumphen, in falsches Licht gestellt sein wie er, immer mißverstanden, immer gebeugt werden unter ein unerträgliches Joch, das hieß für ihn ringen, dulden und endlich — verzichten.

Die Geschichte seines Martyriums stand auf seinem Antlitz geschrieben, und ich las sie herab, liebevoll, ehrfurchtsvoll und mit dem schmerzlichen Gefühl, daß da nichts mehr gut zu machen sei.

Die Generation, die vor ihm hätte hinknien und sagen müssen: „Verzeih!", war tot. Nur noch in unangenehmer Erinnerung lebten einige einst wichtige Leute, die von ihm hätten lernen sollen, was Patriotismus ist, und die den seinen angezweifelt und seine unerschütterliche Loyalität verdächtigt

hatten. Sie waren gehört worden, die Saat ihres Mißtrauens war herrlich aufgegangen, für sie gab's keine österreichische Zensur. Dieser, wie Rudolf Valdeck sagt, „feuerspeiende Drache mit Eselsohren" war anderweitig beschäftigt. Es galt Flecke zu entdecken in einer Sonne, Gefahren auszuschnüffeln in den reinen, hohen Werken, die unser Ruhm sind, unser berechtigter Stolz, die uns einen Ehrenplatz sichern in der Weltliteratur.

Man hat gesagt: Wenn alle Zivilisation, die es auf Erden gibt, vernichtet würde und nichts von ihr übrig bliebe, durchaus nichts als Mozarts „Zauberflöte", könnte man aus diesem Werke alles erkennen und im Geiste wieder aufbauen, was es einst an Kultur in der Welt gegeben hat.

Nun, wenn im Laufe der Zeit, die nie rastet und ewig umgestaltet, die versinken läßt, was durch Jahrtausende bestand, unser Kaisertum aufgehört hätte zu sein und sein Andenken nur noch fortlebte in „König Ottokars Glück und Ende" und „Ein treuer Diener seines Herrn", so würden diese beiden Kunstwerke der Nachwelt von allem noch erzählen, was einst an Österreich groß und gut und herrlich war.

Zu einer Akademie, die zum Besten des Schiller-Denkmal-Fonds veranstaltet wurde, hatte man mich aufgefordert, ein kleines Gelegenheitsstück zu schreiben. Ich war mit großer Freude und Wonne an die Aufgabe gegangen, der Einakter, sehr bald entstanden, war vom Komitee angenommen worden. Er wurde unter dem Titel „Doktor Ritter" ganz ausgezeichnet gespielt und kam bald darauf auch im Burgtheater zur Aufführung. Das Publikum erwies sich gnädig und spendete freundlichen Beifall; die Kritik spöttelte, nörgelte. Ich hatte alles verkehrt gemacht. Ganz anders — das wäre das Richtige gewesen. Beinahe sah ich's ein und war beschämt und betrübt in meiner Seele. So gedemütigt, wagte ich nicht, Grillparzer vor Augen zu treten, bis mir ein erlösender Gedanke kam.

Zwei Dinge hatte ich bei ihm nie gesehen. Nie die Spur eines Stäubchens und nie eine Zeitung; vielleicht liest er gar keine und weiß nichts von den Strafpredigten, die mir gehalten worden sind. So faßte ich Mut und stieg eines Vormittags die vier Treppen des lieben Hauses Nummer 1097 in der Spiegelgasse, wie immer mit einigem Herzklopfen, empor.

Bald darauf gehörte ich zu den Glücklichen der Erde, denn Grillparzer begrüßte mich mit den Worten: „Sie sind's. Nun endlich. Ich hätt Ihnen gern schon lange gesagt, daß sich niemand in ganz Wien über den Erfolg von Ihrem ‚Doktor Ritter' so gefreut hat wie ich."

Ich hätte ihm am liebsten die Hand geküßt, wagte es nicht, kam in Verlegenheit und brachte nur kleinlaut: „Ach, Herr Hofrat, aber die Kritik!" hervor. Das war albern und heuchlerisch, denn in diesem Augenblick lag mir wirklich nichts an der Kritik.

„So? Hab nichts gelesen." Ein Achselzucken, eine wegwerfende Handbewegung. Machen Sie sich nichts daraus, sagte er nicht, er wußte zu gut, daß man sich was draus macht. Wir führten nur ein akademisches Gespräch über die Kritik und schwenkten auch hinüber in das Gebiet der Literaturgeschichte, in dem wir eine Weile spazierten, bis er zu dem Schluß kam: „No ja, Literaturgeschichte — ein gemaltes Mittagessen!"

„Ich habe schon deshalb nicht heiraten können," sagte mir Grillparzer einmal, „weil ich den Gedanken nicht ertragen hätte, daß es einen Menschen gibt, der das Recht hat, wann immer es ihm beliebt, in mein Zimmer zu kommen." Ein seltsamer Grund, den er sich offenbar als Ehehindernis zwischen sich und seiner „ewigen Braut" ausgeklügelt hatte. Aber in diesem Falle war jeder gut. Die beiden, die einander den Himmel hätten schenken mögen, würden, unauflöslich verbunden, sich die Hölle bereitet haben. Kathi, nicht viel weniger empfindlich

als Grillparzer selbst, litt Qualen unter seiner Rücksichtslosigkeit, man darf wohl sagen, seiner Grausamkeit. Ein Nachtragen jedoch, ein Schmollen kannte sie nicht; es schien vielmehr, als ob jedes Leid, das er ihr angetan, im Feuer ihrer Liebe schmelzend, es nur angefacht hätte. Und wenn einmal sie es war, die sich im Unrecht befand, die gekränkt hatte, dann kam, im heißen Bestreben, wieder gutzumachen, eine Unermeßlichkeit an Hingebung, Selbstüberwindung, Opferfreudigkeit zutage. Wie tief er das empfunden, wie klar es eingesehen, spricht er mit den Worten aus:

Der Zweifel, der mir schwarz oft nachgestrebet:
Ob Güte sei? — durch sie ward er erhellt.
Der Mensch ist gut, ich weiß es, denn sie lebet,
Ihr Herz ist Bürge mir für eine Welt.

Sie hatten sich verlobt und nach schweren Kämpfen — entlobt, und er hatte sie meiden, sich von ihr, die ihm zur Frau nicht demütig genug und zur Geliebten zu heilig war, völlig losreißen wollen. Aber das ging über seine Kraft. Er brauchte den Verkehr mit ihr und ihrer Umgebung, den künstlerischen Geist, der in ihrem Hause wehte, ihr Verständnis, ihre Begeisterung, ihr grenzenloses Mitgefühl, er brauchte die Atmosphäre ihrer unendlichen Liebe. Sie hat sich von ihm nicht beugen und nicht brechen lassen, aber als Entsagende an seiner Seite ausgeharrt, immer treu, wenn auch nicht Treue fordernd.

Sicherlich: Grillparzer durfte nicht fragen: Wer hat geliebt wie ich?, aber er durfte fragen: Wer ist geliebt worden wie ich?

Die Schwestern Fröhlich brachten den Sommer regelmäßig auf dem Lande in der Nähe Wiens zu. Anna fuhr täglich nach der Stadt und begab sich in ihre Wohnung, wohin die Schülerinnen zum Gesangunterricht kamen.

Eines Tages, am 8. Juni 1848, mußten die jungen Damen vergeblich warten; zu allgemeiner Bestürzung fand die sonst so gewissenhaft pünktliche Lehrerin sich nicht zur Stunde ein.

Wieso das gekommen war, habe ich durch sie selbst erfahren.

Auf dem Wege vom Standplatz ihrer Equipage — dem Stellwagen — zur Spiegelgasse, war sie über den Hohen Markt gegangen und hatte in der Nähe der Buchhandlung Wallishausser eine etwas unheimliche Menschenansammlung getroffen. Die Leute umdrängten, sehr aufgeregt, einige perorierende Studenten. Ein Zeitungsblatt ging von Hand zu Hand; Anna hörte den Namen Grillparzer unter Verwünschungen nennen. Sie näherte sich, fragte einen der Umstehenden, was es gäbe? „Nun, ein Gedicht hat der Grillparzer drucken lassen, ein niederträchtiges Gedicht auf den Radetzky. Da schimpft er über unsere Studenten und über die Revolution und katzenbuckelt vor der Armee ..."

Anna erschrak. Sie wußte, was es in diesen Tagen „des tollen Radikalismus" hieß, Sympathien für unsre in Italien kämpfende Armee offen auszusprechen. Die Studenten berieten in steigender Erregung.

„Er muß auf die Aula," beschlossen sie.

Zum Glück war aus den Reden der jungen Leute zu entnehmen, daß keiner wußte, wo er wohnte. Aber sie weiß es, und fort in höchster Eile über das Lugeck und durch die Durchhäuser zur Grünangergasse, zu seinem Hause. Sie stürmt die drei Treppen empor, reißt die Tür seines Zimmers auf: „Grillparzer, Sie gehen mit mir, Sie müssen fort, gleich fort. Sie kommen zu uns aufs Land." Hastig, mit wenig Worten, berichtet sie, was sie eben erlebt hat.

Er sträubte sich, er wollte nichts hören von einer Flucht. Anna gab nicht nach: „Wenn Sie auf einen Heldentod hoffen, irren Sie sich. Ermordet werden Sie nicht, aber von exaltierten Studenten auf die Aula geführt und dort zur Rede gestellt — das ja. Ist Ihnen darum zu tun, dann bleiben Sie hier." Es kam noch zu einem kurzen, heißen Wortgefecht. Aber die Kämpferin siegte über den Kämpfer, und brummend und murrend ließ er sich entführen.

Er blieb einige Zeit auf dem Lande. Nach Wien zurückgekehrt, erlebte er dort die Greuel der Oktobertage und folgte nun gern den Bitten und Beschwörungen der Schwestern, zu ihnen nach Baden zu ziehen.

Und nun fühlte er wieder, was ihr Verkehr für ihn bedeutete, wurde sich bewußter denn je, daß ihr Haus doch immer sein wahres Heim in der Heimat war. So kam denn Annas Vorschlag, ihr Hausgenosse zu werden, seinem eignen Wunsche entgegen.

Ein Jahr später, am 27. April 1849, zog als Mieter Fräulein Anna Fröhlichs der k. k. Archivdirektor Franz Grillparzer in den vierten Stock (zweite Stiege) des Hauses Spiegelgasse Nr. 1097 ein.

Am 18. März 1868 empfing mich Grillparzer mit den Worten: „Vergelt's Ihnen Gott, daß Sie den Kranken besuchen, den Toten."

Ich glaube, daß ich ihm erwidert habe, es gäbe wenig Lebendige, die so lebendig wären und lebendig bleiben würden, wie er. Ich glaube auch, daß ich ihm gesagt habe, daß ich eine Beneidenswerteste unter den Beneidenswerten sei, weil ich zu ihm kommen dürfe.

Einige Tage vorher hatte ich die „Ahnfrau" wieder gesehen und tiefer denn je gefühlt, was es doch hieß, mit ihm zu verkehren, der das geschrieben hatte im Sturm und überquellenden Schaffensdrang seiner Jünglingsjahre. Dann mußte ich an alles denken, was ihm angetan worden nach diesem ersten Schritt auf seiner Bahn — und was für ein Schritt war es gewesen, und welchen Widerhall hatte er erweckt! Die Eindrucksfähigen, die Unbefangenen fühlten sich ergriffen und hingerissen, lauschten entzückt und erschüttert der gewaltigen Sprache, in der ein junger Dichter zu ihnen redete, staunten in ehrfürchtigem Grauen die Gestalten an, die er vor ihnen wandeln, tun, kämpfen ließ,

sahen mitleidend ihr Geschick sich erfüllen und jubelten ihrem Schöpfer zu.

Aber die Machthaber der schwarz auf weiß gedruckten öffentlichen Meinung stimmten mit diesen spontanen Kundgebungen nicht überein. Die gelehrten Wachsfiguren klebten dem Werke die Etikette „Schicksalstragödie" auf, und ihre Neophyten, die albernen, die frechen, die vom Gift des Neides geschwollenen, wußten nun, in welchem Register der Name Grillparzer zu suchen sei.

Alle äußeren Erfolge machten den Dichter nicht unempfindlich für die Geißelhiebe der Kritik. Er war gar zu leicht bereit, in den Tadel seiner Arbeiten einzustimmen, er konnte irre gemacht werden an sich selbst. Nicht andauernd freilich, aber verzweiflungsvoll, und die Narben solcher Wunden brennen. Nachdem ich ihm von der letzten, sehr guten Aufführung seines Schmerzens-, vielleicht seines Lieblingskindes gesprochen hatte, kamen wir Schritt für Schritt zurück und gelangten endlich zur ersten Aufführung der Tragödie im Theater an der Wien. Eine wie er sagte, unbeschreiblich widrige Empfindung hielt ihn davon ab, sie noch einmal spielen zu sehen.

Erst nach langer Zeit kam der Tag, an dem er sich dazu entschloß. Er war bei einem Ausflug in die Umgebung Wiens durch eine Ortschaft gekommen, wo reisende Komödianten die „Ahnfrau" aufführten. Eine Scheune der Theatersaal, die ländliche Bevölkerung das Publikum. Der Jaromir brüllte wie ein Löwe, die Ahnfrau mußte auf allen vieren aus der Kulisse hervorgekrochen sein, um überraschend und schauerlich hinter dem Sessel des alten Barotin auftauchen zu können. Das störte die Zuschauer nicht und vielleicht nicht allzusehr den Autor. Wer weiß, ob er das Theater in der Scheune nicht mit der Überzeugung verließ, die er später oft ausgesprochen hat: „Das Stück ist gut."

Wir waren schon lang miteinander bekannt, als mir Grillparzer zum ersten Male von seinem Lustspiel sprach, von „Weh dem, der lügt!"

„Die Leute haben sich darüber aufgehalten, daß der Bischof predigt. Nun, weil er ein Bischof ist, predigt er. Die Rolle der Edrita war falsch besetzt, ich habe sie der Fräuln Gley nur gegeben, weil sie mich so sehr darum gebeten hat. Aus dem Galomir hat der Schauspieler einen Trottel gemacht, er ist aber kein Trottel. Er ist tierisch, ein Tier, könnt ein schönes Tier sein, aber nur kein Trottel."

Man hat behauptet, Grillparzer hätte sich dadurch, daß er keins seiner späteren Stücke mehr aufführen ließ, am Publikum für den Mißerfolg von „Weh dem, der lügt!" rächen wollen. Das ist ganz falsch. Von Rache war keine Rede, sondern von Ekel. Und mußte er ihn nicht ergreifen, und gab es je eine Empfindung, die berechtigter gewesen wäre?

Allerdings, das Publikum hatte eine Enttäuschung erlebt. Ein Lustspiel ist angekündigt, und ein Koch kommt drin vor, das dürfte etwas werden in der Art von „Wirrwarr" oder „Pagenstreiche". Man erwartete einen Spaß, und es kam eine schöne Dichtung; man war erschienen, um zu lachen, und sollte bewundern? — Warum nicht gar! Sie dankten für die schönen Sentenzen, sie waren um ihre Unterhaltung geprellt worden, und die Empörung darüber machte sich in der plumpsten und rohesten Weise Luft.

Was lag daran, daß der Mann, den sie in seinem Werke beschimpften, Grillparzer hieß, daß sie ihm in diesem Hause so oft voll Entzücken zugejauchzt hatten, daß sie durch ihn begeistert und erhoben worden, hoch hinaus über ihr eigenes kleines Selbst. Jetzt war das alles vergessen, sie besaßen keinen Funken Dankbarkeit und von Ehrfurcht nicht einen Hauch. Sie lachten schallend, lärmten und pfiffen. Die einzelnen anständigen Elemente, die sich bemühten, dem Unfug Einhalt zu tun, blieben

machtlos. So wurde das Burgtheater um eins der feinsten und edelsten Kunstwerke gebracht und im Dichter der Wunsch ertötet, jemals wieder mit einer neuen Schöpfung vor dieses Publikum zu treten, das er immer als das empfänglichste und dankbarste gepriesen und das ihm eine so grausame Enttäuschung bereitet hatte.

Mein Vater wohnte dem Durchfall von „Weh dem, der lügt!" bei. Er war kein Literaturkundiger und gestand, daß er von dem „Lustspiel" etwas seltsam angemutet worden. „Aber meiner Wiener," pflegte er zu sagen, wenn er von jenem Abend sprach, „habe ich mich damals geschämt."

Als ich Grillparzer im Frühjahr 1870 besuchte, fand ich ihn übel aussehend und außerordentlich verstimmt.

„Sehen Sie, was ich da hergenommen habe zu meiner Aufheiterung, ein Lustspiel von Shakespeare. Hilft aber alles nichts. Was soll mich noch aufheitern? Wenn Sie einmal kommen und hören, daß es vorbei ist mit mir, dann freuen Sie sich." Er klagte über seine geistige Abnahme: „Mein Kopf ist wüst, ich vergesse sogar, was ich in der Schule gelernt habe. Neulich will ich im Plautus lesen und merke auf einmal, daß ich nicht mehr Lateinisch kann. Es kommt auch niemand mehr zu mir, Männer schon gar nicht, nur noch Frauen — aus Barmherzigkeit. Ich habe die Verse gemacht:

Die Ähnlichkeit, die ich mit Christus habe:
Die Weiber kommen zu meinem Grabe."

„Und noch dazu lauter alte Schachteln, nicht wahr, Herr Hofrat?"

Er lächelte und begann die Pilgerinnen zum Grabe zu loben. Ganz besonders und mit dem besten Rechte: Frau Auguste von Littrow-Bischoff, die Gattin des allverehrten Direktors der Wiener Sternwarte Karl von Littrow. Anders als „die Astrologin" nannte er sie aber nicht, und wir wußten

sehr gut, daß jede von uns gelegentlich mit einem seiner boshaften Scherzworte bedacht wurde. Das änderte aber nicht das geringste an unsrer Liebe für ihn.

Grillparzer hat, ich zweifle nicht daran, sehr gut gewußt, daß Frau von Littrow sein weiblicher Eckermann war und den Inhalt eines jeden Gesprächs, das sie mit ihm geführt, treulich niedergeschrieben hat. Diese Aufzeichnungen einer vorzüglichen, äußerst verständigen und hochgebildeten Frau sind eine Fundgrube für die Literarhistoriker geworden und ein unschätzbares Gut für die Freunde und Verehrer des Dichters. Auguste von Littrow hat uns von dem pietätvoll gesammelten Reichtum alles geschenkt bis auf eins, das weder sie noch irgend jemand zu geben vermocht hätte: einen Begriff des Reizes, der in Grillparzers Art und Weise, ein Gespräch zu führen, lag. Er beherrschte weite Gebiete des Wissens und der Kunst, er hatte reges Interesse für alle Tagesfragen, für Politik, für Literatur. Seine Urteile waren durchtränkt von Weisheit, immer originell, genial und selten milde. Aber er verstand das Schlagendste und Schärfste mit einer schalkhaften Anmut vorzubringen, die bezaubernd war. Ich habe oft bei seinen Reden an eine schimmernd blanke Toledoklinge denken müssen, so grazienhaft geschmeidig, daß man meint, sie um den Finger wickeln zu können, aber tödlich treffend, wenn zum Stoße gezückt. Am herrlichsten war's, ihn von dem Wesen und den Zielen seiner Kunst sprechen zu hören. Und nie fühlte man sich als ein bloßer Zuhörer, immer zu einer Erwiderung angeregt, zu einem Einwand beinahe herausgefordert. Das ermutigte, weckte Selbstvertrauen, man wagte auch ein Tröpfchen Eigenbau träufeln zu lassen in den Quell der Weisheit, der da so reichlich sprudelte, kam sich gewachsen vor, war glücklich und dankbar.

Ich glaube, daß Grillparzer selbst Freude fand an der Ausübung seines großen Konversationstalents, doch bedurfte es eines Anstoßes dazu, und selbst der Besucher, der schon wieder-

holt eine solche Anregung geboten, wurde nur ganz ausnahmsweise willkommen geheißen. Man störte ihn ja immer, fand ihn immer versunken in seine eignen Gedanken oder in die eines seiner Lieblingsautoren, ohne Frage eine bessere Gesellschaft als die, die man ihm zu leisten vermochte. Die Temperatur der Begrüßung war gewöhnlich unter Null, aber allmählich erwärmte er sich, wurde freundlich und mitteilsam, und wie die Gestalten seiner Dramen ihm während des Schreibens wuchsen, sich gestalteten, ihn hinrissen, so wurde, während er sprach, seine Rede immer tiefer und inhaltreicher, und plötzlich, mitten aus dem schweren Ernst, sprühten wie Feuerfunken unvergeßliche Witzworte auf.

Man ging von ihm immer gescheiter fort, als man gekommen war, und wenn gescheiter, dann wohl im höchsten Sinne besser. So ist denn Kathi Fröhlich, die unaussprechlich durch ihn gelitten hat, sehr gut zu verstehen, wenn sie sagt: „Das Beste, das an mir ist, verdanke ich doch dem Umgang mit ihm."

Der achtzigste Geburtstag Grillparzers nahte heran, und Wien rüstete sich, ihn zu feiern.

Eine Anzahl österreichischer Frauen hatte zwanzigtausend Gulden zusammengebracht, die zur Begründung einer Grillparzer-Stiftung verwendet werden sollten. Doch bedurfte es dazu seiner Erlaubnis, und Bauernfeld wurde mit dem Auftrage betraut, sie einzuholen. Er brachte die Sache aufs beste vor und bat im Namen der Frauen, ihre gute Absicht ausführen zu dürfen. Die Grillparzer-Stiftung solle ganz und gar nach seinem Wunsche und seinen Bestimmungen ins Leben gerufen werden. Es sei gemeint, daß alles ihm zur Ehre und Freude geschehen solle.

Grillparzer hörte zu. Gar gut kann man sich vorstellen, wie diese Huldigung auf ihn gewirkt, wie er sich bei ihrer Inempfangnahme benommen hat, wie er bedrückt und gequält den Kopf

zur Seite geneigt, leise vor sich hin geflüstert und endlich gesagt hat: „Ehre, no ja, schon gut, wir haben in Östreich ohnehin zu wenig Ehre, und was die Freude betrifft, wenn mir die Damen eine Freude machen wollen, dann sollen sie mir drei neue Rasiermesser schenken, weil die meinen schon schlecht sind."

Ich erfuhr die Geschichte, teilte sie meinem Manne und meinem Vater mit, und beide bemühten sich sofort, mir die vorzüglichsten Rasiermesser zu verschaffen, die in ganz Wien aufzutreiben waren. Unser geliebter Poet und Jubilar konnte nicht anders als zufrieden sein mit der Art der Erfüllung seines bescheidenen, prosaischen Wunsches. Voll freudiger Zuversicht trat ich meine Wanderung an und fand im Fröhlichheim die drei Schwestern und die treue Susanne in erhöhter Stimmung. Sie waren glücklich über die vielen Zeichen der Liebe und Verehrung, die dem Dichter von weit und breit zugeflogen kamen. Nur er konnte oder wollte einem wohltuenden Gefühl keinen Einlaß in sein Herz gewähren. Er saß still und traurig in seinem niedrigen Lehnsessel und sah, als ich vor ihn hintrat, höchst ungnädig zu mir empor. Ich sagte: „Seien Sie ganz ruhig, Herr Hofrat, ich gehe gleich wieder, ich setze mich gar nicht, ich habe Ihnen nur etwas bringen wollen."

„Bringen?... Auch Sie?" sprach er vorwurfsvoll.

Ich ließ mich nicht einschüchtern, öffnete das Etui und brachte es ihm respektvoll dar.

Er hatte es nur widerstrebend in die Hand genommen, war aber nach dem ersten Blick auf die blinkenden Messer versöhnt. Der Ausdruck einer wahrhaft kindlichen Freude erhellte sein Gesicht: „Schau'n Sie, das freut mich wirklich. Die sind schön und wohl auch gut."

Er betrachtete sie wohlgefällig, stand auf, legte den Arm um meine Schulter und gab mir einen langen, ernsthaften Kuß.

Mir war zumute, als hätte ich eine Weihe empfangen, ganz

glückselig und ganz feierlich. Ich kann wirklich nicht sagen, ob ich die Stiege hinabgegangen, gelaufen oder geschwebt bin.

Am nächsten Vormittag klopfte ich bei den Schwestern an. Es war nur Anna zu Hause.

„Fräulein, ich komme mich erkundigen, was ist's mit den Rasiermessern? War der Herr Hofrat zufrieden?"

Sie sah mich an, etwas verlegen, aber ihre dunklen, schönen Augen lachten. „Die Rasiermesser? ... Die hat Kathi — sind Sie ihr denn nicht auf der Stiege begegnet? — gerade fortgetragen. Die sind ihm wieder nicht recht, müssen umgetauscht werden."

„Umgetauscht?! Er kann sie nicht brauchen — und ich habe dafür einen Kuß bekommen. Fräulein Anna, Fräulein Anna jetzt komme ich mir ja vor wie eine Diebin."

Der 15. Jänner 1871 war für ganz Wien ein großer Tag. In jedem halbwegs lebendigen Herzen regte sich das Bewußtsein, daß nicht nur zu danken, zu huldigen, daß gut zu machen sei, so viel, so reich und rasch als nur möglich. Dann feierten wir aber auch ein schönes Fest. Keine Störung, nicht ein Mißklang, allenthalben der Triumph einer großen Liebe, die sich äußern wollte. Über jede Auszeichnung, die dem Poeten zukam, wurde gejubelt. Unser Kaiser ehrte ihn, wie noch nie ein Dichter in Österreich geehrt worden war. Kronprinz Rudolf, Ludwig von Bayern sandten wärmste Glückwünsche, die edle Kaiserin Augusta fand in diesen Tagen der großen Versailler Ereignisse Zeit und Stimmung, sich als „Tochter Weimars" unseres österreichischen Dichters huldigend zu erinnern.

Wien war stolz und beglückt. Jedes Zeichen der Anerkennung, jedes Wort des Lobes, das dem Jubilar zuteil wurde, erweckte begeisterte Teilnahme. Man drängte sich in die Theater und Konzertsäle, in denen Grillparzer-Feiern stattfanden, und der Beifall, der gespendet wurde, kam aus warmen, tiefergriffenen Herzen.

Ob es wohl damals in unsrer Stadt einen jungen Künstler gegeben hat, der nicht dachte: Das erreicht, einen solchen Widerhall erweckt haben in den Seelen Tausender, müßte höchste Erfüllung, Inbegriff der irdischen Seligkeit sein.

Weltenfern davon lag freilich alles, was Grillparzer in diesen Tagen empfand.

Ich ging am späten Vormittag zu ihm. Die Treppe herab, die mit Teppichen belegt und mit Blumen geschmückt war, kamen Männer und Frauen; sie hatten freudig-feierliche Mienen, und wir grüßten uns, ohne uns zu kennen. Ihr Gruß sagte: „Wir kommen von ihm," der meine: „Ich gehe zu ihm."

Auch die Wohnungstür war mit Lorbeergewinden und Blumen umkränzt, und als sie geöffnet wurde, leuchteten mir die Augen der treuen Susanne durch einen Freudentränenschleier entgegen. Was hatte sie nicht alles erlebt! Vorgestern schon, gestern und erst heute! Deputationen waren gekommen, eine nach der andern, und Geschenke, Kränze, Telegramme. Der Fürst Auersperg und Exzellenz Unger sind da gewesen, sie haben das Großkreuz des Franz-Josef-Ordens gebracht.

Ich fand ihn auf seinem alten Platz, in seinem mit Ehrengeschenken überfüllten Zimmer, sehr müde, erschöpft. Was er heute schon vielen gesagt, wiederholte er auch mir: „Früher zu wenig, jetzt zu viel. Es sind Gnadenstöße, die mir versetzt werden." Nur einen Augenblick blieb ich bei ihm und auch bei den Damen Fröhlich nicht lange. Pepi und Anna erzählten, plauderten, ihnen lachte das Herz. Auf dem noch immer lieblichen Gesicht Kathis lag ein stiller, seliger Triumph.

Grillparzer ist viel besungen worden in diesen Tagen flammender Begeisterung, und manches schöne Gedicht ist damals entstanden. Aber das einzige, in dem er ein grenzenlos mitfühlendes Verständnis, Stimmung von seiner Stimmung wiedergefunden hätte, konnte nicht in seine Hände gelegt werden. Es war von Josephine Freiin von Knorr und lautete:

Wir feiern dich, und während wir dich krönen,
Umweht ein Hauch dich der Unsterblichkeit,
Es wird dein Name durch die Nachwelt tönen,
Befreit vom Fluche der Vergessenheit.

Mitfühlen sollst du — darfst ihn mit erleben
Der eignen Größe schwer erworbnen Ruhm;
Wie einen Heros, um den Wolken schweben,
Grüßt dich das Land in deinem Heiligtum. —

Und doch, mich dünkt, daß du mußt bitter lächeln
Zu jenem Weihrauch, den die Menge bringt;
Daß dich berühren muß ein eisig Fächeln,
Daß dir ein Mißton durch die Lüfte klingt.

Daß man dich quält mit der Apotheose;
Denn dieser Festtag, dies olymp'sche Spiel —
Kann es erwecken auch nur eine Rose
An deines Lebens abgeblühtem Stiel?

Dieweil sie laut zujauchzen deinen Liedern
Und in den Städten künden deinen Preis,
Weilst du daheim mit altersschwachen Gliedern,
Ein müder Mann, ein achtzigjähr'ger Greis.

Ein sel'ger Geist auf glorreich lichten Sonnen,
Erlöst von Weh und Tod, der mag verklärt,
Verdoppelt fühlen seine Himmelswonnen,
Wenn man auf Erden sein Gedächtnis ehrt.

Wer aber dasteht an der dunklen Grenze,
An seiner Menschenjahre letztem Ziel,
Den mahnen Lorbeer- nur an Grabeskränze,
Den dünkt der Nachruhm fast ein eitles Spiel.

Dem ist das alles nur ein Untergehen
Ein überglühend letztes Abendrot —
Für seine Jugend gibt's kein Auferstehen,
Und alle Hoffnung ist für ihn im Tod.

Als ich bald nach dem Feste wiederkam, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, war in seinem Zimmer keine Spur

mehr vorhanden von den Kostbarkeiten, die sich vor wenig Tagen darin ausgebreitet hatten. So schnell als möglich hatte alles fortgeschafft werden müssen, was ihn an die empfangenen „Gnadenstöße" erinnerte. Nicht eine Blume im Glase durfte übrig bleiben.

Er sah angegriffen aus und klagte über seine täglich zunehmende Taubheit. Viele, die über ihn geschrieben haben, erwähnten ihrer als eines ernsten Gebrechens. Mir ist sie niemals aufgefallen. Wenn man, ohne die Stimme im geringsten zu erheben, nur deutlich akzentuierte, verstand er jedes Wort. Auch seine Augen, über die er sich oft beschwerte, haben ihm bis zuletzt treue Dienste geleistet. Er selbst gestand, daß er eigentlich den ganzen Tag lese. Eine Brille hat er nur in jüngeren Jahren durch kurze Zeit getragen.

Im Laufe des Winters erholte er sich und war wieder der Alte, er, der sich einen Toten nannte, ein lebendigst Mitlebender, ein gütiger Weisheitspender und — wie oft! — ein Prophet.

Im Frühjahr vor meiner Abreise auf das Land durfte ich beim Abschied mit froher Zuversicht sagen: „Auf Wiedersehn!"

Nach meiner Rückkehr im Dezember konnte ich ihm von meinem Entzücken über eine schöne Aufführung der „Medea", mit Frau Wolter in der Titelrolle, erzählen. Er schien mir unverändert und so geistesfrisch wie je. Bald darauf aber, es war einige Tage nach Neujahr, brachte uns Freund Weilen die Nachricht, daß es nicht gut stände mit Grillparzer, er sei sehr matt und leide an Schlaflosigkeit. Die Ärzte, sein treuer Doktor Preyß und Doktor Breuning, erklärten, es handle sich nicht um eine Krankheit, sondern um ein Aufhören, ein langsames Erlöschen. Er führte sein gewohntes Leben, stand zur gewohnten Stunde auf, ging zum Mittagessen zu Fröhlichs hinüber, ließ sich nach Tisch von Kathi fünf Patiencen legen und kehrte, von ihr und den Schwestern gestützt, in sein Zimmer zurück. Am Tage seines Todes war er, obwohl die Nacht schlecht gewesen, nicht zu be-

wegen, im Bett zu bleiben. Nur um eine Stunde später als sonst stand er auf, ließ sich zu seinem Fauteuil am Schreibtisch geleiten und schlummerte ein. Anna und Kathi hatten das Zimmer verlassen, an ein jähes Ende dachte man nicht. Pepi und Doktor Preyß blieben dem Schlafenden gegenüber auf dem Kanapee sitzen. Plötzlich hatte er eine Bewegung gemacht, und sie eilten zu ihm. Er schlug die Augen auf, nahm Preyß bei der Hand und sagte: „Mein lieber Preyß!" Sein Kopf sank zurück, er war ohne Todesangst, ohne Kampf entschlafen, hinübergegangen in den ewigen Frieden.

„Man braucht auch zum Sterben Glück," hat er einmal gesagt. Dieses letzte Glück war ihm zuteil geworden.

Als ich nach seinem Tode Kathi wiedersah, kam sie mir vor wie schon mitgenommen in die Unsterblichkeit. Sie war schwer leidend, kämpfte heldenmütig gegen Krankheit und Schwäche, wollte aufrecht bleiben, leben, ihre Aufgabe lösen und den Nachlaß des Dichters, dessen Erbin sie war, zu seinem Ruhme verwalten.

Nach wie vor wurde ich von ihr und von den Schwestern mit immer gleicher Herzlichkeit empfangen. Sie wußten mir stets etwas Liebes von dem Wohlwollen Grillparzers für mich zu erzählen, dem Interesse, das er an mir genommen hatte. Als er, kurz vor seinem Tode, durch Anna hörte, daß ich einen Verleger für eine kleine Arbeit suche, hatte er sogleich erklärt, daß er sich der Sache annehmen und an Heckenast schreiben werde.

„Wenn Sie einmal längere Zeit ausgeblieben sind," sagte mir Kathi, „da hat es immer geheißen: Die Ebner laßt sich auch nicht mehr sehn ..."

Und wie oft war ich auf dem Wege zu ihm gewesen und hatte, bei seinem Hause angekommen, gezögert, hineinzutreten! Er wollte und verlangte von den Menschen nichts mehr, als in Ruhe gelassen zu werden; durfte ich einbrechen in seine tiefe, stille, ihm so liebe Einsamkeit? Vielleicht wäre ihm mein Besuch

heute besonders ungelegen. Ich dachte nach und zählte: Wann war ich zum letzten Male bei ihm? Vor zwei — vor drei Wochen. Darf ich so bald wiederkommen? — Vielleicht doch nicht... Und war vorbeigegangen und hatte mich unwiederbringlich um ein unschätzbares Lebensgut, eine Stunde in der Nähe eines großen Menschen, gebracht.

Ich habe meine törichte Zaghaftigkeit bitter bereut, als mir Grillparzers Worte: „Die Ebner laßt sich auch nicht mehr sehn," wiederholt wurden.

Weilen, Laube, Freiherr von Rizy, Doktor Preyß hatten ihre Aufgabe erfüllt, das Material zu der zehnbändigen Ausgabe von Grillparzers Werken befand sich im Besitz von Cottas Nachfolgern.

Alle Originalmanuskripte waren dem Freiherrn von Rizy zur Verwahrung übergeben worden und befanden sich vorläufig in seiner schönen, stillen Wohnung im Schottenhof. Einige Monate nach Grillparzers Tode besuchte mich der Baron und lud mich ein, zu ihm zu kommen, um den handschriftlichen Nachlaß unseres Dichters zu sehen.

Ein Tisch, der beinah die ganze Länge und Breite eines großen Zimmers einnahm, war mit Manuskripten bedeckt. Sein Vermächtnis, die Summe seiner Lebensarbeit, die Vertrauten seiner Seele, Zeugen und Früchte der Entzückungen und Qualen seiner Schöpferstunden. Jedes Blatt, jedes Blättchen mit seinen teuren Schriftzügen bedeckt, die fein waren, kräftig und klar und dem Auge ein Labsal, weil sie, wenn auch im Fluge hingeworfen, jedem Buchstaben sein Recht widerfahren ließen und unbewußt, ungewollt, Freude am Bilden einer schönen Form darstellten.

Diese stillen Zeichen, wie sprachen sie so laut! Diese einförmigen schwarzen Linien, was zauberten sie mir vor! Ich sah die Hand, die sie gestaltet hatte, sah das über sie geneigte Haupt.

Er war da, ich hatte, in den Anblick seiner Schöpfungen versunken, die volle Empfindung seiner Nähe.

Ein Teil der Schriften war von den übrigen abgesondert. Dieser darf, so hat Kathi Fröhlich es bestimmt, nicht vor dem Jahre 1922, fünfzig Jahre nach dem Tode des Dichters, veröffentlicht werden.

Der Freiherr hielt ein eng beschriebenes Blatt in der Hand, ein Gedicht, sagte er, das aus einer Zeit stammte, in der es zwischen dem Dichter und Kathi zum völligen Bruch gekommen war. Sie verfiel infolge der ausgestandenen Aufregungen in ein schweres Nervenfieber. Grillparzer wußte davon, quälte sich und als er eines Abends erfuhr, der Arzt habe erklärt, daß sie die Nacht nicht überleben werde, rannte er wie ein Verzweifelter ziel- und planlos in den Straßen umher, kam in den Volksgarten und legte sich dort händeringend, schluchzend auf die Stufen des Theseustempels nieder.

„Von der entsetzlichen Nacht, die er damals durchlitten hat, lebt ein Zeugnis in diesem Gedicht," schloß der Freiherr. „Ich will es Ihnen vorlesen, wenn ich kann."

Er konnte kaum. Manchmal unterbrach ihn ein schweres Schluchzen, Tränen rannen über sein Gesicht.

Ein lang begrabener Schmerz war aus dem Todesschlaf erweckt worden, bäumte sich auf und weckte in unsern Seelen einen erschütternden Nachhall.

Es war das grausamste Gericht, in das ein Mensch über sich zu gehen vermag; eine Verdammnis des Verbrechers und Toren, der dem Schicksal flucht, wenn es versagt, und sich abwendet, wenn es gibt; des Quälers, der der Geliebten seine Friedlosigkeit einimpfen will, des Mörders, der sie in den Tod gejagt, weil sie sich nicht umschaffen konnte, wie er wollte, sondern bleiben mußte, die sie war.

Dem Dichter hat die Empfindung als Urquell gegolten, dem aller Reichtum der Poesie entspringt. Aus diesen Versen

brach sie mit Naturgewalt hervor, zerstörte, riß nieder, wühlte sich in einen Abgrund von Trostlosigkeit hinein. Furchtbar und herrlich, denn die Stimme, die da klagte und anklagte, war eines großen Dichters Stimme; dieselbe, die wie tönendes Erz aus den Schmerzenslauten Medeens erdröhnt und in Wehmut geschmolzen aus Banchans Abschiedsworten an unsre Herzen pocht und sie unaussprechlich liebevoll bezwingt.

Es war zu Ende, der Vorleser schwieg. Wir reichten einander die Hand, und ich nahm Abschied und wanderte durch den ruhigen Schottenhof in die lärmende Straße hinaus, an vielen, vielen Menschen vorbei. Und alle, ob im Kleide der Armut auf der Suche nach dem täglichen Brot, ob reich geputzt mit andern Reichgeputzten Grüße, Scherze, Liebesblicke tauschend, ob ernst und würdig auf dem Wege vom Amte oder zum Amte, ob traurig oder vergnügt, frisch und jung oder welk und alt, alle kamen sie mir vor wie Schatten, die fühllos, wesenlos über die Abgründe des Lebens hingleiten.

Erst sechs Jahre nach Grillparzers Tode habe ich, von Anna und Kathi begleitet, sein Zimmer wieder betreten. Josephine, die jüngste der Schwestern, lag dort aufgebahrt im Sarge. Anna und Kathi beugten sich über sie, streichelten ihre Hände und sprachen leise und liebevoll mit ihr. Wie gut sie war, wie hilfreich und unermüdlich und wie hochbegabt und als Sängerin gefeiert zu ihrer Zeit! Aber sie konnte sich ins Theaterleben nicht finden und nicht sein ohne die Schwestern. Sie ist zu ihnen zurückgekommen und Gesangslehrerin geworden wie Anna. Manche ihrer Schülerinnen hat einen großen Namen errungen, und sie war stolz darauf; für sich selbst hatte sie keinen Ehrgeiz.

Weich, leise, liebevoll fielen die Worte der Schwestern auf die Entschlafene nieder. Sie schien zu lächeln, war wie verjüngt und war schön in ihrer erhabenen Todesruhe.

„Der Grillparzer hat sie auch lieb gehabt," sagte Anna, und wir hatten das Gefühl, als stände er an diesem offenen Sarge

mitten unter uns, in seinem Ernst, seinem Trübsinn, in der großen unwiderstehlichen Macht, die jeder empfunden hat, der ihm nahe treten und in die Tiefe seines Wesens blicken durfte.

Noch vor Ablauf eines Jahres trug Anna auch ihre Kathi zu Grabe, die ihr mehr als Schwester, die ihr Kind gewesen war, ihr leidengekröntes Kind. Sie wird nicht vergessen werden. Der Name Kathi Fröhlich ist unauflöslich mit dem Namen Franz Grillparzer verbunden. In einem Punkte hat sie sein Geschick geteilt, die Mit- und Nachwelt hat an ihr nicht viel weniger gesündigt als an ihm. Mißverstand, Vorurteil, Engherzigkeit, Klatschsucht besorgten und besorgen das in einer ihrer würdigen Weise. Wenn ich in einem der zahlreichen Bücher lese, die uns die Grillparzer-Literatur beschert hat, kann ich nicht genug staunen über den niederen Rang, der darin Kathi und ihren Schwestern im Leben des Dichters angewiesen wird. Es ist nicht selten der von drei Haushälterinnen, die seine Zimmer in Ordnung hielten und seine Wäsche besorgten. Erwähnt findet sich auch wohl, daß sie verstanden, ihm Unangenehmes und Peinliches aus dem Wege zu räumen, zudringliche Besuche fernzuhalten, lästige Korrespondenzen für ihn zu führen, ihm viele Sorgen für unerfreuliche Verwandte abzunehmen. Daß übrigens Anna und Josephine höchst musikalisch waren, trug recht viel dazu bei, ihren Umgang mit Grillparzer, der ja die Musik fast höher stellte als die Poesie, wertvoll zu machen. Das wird gnädig zugegeben.

Bauernfeld hat sich viel eingebildet auf seinen Einfall, die Schwestern Fröhlich die Parzen zu nennen, obwohl es doch kein gar zu origineller Einfall gewesen ist. Sie waren drei, sie waren alt, sie waren unzertrennlich; mir scheint, daß man, um den Spitznamen zu erfinden, nur gehörig oberflächlich und boshaft zu sein brauchte.

Was sie für Grillparzer bedeuteten, was er ihnen verdankte, hat Bauernfeld ebensowenig gewußt, wie die Verwandten des

Dichters es gewußt haben; alle stellten sein Verhältnis zu diesen seinen Schutzgeistern auf den Kopf. Seine Familie, stolz auf ihren Beamtenadel, sah auf die bürgerlichen Musiklehrerinnen hochmütig herab, ihre Gesellschaft war keine standesgemäße für den Vetter Franz, den Sohn einer geborenen von Sonnleitner. Der aber war nicht der Mann, der irgendein Wesen oder irgendein Etwas, das zu ihm gehörte, auch nur in ein halbwegs günstiges Licht zu stellen vermochte. Ebensowenig als sich selbst, als seine eignen Werke. Ich war oft peinlich überrascht durch seine geringschätzige Art, sie zu beurteilen.

Frau von Littrow bemerkt sehr richtig, daß er nie anders als mit einem verkleinernden Adjektiv von den Dingen sprach, die ihn umgaben, die ihm dienten. — Da war zum Beispiel sein braver, sehr anständiger Hausrock, der sich alle möglichen Beschimpfungen gefallen lassen mußte. Und gewiß war er ihm nicht weniger lieb als dem guten Béranger sein „vieil habit", dem dieser heitre Poet ein Lied gesungen hat, das ewig jung bleiben wird. Ebensowenig wie das behagliche Kleidungsstück, ebensowenig wie den Darbringer einer Aufmerksamkeit, den Spender einer Auszeichnung, ebensowenig vermochte er seine guten Hausgenossinnen zu preisen. Eine einzelne nannte er nie. Sie wurden immer nur in corpore erwähnt.

„Die Damen, bei denen ich wohne." Wenn das Barometer der Stimmung besonders hoch stand, gab es kleine Nachsätze: „Sie sind meine gewöhnlichen Vorleserinnen, sie spielen mir auch vor." — „Sie sind sehr poetische Naturen und verstehen, sich das Leben schön zu gestalten." Daß sie auch in das seine Behagen, Heiterkeit, Licht und Wärme brachten und überhaupt das Beste, das ihm je zuteil geworden: kritiklose Liebe und Verehrung, mußte er gefühlt haben, doch blieb es unerwähnt. Dieser große Reichtum war sein unverlierbares Eigentum; sich durch ihn beglückt zu fühlen, lag nicht in seiner Natur. Gewiß kamen Stunden, in denen er sich dessen entsann, was Kathi für

ihn getan hatte, für ihn — wenn Liebe für den andern etwas tut, wenn nicht, einem unwiderstehlichen Müssen gehorchend, im letzten Grunde alles für sich.

Einmal hatte Sofie Schröder Kathi spielen gesehen bei einer Vorstellung auf einem Liebhabertheater, hatte die junge Dilettantin umarmt und feierlich erklärt: „Fräulein, wenn Sie nicht Schauspielerin werden, begehen Sie einen Selbstmord."

Aber Grillparzer sagte: „Eine Schauspielerin mag ich nicht," und der Selbstmord wurde begangen. Hat er gefragt, was es sie gekostet hat? Oder lieber nicht gefragt — es war überflüssig, er wußte es zu gut.

Aus einigen seiner kargen, grausam zurückhaltenden Briefe an sie klingt es deutlich heraus, daß er, der sich für unfähig hielt, zu lieben, doch sehr fähig war, eifersüchtig zu sein. Kathi Fröhlich war schön und unbeschreiblich anmutig, sie hatte tiefschwarze, wie Karajan sagt, „unendliche, eigentlich unergründliche Augen, in die man immer hätte hineinsehen mögen". Sie wurde bewundert, geliebt und umworben. Gelegenheit, eifersüchtig zu sein, hatte Grillparzer in Hülle und Fülle, Grund dazu niemals. Die Huldigungen, die man ihr darbrachte, ließen sie nicht nur kühl, sie empörten sie. „Was wollen diese Leute? Wissen sie denn nicht, daß es für mich nur einen Mann gibt?" schreibt sie an ihre Schwestern.

Und dieser einzige, der geglaubt hatte, in ihr seine Seligkeit zu finden, war schon bald von allen bösen Geistern des Zweifels ergriffen worden. Gab's ein Glück für ihn, gab's überhaupt etwas außer seiner Kunst? Gab's noch ein anderes als dieses unbegrenzte Streben nach ihr und nach allem, was zu ihr gehört? Er könnte wohl — seine Worte! — auch anderes ergreifen, aber festhalten nicht. Mit einem Worte: „Ich bin der Liebe nicht fähig," gestand er dem Freunde. „So sehr mich ein wertes Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher, und die Be-

wegungen dieses Etwas verschlingen alle andern so ganz, daß nach einem ‚Heute' voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein ‚Morgen'! denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen."

Und dennoch vermochte er nicht, sich völlig loszureißen, kehrte zurück, erfuhr Widerstand, ja Härte; denn eine demütige Dulderin war Kathi nicht, verlor aber in diesem schweren Kampfe nie das Bewußtsein ihrer unendlichen Liebe. Sie, ob auch noch so bitter gekränkt, fühlte doch immer tiefer als das eigne Leid die Qual, die ihn zu quälen trieb. Er litt, der Mensch, den sie am höchsten stellte, der ihr das Teuerste war, der Dichter, der sie begeisterte, dem sie die erhebendsten Stunden ihres Lebens verdankte; er war in all seinem geistigen Reichtum, all seiner Schöpferkraft ein armer Ruheloser. Sie wußte auch, daß, so weit der Himmel blaut, kein Wesen lebte, das ihm sein konnte, was sie ihm war in den kurzen Augenblicken der Rast, die sein Unfrieden ihm gönnte. Der Geliebte, der leidet, das ist der Allmächtige. Sie unterwarf sich, sie nahm das Kreuz einer unbeglückten Liebe, die täglich erneute Pein einer falschen Stellung — die ärgste für ein stolzes Herz — auf sich und trug sie kraftvoll und heldenmütig.

So war's ein langes Leben hindurch gewesen, und so sollte es bleiben. Als er ihr in späten Jahren, ein alter Mann der Gealterten, seine Hand und seinen Namen anbot, lehnte sie ab. Seine „ewige Braut" — in Gottes Namen. Seine Frau? Nein. Was sie von ihm ertrug, weil sie wollte, hätte sie nicht ertragen, weil sie mußte.

Was Grillparzer von Kathi Fröhlich gehalten, bezeugte er dadurch, daß er sie zur Herrin seines Hab und Guts wie über seinen poetischen Nachlaß einsetzte. Ihr vertraute er die Verfügung über die Werke, die er seit dem Tage seiner bittersten Enttäuschung vor Aller Augen — die ihren gewiß ausgenommen

— verborgen gehalten hatte. Den höchsten Beweis von Liebe und Vertrauen, den er geben konnte, hat sie aus der Hand des Toten empfangen.

Die Sorge für sein Andenken war bis zu ihrer letzten Stunde der Inbegriff ihres Dichtens und Trachtens und der ihrer beiden Schwestern, die sich, wie sie es von jeher getan, mit ihr identifizierten. Das Vermögen des Verstorbenen wurde seinen Verwandten überlassen, die Stiftung des Grillparzerpreises der Wiener Akademie der Wissenschaften wurde durchgeführt, die Schwestern-Fröhlich-Stiftung begründet, der Wiener Zweigverein der Schillerstiftung zum Erben der aus den Aufführungen der Dramen fließenden Tantiemen eingesetzt.

Es haben sich Leute gefunden, die der Lesewelt zur Kenntnis brachten, die Schwestern Fröhlich hätten nach dem Tode Grillparzers in seinen Reichtümern geschwelgt. Nun, in einem etwas andern Sinne, als jene Verständnisvollen es meinten, kann man das gelten lassen. Sie haben geschwelgt in einem unsäglich wehmütigen Triumph, als der „Bruderzwist in Habsburg" bei seinen Aufführungen im Stadttheater Stürme der Begeisterung entfesselte. Sie durften reich und beglückt gepriesen werden, als die gesammelten Werke ihres Dichters erschienen und in Deutschland, das sich immer so spröde gegen ihn verhalten hatte, endlich das Eis schmolz, Verständnis, Wärme, Bewunderung ihn begrüßten, und der Rang, der ihm gebührt, ihm eingeräumt wurde, der neben Kleist — vielleicht wohl vor ihm —, Goethe und Schiller am nächsten.

Gegen Kränklichkeit und Schwäche ankämpfend, hat Kathi sich aufrecht erhalten, bis ihre Mission erfüllt war, dann schloß sie die Augen zur ewigen Ruhe. Ihre treue Anna folgte ihr bald; sie, die Älteste, ging zuletzt, nachdem sie ihre Pflegebefohlenen heimgeleitet hatte. Kurz vor ihrem Tode hatte Anna Fröhlich — gewiß nach reiflicher Überlegung — einen schweren

Entschluß gefaßt: sie hatte ihre durch viele Jahre sorgsam geführten Tagebücher verbrannt.

Viele tadeln es, weil sie dadurch „der Welt" die Wahrheit über das Verhältnis Grillparzers zu Kathi Fröhlich vorenthielt. Die Wahrheit! Und wenn man sie euch sagte, würdet ihr sie gelten lassen und nicht sogleich wieder zu den euch liebgewordenen Irrtümern und Vorurteilen zurückkehren?

Was mich betrifft, ich meine: Anna Fröhlich hat ihre Tagebücher verbrannt. Sie hat es getan, folglich war es recht getan.

Einige Tage nach ihrem Tode stieg ich zum letzten Male die vier Treppen zur wohlbekannten Wohnung in der Spiegelgasse empor.

„Susanne, ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen und Sie zu bitten: erlauben Sie mir, die Zimmer des Herrn Hofrats und Ihrer Damen noch einmal zu besuchen."

Sie geleitete mich und ließ mich dann allein, und ich habe einen langen Abschied genommen und mir die Erinnerung an diese lieben, geliebten Räume und an jeden einzelnen Gegenstand darin tief eingeprägt. Nicht das geringste war verrückt, die gewohnte Nettigkeit und Ordnung herrschte.

„Mir ist ja, als ob sie jeden Augenblick zurückkommen müßten," sagte Susanne, die mich am Eingang erwartet hatte.

Aus einem zeitlosen Tagebuch

Tagebuch, Buch der Tage,
Der dunklen, der hellen,
Der nur zu kurzen,
Der endlosen, der unvergeßlichen,
Im besten, wie im schlimmsten Sinne.

Rom.

Ostern, Auferstehungsfest! — Wie viele Ostertage haben wir schon erlebt, wir alten Wiener, an denen uns empfindlich fröstelte und jeder Blick zum Himmel ein Blick in unendliches Dunkelgrau war, an denen ein scharfer Nordwest große Schneeflocken vor sich herjagte, die niederfallend der Stadt, für einige Augenblicke wenigstens, ein winterliches Aussehen gaben. Und dennoch! wem verbindet der Gedanke an Ostern sich nicht mit etwas sonnig durchleuchtetem, frühlingshaften und verheißungsreichen?

Ist das die Zeit, in der man von Gräbern sprechen darf und von Friedhöfen? — Vielleicht wohl. Über Gräber geht ja der Weg zur Auferstehung, und die Blumen, die aus Gräbern blühen, sind ihr lieblichstes Symbol. So hielt ich eine Vorfeier zu den kommenden Festen bei meinen Besuchen der römischen Campi santi. Einer der kleinsten, aber der poetischste, ist der akatholische Friedhof der Fremden bei der Cestius-Pyramide. Wenn seine Pforte sich hinter uns geschlossen hat, ist uns die Welt und ihr Getriebe versunken; wir selbst kommen uns vor wie Abgeschiedene, unerreichbar den Sorgen und Anforderungen des Tages in diesem kühlen, stillen Friedensport. Die Luft ist feucht und etwas schwer und trägt uns kräftigen Erdgeruch, von feinem Blumenduft durchweht, entgegen. Ruhevolle, weihevolle Stille herrscht, nichts ist laut, nichts ist bunt, kein Ton, keine Farbe. Zypressen, herrliche, in ihrer Vollkraft stehende Bäume, ragen pfeilgerade empor. Sie sind reihenweise auf den Boden gepflanzt, der stufenartig zur alten Stadtmauer aufsteigt. Ihnen zu Füßen liegt

Grab an Grab unter einfachen Kreuzen, schlanken Obelisken, großen Katafalken, kostbaren, oft von Meisterhand ausgeführten Denkmälern. Aus dem Dunkelgrün des Efeus, aus Einfassungen von Buchs, aus üppig blühenden Veilchenbeeten schimmern sie hell hervor. Kaum erwehrt man sich des kindischen Gedankens: Könntet ihr doch wissen, ihr armen Toten, wie schön ihr gebettet seid!

Mein erster Weg führt zu einem Grabe, dessen Marmorplatte den teuren Namen Theo Schückings trägt. Ihre Schwester Gerhardine, die Witwe des freisinnigen Mitglieds des preußischen Abgeordnetenhauses, Heinrich Rickert, hat in den schneeig weißen Stein die Worte einmeißeln lassen:

Du wählst das Gute, weil's das Gute ist,
Und eh du wähltest, hast du es getan.

So war sie, in diesen zwei Zeilen ihr ganzes Wesen gekennzeichnet. Wohl jedem, der sie gekannt hat! Er hat erfahren, daß Menschen leben, für die das Gute tun heißt, dem Gesetz ihrer eigensten Natur entsprechen.

Theo Schücking ruht in der Nähe des kleinen Tempels, in dem die Asche ihrer mütterlichen Freundin, Malwidas von Meysenbug, beigesetzt wurde. Das Frühjahr 1903 hat beide hinweggerafft, die vielgefeierte Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" und die feinsinnige Tochter des Schriftstellerpaares Levin und Luise Schücking. Rom, das ihre geistige Heimat gewesen ist, birgt nun ihren Staub, und liebreich bewahren treue Freunde, die hier leben, ihr Gedächtnis. Nicht vielen der Schläfer in diesem Gottesacker wird das zuteil. So mancher, sogar berühmte Name erweckt in uns nicht mehr das Bild einer Persönlichkeit. Und die andern, die hier Verlassenen? ... ein Blick auf ihr Denkmal, und wir gehen vorbei. Da liegt eben auch einer oder eine von denen, die herkamen aus oft weiter Ferne, sich Gesundheit zu holen oder Trost im Leide, Zerstreuung oder Nahrung für ihren Wissensdurst, ihren Schaffensdrang. Gar

oft aber greift uns der Inhalt einer Inschrift an das Herz. Wir lesen vom schweren Abschied, den Eltern von einem vielgeliebten Kind genommen, für das sie Genesung erhofften im milden Süden, wir erbauen uns an einem hehren Bibelspruch, werden von freudiger Rührung erfüllt bei jeder mit frommer Zuversicht ausgesprochenen Hoffnung auf ein seliges Wiederfinden im ewigen Lichte.

Ein Grab ist auf diesem Campo santo, da hat der Schmerz der Sprache keinen Ausdruck entlehnt, er nahm von ihr nur die Worte: Maria Obolensky, Pietroburgo 1855. Luglio. Roma Marzo 1873. Dafür hat die bildende Kunst eine erschütternde Beredsamkeit entfaltet und ein unvergleichliches Denkmal aufgerichtet. Es erhebt sich vor uns unter einem leichten Glasdach; die Säulchen, die es tragen, sind von Efeu umrankt, er umschlingt sie in üppigen Gewinden, er klettert schon über das Dach, breitet wie beschützend grüne Ärmchen über die erblindeten, milchweiß gewordenen Scheiben. Mild abgedämpft fällt durch sie das Licht auf einen kleinen Bau aus Marmor — eine Gruft. Zur Spalte geöffnet ist einer ihrer eisenbeschlagenen Türflügel. Zwei hohe Stufen führen zum Eingang hinab, und auf der oberen ruht eine junge weibliche Gestalt. Sie trägt ein einfaches Gewand, dessen Falten sich dicht und weich an den zarten Körper anschmiegen. Ihr feiner Rücken ist gebeugt wie unter einer schweren Last, sie hat den Kopf abgewendet von der schauerlichen Tiefe und blickt vor sich hin, trostlos, wie fragend: Muß es sein? Ich bin so jung und doch nicht jung genug, um leicht zu sterben, wie Kinder sterben, weil sie noch nicht ahnen, wie schön das Leben sein könnte, wie köstlich schön.

Diese Gedanken schweben auf ihrer Stirn, ihr holdes Dulderangesicht spricht sie aus; das ganze Bildwerk atmet eine Trauer, von der jede kleinste Einzelheit durchatmet ist, jede Falte des Gewandes, jede Strähne der linden, reichen Haare, jeder Finger der verschränkten Hände. Gefaltet liegen sie auf dem rechten

Knie, das linke ist gestreckt, und schon steht der Fuß auf der nächsten Stufe zum verhängnisvollen Eingang ... Du armes Kind! je mehr ich mich in deinen Anblick versenke, je mehr belebst du dich, und bekannte Züge sehen mir aus deinen Zügen entgegen. Du hast eine leid- und anmutvolle Schwester, ein Dichterkind, aus dem Geist und dem Herzen Turgeniews geboren, Lisaweta Michailowna. Sie hat das Glück mit Augen geschaut, hat es in ihren Armen schon gehalten und, kaum errungen, verloren. Du hast vom Glück vielleicht nur geträumt, und deine Sehnsucht ist verewigt in diesem beseelten Stein.

Ich habe das Werk bewundert und geliebt, aber den Namen des Meisters, der es schuf, nicht gewußt. Jüngst erst wurde er mir genannt: — Antokolskij — und nun war das Geheimnis der Vollendung, die ich angestaunt hatte, mir gelöst.

Am Tage unseres Besuches des Friedhofs der Fremden fanden mein treuer Wandergefährte und ich uns auch im Nationalmuseum ein, dem mir besonders lieben. Nicht bloß um der Schätze willen, die es enthält, auch als Bauwerk. Vor mehr als anderthalb Jahrtausenden ein Teil der Diokletians-Thermen, dann Kartäuserkloster, heute der Aufenthalt edelster Reste griechischer und römischer Kunst. Sie füllen die Säle des ersten Geschosses, die herrlichen, nach Michelangelos Entwürfen erbauten Säulenhallen, sie sind eingezogen in die einstige Domäne der schweigenden Brüder. Das kleine Haus eines Kartäusers umschloß, außer dem Wohnraum, eine Loggia, die zu einem Gärtchen führte. Die Mauern, von denen es umgeben war, begrenzten eng sein irdisches Bereich, hemmten aber nicht seinen weiten, freien Ausblick zum Himmel. Wer war's, der zuerst das Gärtchen bebaut und gepflegt hat? wer tat es nach ihm, und wer hat das Erbe ihres Fleißes angetreten? Wer hat die Zelle bewohnt, von deren Wänden uns jetzt heitere Darstellungen hellenischer Feste anlächeln, als diese Wände noch kahl und rauh waren und ihr ernster, ihr einziger Schmuck ein Kruzifix gewesen

ist? — Hat ein menschen- und freudenmüder Weltmann vor ihm gekniet? Hat einen Forscher und Denker alle Weisheit und Wissenschaft auf weiten Umwegen am Ende hierher geführt zu den Füßen des Kreuzes? Hat vor dem Dornengekrönten ein großer Büßer auf dem Angesicht gelegen, und mußte auch sein Gebet lautlos sein und der Aufschrei seiner Inbrunst und seiner Reue auf seinen Lippen sterben?

Wenn sie wiederkehren könnten, die stummen Mönche, wenn sie den Kreuzgang durchschreiten würden, der in seiner großartigen Einförmigkeit aufs Auge wirkt wie ein langgehaltener feierlicher Orgelton aufs Ohr — wenn sie ihn belebt sähen von den Werken einer heidnischen Kunst — Entweihung müßte es ihnen erscheinen und überall träte sie ihnen entgegen, auf Tritt und Schritt, wie in der Säulenhalle auch in dem zum Garten umgewandelten Klosterhof. Sie grüßt noch aus Trümmern, die kunstvoll auf dem Boden zerstreut oder in grünen Gebüschen halb verborgen sind, ein Widerschein antiken Geistes spiegelt sich in Michelangelos Delphinenbrunnen, dem Mittelpunkt dieser Wunderwelt.

Als wir vom Campo santo kommend an ihn herantraten und seinen springenden Wasserstrahl im Sonnenglanz schimmern sahen, berührte es uns eigentümlich ergreifend, daß auch hier — eine Tote lag. — Nicht jung die, und nicht schmächtig — eine halbtausendjährige Riesin mit grauem, schrundigem Leibe. Wie ein vorweltliches Ungeheuer nahm sie sich da hingestreckt aus: die vorletzte der noch übrig gebliebenen Zypressen, die Michelangelo gepflanzt hat. In einer stürmischen Februarnacht ging sie zur Rüste. Hätte sie Widerstand geleistet, kurze Zeit, ein paar Wochen nur noch! Die Rosensträucher, die rings um sie her sproßten und bis hinauf in ihre höchsten Äste zierliche Ranken spannen, fingen schon an zu knospen. Wie bald, und sie hätten die Welke, die Morsche wieder umblüht und umduftet und jeden ihrer dürren Zweige und abgestorbenen Äste mit den Feuerfarben des Lebens und der Jugend geschmückt.

Aber — sie hat nicht mehr warten gewollt; zu bös hatte der strenge Winter ihr mitgespielt, zu arge Fröste hatten ihren greisen Körper durchzittert. Genug! knisterte es die verwitterte Rinde entlang, genug! brach es dröhnend aus den Höhlen ihres gewaltigen Stammes. Wie knapp am Boden abgehauen, sank sie nieder und ließ ihre Wurzeln der Erde und verletzte in ihrem Sturze keines der ehrwürdigen Reste in ihrer Nähe. Sachte legte sie ihr noch von einigen dunkeln Zweigen gekröntes Haupt auf den Boden hin, den Michelangelos Fuß betreten hat.

Heimat.

Ein besonders stiller Sonntagnachmittag im Sommer bei uns auf dem Lande. Aus dem Hause ist alles ausgeflogen, die Spatzen in den Dachrinnen einzig ausgenommen. Im Garten herrscht die schönste Einsamkeit, lebendige, wonnige, atmende Ruhe. Feierlich breiten die Bäume ihre Zweige in die milde, regungslose Luft und trinken Sonnenschein. Die Vögel haben sich müde gesungen, kein einziges Stimmchen wird laut. Ich gehe langsam in den Laubengängen und zwischen den Wiesen hin und kann den Fuß auf keine Stelle setzen, die nicht vor langer, langer Zeit, oder vor einer noch nicht fernen, ein mir teurer Mensch betreten hat.

Sie alle haben den dankbaren, fruchtbaren Boden unserer Heimat geliebt, und wenn ich über ihn hinschreite, umgeben sie mich, die Erbin dieser Liebe, sie mir ins Dasein, ich ihnen in den Tod getreu. Die Erinnerung knüpft ihre feinen, starken Fäden, trägt mir liebe Bilder, liebe Worte zu. Auch manches begrabene Leid regt sich, ein Widerstreit erwacht. Aber nur der Schatten seiner selbst, ohne Härte und Herbigkeit.

Entschwundene Zeit! Erst das Heute lehrt, was in deinem Damals des Kampfes wert oder unwert war.

Wie die Linden duften! Süß und schwer, beinahe betäubend. Die alten Bäume sind mit einem dichten Regen junger Blüten ganz überschüttet. Schlußakkord vom Farbenjubel des Frühlings. Was jetzt erklingt in unhörbaren Tönen, aus dem tiefen Dunkel der Blutbuchen bis herauf zum wasserhellen Ton des weißen Ahorns, ist eine sanfte Symphonie in Grün. In ihrer Lautlosigkeit schmeichelt sie sich dem Auge ein, wird ihm Erquickung und Labe. Es genießt mit Wonne alle Schönheit, die ihm entgegenquillt aus jedem Blatt am Baume, jeder Blume auf der Wiese, genießt mit tiefem Entzücken den Frieden dieser segensreichen Stunde.

Der Teich liegt so regungslos wie eine große Glasscheibe und spiegelt den eintönig blauen Himmel wieder. Ringsum in den Gebüschen, da haben die Nachtigallen in ihrer Braut- und jungen Ehezeit goldig tönende Sängerkriege geführt, haben eins das andre überboten mit Klagelauten flehender Sehnsucht, mit Flöten und Schluchzen, mit dem Jubeln und Jauchzen triumphierender, beglückter Liebe.

Jetzt ist es aus. Der kleine Vogel schweigt über die Familienfreuden und -sorgen, die er sich ersungen hat.

In den das Buschwerk überhängenden Zweigen hat sich etwas geregt und kommt herabgeflogen auf den Weg. Etwas Kleines, Herziges, Weiß und Schwarzes mit Spindelbeinen. „Guten Abend, Fräulein oder vielleicht Frau Bachstelze.“ Sie begibt sich dicht an den steinernen Rand des Teiches, der platt voll ist, läuft schnell und still wie eine Maus, bleibt stehen, tunkt den Schnabel ins Wasser, läuft ein Stückchen weiter, tunkt wieder, und so oft sie das tut, hat eine winzige Mücke ihre Existenz aufgeben müssen. Und wer weiß, was für eine fröhliche und ihrer Fröhlichkeit bewußte Mücke das war. Jetzt ist sie ein bewußtloser Bachstelzenbestandteil geworden.

So wäre denn eigentlich mein Traum vom unendlichen Frieden nun ausgeträumt. Was uns lebendig und glücklich scheint, lebt von Tod und Qual.

Die große Stille wird durch ein plätscherndes Geräusch unterbrochen.

„Da sind sie ja, Madame Schwalbe. Dürften wohl auf der Jagd nach einem fliegenden Wild etwas tiefer ins Wasser geraten sein, als Ihnen lieb war."

„Durchaus nicht; es war ein Flugbad in der Eile. Ich habe sechs aufgerissene Schnäbel zu stopfen."

Richtig, sechs Schwälblein, nicht größer als die Faust eines dreijährigen Kindes, hocken auf der Querstange neben dem Teiche, die zum Ruheplatz für die noch nicht flugsichere Jugend angebracht worden ist. Sie hocken und schauen und warten, und so geschwind wie ein geschleuderter Stein kommt die Mutter aus der Luft herabgestoßen und hat irgendein erbeutetes Lebewesen, ein Würmchen, das sich kläglich krümmt, eine Larve oder eine Fliege im Schnabel. Alle Wartenden strecken die Hälse und erheben ein ungestümes Geflatter. Dann Ruhe. Eins ist mit einem guten Bissen versorgt worden, die andern sind voll Neid, aber auch voll Hoffnung. Die Mutter ist ja gleich wieder auf Raub ausgeflogen und auch bald wieder in Sicht. Neues Geflatter erhebt sich, und abermals ist ein aufgerissener Schnabel gestopft worden. Und so weiter, einer nach dem andern, bis alle versorgt sind, keins vergessen worden und keins zweimal beteilt.

Frau Schwalbe hat zum Besten der Brut ihre Grausamkeiten mit großer Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe vollbracht.

Nach dem Abendessen die Lektion — ein Ballett in der Luft. Die Mutter, vielleicht auch der Vater, und eine Anzahl Verwandter, fliegen den Kleinen etwas vor, überbieten sich an Grazie und Eleganz in ihrem lautlosen, wonnigen Gleiten und Schweben. In Ellipsen, in Spiralen, in engen und weiten Ringen kreisen sie über dem Wasser, tauchen die Brust in seine Kühle,

kosen ganz hingegeben mit weitausgebreiteten Flügeln die linde Luft, die sie sanft und liebreich trägt, jagen einander nach, schießen plötzlich wie Pfeile in Wolkennähe empor.

Und die Kleinen gucken, gucken, gucken, stoßen einander an, fragen: Wollen wir's nicht auch probieren? — Und eins schüttelt sich, hebt sich, fliegt und — kann's, und ist ein Meister schon nach dem ersten Versuch.

Die übrigen lassen sich nicht spotten, folgen dem Beispiel, tun es glorreich, und große Freude über den famosen Nachwuchs herrscht in der ganzen Kolonie. Ein allgemeines lautes Gezwitscher erhebt sich, schallt hell über den Teich, tönt beifällig von den Zweigen. Nun weh den Mückenschwärmen, die dort tanzen im Abendsonnenschein. Die fliegen können, werden auch jagen können. Gott behüte das kleine, lustige Mückenvolk vor dem Wolfshunger junger Schwalben.

„Wird sie nicht behüten," sprach eine alte Dicke, die es im Gedankenlesen weit gebracht haben mußte. „Sie, Angehörige der Würger, die alles fressen, nur daß es bei euch ‚essen' heißt, scheinen mir eine sentimentale Heuchlerin. Was steht denn Tausenden der Meinen von Ihresgleichen bevor, wenn wir im Herbst reisen, dem Licht und der Wärme nach. Wissen Sie das?"

„Ich weiß," erwiderte ich kleinlaut.

„Nun, wir Tiere klagen nicht und klagen nicht an. Wir jagen auch nicht zu unserm Vergnügen und fressen bloß aus Notwendigkeit; ohne Liebe und ohne Haß erfüllen wir das Gesetz des großen Tieres Erde, das einem allerhöchsten und unerforschlichen Schöpferwillen folgen und unaufhörlich Leben hervorbringen und verschlingen muß. Verstehen Sie?"

„Sehr gut."

„Und werden das Getier nicht mehr bejammern, das uns zur Nahrung angewiesen ist?"

„Nicht mehr."

„Also, gute Nacht."

Und sie flog fort, ihrem wohlbestellten Neste zu in einer Mauerritze des Pferdestalls.

Wieder herrschte eine melodische Stille, eine atmende Regungslosigkeit. Nur hoch oben im Wipfel der feinen, schlanken Birken schaukelten und wippten, wie spielend vor dem Schlafengehen, einige kleine Blätter. Langsam zog das graue Dämmern heran, und wieder erfüllte mich das Gefühl eines unendlichen Friedens. Doch war das nur der Abglanz des Friedens in meiner eignen Brust. In den Hainen, den Gängen, den Beeten drängten überall die Starken vor den Schwachen und diese vor noch Schwächeren ans Licht, entfalteten sich auf ihre Kosten, gediehen durch die ihnen entzogene Kraft.

Und mir war, als führe auch das scheinbar Leblose die Sprache der Schwalbe.

Eine Heldin.

Wie hat der Sturm gerast, wie wanden und beugten sich die Bäume, wie schmerzlich stöhnte ihr Geäst! Die welken Zweige knisterten und brachen, vom Stiele gelöste Blätter und ein Schnee von losgerissenen Jasminblüten tanzten einen tollen Wirbeltanz, gequält schlug das hohe samenschwere Gras jagende, wild gekräuselte Wellen, und der Anblick, den der Garten bot, war der eines großen Leidens. — Blutbuche, du Blume unter den Bäumen, du üppigzarte mit dem dicht umwachsenen Stamme, den harmonisch, wie eine schöne Melodie ausklingenden Zweigen, empfandest die Qual am tiefsten. Gnade! spiele nicht so unbarmherzig mit mir! schienest du Sturmgepeitschte zu rauschen... Deine Nachbarin, die stämmige Fichte neben dir — die klagte nicht, die nahm den Kampf mit dem schonungslosen Element trotzig auf.

Vor Jahren, ja, da ist der Sturm ihrer Herr geworden, mitten entzwei gerissen hat er ihren jungen edlen Leib. Einer klaffenden Wunde glich der breite, schräge Spalt, der ihr Inneres bloßlegte. Ihr Haupt, das keine andere Last je getragen als die ihrer duftenden Zapfenkrone oder die silberweiß schimmernder Schneeflocken, das keine andere Berührung je gefühlt als die der Flügel kleiner Sänger, die es jubelnd und zwitschernd umflogen, ihr stolzes Haupt lag auf dem Boden, und elendes Gewürm kroch heran und ergriff Besitz von der Todgeweihten.

Aber durch die Äste des kräftigen Strunks ging ein wundersames Beben; sie reckten und streckten sich, die niedrigsten selbst, selbst die auf dem Wiesengrunde ruhenden, bogen ihre Spitzen zur Höhe strebend empor, wie durchzittert vor Sehnsucht und Ehrgeiz, selbst Wipfel zu werden ... Und der zerspellte Baum wuchs und wuchs in verjüngter Kraft, nicht mehr schlank wie früher, rüstiger, gedrungener, dem Kampfe besser gewachsen; trieb Zweige voll Mark und Saft mit Nadel schimmernd wie Seide, zäh und biegsam wie feinster Stahl und bekrönte sich mit einem pfeilgeraden majestätischen Wipfel.

So steht die Heldin heute da, und wenn die andern Bäume wanken und sich im Sturme biegen, läßt sie sich wie spielend von ihm schaukeln, und wenn die Gefährten ächzen und stöhnen, erhebt sich in ihrem dunkeln Gezweige ein tiefes, fast drohendes Murmeln; sie klammert sich mit ihren Wurzeln eisenfest in die Muttererde und wiegt, umwettert und umtobt, in stolzer Ruh das immergrüne Haupt.

Die Linden.

Da stehen wir, die alten Linden und ich. Sie in vier langen Reihen auf dem breiten Wege, ich auf der Rampe, die neben ihm herläuft. Da stehen wir und sehen einander an.

Was ist aus uns geworden? Was aus mir, die so müd an euch vorüberschleicht, und was aus euch? Wißt ihr noch, Linden, daß ihr einst üppige grüne Gewänder trugt, die samtweich und seidig schimmernd an euch niederwallten und sich auf den Rasen ausbreiteten wie Schleppen von Königsmänteln? Wenn der Wind euer Laub durchrauschte, gab es ein Brausen wie von Orgelklängen, und ihr recktet und wiegtet euch voll Majestät in der gewaltigen Melodie. Und wenn leise Lüfte in eurer Blätterunendlichkeit spielten, da war's wie ein Traum von lieblichen Liedern, ein geheimnisvoll wortloser Gesang, der mein Kinderherz mit einer unaussprechlichen großen Seligkeit erfüllte, von der heute noch, wenn ich seiner gedenke, ein Reflex in mir erwachen kann.

Nun brauset und orgelt und singt ihr nicht mehr. Ihr stöhnt und knirscht, wenn der Sturm euch schüttelt; knisternd lösen sich dürre Zweige und Reislein von eurem Geäst und bedecken den Boden rings um eure einst kraftstrotzenden Stämme. Wie gespaltet und zerklüftet sehen die aus, wie neigen einzelne von ihnen sich so müde zur Seite, voll Sehnsucht, an die Brust der Mutter Erde zu sinken. Mein grüner Dom, unter dessen lebendiger Kuppel ich gewandelt bin in wonnigen Andachtsschauern, wo ich gejubelt, gebetet, angebetet habe, was ist aus dir geworden?

Traure nicht über uns, tönt es mir von den Linden zurück. Wir werden noch vielmals unser Laub jugendfrisch erneuern und es mit einem duftenden Blütenschleier überziehen, und Hunderte von Vögeln werden in unsern Zweigen nisten und Millionen Bienen uns summend umschwärmen, während hier auf Erden jede Spur von dir verweht sein wird. Wir werden nicht um dich trauern, traure du nicht um uns. Und auch nicht um die Zeit, in der unsere Enge deine ganze Welt umschloß. Wir haben dir breite Fenster in unserm Dickicht geöffnet, blicke hinaus. Vor dir liegt das heimatliche Land, von dem jede Scholle dir teuer ist, und ein Stück der Unendlichkeit des Himmels.

Blicke hinaus ins Begrenzte und Unbegrenzte, tu's mit der verdoppelten, vertausendfachten Liebe des Scheidenden, tu's mit der seligen Wehmut des Entwachsenden. Segne, benedeie, träume deine letzten dunkelhell beschwingten Erdenträume vor dem Erwachen in der Ewigkeit.

*

Ich habe kleine Wahrzeichen, an denen ich die Menschen zu erkennen glaube. So, zum Beispiel, bilde ich mir ein, daß, der nicht heiß und inbrünstig gebetet hat, wenn auch nur ganz kurz, in einem großen, schwerwiegenden, nie vergessenen Augenblick höchster, schmerzlichster Not oder höchster Glückseligkeit, immer etwas Ungelöstes in seiner Seele behält, eine unerschlossene Knospe, einen unbefruchteten Keim. Er kennt den höchsten Aufschrei des Menschenherzens nicht — das unwillkürlich herausgestoßene Gebet. Er wird unzugänglich sein für alles, was sich der Herrschaft des Verstandes entzieht, er wird kein Versteher sein, wenn auch klug, gut und hilfreich seiner Absicht nach. Im schönsten Fluß unsrer liebsten und besten Gedanken werden wir bei ihm plötzlich wie auf eine Eisscholle stoßen. Es hat sich in ihm nie das schönste Wunder begeben.

*

Wir erheben uns nie höher, als wenn wir in Gedanken versinken.

*

„Du bist erbärmlich, du bist nichts," sprach der Gedanke zum Einfall. Dieser erwiderte: „Ich möchte wissen, ob du dich irgendwo einfinden kannst, wo ich nicht früher gewesen bin."

*

Talent ist Glück — doch wenn es sich entfaltet
Durch Mut und Kraft in reicher, voller Pracht,
Dann ward zur Frucht die Blüte ausgestaltet,
Wir haben dienstbar uns das Glück gemacht.

J. F.

„So".

Es war merkwürdig, was sie aus diesem „So" zu machen wußte. Wenn sie es sagte, im ernsten Gespräch mit einem ihr geistig Ebenbürtigen, langsam und nachdenklich, da kam es wie eine Pause auf dem Wege des Suchens nach dem letzten Grund der Dinge. Wenn es bestimmt und durchdringend klang, dann bekräftigte sie damit einen ihrer weisen und ureigenen Gedanken. Ein anderes Mal warf sie es leicht hin, als bequemes Auskunftsmittel, als ein Zeichen barmherziger Anteilnahme, wenn ein Langweiliger redete, den niemand anhören wollte. Sie sagte es heiter, aufmunternd und frisch, wenn einer einen Ausspruch getan hatte, der ihr gefiel, und dann tat es dem, dem es zugestimmt, mehr Ehre an, als Lob- und Preisgesänge aus dem Munde vieler getan hätten.

*

„Das Jahr 1804, Kants Todesjahr, ist Feuerbachs Geburtsjahr gewesen. Kant hat das Werk der deutschen Aufklärung abgeschlossen und dem neuen deutschen Idealismus die Bahn geöffnet. ‚Feuerbach singt der nachkantischen Spekulation das Todeslied.' Er schließt den Bund mit der Naturwissenschaft, ruft die Philosophie auf den festen Boden der Realität zurück," sind Worte von Professor Dr. Friedrich Jodl.

So dürfte man vielleicht sagen: Die Psychologie hatte sich verstiegen. Da kam die Physiologie und zeigte ihr den Weg.

*

Der still beherzt um höchste Güter wirbt,
Dem stirbt die Welt, bevor der Welt er stirbt.

*

Sich glücklich fühlen können auch ohne Glück — das ist Glück.

*

Hast du ein feines, leishörendes Ohr,
Den Stimmen des Weltalls zu lauschen,
Dann tönt dir aus kleiner Muschel hervor
Des Meeres Branden und Rauschen.

*

Wenn ich nicht schlafen kann, rufe ich meine Gedanken und sage: Kommt, unterhaltet mich, meine Gedanken!

*

Ein Grammatiker war gestorben. Er hatte eine glückliche Ehe mit seiner Frau geführt, obwohl die Gute, allen seinen Bemühungen zum Trotz, nie korrekt sprechen lernte. Nach seinem Hinscheiden warf sie sich verzweifelnd über seine Leiche und rief: „Wie soll ich leben ohne dir?"

„Ohne dich," verbesserte der Tote.

*

Eigensinn, Rückgrat des Schwachen.

Der alte Meister.

„Wir befehden dich, warum nimmst du den Kampf nicht auf?"

„Weil ich eure Zukunft schon als Vergangenheit sehe."

St. Gilgen.

Auf meinem Heimweg vom Spaziergang schloß eine Bäuerin sich mir an. Wir plauderten. „Neulich," erzählte sie mir unter anderem, „hat eine Dame einer armen Frau zwei Kronen geschenkt. Die is nach Haus gegangen und hat ihrem Mann das Geld gezeigt. Zuerst fahrt er sie an: ‚Hast vielleicht gebettelt?' Dann besinnt er sich, daß er jetzt seine Schuld im Wirtshaus

zahlen könnt, und sagt: ‚Gib her!‘ Aber sie weigert sich, sie braucht das Geld selbst zum Ankauf einer neuen Sichel. Der Streit war gleich fertig, sie sind „raufet“ worden, und er hat sie so hart an die Wand geworfen, daß sie umgefallen is und sich ein paar Rippen gebrochen hat. Die Tochter weint und schreit, rennt um den Doktor, der kommt, hilft die Frau ins Bett bringen, untersucht, macht Umschläge, verspricht, daß bald alles wieder gut wird, und begehrt für seine Mühe zwei Kronen.

‚Jesses,‘ sagt der Mann, ‚nein, das Glück, daß wir die zufällig grad im Haus haben.‘“

Beim Vorlesen einer meiner Arbeiten.

Wenn die Zuhörer nicht gleich in Ekstase geraten, denk ich: „Da haben wir's! einmal wieder etwas Mißglücktes!“ Und geraten sie in Ekstase, dann denk ich: „Sie verstehen nichts.“

*

Daß alles vergeht, weiß man schon in der Jugend; aber wie schnell alles vergeht, erfährt man erst im Alter.

*

Von so manchem Buche kann man sagen: Dran ist viel, aber drin ist nichts.

*

Abgeschrieben kann das Leben nie werden, dazu ist es zu reich.

*

Was du sagen willst, sagen können, wie du willst — hohe Kunst.

*

Mitrennen aus Angst, für einen lahmen Alten gehalten zu werden, wie erbärmlich! Besser tausendmal, sich von dem vorwärtsstürmenden Trosse zertreten als sich von ihm fortreißen zu lassen.

*

O ja, es gibt ein Mittel, die Ehen und die Literaturen zu verbessern: Abschaffung der bräutlichen Mitgift, Abschaffung der Schriftstellerhonorare.

*

Es ist für unsere Seelenruhe ebenso notwendig, vergessen können, wie nicht vergessen können.

*

Auch nicht geschriebene Briefe kommen manchmal an.

*

Sich verbeißen in seine Arbeit, auf sie hoffen, an ihr verzweifeln, mit ihr ringen bis zur Erschöpfung, bis zur Selbstvernichtung — es ist eine Qual, aber eine mit Glückseligkeit verwandte.

An Louise Schönfeld-Neumann.

(7. Dezember 1901.)

Die Blumen hold, die deine Kunst uns streute,
Du Vielverehrte! sie verblassen nicht;
Vor unsern Augen stehen sie noch heute
In Farben licht.

Den Blumen, die so reich in andrer Leben
Dein edler Geist und deine Güte flicht,
Auch ihnen wurde Zaubermacht gegeben,
Sie welken nicht.

Wenn Blumen nun bei deinem Fest erscheinen, —
In stiller Schönheit prangen sie ja wohl —
Dann sind von all der Lieblichkeit der Deinen
Sie nur Symbol.

*

Auf dem Heimwege aus einer großen Gesellschaft ist mir heute dieses Märchen eingefallen.

Es war einmal ein alter, weiser König, der so viel nachgedacht und studiert hatte, daß er darüber völlig den Schlaf verlor. Die berühmtesten Ärzte wurden berufen, verschrieben die bewährtesten Narkotika, erfanden neue, wandten sie an, — nichts half. Die Schlaflosigkeit des Königs wurde immer unerträglicher, und die Doktoren rieten ihm endlich, alle Medikamente aufzugeben und sein Heil in der Langweile zu suchen. Unermeßliche Langweile, meinten sie, müsse ihm doch Schlaf bringen. Er faßte Vertrauen zu dieser Methode, umgab sich mit den fadesten Menschen des Landes, ließ sich die „Familie Halden" und den „Tom Jones" vorlesen. Wer irgend im Rufe stand, langweilig zu sein, erhielt einen Posten am Hofe des Monarchen, und der Verfasser eines Theaterstücks, bei dessen Aufführung nicht nur das gesamte Publikum, sondern auch — nie dagewesen! — der Dichter selbst einschlief, bekam den Staatspreis.

Aber leider, ihren wahren Zweck erreichte die Dichtung nicht; der König blieb wach in seiner Loge, bis endlich auch die Schauspieler einschliefen und die Aufführung ein Ende hatte. Damit die Ruhe des Herrschers ungestört sei, wurde vollkommene Lautlosigkeit zum Gesetz erhoben. Wagengerassel war verpönt, den Hunden das Bellen bei Strafe ewiger Gefangenschaft untersagt. Im Parlamente wurden alle Pultdeckel abgeschraubt, reden durfte nur, wer stockheiser war, und sogar Ohrfeigen durften nicht schallen. Ehemalige Ausrufer mußten lernen sich

in der Zeichensprache auszudrücken; nur die Taubstummeninstitute genossen den Vorteil, von der Schweigkommission unbelästigt in den Straßen zu spazieren.

Zuletzt schien die Hauptstadt bloß von Maulwürfen bewohnt.

In diese Lautlosigkeit brach eines Morgens plötzlich ohrenbetäubender Lärm herein. Die Bevölkerung drängte sich jauchzend und schreiend dem Tore zu, durch das der Königssohn an der Spitze seines Heeres eingezogen kam, ruhmgekrönt, als Sieger über den Erbfeind, den er in einer Reihe glorreicher Schlachten gänzlich niedergeworfen hatte. Unter Fanfaren, Trompetengeschmetter und Paukenschlägen marschierten die Regimenter ein. Das Volk jubelte, brüllte. Der Prinz wurde samt seinem Berberhengste in die Höhe gehoben und unter frenetischem Triumphgeschrei zum Königsschlosse getragen.

Der alte, schlaflose König wankte ihm bis zur Terrasse der breiten Freitreppe entgegen und begrüßte mit weit ausgestreckten Armen seinen Heldensohn.

Mit noch höherem Entzücken wurde der Prinz von seiner Braut, der schönsten Prinzessin der Welt, erwartet, und die Hochzeitsfeierlichkeiten sollten sogleich stattfinden.

Der König befahl, sie prunkvoll auszurichten. Je lärmender, lauter und lustiger es dabei zuging, um so besser. Er erklärte, an allen Vergnügungen teilnehmen zu wollen und verbat sich die Einsprache seines Sohnes und der Ärzte.

„Was hätte ich noch zu fürchten, da ich nichts mehr zu hoffen habe?" sagte er. „Die schönste, kunstvollste Langweile hat mir auch nicht eine Stunde Schlaf gebracht, ihr zum Trotze gehe ich elend an Schlaflosigkeit zugrunde, bin aufgegeben und wünsche mir nur noch ein baldiges Ende. Laßt mich tun, was ich kann, um es herbeizuführen."

So gab es denn Festlichkeiten im ganzen Lande, und die des Hofes eröffnete eine großartige Brautsoiree, zu der alles geladen wurde, was nobel und vornehm war.

Die Unterhaltung befand sich im vollen Gange, als der König erschien und nachdrücklich verlangte, daß um seinetwillen auch nicht ein einziges Gespräch unterbrochen werde. Aufmerksam folgte er der Konversation, die unermüdlich dahinfloß wie ein Wässerchen im Rinnsal. Manchmal erhob sich ein Gekicher, oder es wurde laut gelacht über einen Witz, eine Anekdote, eine üble Nachrede; aber die Sache kam dem König ziemlich schal vor, er staunte über die Geistestemperenzler, die ihr Genügen fanden an so magerer Kost, und gedachte in seiner Güte ihnen eine bessere vorzusetzen.

„Was sagen Sie denn, meine Herren und Damen," fragte er, „zu unserem großen Astronomen, der neulich einen neuen Planeten entdeckt hat?"

Keine Antwort. Die Angeredeten sahen einander verstohlen an. Einzelne schwache: „Ach ja!" ließen sich vernehmen. So manchen jungen, hübschen Mund umflog ein spöttisches Lächeln, der getreue Hofstaat war von Bestürzung ergriffen. Einer der edlen Diener las vom Gesicht des andern den schmerzlichen Gedanken ab:

„Unser guter Herr wird schwach. Jetzt spricht er in Gesellschaft gar von Planeten!"

Der König bemerkte, daß er mit seinem Ausflug ins Astronomische keinen Erfolg gehabt hatte, und begann von Büchern zu reden, von Kunst und Künstlern und von allerlei sehr interessanten Dingen, machte aber damit ebensowenig Glück wie mit seinem Planeten.

Halb und halb verlegene: „Ach ja!" ließen sich abermals hören, ein zustimmendes Räuspern kam zutage, dann begannen die in einiger Entfernung Sitzenden und Stehenden miteinander zu flüstern, ihre Nachbarn mischten sich ein, man klatschte und lachte, man unterhielt sich wieder, befand sich wieder in seinem Element, die fröhliche Ungeniertheit war zurückgekehrt. Und wenn der hohe Gastgeber ein Wort einwarf, zerplatzte es —

obwohl das Wort eines Weisen und eines Königs — wie ein Bläschen im Gerinsel.

Der alte Herrscher sah ein, daß er sich's gönnen dürfe zu schweigen, weil er aber die Wohlerzogenheit selbst war, gab er sich alle erdenkliche Mühe, aufmerksam zuzuhören. Es kostete ihn eine große Anstrengung, erschöpfte ihn. Sein Gesicht wurde immer bleicher, die Spannung der Züge ließ langsam nach, der Glanz der Augen trübte sich... Und nun — der Arzt, der seinen erlauchten Patienten unablässig beobachtete, wagte kaum zu glauben, was er sah — Seine Majestät hatten die Hand mit dem Taschentuch zum Munde gehoben, um ein Gähnen zu verbergen. Seine Majestät hatten — das seit Jahren nicht mehr Erlebte war geschehen — Seine Majestät hatten gegähnt!... Nicht lang, und die seltene Erscheinung wiederholte sich, das Haupt des Königs sank in die Kissen des Sessels zurück, die Augen schlossen sich — er schlief.

Zugleich mit dem Arzte war der Prinz des Wunders gewahr worden und hätte beinahe einen lauten Freudenschrei ausgestoßen, doch bezwang er sich, blickte im Kreis umher und legte, gebieterisch Ruhe fordernd, den Finger an die Lippen. Aber der Doktor winkte mit ausgebreiteten Armen.

„Weiter reden! weiter reden, ums Himmels willen!... O Prinz, sehen Sie diesen tiefen, gesunden, wonnigen Schlaf! Gepriesen sei der gnädige Zufall, dem die Wissenschaft einmal wieder eine herrliche Entdeckung verdankt: Das Arkanum gegen die Schlaflosigkeit der Weisen ist gefunden, es heißt: Die Salongespräche der Weltleute!"

*

Seine Leidenschaften überwunden haben, aber fähig geblieben sein jeder höchsten und tiefsten, jeder feurigsten und jeder zartesten Empfindung, das wäre ein idealer Zustand.

*

Zu viel Talent kann man nicht haben, aber zu viele Talente.

*

Boccaccios Novellen und die Briefe der heiligen Caterina von Siena, wie weit sie auch sonst auseinanderliegen, enthalten die erste klassische Prosa Italiens und werden heute noch als mustergültig angesehen.

(Aus einem Buche, dessen Titel ich vergessen habe.)

*

Der Roman „Phädra" von Malvida von Meysenbug konnte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lang keinen Verleger finden, weil er für unmoralisch erklärt wurde. In unseren Tagen würde höchstens seine Lehrhaftigkeit die Bedenken der Verleger erregen.

*

Wenn die Leidenschaft räsoniert, déraisoniert sie.

*

1903.

Der alte Direktor der Pariser Académie des inscriptions, dem ein Gefäß mit dem Zeichen: „M. J. D. D." vorlag, entzifferte aus diesen Buchstaben die Huldigung: „Magno Jovi Deorum Deo". Aber das verwitterte Gefäß war ein halb zerstörter Senftopf und seine Inschrift eine Verkürzung der Worte: „Moutarde Jaune de Dijon."

(Neue freie Presse: „Falschkünstler und Kunstfälschung." F. Sch.)

*

Ein Leid, das die Menschen uns antun: ein Leid, das wir durch das Schicksal aus zweiter Hand erfahren.

*

Mit einem Buche:

Ob es in dieser Welt
Sich wirklich so verhält,
Dafür kann ich nicht stehn;
Ich — hab es so gesehn.

*

„Auf der Erdenwelt, die ich so oft mit meinen Besuchen beehrt habe, sieht es jetzt gar nicht so aus, wie's mir wohlgefällig ist," sagte Zeus. „Geht einmal hin, einige dienende Geister, untere Götterchen, und tilgt mir eine Anzahl übler Eigenschaften aus der Erdenwelt fort."

Die Abgesandten beeilten sich, den Befehl zu erfüllen. Sie säuberten, fegten, rupften, waren schon seit einiger Zeit in voller Tätigkeit, als, mit fliegenden Haaren, keuchend, händeringend, die Wohltätigkeit einhergestürmt kam. „Was tut ihr?" rief sie von weitem schon. „Unselige, was fällt euch ein?... Seht mich doch an, ich bin abgemagert, meine rosigen Wangen sind erblaßt, meine strotzende Fülle ist dahin, ihr Tölpel habt die Eitelkeit weggeputzt!"

*

Wir erhalten den Umgang mit so manchen Menschen, die uns wert und auch notwendig sind, sehr oft nur um den Preis kleiner Verlogenheiten aufrecht. Diese kleinen Verlogenheiten pflegt man Rücksichten zu nennen.

*

Was ist der Ruhm eines Seiltänzers in den Augen eines Gelehrten? Was ist der Ruhm eines Gelehrten in den Augen eines Seiltänzers?

*

„Dank! Dank!“ sagte ein großer Lump zu seinem Wohltäter, der ihm abermals aus der Not geholfen hatte. „Ich werde Sie nie wieder anbetteln.“

Der Wohltäter lächelte: „Dein Elend wird für dich betteln,“ erwiderte er.

*

Eine etwas ältliche Verliebtheit und eine ganz junge Langeweile saßen einander gegenüber, wechselten schiefe Blicke und dachten beide im stillen:

Wirst du mich oder werde ich dich fressen?

*

Vom Arzte und vom Lehrer wird verlangt, daß er Wunder tue, und tut er sie — wundert sich niemand.

*

Der erste Glückliche war der erste Beter.

*

Die Kunst soll sein ein Gotteshaus:
Tritt fromm hinein, tritt kühn heraus.

*

An einem schönen Sommerabend erhob ein Grillchen seine Stimme und zirpte laut und anhaltend. Ein kleiner Knabe wurde aufmerksam, horchte ganz entzückt, legte den Finger an den Mund und mahnte einige Erwachsene, die plaudernd dasaßen:

„Seid still, hört zu, hört zu! — es schlägt eine Nachtigall ...“

Man lachte ihn aus und er schämte sich bitter und tief.

Aber ein alter Mann trat zu ihm und tröstete ihn: „Laß sie lachen. Ich müßte weinen an dem Tage, an dem du eine Nachtigall schlagen hören und achselzuckend sagen würdest: „Es hat nur eine Grille gezirpt!“

*

Ein Sprüchlein, von meinem Vater oft wiederholt:

„Ich habe gehabt," ist ein armes Wort.
„Ich hätte gern," ist töricht,
„Ich werde haben," ist auch kein Hort,
„Ich habe," das klingt gehörig.
Drum was du hast, das halt für viel,
Wünschen, hoffen, kennt kein Ziel.

*

Was ist das für ein armes Leben, das nicht reich an Leiden war!

*

Ich habe gegen das Büchlein „Aus Franzensbad" dieselbe Abneigung, die manche Mutter gegen ein vor der Ehe geborenes Kind hat.

*

Zuhören können. Es gehört dazu die Fähigkeit der Selbstentäußerung und Aufnahmsfähigkeit, und wenn es sich um ernste Dinge handelt, Wissensdurst. In vielen Fällen aber braucht man, um einen guten Zuhörer abzugeben, etwas schauspielerisches Talent.

*

„Werde ich das Ziel meiner Sehnsucht erreichen?" fragte ein Ehrgeiziger den pythischen Apoll und erhielt die Antwort:

„Gewiß."

„Gewiß? O göttliche Verheißung!" rief der Ehrgeizige glücktrunken aus. Meine Wünsche werden erfüllt — alle erfüllt?"

„Alle."

„Auch die kühnsten?"

„Auch die."

„Sei gepriesen, Du Göttlicher, auch die! Und wann?“
„Sobald dir an ihrer Erfüllung nichts mehr liegt.“

*

Durch wie viel Kompliziertheit muß man sich durchringen, bis man endlich zur Einfachheit gelangt.

*

Die Vergnügungssucht ist unersättlich und frißt am liebsten — das Glück.

Schutzengel. Von Sladek.

(Aus dem Böhmischen.)

Es wallt zu meinem Bettchen
Ein Engel Gottes her;
Ich glaub, wir sind mit Kettchen
Verbunden, ich und er.

Ich seh ihn oft im Traume
Bewachen meine Ruh,
Mit warmem, weichem Flaume
Deckt er mich liebreich zu.

Und wird mir manchmal bange
Im Schlaf, halb unbewußt,
Da küßt er meine Wange,
Drückt mich an seine Brust.

Wie Sommerluft so milde
Haucht er: „mein Sternelein.“
Wenn nicht ein Traumgebilde,
Ist's wohl mein Mütterlein.

*

Die Hoffnung auf den Sperling fern am Dachesrand
Ist schöner als die schönste Taube in der Hand.

*

Kein andres Leben braucht so viel Teilnahme und findet so wenige, wie das selbstverschuldete.

*

Der Ärmste bettelt um eine von Not und Qual befreite Stunde, der Arme betet um einen schönen Tag, der Reiche verlangt ein glückliches Leben.

*

„Wie schwer erträgt derjenige die harte Zucht des Lebens, der die Zucht der Schule nie erfahren. Das werden die jüngsten unter den gegenwärtigen Generationen, die unter dem Zeichen der Milde scheinbar so herrlich heranwachsen, einst noch zu spüren bekommen."

Prof. Dr. August Sauer.

*

Die Störungen gehen vorbei, aber die Furcht vor den Störungen bleibt immer.

*

Die vielen toten Gegenstände, die uns an Lebendiges erinnern, werden selbst lebendig.

*

Da kommt ein Besucher und sagt in höchst bedauerndem Tone: „Sie sind allein?" Der Arme! wenn er wüßte, wie gut umgeben ich war — bevor er kam.

*

Ich liebe viele Menschen, aber die Vielen liebe ich nicht.

*

Dilettanten haben nicht einmal in einer sekundären Kunst etwas Bleibendes geleistet, sich aber verdient gemacht um die höchste aller Wissenschaften, die Philosophie. Den Beweis dafür liefern: Montaigne, La Rochefoucauld, Vauvenargues.

*

Die Jugend ist außerordentlich gut gegen mich, und ich erkenne es mit größter Dankbarkeit an. Manchmal komme ich mir aber doch vor wie der urzuralte Papagei, den niemand mehr verstand, weil er eine tote Sprache sprach.

*

Die Klugen sind nicht treu.

*

Ich war ein junges Mädchen, beinahe noch ein Kind, meine traumhaften Ansichten, meine Sympathien und Antipathien wechselten wie Aprilwetter; aber eines stand immer klar und felsenfest in mir: die Überzeugung, daß ich nicht über die Erde schreiten werde, ohne ihr eine wenigstens leise Spur meiner Schritte eingeprägt zu haben.

*

Viel getan haben, heißt oft Undank ernten; zu viel getan haben, heißt immer Undank ernten.

*

Das Talent hat dem Kunstgesetz entsprochen, bevor es von ihm wußte; der edle Mensch hat das Gute getan, ohne damit ein Moralgesetz erfüllen zu wollen.

*

Wie vieles wurde nur aufgeschrieben, um wieder ausgestrichen zu werden, und hat doch aufgeschrieben werden müssen.

Für den Ballabend der „Concordia", am Kaisertag.

Wir feiern dieses Jubeljahr
Nach unsrer Art und Weise,
Ein jeder bringt sein Scherflein dar
Zu dessen Ruhm und Preise.
Man gibt sogar sich selbst ein Fest
In seines Kaisers Namen;
So tanzen denn zu allerbest
Auch hier die Herrn und Damen.

Doch wenn sich dreht und schwingt sich
Der anmutsvolle Reigen,
Wie tönt es oft so feierlich
Aus munterm Klang der Geigen;
Liegt doch gar edle Melodie
All der Musik zugrunde,
Wir lieben sie, wir sangen sie
Schon einst mit Kindermunde.

Und heut bei Tanz und Fröhlichkeit
Klingt leis im Ohr das alte,
— Ein Lied, uns heilig und geweiht —
Das teure „Gott erhalte!"

*

Die Bauern in der Umgebung von Certaldo, wo Boccaccio seine letzten Tage verlebte, hielten ihn für einen Zauberer. Sie waren überzeugt, er vermöge, an einem Rande des tiefen Tals hinschreitend, mit einem einzigen Winke eine Brücke aus Kristall zum jenseitigen Rand hinüber zu werfen. Auf dieser schritt er ruhig dahin, hoch erhaben über die Menschen und ihre Wohnungen.

*

Wenn ihr es doch glauben wolltet, ihr rastlos Suchenden: Nur in göttlicher Naivität wird das große Kunstwerk geschaffen.

*

Nichts ist ansteckender als das schlechte Beispiel, das der Feind dem Feinde gibt.

*

Ich bin ein Kind meiner Zeit und will es sein; aber ein Kind meiner Tage will ich nicht sein.

*

Ohne unbewußte Voraussicht kein Talent.

*

Die geniale Frau Amalie Haizinger war mit Begeisterung nicht bloß Schauspielerin, sondern auch Komödiantin. Ein Beispiel davon gab sie uns nach einem Diner bei Baronin Stolzenberg. Sie hatte, sprühend von Witzen und guten Einfällen, die ganze Gesellschaft köstlich unterhalten und war nun im Begriff, sich zu empfehlen.

„Nächstens komme ich zu Ihnen," sagte sie zur liebenswürdigen Hausnichte, die ihr das Geleite gab.

„Das wird mich außerordentlich freuen, aber Sie finden mich nicht mehr in meiner früheren Wohnung. Ich bin in das Haus des Baron F..... in der Kärntnerstraße gezogen."

Frau Haizinger blieb stehen: „Wie? Was?... In dem sei Haus? Na, ich dank! da bleiben Sie keine sechs Wochen. Das ist von allen Wiener Hausherren der zuwiderste, sekkiert seine Parteien aufs Blut. Ein wüschter Kerl."

In dem Augenblick öffnete sich die Tür, der Diener meldete: „Herr Baron F....," und der trat ein.

Mit Frau Haizinger ging plötzlich eine vollkommene Veränderung vor. Eitel Liebenswürdigkeit, erhob sie die Arme und rief dem Baron zu: „‚Ein gutes Omen, murmelte das Volk,' grad haben wir von Ihnen gesprochen. Ich hab meiner lieben

Freundin gratuliert. Sie ist ja übersiedelt ins F'sche Haus. Na, besser aufgehoben könnt sie nirgends sein, nicht einmal in Abrahams Schoß."

Der Baron, solcher Lobsprüche ganz ungewohnt, nahm sie mit um so größerem Wohlgefallen auf, deprezierte und dienerte äußerst geschmeichelt.

Sie aber, die ihrem Beruf immer Getreue, wandte den schönen Kopf, blinzelte zu uns herüber, und ihre Augen, die schon so viele bezaubert hatten, fragten: „Habe ich gut gespielt?"

Wir mußten uns zusammennehmen, um nicht zu applaudieren.

*

Der von einem ausgezeichneten Lehrer nicht alles ertragen kann: Härte, Hohn, Prügel, ist kein lernbegieriger Schüler.

*

Ich habe mein Leben damit zugebracht, nicht nur den andern, sondern auch mir selbst zu sagen: So sind wir! Seien wir vernünftiger und besser. Mein Predigen hat den anderen nichts genützt; sie fragten nur: Was haben wir ihr getan, daß sie uns haßt? Daß ich ihnen aus Liebe predigte, merkten sie nie. Ihnen nützte ich also nicht. Mir selbst aber habe ich genützt. Ein schlechter Prediger, der nicht vor allem sich ins Gebet nimmt. Nun, das darf ich sagen, weil es wahr ist: Ich nehme mich ins Gebet.

Morgengrauen.

Was regt sich in der Dämmerung
Wie lautlos leises Klingen?
— Es ist der Tag, der schon beginnt
Sein schaffend Lied zu singen.

*

Gorki sagt: „Ich liebe Turgenjew, er ist ein so sanfter und angenehmer Schriftsteller. Wenn wir ihn lesen, ist uns, als ob wir geschlagene Sahne trinken würden. Wir denken: Es ist lange her, seitdem sich das ereignet hat; es ist überlebt."

O Gorki! dein Name wird verraucht sein wie Qualm, während der Name Turgenjew noch wie ein Stern leuchten wird.

*

„Man hat seine Langweiligen, wie man seine Armen hat," sagte eine französische Dame. Wohl! und unsere Barmherzigkeit wird durch jene auf eine viel härtere Probe gestellt als durch diese. Die Armen verlangen demütig unser Mitleid und unser Geld, die Langweiligen nehmen ohne Bitte und ohne Dank ein Stück von unserm Leben: unsere Zeit.

*

Man bleibt ein Tor bis ins höchste Alter, aber man hat nicht mehr das Recht, ein Tor zu sein. O, jung sein, jung sein, und das Recht haben, ein Tor zu sein!

*

Die Leute können sich nicht satt darüber schreiben, daß heutzutage zu viel geschrieben wird — das schreibe ich.

*

Wir dürfen das Wort, das ein Weiser jüngst ausgesprochen hat: „Zurück zu Kant, heißt über ihn hinaus," auch auf unsere Dichter anwenden und sagen: „Zurück zu Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer, heißt über sie hinaus."

Sind die Kinder schon geboren, die diesen Aufschwung erleben sollen?

*

Heilige, stille Einsamkeit, Mutter aller Gnaden!

Einem Patienten des Doktors N.

Die Kur hat dich von der Krankheit kuriert, aber wer kuriert dich von der Kur?

*

„Erlaubt ist, was gefällt." Ja — wem gefällt, um Gottes willen!

*

Einen Gedanken möcht ich erbeuten,
Einmal einen einzigen nur,
Dem nicht mit zwanzig andern Leuten
Leider zugleich ich käm auf die Spur.

*

Meine liebe Freundin, Gräfin Anna Pongracz, sprach einmal das vortreffliche Wort:

„Jeder Gabe mancher Menschen liegt eine Rose bei; den Gaben anderer, wenn auch ihnen unbewußt, immer ein Dorn."

*

Die Reue, nicht aus Furcht vor den Folgen des Unrechts, die Reue einzig und allein aus dem Schmerz hervorgegangen, daß wir das Unrecht begehen konnten, ist die echteste, wahrste und vielleicht die bitterste Reue.

*

Eine Anekdote, die mein Vater gern und oft erzählte:

Ein österreichischer Kaufherr, der eine Reise nach Australien unternommen hatte, schickte von dort seinem in Wien lebenden Bruder einen ungewöhnlich schönen und gelehrigen Papagei. Heimgekehrt war eine seiner ersten Fragen:

„Na, wie habt ihr denn meinen Papagei gefunden?"

Eine kleine Verlegenheitspause trat ein, dann brachte die Hausfrau schonend hervor:

„Ein bissel zach war er halt."

„Zach? — um Gottes willen, ihr habt ihn doch nicht gebraten und gegessen? Er hat ja vierzehn Sprachen gesprochen."

Der Bruder schlug die Hände zusammen: „Jesses! warum hat er denn nix g'sagt?"

*

Ich war längst nicht mehr jung, hatte gelernt, gelesen, gelitten, nachgedacht, bevor ich Umschau hielt in meinen Manuskripten, eine Auswahl von dreihundert Aphorismen traf und sie veröffentlichte. Das erste Urteil über mein Büchlein erfuhr ich durch eine zwanzigjährige Hausgenossin.

„Ach, Frau Baronin," sagte sie, „wenn ich mich hinsetzen wollte — in einer Stunde hätte ich ein solches Buch beisammen."

Sie war wirklich überzeugt, daß dazu nichts gehöre, als ein bißchen Sitzfleisch.

*

Nervenaufreibend ist der Umgang mit unliebenswürdigen Menschen, die uns Mitleid einflößen.

*

In St. Gallen landete ein Luftballon, und ein Knabe, der ihn sinken sah, sagte: „Mutter, grad jetz' isch der Mond abekeit, mitsamt de Manne."

*

Das sind bedrohliche Menschen, die ein schmächtiges Talentchen und eine gewaltige eiserne Ausdauer haben.

*

Man darf eine noch nicht ganz fertige Arbeit nie einem allzu verständnisvollen Publikum vorlesen; es ergänzt zu viel. Warm- und feinfühlende Menschen, die kein eigentliches Kunsturteil haben, aber gescheit sind und voll Interesse und Wohlwollen, die sind das rechte Publikum für noch nicht endgültig Abge-

schlossenes. Ihnen merkt man es gleich an, wo eine Linie schärfer gezogen werden muß, wo ein Übergang fehlt, wo — das Schlimmste! die Stimmung ins Schwanken gerät.

*

Der Kunst täte not: weniger Schulen und mehr Schule.

*

In einem modernen Gedicht kommt der merkwürdige Ausdruck vor: „Der flimmernde Blumenduft." Wieso? Flimmern kann man doch nur sehen, Blumenduft nur riechen. Da muß die Nase die Gefälligkeit gehabt haben, das Geschäft des Auges und das Auge die, das Geschäft der Nase zu übernehmen. Man wird noch sagen dürfen: Nase und Augen haben einander unter die Arme gegriffen.

*

Die Sonne ging glorreich unter, die feuerflammende Weltbeherrscherin warf noch einen Gruß dem bleichen Jüngling Mond zu, der beim Glanze ihrer Herrlichkeit sich ausnahm wie ein Flöckchen. Jetzt ist sie versunken, und er beginnt zu schimmern.

*

Im Jahre 1841 hat Fanny Elßler ihre letzte Tourné in Amerika unternommen. Es war ein Triumphzug. Das schönste Erlebnis hatte sie aber während einer Ballettvorstellung in Neuyork. Da trug eine Frau ein schönes kleines Kind zu ihr heran und bat sie, es nur einen Augenblick in die Arme zu nehmen. Fanny Elßler erfüllte gern ihren Wunsch, küßte und herzte das holde kleine Geschöpf. Die Frau nahm es wieder an sich, umhüllte es mit ihrem Tuche und sagte:

„Niemand soll dich mehr berühren. Weil dieser Engel dich geküßt hat, wirst du glücklich sein."

Es war einmal eine andere Tanzkunst und ein anderes Publikum.

*

Gewissensfreiheit, ja, ja. Er meint die Freiheit, kein Gewissen zu haben.

*

Es gibt etwas, wofür die Sprache kein Wort, der Geist aber einen Begriff hat — etwas zwischen Nichtmehrhoffen und Verzagen.

*

Alte Tagebücher — Sündenregister, Leidenregister. Alte Briefe — Friedhofsblumenflor.

*

„Ich kenne jemand, der mich liebt, mich versteht, mich bedauert, dessen Lebensaufgabe es ist, mich glücklich zu machen, jemand, der alles für mich tun und durchsetzen wird, jemand, der mich nie mehr verraten wird, obwohl er mich schon einmal verraten hat. Und dieser jemand bin ich selbst. Erwarten wir nichts von den Menschen, wir hätten nichts davon als Enttäuschung und Kummer. Aber glauben wir fest an Gott und an unsere eigene Kraft, und meiner Treu, da wir ehrgeizig sind, rechtfertigen wir unsern Ehrgeiz durch irgend etwas."

So schrieb Marie Baschkirtscheff 1876, als sie fünfzehn Jahre alt war. Zwölf war sie alt, als sie begann, ihr Tagebuch zu schreiben. Man soll es lesen, denn es trägt etwas bei zur Lösung des Rätsels der heutigen Welt.

*

Mit einem Buche:

Mit schlimmsten Namen darfst mich nennen,
Darfst mit mir gehn ins strengste Gericht,
Darfst mich zerreißen, verlieren, verbrennen,
Nur mich verleihen, das darfst du nicht.

*

Unserer Zunahme an Verstand und Einsicht ist eine Grenze gesetzt. Im hohen Alter hört auch beim Begabtesten die Fähigkeit auf, sich geistig höher zu entwickeln. Für das Besserwerden gibt es keine Grenzen. Die Fähigkeit, geduldiger, nachsichtsvoller, mitleidiger, liebreicher zu werden, behält der edel angelegte Mensch bis ans Ende. Ebenso verhält es sich mit dem Wissen und mit dem Glauben. Neue Kenntnisse erwerben, in sich aufnehmen, zu einem Teil des eigenen Geistes und produktiv zu machen, ist dem Greise versagt. Aber sein Glauben kann immer gleich jung und stark und feurig bleiben, und wohl ihm, wenn es ein Glaube an das Schöne, Erhabene, Heilige ist.

*

Es kann eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Nächstenliebe, nach Wahrheitsliebe, nach Gerechtigkeit aus dem Abscheu hervorgehen, der die Sehenden unter uns gegen Lügenhaftigkeit, Verleumdung, blindes Hassen, blinde Selbstverherrlichung ergriffen hat.

*

Lou-Andreas Salomé, „Aus fremder Seele". Eine Spätherbstgeschichte.

Eine große Dichterkraft hat sich bemüht, ein unlösbares Problem zu lösen. Es ist ihr nicht gelungen, aber Respekt flößt sie uns ein.

*

Mein leitender Gedanke bei „Rittmeister Brand": Die Erziehung bedeutet viel bei dem Gros der Menschen. Über die ganz Schlechten vermag sie nichts, über die ganz Vorzüglichen fast nichts, sie sind meistens den Erziehern zu sehr überlegen. Heranziehen, zu sich heran ziehen. (O Weisheit der Sprache!) In dem Sinne e r-ziehen wird ein weiser und edler Mensch einen andern von Natur edlen Menschen immer können.

*

Eine wohlgenährt aussehende Frau, eine Beamtenwitwe, kommt in Audienz zu Kaiser Franz und klagt ihm ihre Not. Die Pension, die sie genießt, ist gar gering und schützt sie nicht vor Hunger.

„Aber mei liebe Frau," sagt der Kaiser, „Sie schaun nit danach aus, als ob Sie hungern täten; Sie sein ja ganz rosenfarb und potlett."

„Ach Majestät," erwidert die Frau, „aufs Aussehen kommt's gar nicht an. Majestät haben gewiß alles, was sich nur wünschen können zum Essen, die allerbesten Sachen, und sind doch krachendürr."

*

Nach einer Aufführung des Egmont — Laube war damals Direktor des Burgtheaters — sagte ein hoher Herr zu mir: „Der ‚Egmont' ist doch das schwächste Stück von Laube."

Natürlich teilte ich diese Äußerung meinem borstigen Freunde mit, und er lachte herzlich darüber. Konnte auch lachen, denn der Tadel war schmeichelhafter als das höchste Lob, das er je als Bühnendichter erfahren hat.

*

Die Kinder gingen durch den Wald und sangen:

Zirlipinzigen,
Die kleinwinzigen,
Zitteraalig netten,
Wenn wir sie nur hätten!
Mit den Vögeln fliegen sie,
Auf den Wolken liegen sie,
Schwimmen mit den Fischen;
Wer wird sie erwischen?

Sie sangen ihr Lied unverdrossen, fingen immer wieder vom Anfang an, sobald sie damit fertig geworden waren.

„Was singt ihr da?" fragte ich, „was soll denn das heißen?"

Sie sahen mich an und lachten mich offenbar — aus. Ein Knabe sprach mit Überlegenheit:

„Was braucht es denn zu heißen?"

*

Glücklich, der nach seinem Sinne leben kann, ohne dabei eine Pflicht zu verletzen.

Am 4. April 1878.

Nach dem Mißerfolg der „Božena".

„Es geht mir mit meinen Erzählungen, wie es mir mit meinen Dramen gegangen ist. Die ersten errangen einen ehrenvollen Erfolg, die nachfolgenden bereiteten mir Enttäuschungen auf Enttäuschungen.

Ich habe ein Ende gemacht mit dem Schreiben von Theaterstücken, ich werde hoffentlich die Kraft haben, mit der Schriftstellerei überhaupt ein Ende zu machen."

Diese Worte finde ich viele Jahre später in einem alten Notizbüchlein. Die ersehnte Kraftprobe wurde nicht abgelegt.

Mit einem Exemplar der „Božena" an L. G.

So wenig ohne Fehl
Die Heldin wie das Werke,
Die Schwachen hoffen sehr
Auf deiner Nachsicht Stärke.

Zur sechsten Auflage der „Božena".

Wie war doch, alte Božena,
Dein Lebenslauf gesegnet!
Verständnis suchend zogst du hinaus
Und bist der Liebe begegnet.

*

Ich wär verschlossen, an Vertrauen arm? —
Dann bin ich's unbewußt, daß Gott erbarm.
Nicht kluge Vorsicht ist mir angeboren,
Im Glauben nehm ich's auf mit jedem Toren,
Zur Lüge fehlt mir Feigheit und Geduld.
Mein Denken all, mein Hassen und mein Lieben,
Es steht so klar auf meiner Stirn geschrieben —
Daß ihr nicht lesen lernt, ist eure Schuld.

*

Der vortreffliche Mérimée fragt einmal: „Une femme peut-elle jamais aimer un homme, qu'elle aura vu grossier une fois?"

Wie die Französinnen es damit halten, weiß ich nicht, aber unsere deutschen Frauen — treffen's.

*

Ein nackter Affe hat mir noch nie so viel Mitleid eingeflößt wie ein Affe in seidenem Jäckchen, mit einem Barett auf dem Kopfe und einem kleinen Gewehr auf der Schulter.

*

Scribe sagt in seiner Erzählung „Le roi de carreau": „Ich will mich jetzt beeilen, ein dickes, sehr geistreiches Buch zu schreiben, um dann das Recht zu haben, während meines ganzen Lebens dumm zu sein."

*

Wie so manche Schriftstellerin gibt es, die Gutes und sogar Bleibendes geleistet hat und die von sich sagen darf: „Ich bin zur Arbeit immer nur gekommen, wenn ich nichts mehr zu tun hatte."

Prinzessin von Banalien.

Ich fühlt mich jung, als ich es schrieb,
Das Märchen von der blinden Lieb;
Nun beugt mich tief des Alters Joch —
Und an mein Märchen glaub ich noch.

Komteß Muschi.

Mir wurde übel genommen,
Daß ich die Muschi schrieb.
Ich tat's den Muschis zu frommen
Und ihnen auch zulieb.

*

Mein Bruder Victor schrieb einmal an meinen Mann: „Der beste Mensch ist weiblichen Geschlechtes, der schlechteste auch. Wir sind uninteressante Mittelware."

Theater-Direktor und Dichter.

— „Zu geistvoll ist Ihr Stück,
Ich sag es uns zur Schande:
So feinen Dialog
Schätzt niemand hierzulande."
— „O Bitternis im schlechten Trostgewande!
Ich wollt, ich wär ein Schaf,
Und brächte was zustande."

*

Wachsen sollst du, immer wachsen, du sollst die Schultern deines Vorgängers zum Schemel deiner Füße machen.

Schon gut. Wie soll ich aber dem auf die Schultern treten, der sich auf den Kopf gestellt hat?

*

Modern, ihr Kinderchen? — Nun denn,
Nun denn, in Gottes Namen.
Man sagt mit aber und mit wenn,
Auch dazu endlich Amen.
Doch die vor ehrlicher Kritik
Nie ungestraft passierten,
Die sie verfolgt durch dünn und dick,
Sind die Modernisierten.

Unser Harzer.

Die Kanarischen Inseln hießen bei den Alten „Insulae fortunatae".

Ich möchte deinen Gesang beschreiben können, kleiner Vogel; ich möchte Worte wissen, die Töne zu malen verstehen.

In deinem Gesang ist Jubel und Rührung, Sehnen und holder Übermut. Er wird angekündigt durch einen pfeilgeraden Pfiff. Ach, ein Pfiff! das ist, als ob man sagen würde — ein runder Würfel. Ein Pfiff im Flötenton, der nur ankündigt: Jetzt kommt es mich an, hat mich, jetzt wird gesungen!

Das rosige Schnäblein bewegt, öffnet sich, die Kehle schwillt, und nun ist es, als ob der kleine Vogel Tausende von winzigen Federn hätte, die es schüttelt, und als ob jedes einzelne der Federn ein süßes Stimmchen hätte, und als ob alle diese Stimmchen sich vereinigen würden zu einem lieblich und leise rauschenden Chor. Das war die Einleitung, nun kommen die Soli, sind mit weichen Trillern geziert, folgen einander rasch und stürmisch und dann wieder sanft getragen nach Einkehr und Besinnen. Jedes bringt kühn oder zage, gluckend wie verborgene Quellen, zärtlich wie das Geschluchze der Nachtigall eine neue Weise, spinnt unser Herz in das goldene Gewebe ihrer Schmeichellaute ein, umkost die Phantasie. Und diese immer flugbereite nimmt die Töne auf, macht ihr Schwingen zum Schweben, zum Fliegen im blauen Äther, im funkelnden Sonnenschein, im silberflutenden Monden-

licht. Zeit- und Raumüberwinder, tragen sie uns in die Heimat der Ur-Urahnen des kleinen Sängers. Verlorene Klänge längst verstummter Lieder und noch in ihnen ein gehauchter Widerhall farbenprächtiger Melodien aus dem Fabelland, in das ein Schönheit anbetendes Volk dereinst seine himmlischen Gefilde hingeträumt.

Der kleine Vogel schweigt und alles ist fort, die ganze gefühlte, geschaute Welt. Und wenn es auch nur eine Welt in einem Tautropfen war, und wenn ihr auch nur einige Augenblicke Dauer gegönnt war, wir haben in ihr durch Augenblicke ein höheres Leben gelebt.

Ihr Schöpfer, der dumme kleine Gefangene, hüpft behende von einer Sprosse seines Käfigs zur andern, pickt Hanfkörnlein vom Boden auf, dreht und wendet sein Köpfchen. Mit seinen wie aus einem schwarzen Brillanten herausgeschliffenen Äuglein guckt er den Fremden an, der ihm eine überflüssige Aufmerksamkeit widmet, und denkt, scheint mir: Wie froh bin ich, daß mein Haus gute, feste Stäbe hat, sonst könntest du mich am Ende fangen wollen, du böses, großes Tier.

*

E. Zickendraht, „Beiträge zur Kenntnis der Moosflora Rußlands". (Moskau 1894—1901.)

Ein auch für Laien hocherfreuliches Buch; eine bewunderungswürdige Arbeit.

Ist Zickendraht nicht der glücklichste Mensch? Während um ihn die Bomben fliegen, Anarchisten im Kampfe liegen mit aller gesellschaftlichen Ordnung, Massenmorde und Massenhinrichtungen stattfinden, das ganze große Rußland konvulsivisch zuckt und ringt, wandert er durch die Gouvernements Moskau und Wladimir, Archangelsk, Wologda, wandert nach Russisch-Asien und studiert Moose.

*

Das Wort „unbeschreiblich" sollte der Schriftsteller nie gebrauchen. Freilich kann er nicht alles beschreiben, aber in seinem Leser muß er ein Bild, ein Gefühl, eine Ahnung dessen erwecken können, was sich nicht beschreiben läßt.

*

Mein Neffe, sechs Jahre alt, und mein Großneffe, vier Jahre alt, prügeln einander, und der Kleine ruft dem Großen zu: „Du bist ein Schweinehund!"

Der Große stutzt, hält mit Tätlichkeiten inne und fragt: „Was ist ein Schweinehund?"

Der Kleine muß gestehen: Er weiß es nicht.

Sie beschließen, die Tante zu fragen. Diese ist über die Sache auch nicht im klaren, sie muß erst im Brehm nachsehen, geht zum Bücherschrank, holt den Brehm und schlägt nach.

Die Büblein stürzen hinzu: „Such nur, schau nur! Was ist er? Weißt du's schon?"

„Ich hab ihn," sagt die Tante.

„Also! Also!"

„Der Schweinehund kommt im Innern von Afrika vor und ist ein hübsches, gescheites, gutes Tier."

Der Kleine zum Großen, feuerrot und knirschend: „Du bist kein Schweinehund!"

*

Ein feiner, wohlerzogener junger Mann, Sohn eines deutschen Gelehrten, war einem Ruf als Erzieher in ein österreichisches Fürstenhaus gefolgt, und ihm wurde etwas unheimlich zumute, als er an seinem Bestimmungsorte eintraf. Das historische Palais, die breite Treppe, die prachtvollen Räume, die feierliche Dienerschaft, all das wirkte sehr imponierend auf ihn. Sein Herz klopfte heftig und sein Atem war beklommen, als ein Kammerdiener, der aussah, wie er sich einen Minister vorstellte, ihn in einen Salon

führte und ersuchte, ein wenig zu warten. Einige Minuten später öffnete sich die Tür, und die Fürstin trat ein. Eine schöne, ernste, königliche Erscheinung. Sie begrüßte ihn mit einigen wohlwollenden Worten, setzte sich und wies ihm ihr gegenüber einen Platz an. Dann sprach sie mit Hochachtung von seinen Eltern, die persönlich zu kennen der Fürst das Vergnügen hatte, teilte dem neuen Hausgenossen die Tageseinteilung mit und den Stundenplan, gab eine bündige Charakterisierung seiner zukünftigen Zöglinge. Jedes Wort, das sie sagte, war außerordentlich gescheit. Der bescheidene Jüngling fühlte sich ganz klein neben so viel Größe.

Nun stand sie auf, er schnellte empor, und die hohe Frau sagte freundlich:

„So. Jetzt kommen Sie, gehen wir zu die Buben." — Zu die Buben! Ein dankbares, befreites Lächeln flog über sein Gesicht, die Last einer bedrückenden Überlegenheit war an ihm herabgeglitten, etwas nicht durch und durch Erhabenes, ja sogar Hilfsbedürftiges, blickte ihn mitten aus ihr mit lieben, hellen Kinderaugen an. Und er, der bis jetzt nur einige unsichere: „O gewiß!" „Ohne Zweifel" hervorgebracht hatte, sprach fest und warm:

„Ja, Durchlaucht, ja gern."

Er war in dem Hause zu Hause, das ihm später ein zweites Vaterhaus geworden ist.

*

Es hat einer eine Dummheit gemacht.
Nun ja, er ist noch so jung!
— Welch eine liebenswürdige Entschuldigung.
Es hat einer eine Dummheit gemacht.
Nun ja, er ist schon alt!
— Welch eine beschämende Entschuldigung.

*

Wenn ich ein Brechmittel brauche, hole ich es lieber aus der Apotheke als aus der Buchhandlung.

*

„Arzneimittel der Seele" war die Überschrift der Bibliothek im Palaste des Osymandias. Stellen wir einmal eine Bibliothek aus den Werken unserer neuen und neuesten Autoren, mit Ibsen an der Spitze, zusammen und setzen dieselbe Überschrift darüber. Würde sie passen?

*

„Ich bin die Mächtigste," sprach die Natur, und — die Mode lachte: „Komm du nur in meine Hände, und wir wollen sehen, wie ich dich zurichte!"

*

An...

Ist deine Kraft gestählt,
Dann sollst auf sie du bauen;
Ich wünsch dir was mir fehlt,
Ich wünsch dir Selbstvertrauen.

*

Eines der schönsten, reichsten Bücher, die ich kenne, ist Windelbands „Die Philosophie im Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts". Lies! lerne! du wirst mehr, du bist gewachsen, wenn du seine klare Weisheit in dich aufgenommen hast.

*

So manches papierne Denkmal hat mehr Bestand als ein Denkmal von Erz.

*

Je älter wir werden, um so strenger mit uns selbst müssen wir sein. Unsere Schwächen, unsere Fehler, alle unsere schlechten Eigenschaften leben in uns fort, die Kraft, sie zu beherrschen,

nimmt ab. Nur die unnachsichtigste Strenge, die stete Beobachtung der Motive unseres Tuns und Lassens, unserer Urteile, unserer Zu- und Abneigungen kann uns vor dem Herabsinken in senile Unerträglichkeit retten.

*

Was man noch tun kann, wenn man gar nichts anderes mehr tun kann, ist das, wozu man Talent hat.

*

„Der Pfropfen springt, in Wehmut sei geweiht
Das erste Glas und seine duft'ge Blume
Der früh entschwundnen frohen Jugendzeit,
Dem still geträumten, nie erfüllten Ruhme.

Das zweite Glas dir, holdes Frauenbild,
Und meiner Liebe unerloschnen Gluten,
Ich sehe dich, du lächelst freundlich mild
Entgegen mir aus diesen goldnen Fluten.

Das letzte Glas trink ich mir selber zu,
Um keine Hoffnung hab ich mehr zu werben,
Ein rasches Ende, eine lange Ruh ...
Die Flasche leer — es liegt das Glas in Scherben."

Dieses Gedicht hat Louise von François unter den Papieren ihres verstorbenen älteren Bruders, den sie sehr lieb hatte und von dem sie oft sprach, gefunden. Sie vermutete, es sei von ihm.

*

Ich lese mit Bewunderung den „Ekkehard" von Scheffel wieder. Ein solches Buch könnte eine Frau nicht schreiben; es ist ein durchaus männliches Buch. Die gründlichen Studien zuerst, dann die genaue Kenntnis der Landschaft, die man nur auf langen, einsamen Wanderungen erwirbt, endlich diese reiche Erfindungs-

gabe. Es quillt nur so aus dem Boden, strömt aus der Luft, von überall her kommt es gesprudelt, gestoben, geflogen und was kommt, ist fesselnd und warm, kühn und schön und lebendig.

*

„Von den Engländern kann man nichts Gutes sagen, ohne zu sündigen," behauptete ein Burgunder im 15. Jahrhundert. Was damals einer ausgesprochen hat, wird heute von Tausenden und Abertausenden wiederholt.

*

Es geschieht zu jeder Zeit etwas Unerwartetes; unter anderem ist auch deshalb das Leben so interessant.

*

Beethoven ging in Baden auf einem schmalen Fußsteig, der durch eine feuchte Wiese führte, spazieren. Da kamen ihm, in einiger Entfernung von einer Hofdame und einem Kammerherrn gefolgt, Kaiser Franz und Kaiserin Carolina Augusta entgegen. Beethoven nahm sofort eine herausfordernde Miene an und schritt, die Nase in der Höhe, den Hut im Genick, die mit einem Stock bewehrten Hände auf dem Rücken, auf die beiden zu und bald auch stolz an ihnen vorüber. Den Majestäten war nichts übrig geblieben als, um ihm auszuweichen, ins nasse Gras zu treten. Dort blieben sie stehen, blickten ihm nach, und der Kaiser sagte:

„An so Leut muß man sich erst g'wöhnen."

Eheliche Treue.

Den Mann, der einmal sein Ehrenwort gebrochen hat, möchtet ihr nicht mit einem Hölzchen anrühren, aber der Mann, der alle Augenblicke seinen Eid bricht, büßt an seinem Ansehen bei euch nicht das Geringste ein.

*

Wozu? Immer zu etwas, im Guten oder im Schlimmen. Der böse oder der gute Gedanke, der dir durch den Kopf geflogen ist, das weise oder das törichte Wort, das du ausgesprochen hast, alle haben eine unendliche Reihe von Ursachen und werden eine unendliche Reihe von Folgen haben.

*

In seinem Werke: „Russische Zustände" behauptet E. B. Lanin, der Russe sei der Wahrheitsliebe, „dieser lebendigen Kraft des menschlichen Fortschritts", vollkommen bar, und zitiert folgende russische Sprichwörter:

Das Lügen begann mit der Welt und wird erst mit der Welt sterben.

Der Roggen schmückt das Feld, und die Lüge verschönert die Sprache.

Traure nicht um die Wahrheit, sondern suche dich gut zu stellen mit der Falschheit.

Von der Falschheit lebt der Mensch, und sie ist nicht das Kraut, daran er stirbt.

Lügen ist nicht wie Teig kauen; man erstickt nicht daran.

*

Ehrlich und herzlich den gelten lassen, der uns nicht gelten läßt — höchste Noblesse!

*

Man kann unterscheiden zwischen einer Höflichkeit, die anzieht, und einer Höflichkeit, die fernhält.

*

Du staunst, weil ein anderer etwas tut, das dir unbegreiflich ist? Wer weiß, ob du nicht heute noch etwas tust, das dir selbst unbegreiflich sein wird.

*

Entlasse dein Talent beizeiten, warte nicht, bis du von ihm entlassen wirst.

*

Es ist der Kunst zu eng geworden im Bereich des Schönen: sie hat sich ein ungeheures Gebiet erobert, in dem sie nun schwelgt — das Gebiet des Häßlichen.

*

Wer klug ist und stark, die Mode mißachtet und ihr um keinen Preis Gefolgschaft leistet, erlebt manchmal den Triumph, daß sie ihm nachgelaufen kommt.

*

Lesen ist ein großes Wunder.

Was hast du vor dir, wenn du ein Buch aufschlägst? Kleine, schwarze Zeichen auf hellem Grunde. Du siehst sie an, und sie verwandeln sich in klingende Worte, die erzählen, schildern, belehren. In die Tiefen der Wissenschaft führen sie dich ein, enthüllen dir die Geheimnisse der Menschenseele, erwecken dein Mitgefühl, deine Entrüstung, deinen Haß, deine Begeisterung. Sie vermögen dich in Märchenländer zu zaubern, Landschaften von wunderbarer Schönheit vor dir entstehen zu lassen, dich in die sengende Wüstenluft zu versetzen, in den starren Frost der Eisregionen. Das Werden und Vergehen der Welten vermögen sie dich kennen, die Unermeßlichkeit des Alls dich ahnen zu lassen. Sie können dir Glauben und Mut und Hoffnung rauben, verstehen deine gemeinsten Leidenschaften zu wecken, deine niedrigsten Triebe als die vor allen berechtigten zu feiern. Sie können auch die gegenteiligen, die höchsten und edelsten Gedanken und Gefühle in dir zur Entfaltung bringen, dich zu großen Taten begeistern, die feinsten, dir selbst kaum bewußten Regungen deiner Seele in kraftvolles Schwingen versetzen.

Was können sie nicht, die kleinen, schwarzen Zeichen, derer nur eine so geringe Anzahl ist, daß jeder einzelne von ihnen alle

Augenblicke wieder erscheinen muß, wenn ein Ganzes gebildet werden soll, die sich selbst nie, sondern nur ihre Stellung zu der ihrer Kameraden verändern. Und hinter die Rätsel dieser Eigenschaft, die ihnen anhaftet, zu kommen, uns den Weg zu ihren Geheimnissen zu eröffnen, wird einem Kinde zugemutet, und ein Kind vermag's — wenn das nicht ein Wunder ist...

*

Der rote Haß, der gelbe Neid, die flammensprühende Eifersucht, die in allen Farben schillernde Verleumdung, die qualvolle Krankheit waren mit der Aufgabe betraut, ein großes Talent lahm zu legen. Eines nach dem andern versuchte es — keinem gelang's. Aber — woran alle diese starken, bunten Leidenschaften und Kräfte gescheitert, das vollbrachte ohne Mühe ein farbloses, kühles, gefühlloses Wesen in seinem halb unbewußten Stumpfsinn — die Gleichgültigkeit.

*

Das ist heute ein merkwürdiger Sonnenuntergang. Der Horizont hat die selbe dicke, graublaue Farbe, wie die langgestreckte Kette der Beskiden. Da fängt es auf einmal an, hinter den Wolkenmassen rot aufzuleuchten, durch den Dunst glüht ein geschlitztes Riesenauge mit weithin strahlenden, lohenden Wimpern und wirft einen Blick über die Berge hin, der sie und den Himmelssaum wie mit einem feurigen Schwert entzwei schneidet.

*

Der heilige Anarchist Angelus Silesius spricht:

Für Böse ist das Gesetz;
Wär kein Gesetz geschrieben,
Die Frommen würden doch
Gott und den Nächsten lieben.

*

Von Euklid ist der Satz, daß es nur ein Wahres gebe, und das sei das Gute, das man aber auch anders: Gott, Vernunft usw. benennen könne.

*

Eine junge Literatur ist feurig und keusch. Unsere senile hat sich von der Leidenschaft zum Gelüste gewendet, vom Rührenden, Ergreifenden zum derb Packenden, vom Harmonischen zum Lärmenden und Mißtönigen, vom Schönen zum Fratzenhaften. Sie sucht nach neuen Kunstformen und findet neue Moden, und grauenhaft ist die Wechselwirkung zwischen den Büchern und den Lesern.

*

Die Kunst des Sokrates: aus dem Schüler durch Fragen ein „schaffendes Erinnern" hervorzulocken.

*

Ein vortreffliches Buch: Erstens verschlingt man's, zweitens liest man's, drittens schafft man sich's an.

*

Im hohen Alter, in dem man wirklich das Recht hätte, zu sagen: „Ich kann nicht mehr warten," wie geduldig wird man da!

*

Verwöhnender als der verwöhnendste Umgang ist die Einsamkeit.

*

Napoleon war ein großer Erzieher. Aus einem Kellner, einem Fechtmeister, einem Schleichhändler, einem Faßbinder hat er die Marschälle Murat, Augereau, Masséna und Ney gemacht.

*

Mein Freund Albrecht Wickenburg erzählte mir, daß seine Großmutter eine ausgezeichnete und unermüdliche Leserin gewesen sei. Unter den vielen Büchern, die sie liebte, blieb ihr aber

doch „Don Quijote“ das allerliebste. Die Taten und Worte des ingenioſen Hidalgo waren für ſie eine unerſchöpfliche Quelle ihr beſonders ſympathiſcher wehmütiger Lächerlichkeit und heiterer Rührung.

In ihrer letzten Krankheit, als ſie nicht mehr ſelbſt leſen konnte, mußten ihr täglich wenigſtens ein paar Seiten aus der Geſchichte ihres alten Freundes vorgeleſen werden. Der Tod nahte heran. Sie ſah ihm unendlich ergeben entgegen, empfing mit tiefer Andacht und Frömmigkeit die Tröſtungen der Kirche, nahm zärtlichen Abſchied von ihren guten, treuen Kindern und ſagte dann: „Jetzt aber leſt mir noch etwas vor aus meinem ‚Don Quijote‘.“

Ihr Wunſch wurde erfüllt und ſie ſtarb lächelnd.

*

Briefe von geliebten Menſchen verbrennt man gleich oder nie.

*

Wir Alten ſind die Milden und Gelinden,
Weil wir im Abſchiednehmen uns befinden;
Wie könnten wir noch denen grollen,
Die wir ſo bald verlaſſen ſollen?

*

Ich bin im Leben wohl auch manchem gemeinen Menſchen begegnet, aber ſpazieren ſind wir miteinander nicht gegangen.

*

Ohne Talent zur Liebenswürdigkeit kein Talent zum Glücklichſein.

*

Alles Egoismus. Unſere Trauer um einen geliebten Menſchen — Egoismus. Was er uns war, was er uns geleiſtet hat, wie er ſein Leben an das unſere verſchwendet hat, unſer Vermiſſen dieſer helfenden, wachenden, ſchützenden Liebe — Egoismus.

Man bewundere doch nicht die Treue in der Trauer um einen Toten! Wenn sie echt ist — echter Egoismus — kann sie sich immer nur steigern.

*

Daß sie nicht zu besitzen brauchen, was in erster Reihe den Menschen stark, tüchtig und widerstandsfähig macht: den heiligen Eigensinn des Fleißes, eiserne Ausdauer, die stolze Kraft des Verzichtenkönnens, das ist die Armut der Reichen.

*

Glückliche Frauen, die ein schweres Leben haben, gibt es viele.

*

Wenn du einer Familie eine deiner Familiengeschichten erzählst, hast du mit unvorsichtiger Hand den Zapfen eines Sturzbades aufgedreht.

*

Wir können es nicht lassen, zu fragen, und das arme „Warum?“ kommt hervorgekrochen, wandert hin und her, pflanzt sich auf da und dort. Ob von schüchterner, ob von kecker Art, ob es verweilt, sich vertieft, oder nur flüchtig vorüber huscht, ob es mit Flüchen empfangen wurde oder mit lauten Jubelrufen — am Ende gleitet es immer unbefriedigt und beschämt in sein Nebelreich zurück.

*

Ein guter Mensch zertrat zufällig einen Wurm. Das tat ihm sehr leid, und er drückte dem Sterbenden sein innigstes Bedauern aus. „Wie kann ich mein Unrecht sühnen?“ fragte er, und der Wurm versetzte:

„Dafür ist gesorgt; meine Nachkommen werden dich fressen.“

*

Wir suchen gern unsere Abneigung gegen einen Menschen aus seinen Fehlern zu erklären. Dies ist häufig Selbsttäuschung;

auch unsere eigenen Fehler können dieser Abneigung zugrunde liegen.

*

Baron Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) nahm gewöhnlich mit großer Geduld auch die albernsten Ausstellungen hin, die ihm an seinen Dramen gemacht wurden. Einmal aber fand er sie doch zu arg und rief zornig aus: „Die Leut glauben wirklich, vor lauter Dummheit schreibt man die Stück." — Dem vortrefflichen Doktor Faust Pachler, der sein treuester Freund und Verehrer, aber auch sein unerbittlichster Kritiker gewesen ist, warf er vor: „Er bohrt und bohrt so lang, bis er einen Fehler findet; dann spießt er ihn auf eine Nadel und präsentiert ihn dem Autor."

*

Wenn Scarron sich in Geldnot befand, widmete er sein neuestes Werk irgend einer hohen Persönlichkeit, wenn er bei Kasse war — dem Hündchen seiner Schwester.

*

Heutzutage werden Bücher „lanciert", wie man eine Zahntinktur lanciert, ein Mittel gegen Sommersprossen oder gegen das Ausfallen der Haare.

*

Gedichte von ... — Wenn Gespenster dichten könnten, würden sie solche Gedichte machen.

Schillertag.

Dem Tage Heil, an dem in allen Weisen
Wir unsern Schiller jubelvoll lobpreisen!
Noch gestern hätte keiner ihm gehuldigt,
Der sich vorher bei Goethe nicht entschuldigt.

*

Als der kleine Herzog Ruprecht sein Röckchen einem armen Jungen geschenkt hat, kommt das Christkind, mit diesem Röckchen bekleidet, sich zu bedanken. Karl von Hase, „Heiligenbilder".

*

„Ich, mein lieber Meister," sagte ein junger Mann zu Ernest Renan, „habe in meinen Überzeugungen nie gewankt."

Worauf ihm der Verfasser der „Origines du christianisme" erwiderte:

„Wie ich Sie beneide!... Da haben Sie also nie nachgedacht."

*

In seiner schönen Studie: „Renan als Dramatiker", sagt Brandes: „Europas Ideale wurden in Nazareth geboren."

*

Gesegnet mein Wille zum Leiden! Ich verdanke ihm meinen inneren Frieden, meinen Mut im Lebenskampfe, meine Kraft und Stärke. Traurig lächeln muß ich, wenn ich allenthalben verkünden höre, das heranwachsende Geschlecht solle eine Erziehung zur Lebensfreude erfahren. Was für eine Gattung Freude mag das sein, von der diese Erzieher träumen? Zur gemeinen Lebensfreude braucht man nicht erst erzogen zu werden, den Weg zu ihr finden Menschen und Tiere von selbst; es kann also doch nur von einer schönen und erhabenen Daseinsfreude die Rede sein, und den Weg, der zu ihr führt, haben wir gekannt, ehe einer der Lebensfreude-Verbreiter, die jetzt so laut werden, geboren war. Wir wußten, daß dieser Weg das Streben nach Selbstvervollkommnung ist, daß in ihr das einzig reine Glück der Erde besteht und daß es nur durch den Willen zum Kämpfen und zum Leiden errungen werden kann.

*

Mit Dornen ist zum Quell der Gnadengaben
Der dunkle Weg bestreut,
Gerungen mußt du, mußt gelitten haben,
Gesündigt und bereut.

„Ich warte."

Er hat sie sehr geliebt und war von ihr noch viel, viel mehr geliebt worden. Und hatte sie verloren. Sie war nun lange tot und die Trauer um sie lange überwunden; er durfte sich ihr nicht hingeben, er gehörte der Welt und, mit allen Kräften seines Innern, seiner Kunst.

Einmal, während einer seiner Wanderungen in Italien, führte ihn der Weg in eine Villa, wo er einst Studien gemacht hatte zu seinem berühmtesten Bilde.

Damals war seine Frau, seine Freundin und — wie oft — Beraterin noch bei ihm gewesen, so müde an dem Tag. Sie hatte sich auf eine steinerne Bank in die Nähe des Eingangs gesetzt und zu ihm gesagt: „Geh nur, sieh dich um, schaue, zeichne, laß dir Zeit. Ich warte."

Er war fortgegangen und bald umfangen worden vom Märchenzauber einer Wildnis, in der nur noch Trümmer von der einstigen großen Vergangenheit erzählten. Er hatte bewundert, gezeichnet, geträumt, geruht und sich kein einziges Mal auch nur flüchtig erinnert: Sie wartet.

Heute, nach vielen Jahren, war er wieder da, durchschritt die verwahrloste Stätte und fand alles wieder, wie es einst gewesen. Nur lagen noch mehr umgestürzte Statuen im Grase, und noch mehr altes Gemäuer war unter den Laub- und Blütenkaskaden verschwunden, die sich darüber ergossen.

Zuletzt, als er wieder beim Eingang anlangte, stand er vor der steinernen Bank, auf die damals seine Gefährtin so müde gesunken war. Er sah die Getreue vor sich und besser als damals,

denn heute sah er die Spuren eines tiefen Leidens auf ihrem Gesichte. Die Sehnsucht nach ihr ergriff ihn heißer, als er sie je gefühlt, der kraftvoll beherrschte Schmerz um sie durchdrang ihn bitter und qualvoll, weil nicht ganz vorwurfslos.

Und ihr geduldiges: „Ich warte," schnitt ihm wie mit einem Messer ins Herz.

*

Daß du gestorben bist
Schon vor so langer Frist,
Sagt es auch der und die,
Ich glaub es nie.

*

Mit der Sehnsucht nach dem Dauernden sind wir Vergänglichen geboren. Nach Dauer geht unser Hoffen und Streben. Der Ehrgeizige will sie einem Schall — seinem Namen, erringen, der Fromme für ewig seinem zur Seligkeit gesteigerten Glück, der Künstler in heißem Bemühen seinem Werke. Bleiben will der arme Waller, fortdauern in den Herzen Dauerloser wie er, fortdauern, wenn auch nur in dem Baum, den er gepflanzt, in dem Stückchen Boden, das er urbar gemacht hat. Nach Dauer in jeder Art und Gestalt strebt das milliardenfach widergespiegelte Bild der Vergänglichkeit — der Mensch.

*

Die Entfernungen der Sterne bemessen, genau bekannt sein mit ihrem Lauf, die Farbe ihres Lichtscheins unterscheiden können, ist nicht genug, — man muß sie auch singen hören.

*

Der Himmel ist geöffnet über mir,
Und eine Stimme, solchen Wohllauts voll,
Wie niemals ihn ein Erdenkind vernahm,
Der ew'gen Liebe und der Allmacht Stimme

Vereint zu einem wundersamen Klang,
Ruft laut aus lichten Höhen: „Komm — o komm!"
Ich aber steh auf einem uferlosen,
In Eisesfrost erstarrten Ozean;
Da grünt kein Baum, da wellen keine Hügel,
Da ragt kein Bergesgipfel wolkennah;
Die Sehnsucht flammt, doch hebt sie nicht empor,
Und Flügel — Flügel — — hat mir Gott versagt.

An den Tod.

Wie lang noch wirst du kalt und bleich
An mir vorüberschreiten?
O laß mich in dein stilles Reich
Beherzt und freudig gleiten.
Bevor erfüllt mein letzter Traum,
Mein letztes Wort gesprochen,
Bevor von meinem Lebensbaum
Die letzte Frucht gebrochen!

*

Beherzt im Leiden,
Im Glück bescheiden,
Gerecht in beiden
Der armen Welt,
Die viel verspricht
Und wenig hält;
Doch ob sie bricht,
Ob stählt den Mut,
Nur immer tut
Gar wohl bestellt,
Was Gott gefällt.

*

Jedes treue Rückgedenken,
Jedes sich Inleidversenken
Um ein längst entschlafnes Glück,
Bringt Verlornes uns zurück.
Fühle nur sein Näherschweben,
Fühl sein leises Dichumweben,
Fühle geisterhaft vereinen
Fernes Sehnen sich dem deinen.

Gedanken.

Einst kamt ihr im Sturme, ihr kamt wie die brausende Flut, wie Blitze aus dunklem Gewölke, wie Morgenlicht, wie dräuender Zorn, ihr kamt wie funkelnder Haß, wie allbezwingende Liebe, in jagender Flucht, in lastender Schwere, ihr kamt quälend, friedenmordend, zu rütteln an den ehernen Pforten des Glaubens, wie scharfes Gift zu nagen an jeder Wurzel schöner Pietät und innigen Vertrauens. Ihr kamt wie Engelsscharen auf regenbogenfarbigen Flügeln und verklärtet mir die Welt, ihr brachtet Wärme, Kampf, Stärke, Begeisterung, ihr brachtet Leben, verlangtet Leben und Gestalt, und bekamt Leben und Gestalt.

Und jetzt — was seid ihr jetzt? Bleiche Schatten, die ziellos gleiten, hin und her und auf und ab, formlos ineinander, auseinander schweben, nicht zu fassen, nicht zu ballen, arme, wallende Nebel, graue Träume, die entgleiten, zerfließen, bevor sie noch ausgeträumt sind.

DATE DUE / DATE DE RETOUR

CARR McLEAN

38-297

TRENT UNIVERSITY
0 1164 0282235 1

H. Fikentscher, Leipzig.